This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

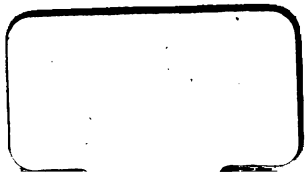
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06667374 4



EBD
Floto

(Foto)

Kaiſer
Heinrich der Vierte

und

ſein Zeitalter.

Von

Hartwig Floto.

Erſter Band.

Stuttgart und Hamburg.
Verlag von Rudolf Beſſer.
1855.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
340850
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1906

Ich muß nun reden von Verſchwörungen, Verrath und Frevelthaten, worüber die Wahrheit zu ſagen gefahrvoll, Falſches aber ſündhaft iſt.

Biſchof Otbert von Lüttich 1106.

Hätten die Fürſten dem Kaiſer ihre Eide gehalten, ſo wäre nicht dieſe Spaltung im Reiche entſtanden, und dieſe inneren Kriege, die Kirche und Staat zerrüttet haben. Aber durch ihren Eidbruch iſt alles Dieſes gekommen.

Biſchof Waltram von Naumburg 1092.

Henricus misericors et pater pauperum.

Catal. regum imperatorum.

Quia nimium pius erat.

Marian. Scot. contin. II. 1086.

Meinem Lehrer

Leopold Ranke

zugeeignet.

1 UP EXCH 4 JAN 1905
HARVARD UNIV LIB (2v) 150

Seite

Verschwörung deutscher Fürsten gegen die Kaiserin (Anno von Köln) XVIII 194
Heinrich IV. wird seiner Mutter geraubt XIX 200
Zustände in Italien (Viktor II., Stephan X.) XX 204
Hildebrand und die Kardinäle XXI—XXII 206
Pabst Nikolaus II. und sein Gesetz über die Pabstwahl XXIII—XXIV . 218
Gottfried der Bärtige XXV 223
Die Normannen in Unteritalien XXVI 225
Die römischen Edelleute unterworfen XXVII 231
Die Lumpen in Mailand. Erstes Stadium XXVIII—XXX 232
Die Kaiserin setzt den Pabst Nikolaus II. ab XXXI 239
Zwiespältige Pabstwahl XXXII 241
Kämpfe zwischen den Päbsten Kadalus und Alexander und endlicher Sieg Alexanders und Hildebrands (Adalbert von Bremen) XXXIII—XL 246
Stellung Hildebrands seit 1066 (die Lumpen in Mailand. Zweites Stadium.) XLI—XLV 267
Heinrich IV. i. d. Händen der Fürsten (Skandal z. Goslar) XLVI—XLVIII 277
Anno's Schalten und sein Verhältniß zu Heinrich XLIX—LIV . . . 284
Adalbert's Schalten und sein Verhältniß zu Heinrich LV 303
Adalbert's Sturz LVI 309
Heinrich's Vermählung LVII 315
Die Lügen über Heinrich's Privatleben LVIII 320
Simonie bei Hofe LIX 326
Auswärtige Politik LX. (Robert der Friese) 334
Zustand des Reiches im Allgemeinen 1066—70 LXI 341
Otto von Nordheims Sturz LXII 351
Adalbert's letzte Jahre LXIII 361
Die Fürsten im Süden und Westen des Reiches 1072—73 LXIV . . 364
Ursachen des Sachsenkrieges 1073 LXV—LXVI 372
Verschwörung zu Wormsleben LXVII 383
Heinrich's Flucht von der Harzburg LXVIII 387
Verhandlungen in Gerstungen LXIX 391
Reginger LXX 394
Treue der Stadt Worms LXXI 397
Belagerung der Burgen LXXII 400
Friede zu Gerstungen LXXIII 402
Zerstörung der Harzburg LXXIV 406
Intermezzo in Köln (Anno's Tod) LXXV 409
Reichsexpedition gegen Sachsen LXXVI 415
Schlacht an der Unstrut LXXVII 421
Unterwerfung der Sachsen LXXVIII—LXXIX 429

Erſtes Buch.

Staat, Kirche und Kultur Deutſchlands im elften Jahrhundert, mit Rückſicht auf die Nachbarländer.

I.

Das Zeitalter Kaiſer Heinrichs IV., welches ich zu ſchildern unternehme, iſt vielleicht die traurigſte Epoche der deutſchen Geſchichte. Denn ſollte unſer Vaterland in ſpäteren Jahrhunderten ſchwerer gelitten haben, ſo ſind dieſe Leiden doch nur unausbleibliche Folgen des Verrathes geweſen, den damals deutſche Fürſten gegen ihren Kaiſer übten. Aus dem 11. Jahrhundert datirt ſich jene Zerriſſenheit, welche Deutſchlands Fluch bis auf den heutigen Tag iſt, und der Einzige unter den ſpäteren Kaiſern, von dem man hätte erwarten mögen, daß er den Widerſtand der Fürſten gebrochen hätte, Heinrich VI., der blaſſe, ſchweigſame Mann, vor dem Italien zitterte, ward leider in der Blüthe ſeiner Jahre hinweggerafft.

Ein anderes Geſchick hat über Frankreich gewaltet, wo ein Reich zuſammengeſchweißt iſt aus viel heterogeneren Elementen, als ſich in Deutſchland vorfinden. Denn Normannen und Provençalen, Lothringer und Gaskogner haben doch wahrlich von Natur weniger mit einander gemein, als der Pommer und der Schwabe, der Frieſe und der Oeſterreicher. Auch ſtanden einander im 11. Jahrhundert die einzelnen Stämme in Frankreich aufs Schroffſte gegenüber. Wie oft beſchworen nicht die Ritter in Franzien den König Heinrich I., die Jugend Herzog Wilhelms (des Eroberers) zu benutzen, um die Normannen zu vertreiben, welche Neuſtrien ihren Vätern mit Gewalt entriſſen. Mit welchem Grimm erſchlugen ſie nicht in ihren Fehden die normanniſchen Ritter in den düſtern Burgen an der Seine und warfen die Leichen auf Flöße, damit ſie vielleicht den Strom hinunter

nach Rouen ſchwimmen und den Normannen zeigen möchten, wie die Franken an ihnen Rache übten. Am Ufer der Garonne herrſcht derſelbe Haß zwiſchen Gaskognern und Franken: der geringſte Anlaß entzündet blutigen Zwiſt. Im Kreuzheer ſtehen die Ritter aus Gaskogne, Auvergne und Narbonne auf Seiten der ſpitzbübiſchen und geizigen Provençalen gegen Normannen und Nordfranzoſen.* Ja in den Briefen des wackern Biſchof Ivo von Chartres ſpricht ſich zuweilen ſelbſt ein ſcharfer Gegenſatz aus zwiſchen den Franzoſen an der Loire — den Celtigalliern** — und den Belgiern, wie er die Bewohner des Rheimſer Sprengels nennt.

Im 11. Jahrhundert, als in Deutſchland die Fürſten der kaiſerlichen Würde jene Wunden ſchlugen, die bis heute unheilbar geblieben ſind, befanden ſich die franzöſiſchen Könige in trauriger Ohnmacht, — und das hat ſie gerettet. Philipp I. durfte kaum die Mauern von Paris verlaſſen; denn in der Entfernung von einigen Meilen ſtanden drohend die Burgen ſeiner Barone, der Herren von Montlheri, der Grafen von Corbeil u. A., welche ihm oft jeden Ausflug aus ſeiner Reſidenz wehrten. Aber eben bei dieſer Schwäche der Könige hatten ihre Vaſallen, welche ja thun und treiben konnten, was ihnen gut dünkte, kein Intereſſe, ſie zu bekriegen; und als ſpäter der Kampf ausbrach, waren die Barone durch die Kreuzzüge geſchwächt, und nicht einig; die königlich geſinnten Städte hatten ihre Macht entwickelt; und Biſchöfe und Aebte waren durch bittere Erfahrungen belehrt, welch ſchlimmen Stand ſie den Baronen gegenüber hatten, wenn kein König dem zügelloſen Weſen derſelben Einhalt gebot. Zudem hüteten ſich die Päbſte zunächſt wenigſtens, bei ihren Streitigkeiten mit den Kaiſern, die franzöſiſchen Könige zu ihren Feinden zu machen.

Anders in Deutſchland. Kaiſer Heinrich III. hält ſeine Vaſallen mit eiſerner Fauſt nieder; nur an den Weſtmarken des Reiches flackert ab und zu die Flamme der Rebellion auf; im inneren Deutſchland wagt

* *Raimondus de S. Agile.* „Denn alle aus Burgund und Auvergne und Gaskogne und die Gothen wurden Provençalen genannt; die Uebrigen aber Franzoſen (Francigenae)".

** *Guilelm. Pictav. gesta Guil. ducis.* „Die Völkerſchaften zwiſchen Seine und Garonne heißen zuſammen Celtigallier; zwiſchen Rhein und Seine liegt das belgiſche Gallien."

der Verrath, auf welchen etwa der Letzte aus dem Mannsſtamm der Welfen ſinnt, kaum im Finſtern zu ſchleichen. Zudem ſetzt er die römiſchen Päbſte ein, wie andere Biſchöfe und Aebte im Reich.

Er ſtirbt; und hinterläßt ein ſechsjähriges Kind auf dem Throne, Heinrich den Vierten. Die Herzöge, Grafen und Biſchöfe ſehen wohl, daß der Knabe ſo klug, ſo feſt, ſo heldenhaft zu werden verſpricht, wie ſein Vater,* und alsbald legen ſie Hand ans Werk, um das zu hindern. Nachdem ſie ihn ſeiner edlen Mutter geraubt und ſchlecht erzogen, bekämpfen ſie ihn. Das Anſehen des Pabſtes, durch Heinrich III. aus tiefſter Schmach aufgerichtet und in einem Zeitraum von dreißig Jahren rieſenhaft angewachſen, wendet ſich mit den Rebellen gegen Heinrich IV. Die Städte ſind wohl treu — gelegentlich ſpottet man des kaiſerlichen Heeres, das meiſt aus Kaufleuten beſtände — aber noch giebt es keine mächtige Hanſa; und ſo geht mit der Macht des Kaiſerthums die Einheit des Reiches zu Grunde, wenn auch Heinrich IV. ſelbſt trotz alles bübiſchen Verrathes unbeſiegt bleibt und noch in den letzten Tagen ſeines Lebens den Triumph hat, durch ſeine weiſe Kriegführung die Rebellen im Lager vor Köln faſt aufgerieben zu ſehen.

II.

Wir rühmen uns oft deutſcher Treue. Aber zu Heinrichs IV. Zeit gewahrt man unter den großen Vaſallen in Deutſchland allenthalben *vorherrſchend* Eiferſucht und Treuloſigkeit gegen einander und gegen den Kaiſer, deren Quelle eine höchſt unwürdige, nur aus den Lehensverhältniſſen erklärliche Habgier und Begehrlichkeit iſt; im Uebrigen ſelten eine Spur von großherzigem Patriotismus, von Hingebung, von Treue, von Aufopferung, kurz von den Tugenden, die man gewöhnlich dem *Ritter* beilegt. Wenn man den Böhmenherzog Wratislaw ausnimmt, welcher für den deutſchen Kaiſer — er, der Slawe — bis zuletzt ſtandhaft focht, und etwa noch Dietrich von Oberlothringen, welcher indeſſen eher neutral blieb: ſo iſt unter den *Herzögen* der einzige Gottfried der Gerechte von Niederlothringen, der wahrſcheinlich treu geblieben wäre, aber leider dem

* Lambert. 1057: „es war ſicher vorauszuſehen, daß der Knabe vollſtändig die Sitten und Weiſe ſeines Vaters annehmen würde."

Eisen des Mörders im entscheidendsten Zeitpunkte erlag.* Und so kann man sagen: wären es nicht einige edle und fromme Bischöfe, ein Liemar von Bremen, Benno von Osnabrück, Dietrich von Verdün, Robert von Bamberg, Burkhard von Lausanne, Otbert von Lüttich, die im Bunde mit einigen Rittern, besonders bairischen, ferner den meisten der schwäbischen Grafen von Nellenburg, den Hohenstaufen u. A., ihrem Herrn und Kaiser in allem Elend die geschworene Treue bewahrten; — wären es nicht vor Allem die Städte: Augsburg, Nürnberg, Würzburg; das wackere Worms, welches Heinrich zuerst eine Freistatt bietet, da die Treue der Fürsten wankt; das ehrwürdige Mainz, in dessen Mauern die mächtigen Rebellen zittern; Köln, vor dem ihr Heer jämmerlich zu Grunde geht; Lüttich, wo der edle Bischof Otbert seinen vor Leiden früh gealterten fliehenden Kaiser aufnimmt und versichert: man habe ihm wohl ohne sein Verschulden das Reich, aber nicht die Dienste seiner Freunde rauben können, welche die Waffen für ihn zu führen wüßten; — wären es nicht solche seltene Lichtpunkte in diesem finstern Jahrhundert, so wäre diese Zeit für den deutschen Geschichtsforscher, der sein Vaterland liebt, der betrübendste und beschämendste Gegenstand.

III.

Der Eid galt den deutschen Fürsten des 11. Jahrhunderts herzlich wenig. Sie hielten ihn, so lange der Kaiser sie mit dem Schwert zur Treue zwang, und brachen ihn, wenn es ungestraft geschehen konnte. Doch wußten sie recht wohl, daß die Ehrfurcht vor dem Eide das Fundament des Staates war, wie ihr Haupt, Herzog Rudolf von Schwaben, damals, als sie in offener Rebellion begriffen waren, an Gregor VII. schrieb: ohne Heilighaltung des Eides könne kein König bestehen.** Und Angesichts der Treulosigkeit jener Zeit, die mit Eiden leichtfertig spielte, spricht ein Chronist offen aus: „Solchen Lehenseid achte ich gering; denn hinterdrein thun sie gerade das Gegentheil.“ ***

* Ich habe das Jahr 1076 vor Augen. Selbst Herzog Markwart von Kärnthen griff 1077 nicht energisch für Heinrich IV. ein; vielleicht konnte er es nicht.

** *Bruno de bello Sax.* c. 108.

*** *Gest. Cameracens. vers. gall.* c. 15: mais je prise poi telle feuté, car en derrere ils font tout le contraire.

Der Verrath deutſcher Fürſten trieb den deutſchen Kaiſer nach Canoſſa. Aber man darf nicht glauben, daß ſie aus Ehrfurcht vor der Kirche den Befehlen des Pabſtes gehorchten: es war ihnen nur darum zu thun, die kaiſerliche Majeſtät ſo weit zu ſchwächen, daß ſie in ihren Herzogthümern und Grafſchaften nach Willkür ſchalten konnten. Es iſt wahr: wie ſie auf der einen Seite die armen Bauern mit dem ſchön klingenden Worte „Freiheit" berückten und ihnen zuriefen: „ihr trefflichen Sachſen, wir werden für euch und eure Kinder kämpfen, ſo lange wir leben; werfet das Joch der Sklaverei ab;" — ſo ſchrieben ſie auf der andern Seite dem Pabſt, nur auf ſeinen Befehl hätten ſie dieſe Kriegslaſt auf ſich genommen.* Indeſſen wenn es gewinnbringend ſchien, kehrten ſie ſich nicht nur nicht an den Pabſt und ſeinen Bannfluch, ſondern dieſelben deutſchen Fürſten, welche angeblich aus Gehorſam gegen den Pabſt Heinrich IV. ſeiner Krone beraubten, waren es, welche unter Heinrich V. denſelben Pabſt mitten in ſeinem Rom ſchimpflich gefangen nahmen, weil er immer noch jene Forderungen ſtellte, wie ſeine Vorgänger unter Heinrich IV. gethan hatten. Nichts charakteriſirt ſie in dieſer Beziehung mehr, als ihr Benehmen auf dem Convent zu Quedlinburg 1085, wovon ſpäter die Rede ſeyn wird.**

Und noch heute gibt es Männer von edlem Herzen und übrigens erleuchtetem Geiſte, die aus Unkunde der Geſchichte von dieſen Jahrhunderten der Verwilderung und Geſetzloſigkeit als den Höhepunkten chriſtlicher Geſittung träumen.

IV.

Obwohl über Heinrich IV. ſehr viel geſchrieben worden iſt, ſo ſchienen mir doch weder Sitte und Bildung jener Zeit hinlänglich charakteriſirt, noch auch die Perſonen, die ſtreitenden Parteien und ihre Intereſſen, ſowie die Hauptmomente des Kampfes deutlich ge-

* Bruno c. 84 u. 108.

** Der ſächſiſche Annaliſt erzählt 1085: „Die vorher verſichert hatten, ſie wären Heinrichs Gegner nur zum Schutz des apoſtoliſchen Stuhles; die geſchworen hatten, ſie würden nie mit ihm Gemeinſchaft haben, wenn ihn der Pabſt nicht abſolvirte, die ſuchten nun einer dem andern zuvorzukommen, um Heinrichs Gunſt zu erlangen. Denn wenn er ihre alten Geſetze (d. h. die alte Anarchie) aufrecht erhielte, ſo wäre gar kein Grund zum Kriege mehr vorhanden."

zeichnet: die Fürſten, wie ſie die Hände mit Raub zu füllen ſuchen, uneinig, ſo lange der Kaiſer ein Kind iſt, dann aber, da er erwachſen iſt und ſelbſtändig regieren will, einig zur Rebellion; der Kaiſer, wie er inmitten der habgierigen, ihn von allen Seiten mißtrauiſch belauernden Fürſten aufwächst, dann „jugendlich dreinſtürmend“ die Zügel des Reiches ergreifen will und nun ſeine Vaſallen gegen ſich in Waffen ſieht, weil ſie fürchten, er möchte in die Fußſtapfen ſeines großen Vaters treten; der Pabſt endlich, wie er, um den Einfluß der Laien auf die Kirche zu vernichten, Pöbel und Ritter gegen die widerſpenſtigen Prieſter aufhetzt, ſich mit den Rebellen gegen den Kaiſer verbündet und die über alle Erwartung günſtigen Umſtände klug benutzt.

Und doch muß ich geſtehen: die Helden jener Zeit, deren Thaten und Leiden ich zum Theil dem Leſer ſchildern möchte, ſie werden, wie freilich alle Geſtalten ſo ferner Jahrhunderte, auch dem ſchärfſten Auge nur ſchwankende Schatten bleiben. Wie man damals gelebt, gewohnt, ſich gekleidet, divertirt und mit einander umgegangen; wie das Treiben an einer königlichen Pfalz geweſen, wie die Domherren in ihren Stiftshäuſern, die Mönche in ihren Klöſtern, wie beſonders die Ritter auf ihren Burgen, die Bürger in den Städten, die Bauern in ihren Gehöften und Hütten mit Weib und Kind, Verwandtſchaft und Freundſchaft zugebracht, wer vermöchte das genau und detaillirt zu zeichnen. Während ich ſchreibe, beleuchtet vor meinen Augen die Morgenſonne den Berg, auf welchem Heinrichs Lieblingsſitz, die Harzburg, ſtand. Ich verſetze mich in das Jahr 1073 und weiß, daß ſich damals dort oben dreihundert tapfere Ritter mit ihren Pferden und Waffen und Wurfmaſchinen befanden; daß in den königlichen Gemächern herrliche Schmuckſachen, goldene Gefäße, Becher, Schaalen und Reichsinſignien aufbewahrt wurden; daß dort oben eine, nur aus Holz, doch ſehr elegant gebaute Kirche ſtand, mit ſchönen Altarplatten, Gemälden, vergoldeten Kreuzen und Reliquienſchreinen. Es wird uns berichtet, daß ab und zu ein Fuhrknecht hinaufkeucht neben ſeiner mit Lebensmitteln beladenen Rheda; und daß auch wohl zwei oder drei Ritter den Saum des Gebirges entlang nach Goslar hinüber reiten, um ſich neue Waffen zu kaufen. Aber wie matt bleiben doch die Farben der Anſchauung, die wir

gewinnen! Wir können keinen Blick thun in die königlichen Gemächer, die Garderobe, die Rüſtkammer, die Vorrathsgewölbe und Ställe, in die Halle, wo etwa die Ritter würfeln und ein paar Domherrn eine Converſation halten, von der wir keine Vorſtellung haben, wenn uns ſchon geſagt wird, daß die Leute am Hofe eleganter und witziger reden, als anderswo.* Ja, wer im Geiſte die Ritter nach Goslar begleiten wollte, vermöchte er uns ein Bild zu entwerfen von den Bauern, die etwa am Wege ihre Aecker beſtellen; von den Hirten, welche die Goslar'ſchen Stadtheerden weiden; von den Straßen der Stadt ſelbſt, den Männern, Frauen und Kindern, die er in oder vor den Häuſern erblicken wird; vom Waffenſchmied endlich, in deſſen Laden die Ritter eintreten, um für ihre Silberdenare oder goldenen Byzantiner Schwerter oder Lanzen zu erſtehen?

Es iſt viel leichter, wenn man am kälteſten Tage des Januar durch eine Landſchaft wandert, wo die Bäume entlaubt ſind, Winternebel uns umgeben und der Schnee unter den Füßen knarrt, ſich mit einem Schlage in der Phantaſie in den heißen Juli zu verſetzen mit ſeinem ſatten Grün, ſchwülen Winde und gelben Kornfeldern — als ſich in unſern Tagen die Kultur und das sentiment jener Jahrhunderte zu vergegenwärtigen.

V.

Die Annalen und Chroniken der Mönche und Kleriker, welche uns von jener Zeit Kunde geben, ſind faſt wie ein ungeheurer Haufen Spreu, der vor dem Forſcher ausgeſchüttet wird, damit er die verhältnißmäßig wenigen nutzbaren Körner herausſuche.

Es ſind namentlich die Kloſterchroniken, welche dieſen Eindruck machen. Wir ſuchen in ihnen die Wirkungen, welche die großen Begebenheiten in kleinen Kreiſen hervorrufen mußten. Aber es iſt meiſt, als ob der Mönch, wie er da in ſeiner Zelle ſchreibt, kein Ohr hätte für das ſchreckliche Kampfgetöſe draußen. Ihn intereſſiren andere Sachen.

Fünf Meilen nordöſtlich von Rom z. B. erhob ſich unfern des Tiber das Kloſter Farfa mit ſeinen ſtarken Mauern und Thürmen und Säulenhallen, ſeiner herrlichen bleigedeckten Kirche, ſeinen fünf Baſiliken, ſeinen weitläufigen Wirthſchaftsgebäuden. Kaum gab es

* „Palatini sales". Chron. Andagin. 60.

ein Kloſter in Italien, das mit dieſem zu vergleichen geweſen. Seine Beſitzungen waren weit und breit zerſtreut. Manche davon hatten Herzöge, Markgrafen und Biſchöfe zu Lehen. Der Abt hatte zahlloſe Prozeſſe mit den päbſtlichen Beamten in Rom, vor dem Pabſt ſelbſt oder dem päbſtlichen Archidiakonus zu führen. Er hatte mit den Markgrafen von Toskana und Ankona, mit den Biſchöfen und Edelleuten in der Nähe zu thun. Der Mönch Gregor, welcher damals die Chronik von Farfa ſchrieb, muß die allerwichtigſten Begebenheiten in der Nähe geſehen oder doch in ſeinem Kloſter Leute gehabt haben, welche ihm die beſte Auskunft hätten geben können. Aber er beſchäftigt ſich faſt ausſchließlich damit, die Schenkungen zu regiſtriren, welche dem Kloſter gemacht werden, und in aller Kürze die Zänkereien zu berichten, welche es gab, wenn ein Nachbar die Kloſtergüter antaſtete. Des großen Kampfes zwiſchen Pabſt und Kaiſer geſchieht kaum Erwähnung. So nahe dem Schauplatze der folgenreichſten Ereigniſſe, dicht vor die Thore der ewigen Stadt geſtellt, berichtet er doch nichts von Biſchof Kadalus' Kampf gegen Pabſt Alexander II. und Hildebrand; nichts über die Stellung von Herzog Gottfried dem Bärtigen, Beatrix und Mathilde in der Mitte zwiſchen Kaiſer und Pabſt; ſo gut wie nichts über die Perſönlichkeit und das Treiben Hildebrands, oder über den kritiſchen Moment, wo Letzterer in der Engelsburg belagert wurde, ſeine treuſten Anhänger ſich friedlich in Kaiſer Heinrichs Lager eingefunden hatten, und die päbſtliche Sache ohne Robert Guiscard verloren war.

So ſchreibt ein Mönch im Hubertuskloſter am Fuße der Ardennen eine Chronik, einige Meilen vom Schloſſe Bouillon. Er hat Gottfried von Bouillon gekannt; aber der kleine Zwiſt ſeines Abtes mit dem Lütticher Biſchof intereſſirt ihn viel zu ſehr, als daß er der gewaltigen Bewegungen des Jahrs 1096, wo Gottfried mit 70,000 Mann nach dem Orient zieht, anders, als nur ganz beiläufig, Erwähnung thun könnte.

Oder wir finden, daß Mönche aus Kloſter Zwiefalt in Schwaben (freilich erſt im 12. Jahrhundert) durch Böhmen nach Polen reiten, um ſich von der Königin Salome Reliquien zu holen. Sie bringen bis zur Bzura vor und kehren wahrſcheinlich durch die Lauſitz und Meißen nach der Heimath zurück, froh der erlangten Schätze

und Reliquien: letztere beſtehend in einer Hand des heil. Stephan, vollſtändig erhalten, nur daß der Daumen abgeſchnitten war; einem großen Stück vom wahren Kreuz; einem Zahn von Johannes dem Täufer, einem Zahn der heil. Cäcilie, einem Zahn St. Pancratii, etwas Blut Chriſti u. dgl. Aber was ſie unterwegs von den Slawen geſehen, in Böhmen, in Krakau, Sandomir, Maſowien und Schleſien; wie Land und Leute, Straßen, Häuſer und Herbergen beſchaffen waren — Dinge, die uns aufs Höchſte intereſſiren würden — davon erfahren wir keine Silbe.

VI.

Aber noch mehr: dieſe guten Biſchöfe, Kleriker und Mönche, deren Berichte über den großen Kampf des Kaiſers gegen den Pabſt und gegen die deutſchen Fürſten uns vorliegen, ſie gleichen einer ſehr bedeutenden Schaar von Zeugen, die aus aller Herren Länder citirt werden, um über den großen Prozeß, den ſie aus größerer oder geringerer Entfernung mit angeſehen, ihre Ausſagen zu Protokoll zu geben. Engländer finden ſich ein; Normannen; Franzoſen auf galliſchem Kothurn, ſolche, die an der Seine und Loire zu Hauſe ſind, und ſolche, die mit dem greiſen Raimund von St. Gilles die gräßliche Belagerung von Antiochien überſtanden, oder mit Balduin am todten Meere Datteln gepflückt und die Muſcheln vom Fuß des Sinai bewundert haben; Deutſche aus Flandern, aus Lothringen, von Weſer und Elbe, vom Schwarzwalde, vom Bodenſee, aus Oeſterreich; ein Slawe aus Böhmen; Italiener aus der Lombardei, aus Rom, aus Apulien; auch Griechen, darunter eine zarte Prinzeſſin, laſſen ihre Stimme vernehmen.

Und es iſt ein ſehr verworrenes Durcheinander. Ihre Ausſagen ſind nicht nur verſchieden hinſichtlich der Ausdrucksweiſe, die alle Stufen der Eloquenz durchläuft, von der etwas einförmigen Redefülle des Hersfelder Mönches Lambert bis zu dem barbariſchen Latein jener römiſchen Geiſtlichen, welche, jeder Grammatik ſpottend, die annales Romani verfertigten; — ſondern gerade Diejenigen, von denen wir am meiſten Belehrung erwarten, widerſprechen einander in der auffälligſten Weiſe, und erſt eine mühſame Prüfung wird uns in den Stand ſetzen, ein billiges Urtheil zu fällen.

Hier geifert Bruno von Merseburg, der Anwalt der Rebellen, gegen den Kaiser und überschüttet uns mit einer Fülle von Anekdoten, von denen wir ihm fast keine glauben werden. Dort klagt der getreue Bischof Otbert von Lüttich mit heißen Thränen um den Tod seines großherzigen, milden, leutseligen Kaisers. Er hat vergebens seinen Namen zu verbergen gesucht, welcher in der Geschichte leben wird, so lange Treue und Dankbarkeit noch als Tugenden unter uns gelten. Dem Einen ist Pabst Gregor ein Heiliger, dem Christus erscheint, und der Wunder thut. Dem Andern ist er ein Nekromant, ein Giftmischer, der Buhle der Gräfin Mathilde, ein Tyrann, der nur durch seinen Geldsack sich in Rom hält und seine Pläne fördert. Einer der wichtigsten Zeitgenossen, der Mönch Lambert, welcher in Hersfeld schreibt, ist oft um so vorsichtiger anzuhören, je glatter der kopiose Strom seiner Rede fließt. Er berichtet in seiner zuversichtlichen pragmatischen Weise ebenso Ereignisse, die er selbst in der Nähe gesehen, — wie auch nie geschehene Dinge, die er sich erdacht, oder etwa von einem in Hersfeld vorkommenden Pilger, im benachbarten Fulda oder in Siegburg von den Mönchen gehört haben mag. *

„Myriaden von Lügen waren überall verbreitet." **

Darum scheint mir bei der Beurtheilung dieser Chronisten sehr zu beachten das Geständniß des Prager Dekan Kosmas, der in seinem achtzigsten Lebensjahre (1125) eine Chronik von Böhmen schrieb: „über seine Zeitgenossen die Wahrheit zu sagen, sey gefähr-

* Lambert ist der angesehenste aller deutschen Geschichtschreiber des Mittelalters. Indessen zum Beweise meines obigen Urtheils führe ich z. B. die Geschichten von Robert dem Friesen an (1071), wo Lambert sich, wie auch sonst ungemein häufig, durch seinen Hang zum Deklamiren fortreißen läßt. Die ganze, lange und rührende Botschaft Roberts an seinen Bruder Balduin ist sehr unpassend, weil Balduin todt war. Lambert schildert alles ganz genau und sehr zuversichtlich, und doch verhält sich alles anders. — Ich werde später beweisen, daß 1076 Pabst Gregor Heinrich IV. nicht nach Rom citirt hat, wie Lambert mit vielen Andern behauptet. Auch läßt sich sehr wohl bezweifeln, ob die Feier des Abendmahls in Canossa 1077 am 28. Januar so vor sich gegangen ist, wie Lambert erzählt. — Für seinen Standpunkt ist charakteristisch, daß er den Ursprung des Sachsenkrieges darin findet, daß Heinrich die Thüringer hätte zur Entrichtung des Zehnten an den Erzbischof von Mainz zwingen wollen; — „hanc causam originem seminariumque extitisse omnium malorum, quibus per plures jam annos respublica incommodissime vexabatur" (1074). Diesen Zehnten sollte nämlich auch Kloster Hersfeld entrichten.

** Berthold 1077: „mendaciorum myriades ubicunque regnabant".

lich. Sie wären meiſt jeder Tugend baar und wollten doch gelobt ſeyn. Zu lügen ginge indeſſen auch nicht an, da die Ereigniſſe Jedermann bekannt wären. Er wolle daher nur einige oberflächliche Notizen geben." * Nichts deſtoweniger berichtet Kosmas Sachen, die ihm kein Menſch glauben wird — ich meine ſeine erſtaunliche Schilderung des Verhältniſſes zwiſchen der Gräfin Mathilde und Welf V. — Beweis genug, daß in jener Zeit Gerüchte, ſicher abſichtlich, in Umlauf geſetzt waren und Glauben fanden, die man nach billiger Erwägung doch nur als unwahr bezeichnen kann. Ein Satz, deſſen man namentlich bei der Beurtheilung von Heinrichs IV. Charakter bedarf. **

Adeo maxima quaeque ambigua sunt, dum alii quoquo modo audita pro compertis habent, alii vera in contrarium vertunt. Et gliscit utrumque posteritate.

VII.

Die Gränzen des deutſchen Reiches, wie es auf Heinrich IV. kam, waren eigentlich unbeſtimmt. Denn wenn auch der Dänenkönig wohl als Vaſall des Kaiſers mit ſeinen Schiffen Dienſte that; wenn auch ab und zu die Wendenfürſten zwiſchen Elbe und Oder, der Herzog von Polen und der Ungarkönig den Lehnseid geſchworen und ſich zum Tribut verpflichtet hatten; und im Süden Apulien und Calabrien, im Weſten das Königreich Arelat *** zum Reich gerechnet wurden; — mithin alle Lande zwiſchen Rhone und Theiß, zwiſchen dem Skager Rack und dem Faro di Meſſina dem Kaiſer unterthan waren: ſo hätten doch in dieſen Gränzländern geradezu Legionen nach Art der römiſchen Kaiſerzeit aufgeſtellt werden müſſen, wenn die Kaiſer ſich einigermaßen hätten Gehorſam verſprechen wollen.

* Prolog. lib. III.

** Es iſt meine Pflicht, und ich ergreife die Gelegenheit hier am Ende der Einleitung, den Herrn Beamten der Wolfenbüttler Bibliothek öffentlich meinen Dank auszuſprechen für die außerordentliche Liberalität, mit der ſie mir die Schätze der Bibliothek zu Gebote geſtellt haben. Ohne dieſelbe wäre es mir nicht möglich geweſen, dieß Buch zu ſchreiben.

*** Das Königreich Arelat ward im Weſten im Allgemeinen von Rhone und Saone begränzt, im Oſten von den Alpen; doch gehörten noch einige Theile des heutigen Piemont dazu, ſowie die Schweiz bis zur Reuß. Im Norden erſtreckte es ſich bis nach Baſel und den Quellen der Moſel; im Süden bildete das Meer von den Rhonemündungen bis nach Nizza die Gränze.

Sobald die deutschen Fürsten sich gegen Heinrich IV. empörten, verloren diese Länder natürlich auch den geringen Schein der Abhängigkeit vom Reiche. Von Dänemark, den wendischen Landen, Polen und Ungarn als kaiserlichen Lehen ist zunächst kaum mehr die Rede. Gleich den Normannen in Unteritalien ziehen die Grafen aus Provence und Burgund nach Rom, um ihre Besitzungen vom Pabst zu Lehen zu nehmen. Der Erzbischof von Lyon läßt sich vom Pabst ordiniren, ohne den Kaiser zu fragen. Die Grafen von Flandern, auf die Gränzscheide zwischen Deutschland und Frankreich gestellt, von jeher seltene Gäste am kaiserlichen Hof, machen sich fast unabhängig, wie überhaupt Bande des Blutes, Bildung und Neigung sie zu Frankreich hinziehen.

VIII.

Von dem eigentlichen Deutschland bildete den Mittelpunkt das Herzogthum Franken, welches sich zu beiden Seiten des Main ausbreitete, im Süden bis zur Murg, im Norden bis zum Zusammenfluß der Werra und Fulda. Rings umher gränzten daran die Herzogthümer Sachsen, Niederlothringen (Ripuarien), Oberlothringen (das Herzogthum an der Mosel), Schwaben, Bayern mit der Mark Oesterreich, sowie die Grafschaft Thüringen und andere Gaue,* die jetzt Theile der sächsischen Fürstenthümer sind. Außerdem gehörten zum Reich im Norden das Herzogthum Friesland, im Westen ein Theil der Grafschaft Flandern (der größere Theil war französisches Lehen), im Osten und Süden die Marken Meißen und Lausitz, die Herzogthümer Böhmen (und Mähren) und Kärnthen (an beiden Ufern der Drau und Mur), letzteres mit vier Markgrafschaften.

Doch wie Friesland im Nordwest, so greift Kärnthen im Südost kaum in die Geschichte des eilften Jahrhunderts ein. Auch Oesterreich nur selten, da der Schauplatz der entscheidenden Begebenheiten nicht bis dahin reichte. Gerade darum war hier die Stätte, wo Geistliche gegen Ende des Jahrhunderts Muße fanden, deutsch zu dichten und ihre Produktionen aufzuschreiben. Die meisten und werthvollsten Ueberreste deutscher Poesie jener Zeit, namentlich jene asketi-

* Eigentlich nur der Orlagau.

ſchen „gereimten Reden", ſind in Oeſterreich, Kärnthen und Steyermark entſtanden, während der große Schatz epiſcher und lyriſcher Volkslieder des Jahrhunderts uns verloren iſt, weil Niemand ſie aufſchrieb.

IX.

Denn dieſe Gegenden waren zum großen Theil deutſch,* und darum nicht im beſten Einvernehmen mit den benachbarten Czechen in Mähren, von denen ſie keine natürliche Scheidewand trennte. Von Fehden und nächtlichen Beutezügen, um gegenſeitig Heerden wegzutreiben und Dörfer auszuplündern, wird uns ab und zu berichtet.

Bitter klagten die Böhmen über den Stolz der Deutſchen, welche in ihrer Aufgeblaſenheit die Slawen und ihre Sprache verachteten; indeſſen daß die Sitten der Böhmen ſehr barbariſch waren, geht aus Kosmas' trefflicher Chronik unzweifelhaft hervor; ſie iſt voll von Berichten über die ſchauderhafteſten Frevelthaten, empörenden Verrath und blutige Gräuel. Im Kriege kam keine Nation in Raubſucht und der Kunſt, Beute zu machen, den Böhmen gleich; und wenn es wahr iſt, daß ein altes Vorrecht den böhmiſchen Herzögen geſtattete, ihre Ankunft am kaiſerlichen Hof von ferne durch den Brand einiger Dörfer zu verkünden,** ſo ſcheint dieſe Thatſache zu beweiſen, daß die Kaiſer mit gutem Humor den Hang der Böhmen zum Brennen und Plündern für unverbeſſerlich hielten. Der heilige Adalbert, im 10. Jahrhundert Biſchof von Prag, beſchloß, ſein Bisthum und ſeine Heimath zu verlaſſen, „denn das Volk ſey boshaft und unzüchtig, die Geiſtlichen ungehorſam und nachläſſig, der Adel hoffährtig und tyranniſch." An ſeinem Grabe zu Gneſen gab der große Herzog Bretislaw I. den Böhmen 1039 Geſetze, um die Sitten des Volkes zu beſſern. Hinſichtlich der Ehen, ſagte er u. A., ſtänden ſie mit dem Vieh auf gleicher Stufe. Künftig ſollte ein Mann nur ein Weib haben, und ein Weib nur einen Mann; wer dawider han-

* Kosmas ſagt, von Mähren ſey der öſtliche Theil zu Jagd und Fiſcherei geeignet, der weſtliche (ſüdweſtliche) aber, nach den Deutſchen zu gelegen (versus Theutonicos), ſey ebener und fruchtbarer. Kärnthen war ſlawiſch. Die Herzöge werden geradezu Herzöge der Slawen genannt.

** So berichtet Palacky. Geſch. Böhmens I.

delte, ſollte nach Ungarn verkauft werden. Die Wirthshäuſer wolle er ganz aufgehoben wiſſen; denn dort entſtänden alle Frevel: Diebſtahl, Ehebruch und Todtſchlag. Würde künftig eine Schenke entdeckt, ſo ſollte der Wirth auf dem Markt an einem Pfahl aufgehängt und ſo lange geprügelt werden, bis der Beamte müde wäre. Das Getränk würde man auf die Erde ſchütten und die Säufer in den Kerker werfen.

X.

Die wendiſchen Stämme, welche damals vom Iſerkamme bis zur Oſtſee ſaßen, hielten mit der zäheſten Ausdauer am Heidenthume feſt, weil ihnen das Chriſtenthum zunächſt nur Knechtſchaft brachte, und der Kampf für ihre Götzen zugleich ein Kampf für Wohlſtand, Freiheit und Nationalität war.

Früherhin wohnten ſie bis nach Heſſen hinein. Als Sturm, der Schüler des heil. Bonifazius, auf der Handelsſtraße von Mainz nach Thüringen die Fulda paſſierte, traf er auf Slawen, die ſich dort badeten. Sie beſpritzten ihn, wie er auf ſeinem Eſel vorbeiritt, ohne ihm ſonſt Leides zu thun. Bonifazius ſelbſt, der freilich durch die wunderbare Schönheit des angelſächſiſchen Stammes verwöhnt ſeyn mochte, nennt ſie „ein wüſtes und häßliches Geſchlecht". — Im eilften Jahrhundert gab es noch Slawen bei Saalfeld in Thüringen, welche der Erzbiſchof Anno von Köln vergebens zur Beobachtung der Faſten anzuhalten ſuchte. Auch Biſchof Günther von Bamberg erklärte 1058, in ſeinem Sprengel, an den Mainquellen und der Regnitz, wäre das Landvolk zum größten Theile ſlawiſch und heidniſchen Gebräuchen ergeben: nahe Verwandten heiratheten einander, und den Zehnten wollten ſie nicht zahlen. *

Es gelang wohl einmal, ſlawiſche Fürſten jenſeit der Elbe für das Chriſtenthum zu gewinnen, ſo daß ſie Tribut zahlten, Kirchen bauten und chriſtlichen Prieſtern, beſonders nördlich von der Havel, Wohnſtätten bereiteten, auch in Hamburg erſchienen und den Sachſenherzögen und den Bremer Erzbiſchöfen (welchen damals Hamburg gehörte) dienten; ferner ihre Landsleute anhielten, den verhaßten

* Ueber Saalfeld ſ. chron. Andag. 11; über Bamberg einen Erlaß Günthers über eine Diözeſanſynode von 1058 bei Harzheim III.

Zehnten an die christlichen Geistlichen zu entrichten. Um 1060 wirkte Fürst Gottschalk, voll Hoffnung auf den verheißenen Lohn im Himmelreich, mit solchem Eifer für das Christenthum — er predigte in den Kirchen oft selbst in slawischer Sprache, wenn er glaubte, das Volk hätte die Priester nicht verstanden — daß nicht Geistliche genug vorhanden waren, um die Heiden zu taufen.

Aber dann erhob sich wieder der verhaltene Grimm gegen das Christenthum. Die Kirchen wurden dem Erdboden gleich gemacht; die Priester grausam gemartert und getödtet; ihre Köpfe auf Spieße gesteckt und im Triumph in dem Tempel des Gottes Redegast zu Rethra (bei Neu-Strelitz) aufgestellt; kurz jede Spur des Christenthums vertilgt. Der Priester Adam von Bremen erzählt: „Der König von Dänemark (Swen) hat mir gesagt, die Slawen hätten sicher leicht für das Christenthum gewonnen werden können, ohne die Habsucht der Sachsen, denen mehr am Tribut der Heiden, als an ihrer Bekehrung gelegen ist. Sie zwingen durch ihre Grausamkeit die Bedrückten zum Aufstande."

Demnach wehrten sich die Wenden gegen die Sachsen aus demselben Grunde, aus welchem sich drei Jahrhunderte früher die Sachsen gegen Karl den Großen gewehrt hatten. Denn wenn damals (so urtheilte Alcuin, Karls Freund, † 804) das sanfte Joch Christi dem harten Sachsenvolke ebenso eindringlich geprebigt wäre, wie die Entrichtung des Zehnten und der gesetzlichen Strafen für die kleinsten Vergehen, so wären sie vielleicht vor der Taufe nicht zurückgeschreckt. Aber die Geistlichen wären nicht Prediger, sondern Plünderer. *

Auch war das Christenthum jener Zeit wahrlich nicht sehr anziehend. „Wir haben nichts mit euch zu schaffen," sagten die Pommern zu Bischof Otto von Bamberg, „lassen nicht von unsern Sitten, sind mit unserer Religion zufrieden. Unter den Christen gibt es Diebe und Räuber. Man hackt ihnen die Füße ab, sticht ihnen die Augen aus, jeden Frevel übt der Christ am Christen. Eine solche Religion sey ferne von uns." Erst als er sie mit Kleidern und schönen Gürteln beschenkte, Gefangene loskaufte, kleidete, mit Speise erquickte

* Praedatores, non praedicatores. Auch von den Schweden meint Adam von Bremen, sie würden leicht zum Christenthum zu bringen seyn, wenn sie nicht an unsern schlechten, selbstsüchtigen Priestern Anstoß nähmen.

und als Freie entließ, ſchenkten ſie ſeinen überdieß lockenden Lehren von der Unſterblichkeit der Seele, der Auferſtehung des Fleiſches und der Herrlichkeit des Paradieſes ein williges Ohr.

XI.

Der Prieſter Adam aus Bremen beſuchte den Dänenkönig Swen im Jahre 1068 und erfuhr von ihm höchſt intereſſante Nachrichten über die Länder im Oſt und Nord; Nachrichten, die beſonders dadurch wichtig ſind, daß ſie uns zeigen, wie weit ſich nach jenen Gegenden der geographiſche Geſichtskreis der Dänen und unſerer ſächſiſchen Altvordern erſtreckte.

„Die Hamburger Parochie reiche bis zur Peene, dann kämen die Lande der Wilzen und Pommern, und das weite Polenreich, welches an Rußland ſtieße. Das Slawenland ſolle 10 Mal ſo groß ſeyn, wie unſer Sachſen, beſonders wenn man die Böhmen und die Polen jenſeits der Oder hinzurechnete, die weder durch Sprache, noch durch Kleidung verſchieden wären.

„Am Ausfluſſe der Oder läge die berühmte Stadt Jumne, der beſuchteſte Hafen für Barbaren und Griechen. * Das wäre die größte Stadt in Europa, und es wohnten da Slawen mit andern Völkern, Griechen und Barbaren. Auch Sachſen wäre es wohl geſtattet, dort unter gleichem Geſetz zu wohnen, nur dürfte Niemand ſagen, er wäre Chriſt. Die Einwohner wären alle Heiden; was aber Sittlichkeit und Gaſtfreiheit anbeträfe, ſo gäbe es kein edleres und freundlicheres Volk. ** Die Stadt wäre reich durch die Waaren aller nordiſchen Völker.

„In Rußland wäre der Hauptort Kiew, der an Glanz mit Konſtantinopel wetteiferte. Aber hinter den Ruſſen wäre das Chaos, da wohnten Amazonen, Menſchenfreſſer, Cyclopen, Hundsköpfe.

„Im baltiſchen Meere wäre der Seefahrer in beſtändiger Gefahr vor Stürmen und Piraten, von denen es an den jütiſchen, ſchwediſchen und ſlawiſchen Küſten wimmelte. (Nämlich die Könige

* Adam hat eine vage Idee, als könne man von der Oſtſee um Rußland herum nach Griechenland zu Schiffe kommen. Auch theilt er mit, „erfahrene Leute behaupteten, von Schweden wären einige zu Lande bis Griechenland gekommen.

** Wie bei allen nordiſchen Völkern, herrſchte auch bei den Pommern Vielweiberei. Ferner durften neugeborene Mädchen getödtet werden.

erlaubten gegen einen Tribut Seeraub zu üben. Verschmähte doch Swen selbst nicht, in früheren Zeiten, da er nach England fuhr, an der Küste des Landes Hadeln zu landen, um zu plündern. Sächsische Ritter nahmen ihn da gefangen.)

Von Inseln erwähnt Adam Bornholm als besuchteste Station für die Schiffe, welche nach Griechenland und zu den Barbaren führen. Aber auf Femern und Rügen hausten die grausamsten Piraten, welche keines Fremden schonten. Ebenso wären Kurland und Esthland Inseln. Auf Esthland beteten schändliche Götzendiener geflügelte Drachen an und opferten ihnen Menschen, die sie von Kaufleuten erhandelten. Auf der „Insel" Samland dagegen wohnten die Preußen. „Das sind sehr freundliche Leute. Den Schiffern, welche auf dem Meere durch Sturm oder Seeräuber gefährdet werden, fahren sie zu Hülfe. Gold und Silber achten sie für nichts; an seltenem Pelzwerk, wonach bei uns so verderbliche Sucht herrscht, haben sie Ueberfluß. Solche Felle schätzen sie ganz gering, während wir jeden Frevel begehn, um sie zu besitzen. Die kostbarsten Marderpelze vertauschen sie gegen unsere Wollenstoffe. Viel Löbliches ließe sich über ihre Sitten sagen, wenn sie nur an Christus glauben wollten. Aber die christlichen Prediger verfolgen sie auf unmenschliche Weise. Sonst haben Christen dort alle bürgerlichen Rechte; nur dürfen sie nicht den heiligen Hainen und Quellen nahen. Sie essen Pferdefleisch und trinken Pferdemilch und Blut. Es sind dunkelfarbige Menschen mit röthlichem Gesicht und tragen langes Haar. Uebrigens dulden sie in ihren unzugänglichen Sümpfen keinen Herrn unter sich."

Genauere Kunde gab Swen von den Schweden, ihren Sitten und der Verehrung der drei Götter Wodan, Thor und Freyr im goldenen Tempel zu Upsala; ferner von den armen, genügsamen und tapfern Norwegern, welche den Zehnten nicht entrichten wollten und daher dem Priester für Krankenbesuche, Begräbnisse, Taufe, Confirmation, Altarweihen u. s. w. besonderes Honorar zahlten.

In dem schrecklichen, gefahrvollen, unermeßlichen Nordmeere erzählte Swen von dem baumlosen Helgoland, einer Insel, die acht Meilen lang und vier Meilen breit wäre und selbst von den Seeräubern für heilig gehalten würde, welche den dort wohnenden Eremiten stets den Zehnten ihrer Beute zollten.

Ferner von Island und Grönland. Mehr nach Norwegen hin läge die Inſel Halagland. „Da ſieht man um die Sommer-Sonnenwende 14 Tage hinter einander die Sonne über der Erde, und im Winter ebenſo ſcheint die Sonne 14 Tage lang nicht. Das ſcheint den Barbaren erſtaunlich, die nicht wiſſen, daß die ungleiche Länge der Tage im Vorrücken und Zurückweichen der Sonne ihren Grund hat. Denn wegen der runden Geſtalt der Erde muß es geſchehen, daß die Sonne an der einen Stelle aufgeht und Licht verbreitet, an der andern aber untergeht und Nacht zurückläßt. Steigt ſie nun herauf bis zur Sommer-Sonnenwende, ſo verlängert ſie den Bewohnern des Nordens die Tage und verkürzt die Nächte. Steigt ſie aber hinab zur Winter-Sonnenwende, ſo geſchieht Solches auf ähnliche Weiſe den Bewohnern des Südens. Da die Heiden dieß nicht wiſſen, ſo nennen ſie jenes Land heilig."

Dann ſolle noch eine Inſel Winland (bekanntlich Nordamerika) hoch im Norden liegen, wo trefflicher Wein wüchſe und auch Feldfrüchte. Aber „dahinter iſt Alles mit Eis und Finſterniß bedeckt, wie es noch neulich der erfahrene Normannenfürſt Harald († 1066) fand, der das Nordmeer unterſuchend an die dunkeln Marken der Welt kam und kaum dem entſetzlichen Abgrunde entging."

Adam erwähnt noch die Fahrt einiger edlen Frieſen, die gehört, daß von der Weſermündung gerades Weges bis zum Norden kein Land mehr wäre. Sie fuhren aus von Friesland, hatten Dänemark zur Rechten, Britannien zur Linken, und kamen zu den Orkaden. An dieſen fuhren ſie rechts vorbei, dann weit um Island herum — und nun ihre Seele Gott und dem heil. Bekenner Willehad befehlend, ſteuerten ſie in das finſtere Dunkel des verdickten* Ozeans, welches das Auge kaum durchdringt. „Da ergriff ſie die Strömung des Ozeans, welcher dort zu ſeiner Quelle zurückſtrömt, und zog ſie reißenden Laufes in jenes tiefe Chaos, wohinein die Meeresfluthen ſtrömen ſollen, um dann von Neuem ausgeſpieen zu werden." Einige kamen dort um; doch kehrten die Uebrigen nach großen Gefahren wohlbehalten nach Bremen zurück.

* Concretus. Das heißt nicht geronnen, wie es irgendwo überſetzt iſt; es iſt das pigrum et grave remigantibus des Tacitus. Agricol. 10.

XII.

Der wilde und trotzige, oft treuloſe Charakter des mächtigen Sachſenſtammes, deſſen Wohnſitze ſich von der Lippe bis zur Elbe, vom Erzgebirge bis nach den Sümpfen Frieslands erſtreckten, war faſt ſprichwörtlich. In unſerm Epos Gudrun wird berichtet, wie nach der Erſtürmung von Hartmuths Burg der alte Ritter Wate durch die Gemächer tobt und ſelbſt die Säuglinge erſchlägt. Als ihn ein Kampfgenoſſe darüber ſchilt, erwiedert er: „Du ſprichſt wie ein Kind. Die jetzt in der Wiege weinen, ſollten die erwachſen, ich wollte ihnen mehr nicht trauen, als einem wilden Sachſen.“

Der Mönch Widukind aus Corvey (ſchrieb um 950) erzählt, wie ſie in uralter Zeit, um die Thüringer zu überwältigen, die Häuptlinge derſelben zu einer Berathung einluden und dabei die Argloſen mit ihren langen Meſſern erſtachen. „Da fingen die Sachſen an, berühmt und unter den Nachbarvölkern gefürchtet zu werden.“ — So ſagt ein normänniſcher Chroniſt des elften Jahrhunderts (Wilhelm von Poitiers in den Thaten Herzog Wilhelms) von den Engländern: „Dieß Volk neigt von Natur immer zum Streit; denn es ſtammt vom alten Volke der Sachſen, und das ſind die wildeſten Menſchen.“ In der That, ſie werden von Slawen und Süddeutſchen kaum erwähnt ohne Bezeichnungen, wie „wild, härter als Stein.“ Doch tadelte man an ihnen, die im Kriege an Ungeſtüm alle Anderen überträfen, ebenſo ein zu großes Phlegma in Friedenszeiten.

Städte gab es wenig in Sachſen. In vielen Gegenden lebten die Familien noch nach uralter Weiſe auf vereinzelten Gehöften. Ueber die ſächſiſchen Bauern führten die Prieſter bittere Klage, und wenn dieſelben auch in jener Zeit in keiner deutſchen Provinz ſehr ſanfter Gemüthsart geweſen ſein mögen, ſo iſt doch beſonders von denen in Sachſen zu vermuthen, daß die Gräuel, durch welche Karl der Große die Annahme des Chriſtenthums und die Entrichtung des Zehnten erzwungen hatte, noch immer nicht vergeſſen waren. In Weſtfalen nöthigte Biſchof Benno von Osnabrück die Bauern durch Prügel zur Zahlung ihrer Abgaben — „und daß dieß Noth that (fügt Abt Norbert, ſein Biograph, der in den neunziger Jahren ſchrieb, hinzu), wird Jeder wiſſen, der die Menſchen in dieſem Lande kennt

und ihre harte Bosheit, Untreue und Liſt ertragen muß.“ Ebenſo werden ſie im Bremer Sprengel geſchildert. Erzbiſchof Adalbert (1045—72) war zuweilen aus Oekonomie über Jahresfriſt abweſend von Hauſe. Kam er dann zurück und hielt mit ſeinen Verwaltern und Leibeigenen Abrechnung, ſo hatten ſie gerade ſo viel gebraucht, als wenn er in Bremen geweſen wäre. „Denn,“ ſagt Adam von Bremen, „dieſe Art von Menſchen iſt, wie Salluſt ſie beſchreibt, wankelmüthig und treulos, und weder durch Wohlthaten, noch durch Furcht zu bändigen.“ Adalbert war empört über ihren Hang zum Trinken, „welches das eigenthümliche Laſter jener Leute iſt.“ In der Trunkenheit ſchimpften und ſchlügen ſie einander; Viele bewahrten auch heidniſchen Irrthum, brächen die Faſten, hielten Meineid für nichts, Blutvergießen für löblich; Unzucht und Ehebruch wäre an der Tagesordnung. Eiferte er in ſeinen Predigten dagegen, ſo verlachten ſie ihn.

XIII.

Faſt ganz ſo erſcheinen die Frieſen, welche von der Mündung des Rheines die Seeküſte entlang bis zur Elbmündung wohnten, und wo die Bauern mehr als irgendwo ſonſt dem Adel und der Geiſtlichkeit gegenüber ihre Unabhängigkeit behauptet hatten. Ab und zu machten die Grafen von Holland, oder ſelbſt die Herzöge von Sachſen, den Verſuch, ſie zum Tribut zu zwingen, erlitten aber die blutigſten Niederlagen. Noch lange hielten ſie an ihren heidniſchen Sitten feſt. Mit Schaudern erzählt ein Chroniſt, die Waſſerfrieſen (aquatici Frisones) gingen nicht einmal zu Oſtern zum Abendmahl. Einer hätte in frevelhaftem Uebermuth geſagt, er ginge dafür lieber ins Wirthshaus.

Doch erfahren wir von den Frieſen im elften Jahrhundert faſt nur etwas wegen ihrer Verbindung mit Flandern.

Flandern ſelbſt, das nur zum geringen Theile zum Reiche gehörte, war berühmt durch ſeine Pferde und Reiter, reich an Getreide (und Stroh galt viel in dem holzarmen Lande), reich an ſchönen Frauen und an Gefahren.* Hier, wie in den beiden Lothringen, gab es treffliche Kriegsmannſchaft; denn das waren die

* So Rudolf von Caën: gesta Tancredi.

Aeußerſten Enden des Reichs, wo unabläſſig der Krieg tobt,
Und von feindlichem Blut fortwährend die Erde ſich röthet. *

Nirgends im Reich gab es ſo viel Kriegslärm; erhoben ſich ſo ſchnell und häufig Raubneſter in Fels und Sumpf; waren ſchon ſo viel Söldner zu haben, die von einem Herrn zum andern liefen; fochten die Ritter ſo vielfach gegen einander oder gegen die Biſchöfe, als in dieſen weſtlichen Theilen des Reiches. Nicht bloß, daß die Kaiſer öfters gegen die flandriſchen Grafen oder einen Herzog von Lothringen und deſſen Bundesgenoſſen zu kämpfen hatten, ſondern hier liefert der Biſchof von Lüttich ein Treffen gegen den Grafen von Löwen; dort hat der von Cambrai gegen ſeinen Kaſtellan, gegen benachbarte Ritter, oder auch gegen die Bürger in der Stadt zu ſtreiten; lothringiſche Ritter fallen in das Gebiet von Vermandois, führen Beute, Heerden und Gefangene hinweg. Ein anderes Mal ſprengt ein Graf von Grandpré mit ſeinen Reiſigen gegen Verdün heran, oder der Biſchof dieſer Stadt muß in Frankreich einrücken, um dort feſte Ritterſitze an der Gränze zu belagern, wie St. Menehould oder Clermont-en-Argonne. — Der Reiſende, wenn er im Walde übernachtet, merkt auf jedes Geräuſch, in Furcht, von Räubern gefangen oder ſeiner Pferde beraubt zu werden. „Es iſt eine böſe und verderbte Nation, unter der ich wohne," ſagt Biſchof Dietrich von Verdün.

In Oberlothringen ſprach man zum Theil franzöſiſch, namentlich in Metz, Toul und Verdün; ſo auch an der Gränze von Niederlothringen, in Bouillon u. ſ. w.; nach Flandern zu walloniſch. **

An geiſtiger Bildung glaubte man in Niederlothringen dem übrigen Deutſchland voraus zu ſein. Vom Lütticher Biſchof Notker wird z. B. geſagt, er ſei fein gebildet geweſen, obwohl aus Schwaben gebürtig. Auch aus Baiern vernehmen wir Klagen, daß die Biſchöfe nur ſolche Geiſtliche achteten, die in Gallien oder am Rhein gebildet wären. Lüttich, die freundliche Stadt am ſanftgeneigten Ufer der Maaß, rings von duftenden Gärten und ſchön belaubten Hainen

* *Anonymus de bello Sax.:*
Extremi regni fines, ubi bella moventur
Semper, et hostili crudescit sanguine terra.

** Mecheln nennt z. B. Abt Rudolf von St. Tron Mallines; er ſprach noch als Prior nur walloniſch und lateiniſch; ſtammte aus der Gegend von Namür. In St. Tron ſprach man deutſch.

umgeben, pries man ganz beſonders als die Blume des dreifach getheilten Galliens, das zweite Athen, als den anmuthigſten Sitz der Wiſſenſchaften, wohin Lernbegierige aus allen Gauen Deutſchlands ſtrömten. Noch am ſpäten Abend ſeines Lebens erinnerte ſich der Dekan Kosmas zu Prag mit Freuden an die hier verlebten Tage, da er unter dem Magiſter Franco Grammatik und Dialektik ſtudirt und „mit Frau Muſe auf grünen Wieſen geſcherzt hätte."

XIV.

Wenn ich es vermocht habe, nach den Angaben der Zeitgenoſſen den Charakter des ſächſiſchen Stammes zu beſchreiben, ſo iſt es mir nicht in gleicher Weiſe möglich, unſere ſtreitbaren Brüder zu ſchildern in den geſegneten fränkiſchen, bairiſchen und ſchwäbiſchen Gauen, ſo wenig wie Jene, „die aus Rhone und Araris trinken".

Wir müſſen in ihnen jene Züge ſuchen, in denen die Ausländer das ganze deutſche Volk charakteriſiren. Wenn einer unſerer Geiſtlichen ſelbſt meint, die Deutſchen wären weit hochmüthiger, als alle andern Nationen *; wenn der franzöſiſche Abt Süger von St. Denys mit Abſcheu und Kopfſchütteln unſre Geſandten zu Troyes 1107 anblickt — Herzog Welf V. von Baiern, den Biſchof von Münſter u. ſ. w. — wie rauh und trotzig ſie auftreten, und wie ſie „mit deutſchem Ungeſtüm knirſchend" an ihre Schwerter ſchlagen; — wenn der Normanne in Unteritalien (1053) ſchwäbiſche Ritter als ſchlechte Reiter trifft, aber als entſetzliche Kämpfer mit dem Schwert: — ſo können wir uns ungefähr eine Vorſtellung machen, wie ſüddeutſche Ritter den Fremden erſchienen. **

* *Ekkehard 1099:* nostra gens ceteris multo insolentior.

** In Ruperti Chron. S. Laurentii Leod. ſagt ein lothringiſcher Edler zu Biſchof Notker von Lüttich: „Wahrlich du zeigſt es, daß du von dem ſchlechten Volk der Alemannen ſtammſt, die immer ungetreu und wankelmüthig geweſen ſind." Schwäbiſche Soldaten dienten in dieſem Jahrhundert auch im kaiſerlichen Heere zu Konſtantinopel. „Der treuloſe Kaiſer Alexius vertrieb ſeinen Herrn Michael durch alemanniſche Miethstruppen", erzählt Ekkehard von Aurach 1101. Es ſind die Nemitzoi der Prinzeſſin Anna Comnena. Bei den Wäringern aus Thule (erzählt ſie) fand Alexius keine Hülfe; denn „bei denen iſt von Verrath keine Rede." Aber die Nemitzen, „auch ein barbariſches Volk, das ſchon lange den Römern dient," gingen zu ihm über. — Alemannen waren auch beim Kreuzheer, und es wird Klage geführt, daß ſie als Schildwachen auf der Mauer von Antiochien viel zu feſt geſchlafen hätten.

Den Franzoſen und Normannen waren wir Barbaren, ein Titel, mit dem wiederum unſere Annaliſten Normannen ſo gut wie Polen bezeichneten.

Doch herrſchte um die Mitte des elften Jahrhunderts in Franken, Baiern und Schwaben ſicher mehr Wohlſtand, als in den andern Herzogthümern, und vielleicht eben ſo viel Bildung als in Lothringen. Denn hier wurde (bis um 1060) der Friede ſehr ſelten geſtört.

Die Alpenkette trennte damals Süddeutſchland von Italien weit entſchiedener, als heutzutage. Die Gefahren, unter denen die Pilger über den Brenner, den Julier, die beiden Bernharde, den Mont Cenis zogen, waren oft entſetzlich. Häufig genug wurden ſie unter Lawinen vergraben; oder es geriethen bei tiefem Schneefall auch die kundigen Gebirgsführer auf Abwege, wenn ſie da voranſchritten, grobe Filzhüte auf den Köpfen, Pelzhandſchuhe an den Händen, die Stiefeln mit ſpitzigen Nägeln beſchlagen, lange Stangen führend, um den Weg im Schnee zu taſten.

Doch gelangten z. B. im April 1090 Geiſtliche aus Zeiz von Augsburg nach Verona (durch das Thal von Trient) in acht Tagen.

XV.

Leider brachte es die Kaiſerwürde mit ſich, daß unſere Kaiſer immer wieder jene unſeligen Römerzüge unternahmen, welche das Verderben für Deutſchland und für Italien geweſen ſind. Leider unterließen die Italiener es nicht, unſere Kaiſer immer wieder über die Alpen zu rufen; denn „ſie liebten es, zwei Herren zu haben",* um ſich des einen gegen den andern zu bedienen. Die berüchtigte, von Macchiavelli ſo treffend geſchilderte Politik der Päbſte, Italien durch die Eiferſucht mehrerer Mächte getheilt und ſo in Ohnmacht zu erhalten, ward im Grunde von allen italiſchen Großen geübt. In Oberitalien rufen ſie den Kaiſer herbei gegen den Pabſt oder einen übermächtigen Fürſten; gegen den Kaiſer etwa einen Herzog von Aquitanien oder einen Grafen von Champagne. In Unteritalien bedienen ſich die (longobardiſchen) Herzöge von Benevent und Salerno erſt der Sarazenen gegen einander, dann der Griechen gegen die Sarazenen, dann der Normannen gegen die Griechen. Aber die

* Liutprand. antapod.

Normannen waren noch liſtiger, als die Italiener, und beugten ſie unter ein Joch, das nicht abzuſchütteln war.

„Euer Volk iſt treulos", ſchrieb Herzog Wilhelm von Aquitanien an Markgraf Manfred von Suſa († 1037); „wenn ich die Krone von Italien annähme, ſo würde mir das ſchwere Feindſchaft zuziehen und meine Ehre verderben."

In den lombardiſchen Städten jedoch entwickelte ſich aus den ſchrecklichen Kämpfen dieſes Jahrhunderts zunächſt eine republikaniſche Verfaſſung, unter der ſie zu großem Wohlſtande und zu reicher Bildung gediehen.

Von Venedig iſt im elften Jahrhundert kaum die Rede; nur gelegentlich macht es ſich den Normannen vor Durazzo furchtbar. Erſt die Kreuzzüge gaben der Stadt ihre ſpätere Weltſtellung. Doch kannte man wohl die kühnen, kriegskundigen Seeleute dieſes wunderbaren, reichen, bevölkerten Ortes, der da oben im adriatiſchen Meere läge, rings von der See beſpült, ſo daß man nur zu Kahn von einem Hauſe zum andern zu gelangen vermöchte. Kein Volk ſei gewaltiger im Seekriege, oder geſchickter, die Schiffe zu lenken.

Piſaner findet man an jeder Küſte des Mittelmeeres, Handel treibend und Krieg führend, wie ſie ſardiniſche Schiffe plündern, den Normannen bei der Eroberung von Sizilien helfen, ſelbſt einmal Tunis erſtürmen, um eine Unbill zu rächen, die ihren Schiffen zugefügt iſt. Uebrigens ſpricht ein frommer Prieſter mit Schaudern von Piſa. „Wer dorthin kömmt, ſieht nichts als Meeresabenteuer. Es wimmelt da von Heiden, Türken, Afrikanern. Schmutzige Chaldäer beſuchen jene Geſtade. Es iſt eine falſche, verrätheriſche Stadt."

In Unteritalien werden beſonders Salerno und Amalfi genannt: jenes reich an Wein, Früchten, prächtigen Paläſten; dieſes an Zeugen und edlen Metallen. In Amalfi wohnten zahlreiche Schiffsleute, des Meeres und der Sterne kundig. Dort ſoll der Kompaß erfunden ſein. Sie führten Waaren zum Verkauf aus und kehrten mit fremden Produkten heim, waren in der ganzen Welt berühmt. Kaufleute aus Alexandrien und Antiochien, Araber, Inder, Sizilier trafen (ſo rühmte man) hier zuſammen. Auch die Medizin ward fleißig ſtudirt; man traf hier Geiſtliche, welche mehrere Dezennien am Euphrat zugebracht, um von den ſo hochgebildeten Arabern Heilkunſt und Phyſik zu lernen.

Der Arm des Kaiſers reichte indeſſen kaum bis hierher. Fühlten doch ſogar die Römer ſelten, daß ſie zum Reiche gehörten.

XVI.

Rom, über welches ſeit dem Tage, da Veſpaſian's Legionen in die Thore drangen, ſo viele Stürme hingezogen waren, behauptete noch immer ſeinen Rang als die erſte Stadt des Abendlandes. Nicht Gothen, noch Vandalen, noch Sarazenen; nicht die Nachläſſigkeit der Päbſte und der Bürger, noch das fortdauernde Wegſchleppen von Säulen und Marmortafeln, woraus man anderswo Kirchen baute, hatten jenen unermeßlichen Reichthum an Kunſtſchätzen erſchöpfen können, welcher dort in einer Reihe von Jahrhunderten aufgeſpeichert war. Freilich war es den Gläubigen, welche ſich dort in großer Zahl einfanden — theils hoch zu Roß mit ſtattlichem Gefolge, theils mit dem Bettelſtab in der Hand und den ſchmutzigen Ranzen auf der einen, den hohlen Kürbis auf der andern Seite — es war ihnen zunächſt darum zu thun, den Stellvertreter St. Petri zu ſehen, der die Schlüſſel zum Himmel führte, oder bei St. Peters Skelett anzubeten, das mit Gold und Edelſteinen eingefaßt in der Peterskirche gezeigt wurde, — oder ſonſt einen Heiligen zu verehren; denn kein Menſch kannte die Zahl von Märtyrern, die in Rom begraben waren. Allein wenn ſie dann die Straßen und Plätze durchwanderten, wie ſie zu thun pflegten, um die Augen an den Merkwürdigkeiten der Stadt zu weiden, ſo brachen ſie in Ausrufe der Bewunderung aus, die uns in dieſem Jahrhundert völlig überraſchen, und beweiſen, daß bei aller Verdüſterung der Sinn für das Schöne, ſelbſt wenn es Heidenwerk war, nie völlig erloſchen iſt.

„Dir, Rom, iſt nichts gleich," ruft Erzbiſchof Hildebert von Tours aus, „ob du ſchon in Trümmern liegſt. Die Zeit hat deine Paläſte zerſtört; die Göttertempel liegen im Sumpf; der Ort iſt hin, an dem die Fürſten ihre Schätze, die Geſchicke ihre Gunſt, die Bauleute ihre Fertigkeit, die ganze Welt ihre Reichthümer verſchwendet hat; die Stadt liegt da, von der ich nichts Würdigeres ſagen kann, als dieß: ſie war Rom. Dennoch konnten nicht die Jahre, nicht die Flammen, noch das Schwert alle ihre Zierde vernichten. Die Menſchen haben Rom ſo groß gemacht, daß die Götter es nicht haben

zerſtören können. Und dieſe Ruinen — bringet Geld, Marmor, der Götter Gunſt herbei; die Hand des Künſtlers ſei wieder thätig — ihr werdet ſie nicht wieder herſtellen können. Die Götter ſelbſt bewundern ihre Statuen und wünſchen ihnen ähnlich zu ſein. Ja die Natur konnte die Götter nicht ſo ſchaffen, wie des Menſchen wunderbare Gebilde ſie darſtellen. Man verehrt ſie mehr dieſer Statuen wegen, als wegen ihrer göttlichen Macht. Glückliche Stadt, wenn du keine Gewalthaber hätteſt, oder wenn deine Gewalthaber beſſer wären!" *

Dagegen waren die Römer ſelbſt, dieſe Nachkommen der alten weltbeherrſchenden Quiriten — ſie, welche der heil. Vater und die zahlloſe Prieſterſchaft der ewigen Stadt doch zunächſt zu chriſtlicher Sittlichkeit hätte anhalten ſollen — in der ganzen Welt bekannt als das nichtsnutzigſte Geſindel, das in der Chriſtenheit zu finden wäre. Von ihrer Habſucht, Beſtechlichkeit, Untreue und Unredlichkeit wußte man überall zu erzählen** — Fehler, in denen freilich die päbſtliche Curie nur zu oft das ſchlechteſte Beiſpiel gab. „Die Römer und Longobarden, unter denen ich lebe," ruft Pabſt Gregor VII. aus, „ſind ſchlimmer als Juden und Heiden."

XVII.

Angenehm war es den Italienern im Allgemeinen nicht, wenn es hieß, der Kaiſer käme über die Alpen mit ſeinen Barbaren, „dieſen wilden Deutſchen, die nicht wiſſen, was rechts oder links iſt." Die Heftigkeit, die Wuth der Deutſchen waren überall ſprichwörtlich. „Ganz Italien gerieth in Schrecken," heißt es bei einer ſolchen Gelegenheit; „Einer fragte den Andern, was man thun ſollte."

Die hochgewachſenen Ritter mit ihrem wallenden Haar; ihre

* Urbs felix, si vel dominis urbs illa careret,
Vel dominis esset turpe, carere fide.

** Biſchof Liutprand von Cremona ward von Otto I. an den griechiſchen Kaiſer Nicephorus geſandt. In ſeinem höchſt ergötzlichen Geſandtſchaftsbericht erzählt er, Nicephorus habe es übel genommen, daß er die Unterthanen Otto's Römer nannte. „Ihr ſeid nicht Römer, ihr ſeid Longobarden!" Darauf hätte er erwiedert: „Wir, d. h. Sachſen, Franken, Lothringer, Baiern, Schwaben, Burgunder, verachten die Römer ſo ſehr, daß wir zu unſern Feinden im Zorn nichts Anderes ſagen als: du Römer! Denn in dieſem einen Worte begreifen wir alle Schmach, Feigheit, Habſucht, Weichlichkeit, Lüge, kurz alle Laſter."

langen und scharfen Schwerter, mit denen sie die gewaltigsten Streiche führten; ihr hartes Idiom, welches eigentlich gar keine Sprache zu nennen wäre*; ihr unmäßiges Weintrinken, ihr starkes Essen, ihr trotziger Uebermuth — Alles dieß erfüllte die Italiener mit Furcht, Abscheu und Haß. Es wird uns beschrieben, wie deutsche Ritter nach Tische die Zeit damit hinbrachten, Hasel- und wälsche Nüsse zu essen und dabei ohne Bedacht und Maaß den stärksten Wein zu trinken, welcher auch wohl mit Kräutern und Gewürzen angerichtet war; wie dann in völliger Trunkenheit Einige sehr gereizt und wüthend, Andere dagegen gerührt und zärtlich wurden und anfingen zu weinen; bis sie zuletzt Alle wie todt an der Erde lagen und schrecklich schnarchten.

Das Klima konnten sie bekanntlich nicht ertragen; sie ermatteten in der italienischen Sonne weit leichter, als die kleineren und gedrungeneren Normannen, welche mit ihren Feldflaschen an der Seite in der drückendsten Hitze keinen Kampf scheuten. Letztere fochten freilich hauptsächlich mit der Lanze, wogegen das Schwert die Waffe der Deutschen war, welches weit mehr körperliche Anstrengung erfordert. „Die Deutschen haben," so sagt die Chronik von Monte Casino, „Aehnlichkeit mit ihrem Schnee. So wie sie die Hitze erreicht, werden sie matt und schmelzen gleichsam an der Sonne. Anfangs ist ihr Ungestüm heftig, nachher aber sind sie schwach, wie Weiber."

XVIII.

Als im Jahre 1024 Heinrichs IV. Großvater, Kaiser Konrad II., der erste von unsern vier fränkischen oder salischen Kaisern, gewählt wurde, um über diese weiten Lande zu herrschen, war er ein kleiner Graf im Speier- und Wormsgau, weit geringer an Macht als jene Herzöge, deren Herr er nun sein sollte. Es ist keineswegs leicht, sich auch nur einigermaßen eine deutliche Vorstellung zu machen von den

* Sua non lingua. Landulf sen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß „die deutsche Zunge lateinische Worte schwer aussprach." Aus diesem Grunde ward z. B. der Name der Schwester des Pfalzgrafen Friedrich von Goseck († 1088), die Hilaria hieß, in Ouda verwandelt (Chron. Gosec. 21.). Auf der andern Seite mag die Prinzessin Anna Comnena die Führer der Barbaren, welche zum Kreuzzug heranzogen, gar nicht nennen; denn eine hellenische Zunge könnte solche Namen nicht aussprechen.

verwickelten Verhältniſſen des deutſchen Reiches in jenen Jahrhunderten, der Eintheilung des Landes, der Verwaltung, der Rechtspflege, den unzähligen kleineren und größeren geiſtlichen und weltlichen Machthabern im Reiche, deren Intereſſen auf tauſendfache Weiſe collidirten und in einander griffen, und von ihrer Stellung zu ihren Unterthanen und zum Kaiſer.

Einfacher waren dieſe Verhältniſſe zwei bis drei Jahrhunderte früher unter Karl dem Großen und ſeinen nächſten Nachfolgern. Grund und Boden in Deutſchland gehörte unter Karl theils dem Kaiſer, theils den Biſchöfen und Aebten, theils den kleinen und großen freien Leuten, — ſolchen, die etwa zwei oder drei, und ſolchen, die Tauſende von Grundſtücken (mansus) beſaßen. Herzöge gab es nicht unter Karl; er oder ſeine Vorfahren hatten ſie beſeitigt, da ſie dem kaiſerlichen Anſehen zu gefährlich waren. Deutſchland war, gleich den andern Theilen des karolingiſchen Reiches, der Verwaltung und Rechtspflege wegen in Gaue getheilt, d. h. in größere oder kleinere Bezirke von einigen Quadratmeilen, welche von einem Grafen regiert wurden. Und dieſe Gaue zerfielen wiederum in kleinere Bezirke, die ſogenannten Centenen, unter eigenen Schultheißen.

Solch ein Graf war ein königlicher Beamter, der dem Könige den Amtseid leiſten mußte und frei von demſelben ein- und abgeſetzt oder in einen andern Gau geſchickt werden konnte. Es konnten Freie und Halbfreie, ja ſelbſt königliche Freigelaſſene zum Grafenamt gelangen; doch nahm man ſchon früh Anſäſſige im Gau, welche mit den eigenthümlichen Verhältniſſen in ihrem Bezirk bekannt waren, und für dieſe war es dann ſpäter leicht, ſich zu ziemlich unabhängigen Herren im Gau aufzuwerfen.

Innerhalb des Gaus nun reiste der Graf oder ein Stellvertreter mit ſeinen Schreibern von einer Gerichtsſtätte zur andern, verſammelte die Schöffen, d. h. Geſchworne, die an den einzelnen Orten von den königlichen Sendboten, unter Mitwirkung des Grafen und des Volkes, als beſonders redliche und bewährte Männer ausgewählt und vereidigt waren, und ließ durch ſie über die vorliegenden Klagefälle das Urtheil finden. Solche Schöffen gab es erſt ſeit Karl dem Großen.

Ferner hatte der Graf die Einkünfte für die königliche Schatzkammer zu erheben und abzuliefern; er berief in Kriegsfällen die

ſtreitbare Mannſchaft ein und kommandirte ſie; er ſorgte dafür, daß Brücken und Straßen im Stande blieben.

Die königlichen Domänen indeſſen waren in der Regel dem Einfluſſe der Grafen entzogen. Es kam vor, daß einzelne Domänen einem Grafen übertragen wurden; in der Regel aber waren beſondere Beamte für dieſelben beſtimmt.

Ferner ward die Wirkſamkeit des Grafen beſonders beeinträchtigt durch die ſogenannte Immunität, welche Biſchöfe und Aebte für ihre Beſitzungen von den Königen erlangten. Ein Kloſter oder geiſtliches Stift, welches ſolche Immunitätsrechte erhielt, ward mit ſeinen Beſitzungen in den beſondern königlichen Schutz aufgenommen. Es ward befreit von den Leiſtungen an königliche Beamte, die hin und wieder reisten, Herberge und Vorſpann verlangten, zu Gericht ſaßen, Geldbußen einzogen oder bis zur Erlegung derſelben Pfänder und Bürgen forderten. Es erhielt wohl auch das Recht, die Einkünfte des Fiskus für ſich zu erheben. Es durfte endlich Rechtspflege und Strafgewalt, ſtatt vom Grafen, von Stifts- (oder Kloſter-) Beamten ausüben laſſen: und zwar anfangs nur über die Stifts- (oder Kloſter-) Unterthanen, nachher aber auch über die freien Leute, deren Güter zwiſchen den Beſitzungen des Kloſters oder Stiftes lagen.

„Der Biſchof (Abt) N.," ſprachen die Kaiſer in ſolchen Diplomen, „unſer lieber Getreuer, hat uns für ſeine Kirche (ſeine Abtei) um Immunität und Reichsfreiheit gebeten, um die Güter ſeines Bisthums (Kloſters) deſto ſicherer und vollkommener zu beſitzen. Wir nehmen daher das genannte Bisthum (Kloſter) mit allen ſeinen Gütern in unſern beſondern Schutz (mundiburdium) und gebieten, daß kein öffentlicher Richter, Herzog, Graf oder Vicegraf, keiner von unſern Sendboten, die etwa dort durchreiſen, oder ſonſt irgend eine richterliche Perſon die Kirchen, Dörfer, Ortſchaften und Felder jenes Bisthums (Kloſters) betreten, um Gericht zu halten; um Vorſpann, Nachtquartier und freie Bewirthung zu fordern; um Bürgen einzuziehen; um Unfreie, Halbfreie oder Freie zum Wiederherſtellen oder Ausbeſſern von Brücken zu zwingen." *

Verwaltung und Bewirthſchaftung der geiſtlichen Güter, ſowie

* Ich habe vor Augen das Diplom für Osnabrück 1057 (Möser II. docum.) und für Fulda 1031 (Dronke cod. dipl.).

Rechtspflege und Strafgewalt waren dann alſo (unter Oberaufſicht des Biſchofs oder Abtes) in den Händen der Stifts- oder Kloſterbeamten (des Vicedominus, Defenſor u. ſ. f.) Zur Handhabung des königlichen Schutzes wählten ſich ferner Biſchöfe und Aebte irgend einen mächtigen Herrn in der Nachbarſchaft zum Schirmvogt, der jährlich gewiſſe Ehrengeſchenke oder auch bedeutende Lehen erhielt.

So ſtand alſo in einem Gau hier ein Ackerhof mit ſeinen Inſaſſen unter dem Grafen, dort ein anderer unter dem Defenſor eines Biſchofs oder Abtes, ein dritter unter dem königlichen Beamten.

Um nun die Thätigkeit der Grafen, der königlichen und der kirchlichen Beamten zu überwachen und beſonders für eine gehörige Rechtspflege zu ſorgen, ernannten Karl und ſeine nächſten Nachfolger jährlich für einen gewiſſen Bezirk zwei Sendboten, gewöhnlich einen Grafen und einen Biſchof. Ein ſolcher Bezirk war oft ſehr groß: für ganz Schwaben z. B. wurden nur zwei Sendboten ernannt.* Sie bildeten an des Kaiſers Statt in allen Sachen die höchſte Inſtanz; ſie ſtellten Unterſuchungen an über die öffentlichen Zuſtände, über die Verwaltung und Juſtiz, beriefen Landtage, wo geiſtliche und weltliche Machthaber und Beamte erſcheinen mußten, und legten daſelbſt Geſetzentwürfe vor: ſie erledigten die Rechtsſtreitigkeiten, welche die Grafen nicht entſchieden hatten; ſie ernannten die Stellvertreter (vicarii) der Grafen, Schreiber und auch Schöffen, beaufſichtigten die Krongüter und die Vollziehung der Geſetze über den Heerbann.

XIX.

Im elften Jahrhundert beſtand dieſe Gauverfaſſung noch; aber ſie war allenthalben durchbrochen und ging ihrer Auflöſung entgegen, ſeit die immunen Sprengel der Geiſtlichkeit ſich ſo ungemein erweitert, in manchen Gauen das Grafenamt geradezu den Biſchöfen übertragen war, viele Grafen ſich mehrerer Gaue zu bemächtigen gewußt, und die kleineren Freiſaſſen ihre frühere Freiheit großentheils verloren hatten.

Das Lehnweſen hatte ſich entwickelt, und zwar auf folgende Weiſe. Schon die alten fränkiſchen Könige hatten ſich als ausgewählte Dienerſchaft, als Hausbeamte und nächſte Umgebung am

* Stälin Wirtemb. Geſch. I.

Hofe und auf Reichstagen, ein Gefolge von sogenannten Antrustionen* gebildet. Das waren Leute aus den verschiedensten Ständen: freie Franken, Romanen, halbfreie Franken, ja Freigelassene, die den Eid der Treue in die Hand des Königs ablegten, mancherlei Vortheile für ihre Dienste zogen und eine besonders bevorzugte Stellung im Reiche einnahmen.

Allmälig geschah es, daß nach jenem Beispiele überall freie Leute sich in die Dienste des Königs oder irgend eines reichen Grundbesitzers begaben, ihm Treue schwuren, sich zu bestimmten Diensten verpflichteten, und dafür von ihm Grundstücke oder Zölle und andere Einkünfte auf bestimmte Zeit als Lehen (beneficia, später auch feoda) erhielten. Derjenige, welcher das Lehen gab, war der Lehnsherr (senior); der, welcher es empfing, sein Vasall oder Lehnsmann. Seitdem zerfielen alle Grundstücke in zwei Klassen: sie waren entweder Alodien, d. h. freier Besitz, für welchen man keinem Lehnsherrn verpflichtet war; oder sie waren Lehen, d. h. solcher Besitz, für welchen man Vasall irgend eines geistlichen oder weltlichen Herrn wurde.

Sobald dieß Wesen seinen Anfang nahm, und damit gewissermaßen aller Besitz unsicher, jedenfalls für mächtige Leute leicht vermehrbar wurde, fuhr in die Gemüther eine Habgier und Begehrlichkeit nach Schenkungen und Uebertragungen aller Art, die oft höchst schamlos und widerwärtig erscheint.

Auf der einen Seite fielen die großen, geistlichen und weltlichen, Grundbesitzer über die kleinen freien Leute her und zwangen sie durch Plagen jeder Art, ihnen ihre geringen Ländereien unter mancherlei Formen zu schenken, z. B. so, daß sie den Nießbrauch derselben für ihre, ihrer Kinder, selbst ihrer Enkel Lebenszeit behielten und nur eine jährliche Abgabe an Bier, Korn, Brot, Ferkeln oder dergleichen entrichteten, oder bestimmte Feldarbeit thaten. — Schwer lastete unter Karl dem Großen auf dem kleinen Freisassen die Pflicht, jährlich mit Schild und Lanze, oder Pfeil und Bogen, und Lebensmitteln auf drei Monate zum Kriegsdienst ausrücken zu müssen, — und das ward von den reicheren Geistlichen und Laien weidlich benutzt. Karl mußte es erleben, „daß Bischöfe, Aebte, Grafen und Schultheißen freie Leute,

* Walter: deutsche Rechtsgeschichte. §. 69.

welche ihr Eigenthum nicht von ihnen als Lehen annehmen wollten, bei irgend einer Gelegenheit zu verurtheilen ſuchten und ewig in den Krieg ſchickten, bis ſie arm geworden und nun ihr Eigenthum verkaufen oder jenen übergeben mußten; — während Andere, welche Lehnsleute geworden, ruhig zu Hauſe ſaßen." * Und das Umherlaufen und Betteln und Predigen der Geiſtlichen bei begüterten Wittwen und bejahrten Leuten, damit ſie um ihrer Seligkeit willen vor ihrem Ende der Kirche wenigſtens einen Theil ihrer Habe vermachten, nahm mit der Zeit eher zu, als ab.

Auf der andern Seite wurden ſpäter die reichen Klöſter und Stifter von weltlichen Machthabern um Ueberlaſſung ihrer Güter als Lehen gedrängt, und hatten dabei oft ſchwer zu leiden. Graf Leutold von Achalm, Gründer des Kloſters Zwiefalt an der Donau (1092), verbot den Mönchen ausdrücklich, einen Ritter als Kloſtervaſallen anzunehmen. „Mönche", ſagte er, „die Ritter halten, haben nie Frieden. Sie theilen die Kloſtergüter unter ſich und richten Vieles durch ihre Streitigkeiten und Fehden zu Grunde. Wie ſollten unkriegeriſche Mönche ſich ihrer erwehren, da kaum die eigenen Herrn, ja ſelbſt Tyrannen nicht, ſie bändigen können?" — Wo aber den Klöſtern ein mächtiger Schirmherr fehlte, in Kriegszeiten, wo der Kaiſer fern und ſonſt kein Schutz in der Nähe war, verübten wohl, gerade im 11. Jahrhundert, einzelne Ritter alle nur erdenklichen Gräuel, um einen Abt zu zwingen, daß er ihnen Kloſterbeſitz als Lehen überließe. Sie verbrannten die Saaten, erſchlugen die Kloſterknechte, brachen in die Kirche, beraubten die Altäre, prügelten die Mönche, legten ihnen Stricke um den Hals, zerrten ſie umher, und vollführten andere Sachen, wie ſie uns im Simpliciſſimus aus dem dreißigjährigen Kriege berichtet werden. „Dann," heißt es weiter in dem Bericht des Abtes, „machten ſie mit uns einen Vertrag, wurden unſre Vaſallen und ſchwuren Treue." **

Im 11. Jahrhundert gab es nur noch Wenige, ſelbſt unter den Grafen, die nicht Vaſallen eines geiſtlichen oder weltlichen Fürſten geweſen wären, und dieſe Wenigen werden überall beſonders hervor-

* Dieſe Form der Uebertragung, wobei Jemand ſein Gut einem Machthaber übertrug, um es von ihm zum Nießbrauch zurückzuerhalten, hieß Prekarei.

** Chron. Farfense.

gehoben als „Männer, die in ausgezeichneter Freiheit lebten“ wie Konrad, Heinrichs IV. Großvater.

In früherer Zeit dagegen hielten manche Edle ihr Haus für beſchimpft, wenn Einer ihres Namens Lehnsmann wurde. Jedermann weiß, mit welchem Schmerz der Welfe Etticho die Kunde vernahm, daß ſein Sohn Heinrich Kaiſer Arnulfs Vaſall geworden, ihm den Lehnseid geleiſtet und dafür 4000 Grundſtücke in Oberbaiern zu Lehen erhalten hätte. Da glaubte er, daß ſein Adel und ſeine Freiheit ganz verloren ſey, klagte ſein Leid ſeinen Freunden und zog ſich mit zwölf derſelben nach Ammergau im oberbairiſchen Gebirgslande zurück, um dort den Tod zu erwarten. Seinen Sohn wollte er nicht mehr ſehen.

XX.

Die Nation zerfiel demnach (wenn man von der Geiſtlichkeit abſieht) im Allgemeinen in zwei Theile. Sie beſtand aus den Rittern, welche mit dem Schwertgehenk umgürtet zu Kriegen und Fehden auszogen, und aus den Bauern, welche die Felder des Königs, der geiſtlichen und weltlichen Fürſten und Edeln bebauten oder ein Handwerk trieben, und keine Ritterwaffen tragen durften. In beiden Klaſſen fanden ſich wieder die mannigfaltigſten Unterſchiede und Abſtufungen, welche zu ſchildern hier nicht der Ort iſt.

Doch war dem Bauern der Eintritt in den Ritterſtand nicht abgeſchnitten. Wie manche Herrn im Ritterſtande jetzt die höchſten Stellen einnahmen, deren Vorfahren etwa Hofbediente geweſen — (wie in Frankreich der mächtige Graf Odo von Champagne von ganz niedriger Herkunft, aber doch mit Königen und Kaiſern nahe verwandt war) — ſo konnte auch jetzt ein Bauer, der von ſeinem Herrn Waffen erhielt, ſich als reiſiger Knecht durch Tapferkeit hervorthun, ein Lehen erwerben und ſo Gründer eines ritterlichen Geſchlechtes werden.

Geiſtliche und weltliche Große wählten gerade unter ihren Unfreien tüchtige Leute aus und gaben ihnen Ritterwaffen, Lanze und Schwert, um ein Gefolge zu haben, auf deſſen Treue ſie ganz beſonders bauen konnten. Das waren die ſogenannten Miniſterialen, ein höchſt eigenthümlicher Stand, der alſo aus Unfreien beſtand, welche gleichwohl oft ſehr große Lehen beſaßen, neben den vornehmſten Rittern ihre Stelle hatten und ſelbſt Gründer adliger Geſchlechter

wurden. * Sogar unter den Reichsfürsten des 11. Jahrhunderts befanden sich kaiserliche Ministerialen. **

Erst im 12. Jahrhundert bildete sich die Ansicht aus, daß nicht Tapferkeit, Waffenruhm und ritterliche Gesinnung den Ritter ausmachten, sondern daß vor allen Dingen die Vorfahren Ritter gewesen seyn müßten.

Die Städte bildeten freilich eine Welt für sich. Kaufleute sollten allerdings (seit dem 12. Jahrhundert) das Schwert an den Sattel hängen, wenn sie auf Reisen gingen, damit man sie nicht für Ritter hielte; allein, wenn gleich in den Städten die Handwerker zinspflichtig und auch die wohlhabendsten Kaufleute zu bestimmten Diensten für den Bischof oder Burggrafen verpflichtet waren, so kann man diese Bürger, welche zum Theil so reich waren, daß sie gleich den Fürsten Klöster zu gründen vermochten, schon deßhalb nicht den Bauern gleichstellen, weil ihr Vermögen, wenigstens gegen Ende des Jahrhunderts, selten mehr in der Weise der Herrschaft gehörte, wie es mit dem der Bauern meist der Fall war. *** Ich werde weiter unten davon handeln.

Herzöge hatten sich schon längst, meist eigenmächtig, unter den einzelnen Stämmen erhoben: in Sachsen seit Ludwig dem Deutschen; in den übrigen Provinzen seit dem Anfang des 10. Jahrhunderts. Doch gab es in Franken seit 939 keinen Herzog; die Bischöfe von Würzburg übten dort zum Theil die herzogliche Ge-

* Bei Guden syll. p. 110 heißt es z. B. in einer Urkunde, nachdem mehrere Ritter als Zeugen genannt sind: „et hi milites: quidam liberi, quidam ministeriales." Sehr gut läßt sich das Entstehen dieser Art von Rittern begreifen durch eine Stelle bei Ortlieb über die Gründung von Kloster Zwiefalt (1092): „Einige von unsern Unfreien leisten den Dienst, daß sie den Abt, Prior, Probst, oder sonst einen Mönch, der weggeschickt wird, mit ihren Pferden begleiten. Dafür erhalten sie gewisse Lehen. Sie wünschen, Namen und Recht jener Leute zu haben, die wir Clienten oder Ministerialen nennen. Aber so hochmüthige Leute haben wir noch nicht, die in Ritterwaffen mit uns reiten dürften oder sich schämten, den Quersack eines Mönches auf ihr Pferd zu nehmen."

** Markgraf Werner von Ankona (um 1100). Bei Lambert 1069 kommen Ministerialen des Erzbischofs von Mainz vor „reiche und vornehme Leute".

*** Zu Köln wollte Erzbischof Anno allerdings 1074 ohne Weiteres das Schiff eines Kaufmanns für seinen Gebrauch (oder vielmehr für den Bischof von Münster) in Beschlag nehmen; aber seine Diener wurden mit Gewalt zurückgetrieben.

walt.* Ebenſo verſahen in Friesland die Biſchöfe von Utrecht und Bremen und die Grafen von Holland das Amt des Herzogs.

Wenn man bedenkt, daß in einem Herzogthum neben dem Herzog, in deſſen Hand die höchſte Gewalt ruhte, eine Menge größerer und kleinerer Machthaber geiſtlichen und weltlichen Standes lebten, alle mehr oder weniger ſelbſtändig: Markgrafen, um die Gränzen zu ſchützen; Pfalzgrafen, um an des Königs Statt Gericht zu halten; Grafen, deren frühere Wirkſamkeit, wenn auch beſchränkt, doch immer noch fortdauerte; Edelleute, mit größerem oder geringerem Beſitz; Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte, die ihre weitläufigen Ländereien, Schlöſſer und Dörfer, ihre Beamten und ihre Geiſtlichkeit zu überwachen hatten, — nicht ohne vielfache Kämpfe und Streitigkeiten mit den Städtern, den Vögten, den Kaſtellanen oder Burggrafen an den Biſchofsſitzen, oder mit benachbarten Rittern; Städte endlich, die Sitze des Handels und der Gewerbe: — ſo begreift man, wie ſich im Reich die eigenthümlichſten Sphären in reicher Mannichfaltigkeit neben einander erhoben, und wie die verſchiedenartigſten Intereſſen in bunter Miſchung gährten und brandeten.

Und dieß um ſo mehr, da die Beſitzungen der einzelnen Fürſten oft ſo weit aus einander lagen; wie z. B. das Kloſter Fulda Güter beſaß von der Schweiz bis nach Friesland, ſo daß wohl unter den Fahnen aller Herzöge im Reich Vaſallen des Abtes von Fulda zu finden waren; oder wie die Beſitzungen des Pfalzgrafen Rapoto zu Regensburg, eines der wenigen Fürſten, deren Treue gegen Heinrich IV. nie gewankt hat, ſo ausgedehnt waren, daß er von Regensburg bis nach Rom reiſen und doch ſein Nachtquartier ſtets auf eignem Grund und Boden aufſchlagen konnte.

XXI.

Welches war nun in einem ſo beſchaffenen Staate die Stellung und Macht des Kaiſers?

Zunächſt behielten die fränkiſchen Kaiſer natürlich ihre Beſitzungen im Speier- und Wormsgau. Hauptſächlich indeſſen beſtritten ſie ihren

* So Adam von Bremen III. 45. Ekkehard. de cas. S. Galli († um 1036) ſagt, Franken hätte dem königlichen Fiskus gehört; — fisco regio peculiariter parebat. Im Jahre 1075 kommandirte allerdings Heinrich IV. die „Bangionen", d. h. die Rheinfranken (Wormſer), und ſie führten die königliche Fahne.

Hofhalt vom Ertrage der Krondomänen (auch Kammer- und Fiskusgüter genannt), welche durch das ganze Reich zerstreut lagen, von königlichen Beamten bewirthschaftet wurden und, wenn auch seit Karl dem Großen durch vielfache Schenkungen vermindert, immer noch bedeutend genug waren. Dazu kamen noch freiwillige Gaben, womit man die Gunst des Kaisers zu erwerben trachtete, mancherlei Gefälle, namentlich von Zöllen auf Flüssen und Handelsstraßen, Geldbußen, und vor Allem Naturallieferungen, welche dem Hofe da, wo er gerade verweilte, geleistet wurden. Denn die Kaiser hatten, wenn auch Lieblingssitze, doch keine feste Residenz; vielmehr pflegten sie im ganzen Reiche von einer ihrer Pfalzen (palatia) zur andern, von einem Bischofssitz zum andern zu reisen. Dabei gingen ihnen dann Beamte voran, um unterwegs Quartier zu bestellen und für den nöthigen Unterhalt zu sorgen; — nicht ohne dabei zuweilen üble Begegnung zu erfahren. Als z. B. Kaiser Heinrich II. einst mit seinem Gefolge bei dem tollen Bischof Megingaud von Eichstädt einkehren wollte — er war auf dem Wege nach Regensburg, um dort Ritterspiele zu halten — zählte sein Beamter dem Bischof auf, was er zu liefern hätte. Als er nun auf den Wein kam, schrie Megingaud, der sich von seinem Würzburger nicht trennen wollte: „Du Schelm! Dein Herr ist wahnsinnig; kaum kann ich mich nähren und soll dir so viel liefern? Ich habe ein kleines Fuder Wein von meinem Collegen, dem Augsburger, und zwar zu Messen. Bei St. Willibald, davon soll kein Tropfen in Deines Herrn Mund gehn.“ Er besänftigte den Kaiser durch Uebersendung einiger kostbarer Tuchballen.*

Jedenfalls ward es als Zeichen tiefer Demüthigung angesehen, wenn der Kaiser die Kosten seines Hofhaltes für sein Geld bestreiten mußte, wie es Heinrich dem IV. Weihnachten 1073 zu Worms geschah, als der Verrath der deutschen Fürsten seinen Anfang genommen und Heinrich „ganz anders das heilige Fest beging, als es

* *Anonym. Haserensis. 23.* Einst reiste ein Beamter Heinrichs II. durch Eichstädt und forderte Verpflegung. Als Megingaud ihn fragte, warum er nicht eigene Reisezehrung mitgenommen, brachte Jener frivole Gründe vor, wie gewöhnlich (ut solent), und sagte, er hätte Nichts. Da indessen unter seinem Gepäck eine Menge Proviant wahrgenommen wurde, ließ der Bischof ihn vom Tische reißen und durchpeitschen, schenkte ihm einen Pelz und ließ ihn laufen. (ib. 20.)

der königlichen Majeſtät geziemte. Denn es kamen weder die Lieferungen von den Krondomänen ein, noch leiſteten Biſchöfe oder Aebte oder andere Machthaber die üblichen Dienſte, ſondern für ſchnödes Geld (vili precio) wurden die zum täglichen Unterhalt nöthigen Sachen gekauft." *

Der Hof ward zunächſt gebildet durch die Beamten weltlichen und geiſtlichen Standes; dann aber befanden ſich gewöhnlich einzelne Biſchöfe und Grafen im Gefolge des Kaiſers, welche etwa als beſonders treu und klug an die Spitze der Geſchäfte berufen waren, wie unter Heinrich III. Biſchof Gebhard von Eichſtädt, unter Heinrich IV. Benno von Osnabrück, und Graf Eberhard von Nellenburg, Ulrich von Godesheim, Friedrich von Hohenſtaufen. Zur Erledigung wichtiger Geſchäfte und zur Beſprechung über allgemeine öffentliche Intereſſen luden die Kaiſer von Zeit zu Zeit die Fürſten zu beſondern Curien oder Fürſtentagen ein. ** Auch ſonſt fanden ſich beſtändig Herzöge und Grafen, Biſchöfe und Aebte, Ritter und Bauern, Deputationen von Bürgern u. dgl. ein, die um eine Gunſt zu bitten oder eine Klage vorzubringen hatten; beſonders aber Schwärme von Geiſtlichen, um durch elegante Bildung, Gelehrſamkeit und Witz, oder Gewandtheit in Geſchäftsſachen die Aufmerkſamkeit des Kaiſers auf ſich zu lenken und für treue Dienſte etwa eine Abtei oder einen Biſchofsſitz zu erlangen.

So herrſchte denn am Hofe ein munteres, vielbewegtes Treiben: *** Herzöge und Biſchöfe ſah man mit dem Kaiſer oder dem Kanzler verhandeln, hinter ihnen ein Gefolge von Rittern in koſtbaren Pelzen oder Purpurmänteln, mit dem ſcharlachrothen Schwertgürtel prangend †, mit goldenen Sporen klirrend, — oder auch in beſcheideneren Kleidern; an ſchönen und geputzten Frauen im Gefolge der Kaiſerin wird es nicht gefehlt haben; Weltgeiſtliche, oft reich und aus vornehmen Geſchlechtern, in ſeidenen Gewändern, die Hände mit glänzenden Ringen geſchmückt, verhandelten über Geſchäftsſachen, Bauten

* Lambert. 1074.

** Duces, quorum potissimum auctoritate, si res tranquillae essent, summam publicorum negotiorum disponi oportuerat. id. 1076.

*** Ich habe vor Augen die Curie in Lüttich Oſtern 1071 und in Halberſtadt im Juni 1071.

† „Balteus bis cocco tinctus." Kosmas.

u. dgl. oder unterhielten ſich mit Anekdoten aus dem Leben, oder aus Cicero und Macrobius; Aebte, die über ihren Vogt, Mönche, die über ihren Abt, Bürger, die über ihren Biſchof Klage zu führen hatten, fanden ſich ein; zahlreiche Dienerſchaft und Bewaffnete gingen ab und zu; — und draußen wimmerten und ächzten die Schaaren von Bettlern, Krüppeln und Kranken, die dem Hof überall nachzogen, vor den Kirchen auf den Kaiſer warteten, oft ſich bis zum Speiſeſaal drängten, und ſelbſt wenn er zu Felde lag, vor ſein Kriegszelt krochen und nach Speiſe jammerten.

Wie ein Ort, an welchem die Kaiſer gern verweilten, ſchnell aufblühen konnte, zeigt das Beiſpiel von Goslar, wo unter Heinrich III. nur eine Mühle oder Jägerhütte ſtand, und welches in 30 Jahren ein reicher Ort wurde, nachdem Heinrich III. eine Pfalz und zwei Münſter dort gebaut hatte. Speier war vor den fränkiſchen Kaiſern arm und mit ſeinen alten, überall einſtürzenden Häuſern kaum mehr ein Biſchofsſitz zu nennen, „aber durch den Eifer und die Frömmigkeit der Kaiſer, die dort begraben liegen, ward es groß. Aus dem ganzen Reiche liefen die Geiſtlichen dort zuſammen, weil die Kaiſer den Ort ſo liebten, und auch die Wiſſenſchaften daſelbſt ſo in Blüthe kamen.“

XXII.

Es iſt bekannt, daß die Kaiſer ſich weniger auf die weltlichen Fürſten verlaſſen konnten, als auf die geiſtlichen, welche ſie daher „mit ſo bedeutenden Lehen bereichert hatten, daß das Reich vornehmlich durch die Macht der Biſchöfe und Aebte vertheidigt werden mußte.“ *

Für das Verhältniß der Herzöge zum Kaiſer iſt bezeichnend der Bericht des Mönches Widukind über den Regierungsantritt Heinrichs I. Sachſen und Franken wählen ihn. „Da er ſo König geworden, zog er gegen Herzog Burkhard von Schwaben. Der, ein unerträglicher Störenfried, ſah doch ein, er könne Heinrichs Angriff nicht aushalten, und ergab ſich mit ſeinem Volk. Dann zog er nach Baiern gegen Herzog Arnulf und belagerte ihn in Regensburg. Und

* Worte des Pabſtes Paſchalis 1111.

da Arnulf ſah, daß er nicht widerſtehen konnte, öffnete er die Thore und ergab ſich mit ſeinem Reiche."

Sie gehorchten eben dem Kaiſer, wenn er mächtig genug war, ſie mit Gewalt zum Gehorſam zu zwingen. Selbſt Otto der Große, dieſer thatkräftige, ſiegreiche Kaiſer, hat Zeiten erlebt, wo er nahe daran war, gleich Heinrich IV. durch die rebelliſchen Herzöge ſeine Krone zu verlieren.

Im Lehnsweſen ſelbſt war es begründet, daß die Vaſallen mehr in Verſuchung waren, ſich gegen den Lehnsherrn zu empören, als ihm treu und gewärtig zu ſein. Wer ein Lehn hatte, oder ſonſt ein Amt bekleidete, von den Herzögen bis zu den Hofbedienten eines Biſchofs herab, beabſichtigte natürlich, bei Lebzeiten möglichſt frei in demſelben ſchalten zu können und es auf ſeine Kinder zu vererben. Hielt er die geſchworene Treue, ſo war es ſelbſt da zweifelhaft, jedenfalls in des Lehnsherrn Belieben geſtellt, ob ſein Sohn einſt an ſeine Stelle treten, ob nicht eine andere Familie die Früchte ſeiner guten Verwaltung pflücken, und die Seinen etwa wieder in die unbedeutende Stellung zurücktreten würden, aus welcher er ſie eben erhoben hatte. Hatte er dagegen die Macht, um eine Empörung wagen zu können, ſo durfte er hoffen, vielleicht den läſtigen Titel des Lehens von ſeinem Beſitz abzuſchütteln.

Die Tendenz, die Lehen gleich den Alodien erblich zu machen, war allgemein. „Die Laien," ſagt Peter Damiani, Cardinal und Biſchof von Oſtia, beſtürmen uns und betteln um Kirchengüter: es ſolle ja nicht auf ewig ſein; eben nur auf Lebenszeit; — aber ſo wie ſie das Lehen haben, iſt es, als wäre die Urkunde darüber mit demantnem Griffel in Erz gegraben." Auch ward überall von Erbrecht geſprochen, als wenn das eine unbeſtrittene Sache wäre. In Frankreich ſchreibt ein Graf Odo von Chartres an König Robert I., er (der König) habe geäußert, er wolle ihm ſeine Lehen nehmen; allein er habe dieſelben geerbt und beſitze ſie „von Gottes Gnaden". Die Lehen gehörten nicht zu den königlichen Kammergütern, ſondern ſeien von Odos Vorfahren auf ihn gekommen. *

Daß gerade durch dieſe Lehnverhältniſſe und die ſchreckliche

* Bei du Chesne IV.

Habgier, welche ſie erzeugten, jede Treue ſchwand und ſelbſt die heiligſten Bande der Verwandtſchaft zerriſſen wurden, ward als ganz allgemeine Erfahrung in jenen Zeiten ſelbſt empfunden. „Laſſen wir," ſo ſpricht ein Schriftſteller aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts, „den Jüngling mit allen Freuden zur Schwertleite gelangen, da fängt erſt ſeine Arbeit an: er muß ſpät und früh um dieſe arme Ehre ſorgen, wie er ſeine Lehen Tag für Tag mehren möge; volle Treue oder Huld darf er von ſeinen nächſten Verwandten nicht erwarten. Will er in Sanftmuth leben, ſo iſt ſeine Ehre bald dahin, ſeine Genoſſen werden ihn verſtoßen; will er ungetreu ſein, ſo iſt ſeine Seele verloren. Früh und ſpät muß er auf der Hut ſein gegen Verrath." *

Jedenfalls waren die Herzöge, deren Macht kaum größer werden konnte, geneigt, ſich vom Kaiſer unabhängig zu machen. Ob ihre Grafen und Ritter ſie dabei unterſtützten, hing von den Umſtänden ab. Vielleicht ließen ſie ſich durch die Ausſicht auf Beute verlocken. Aber ebenſo konnten ſie auch hoffen, vom Kaiſer belohnt zu werden, wenn ſie treu blieben. Als 1106 Herzog Heinrich von Niederlothringen für Heinrich IV. focht, nahm Graf Gottfried von Löwen die Partei Heinrichs V. und erhielt in der That dafür ſpäter die Herzogswürde.

Die Ausſicht auf materiellen Vortheil entſchied faſt allemal. Auch das Schickſal des Grafen Otto von Nordheim (Herzogs von Baiern bis 1070) beweiſet das. Wir werden ſpäter davon handeln.

Herzog Ernſt von Schwaben verſammelte, da er ſich gegen ſeinen Stiefvater Kaiſer Konrad II. empören wollte, ſeine Ritter, deren er ſehr treffliche hatte, erinnerte ſie an ihren Lehnseid und ermahnte ſie, ihn nicht zu verlaſſen; wenn ſie ihm treu blieben gegen den Kaiſer, ſo würde es ihnen und ihren Nachkommen reichen Lohn, Ruhm und Ehre bringen. Aber die Ritter, denen das Unternehmen gefahrvoll ſchien, und die gerade dem Kaiſer Konrad ſehr ergeben waren, antworteten: ** „Wir läugnen nicht, daß wir euch Treue geſchworen

* *Heinrich:* Rede von des todes gehügede (Erinnerung). Gödeke's Mittelalter, S. 88, 20 ff.

** D. h. der Geſchichtſchreiber Wippo läßt ſie ſo ſprechen.

haben gegen Jedermann, nur nicht gegen den, durch welchen wir euch untergeben sind. Wären wir Leibeigene unseres Königs und Kaisers gewesen und von ihm an euch zu Eigen überlassen worden, dann dürften wir uns freilich von euch nicht lossagen. Da wir aber freie Männer sind und in dieser unserer Freiheit den höchsten Schirmherrn am König und Kaiser selbst haben, so verlieren wir, wenn wir ihn verlassen, diese Freiheit, welche doch ein Mann von Ehre nur mit seinem Leben aufgibt. Daher wollen wir euch gehorchen, wenn ihr in einer ehrlichen und gerechten Sache unsern Dienst verlangt; begehrt ihr aber etwas Anderes, so werden wir euch nicht folgen."

Wie dagegen die sächsischen Großen es verstanden, „durch listiges Zureden" * nicht nur ihre Ritter gegen Heinrich IV. aufzuhetzen, sondern auch aus ihren Bauern einen schlechtbewaffneten Landsturm gegen „den Tyrannen" zu bilden, werden wir später sehen.

Es war einer der Hauptunterschiede zwischen diesem Lehnsverbande und den altgermanischen Gefolgschaften, welche Tacitus beschreibt, daß bei den letzteren eine Hingebung an die Person des Fürsten Statt fand, im Lehnstaate dagegen die Treue sich nur an das Lehen knüpfte, und die Treue des Vasallen regelmäßig aufhörte, sobald kein Vortheil mehr vom Lehnsherrn zu ziehen war.

Wenn bei einem geächteten und gefallenen Herzog, wie Ernst von Schwaben (1030) oder Otto von Nordheim (1071), einige Hunderte von Rittern bis zum Tode aushalten, so wird man immer annehmen müssen, daß dieß meist Ministerialen oder Waffenbrüder gewesen sind. **

Unter diesen Umständen befolgten die fränkischen Kaiser folgende Politik: Zunächst hatten sie die mächtigen Bischöfe und Aebte auf ihrer Seite mit ihren bedeutenden Streitkräften, welche allein schon den Herzögen gewachsen waren; — und sollte gar ein Bischof auf Verrath sinnen, so fand er jedenfalls den heftigsten Widerstand bei den Bürgern seiner Stadt, welche unbedingt treu am Kaiser hingen. ***

* „Callidis exhortationibus." Lambert. 1076.

** Solche Waffenbrüderschaft hatte z. B. Otto von Nordheim mit dem jüngern Dedo von der Lausitz geschlossen, der 1069 ermordet wurde.

*** Sächsische Städte, wie Magdeburg und Halberstadt, machten eine

Ferner begünſtigten ſie die kleinen Vaſallen der Fürſten in ſolchem Maße, daß ſie, wie wir geſehen, die Letzteren bei etwaigen Empörungsverſuchen nicht unterſtützten. Von Kaiſer Konrad wird ausdrücklich berichtet, „er habe die Gemüther der Ritter dadurch ſehr für ſich gewonnen, daß er nicht litt, daß man die Lehen der Aeltern den Kindern nahm.“ *

Mit einem Worte: es lag im Intereſſe der Kaiſer, ſich bei den großen Vaſallen der Tendenz der Erblichkeit aus aller Macht zu widerſetzen, die kleinen Vaſallen dagegen bei dieſer Tendenz zu unterſtützen; denn nur ſo konnten ſie durch die kleinen Vaſallen die großen im Zaum halten.

XXIII.

Es wäre allerdings ein großes Mißverſtändniß, wenn man ſich die Ritter jener Zeit vorſtellen wollte, wie ſie in Fouqué'ſchen Romanen geſchildert werden. Das eigentliche Ritterthum, mit ſeinen ſublimen Abſonderlichkeiten, ſeinem phantaſtiſchen Weſen und ſeinen Illuſionen, hat in Deutſchland ſelbſt in ſpäterer Zeit nicht ſolche Ausbreitung gehabt, wie z. B. in Frankreich. Im eilften Jahrhundert iſt davon in Deutſchland kaum eine Spur zu finden.

Doch kann man in den franzöſiſchen Geſchichtſchreibern des elften Jahrhunderts wohl das allmälige Entſtehen jener abenteuerlichen Bildung verfolgen, die dann in ſpäterer Zeit vollendet auftritt, wie ein Gemiſch aus germaniſcher Treue, ** normanniſcher Thatkraft,

Ausnahme; jedoch waren ſie im Vergleich mit Köln, Mainz, Würzburg u. ſ. w. unbedeutend. Auch war wenigſtens Halberſtadt ſeit 1088 wieder gut kaiſerlich. Magdeburg verhielt ſich paſſiv.

* So Wippo. Konrads Edikt über die Lehen ſagt (Pertz, IV.): „Um Lehnsherrn und Ritter mit einander auszuſöhnen, ſetzen wir feſt, daß kein Ritter eines Biſchofs, Abtes, einer Aebtiſſin, eines Markgrafen oder Grafen ohne eine beſtimmte und erwieſene Schuld ſein Lehn verliere, nach unſern Geſetzen und dem Urtheil ſeines Gleichen.“ Ferner: „Wir befehlen auch, daß wenn ein Ritter ſtirbt, ſein Sohn das Lehn erhalte.“

** Mit feinem Takt findet Tacitus dieß Element der Treue heraus, welches mit den Germanen gleichſam als ein neuer Beſtandtheil der menſchlichen Cultur auftritt. Denn den Alten war dieſer Begriff von Treue und Ehre unbekannt. Wo er erzählt, daß die Germanen auch wohl ſich ſelbſt und ihre Freiheit verſpielten, fügt er hinzu: „So groß iſt ihre Konſequenz auch in verkehrten Dingen. Sie ſelbſt nennen das Treue.“ Ipsi fidem vocant. — Daſſelbe würde er geſagt haben, wenn er erlebt hätte, daß etwa ein überwundener Ritter ruhig auf

altgalliſcher Oſtentation und gaskogniſchem Gaukelweſen, — natürlich nicht ohne edlere Grundſätze und Beſtrebungen, obwohl ihr Ideal faktiſch nie beſtanden hat, und die älteſten Troubadours bekanntlich klagen, die gute alte Ritterzeit ſey verſchwunden.

Ich will hier ſpezieller auf dieſen Gegenſtand eingehen, weil durch jene Verhältniſſe in Frankreich die ähnlichen in Deutſchland vielfach erläutert werden.

Die Sitte, daß edle Jünglinge an den Hof gehen, als Knappen des Königs (regis armigeri) dienen und von demſelben dann Ritterwaffen erhalten, findet ſich ſchon; ferner die, zwar uralte, ſeit dem elften Jahrhundert jedoch mit religiöſen Formen begleitete, feierliche Wehrhaftmachung, wenn z. B. Erzbiſchof Lanfranc von Canterbury Heinrich, den Sohn Wilhelms des Eroberers, erſt in den Wiſſenſchaften unterrichtet, „ihm, da er in das Jünglingsalter tritt, zur Vertheidigung des Reiches die Waffen überreicht, den Panzer anlegt, den Helm auf das Haupt ſetzt, und als dem Sohn eines Königs und Sprößling eines königlichen Geſchlechts den Schwertgürtel der Ritterſchaft im Namen des Herrn umlegt.“ *

Dabei ward ein Rittereid abgelegt, wenigſtens geſchah es ſo in Deutſchland. Im Jahre 1075 erinnerten die ſächſiſchen Ritter Diejenigen, welche für Heinrich kämpften, an den Rittereid, den ſie gemeinſchaftlich beim Namen Gottes geſchworen. **

Beſonders ſind es in Frankreich die Berichte über Aenderungen in Tracht und Sitte, welche das ſpätere Ritterthum ankündigen. Schon unter Robert I. vernehmen wir Klagen, es wären mit ſeiner Gattin Conſtanze, der Tochter des Grafen Wilhelm von Toulouſe, aus Aquitanien und Auvergne nach Franzien und Burgund höchſt leichtfertige Menſchen gekommen, mit unſchicklichen Sitten und Kleidern, abſonderlichen Sätteln und Zaumzeug, unpaſſender Kopfbedeckung, raſirt wie Schauſpieler, mit ganz ſonderbaren Stiefeln und

der Erde liegen bleibt, und wartet, bis ſein Gegner ſich den Dolch holt, um ihm den Garaus zu machen. Selbſt einem Spartaner würde eine ſolche fides unvernünftig geſchienen haben, ſo ſehr er auch die Leichtfertigkeit tadeln mochte, mit welcher ein Archilochus ſich über den Verluſt ſeines Schildes tröſtete.

* Orderic. Vital.

** Lamb. 1075. Obtestantur per deum, per cujus nomen in unius ejusdemque militiae sacramenta jurassent.

Sporen; — und dieß ſchändliche Beiſpiel hätte dann die ganze bisher ſo ehrenwerthe Nation der Franken und Burgunder nachgeahmt, bis ſie Jenen gleich geworden an Nichtswürdigkeit und Häßlichkeit. Vergebens hätte die Geiſtlichkeit dawider geeifert.

Gegen Ende des Jahrhunderts, gleich mit Anfang der Kreuzzüge, werden dieſe Klagen allgemein, daß die Ritter in Kleidung und Haartracht die väterlichen Sitten verließen, und Bürger und Bauern ihnen darin nachahmten; die jungen Leute nähmen höchſt weibiſche Sitten an; hielten viel auf zierliche Locken und zarten Teint, auf neumodiſche Sporen, auf ſchöne Kleider, die gleichwohl Wuchs und Glieder nicht auf ſchickliche Weiſe verhüllten; und gewöhnten ſich unmännlichen Gang und Manieren an. *

Selbſt ſolche Bravourſtücke, daß Ritter an Kreuzwegen hielten und warteten, ob ſich Jemand mit ihnen meſſen wollte, wurden ſchon in Frankreich geübt. Als die Anführer des Kreuzheeres im Frühjahre 1097 zu Conſtantinopel vor Kaiſer Alexius im Palaſt ſtanden, ihm den Vaſalleid zu leiſten, ſetzte ſich ein franzöſiſcher Ritter, da Alexius gerade aufgeſtanden, keck auf den kaiſerlichen Thron, bis Graf Balduin ihm ſeine Unſchicklichkeit verwies. „Soll denn, meinte Jener, der Kerl allein ſitzen, während ſolche Fürſten vor ihm ſtehen?“ Als Alexius ihn nachher fragte, wer er wäre, antwortete er: „Ich bin ein ächter Franke, einer von den Edlen. Eines aber will ich Dir ſagen. Auf einem Kreuzwege in meinem Lande ſteht eine alte Kapelle, wo Derjenige, welcher einen Zweikampf ſucht, wartet, bis ein Gegner erſcheint, der es mit ihm aufnimmt. An dieſem Kreuzweg habe ich lange Zeit gehalten, aber vergebens gewartet; denn Niemand wagte es, ſich mit mir zu meſſen.“ — Alexius tröſtete ihn auf ſeine Standrede: in Aſien würde er unter den Türken ſchon Gegner finden, und er riethe ihm, im Kampfe nicht unter den Erſten,

* So klagen Rudolf Glaber, Wilhelm von Malmsbury, Orderich Vitalis. Eadmer erzählt in der historia novorum: „Damals (unter Wilhelm II. von England † 1100) trugen faſt alle jungen Leute am Hof die Haare, wie Damen, und kämmten ſich alle Tage“ (cotidie pexa); indeſſen es ging vorher doch nicht zu, wie in Addiſons commonwealth of Amazons. Lanfranc in ſeiner Kloſterordnung verlangt ausdrücklich, daß die Knaben, wenn ſie aufgeſtanden ſind, ſich waſchen und kämmen. Daß aber Laien ſich raſirten, wie Geiſtliche, ward in Deutſchland zuweilen als Sünde betrachtet. S. Othloni lib. de cursu spir. Petz. thesaur. III.

noch unter den Letzten zu ſein, ſondern ſich lieber hübſch in der Mitte zu halten.

Auch lebte der karlingiſche Sagenkreis in den Gemüthern der Normannen und Franzoſen und feuerte ſie zu Thaten, wenn auch nicht zu Tugenden an. „Wie Robert von Flandern und Hugo von Vermandois unter den Türken mit Lanze und Schwert gewüthet, ruft ein Genoſſe Tankreds aus, hätte man glauben ſollen, Roland und Oliver wären wieder erſtanden.“ Dagegen wird man ſich vergebens nach einer Andeutung umſehen, ob etwa in Deutſchland die freilich weit ältere Nibelungenſage im Volke lebendig geweſen wäre.

XXIV.

Im Uebrigen zeigten ſich die franzöſiſchen und normanniſchen Ritter, beſonders unter ſchwachen Regenten, als die roheſten und wüſteſten Menſchen; von Treue und loyaler Geſinnung, von Zucht, Gottesfurcht, Schonung des Schwachen und Wehrloſen keine Spur.

Wilhelm der Eroberer war der Mann, ſie zu bändigen. „Er warf Fürſten und Gewalthaber in den Kerker, nahm Biſchöfen und Aebten ihre Beſitzungen, ſchonte ſeines eigenen Bruders nicht, und war Keiner, der ihm widerſtanden hätte. Den Mächtigſten nahm er Tauſende an Gold oder Silber. Dann waren ſie im Innerſten empört und blaß vor Wuth; er aber achtete ihren Haß für Nichts, ſondern Alle mußten ſeinem Wink gehorchen, wenn ſie ſeine Gunſt, oder ihr Gut und Leben behalten wollten.“

Noch auf ſeinem Sterbebette hatte er geſagt, man ſolle die Normannen unter ſtrengem Regiment halten, ſonſt fräßen ſie einander. Aber ſo wie er todt war, und ſein Sohn Robert, der Schwächſte, Leichtſinnigſte und Gutmüthigſte aller Menſchen, Herzog der Normandie wurde, kam kalter Schrecken über das wehrloſe Volk, brennende, zügelloſe Begier über die Mächtigen. Barone, die auf dem Wege zum Hoflager des Königs ſind, hören von ſeinem Tode, begreifen, daß jetzt die Zeit „der Freiheit“ gekommen, wenden die Pferde, jagen nach ihren Burgen, vertreiben die königlichen Beſatzungen — und nach acht Jahren des Raubens, Mordens, Brennens und ruchloſer Unzucht iſt die Normandie arm und entvölkert. Herzog Robert erreichte durch ſeine Schlaffheit, daß Volk und Geiſt-

lichkeit ihm fluchte, und die Barone ihn verachteten. Sein Bruder dagegen, König Heinrich I. von England († 1135), der größte Regent ſeiner Zeit, den ſeine Barone ſpottweiſe Beauclerc nannten, weil er wiſſenſchaftliche Bildung beſaß, hielt wieder auf das Kraftvollſte Ordnung. Darum war er vor dem Mordſtahl der Barone ſo wenig ſicher, daß er in der Normandie nie ohne ſtarke Wachen ſchlief, oft ſein Schlafzimmer wechſelte und ſtets Schild und Schwert vor ſeinem Bette hatte.

Nicht anders zeigt ſich die franzöſiſche Ritterſchaft; und gerade im elften Jahrhundert war in Frankreich das Königthum ganz ohnmächtig, wenn man etwa die Regierung Heinrichs I. († 1059) ausnimmt. Als derſelbe geſtorben war, meldete Erzbiſchof Gervais von Rheims dieß Ereigniß dem Pabſt Nicolaus II. mit der tiefſten Betrübniß: „denn ihr wißt, wie zügellos und unbändig die Leute hier zu Lande ſind; ich fürchte, es wird der Untergang dieſes Reiches ſein.“

Alle Chroniſten haben zu berichten von der Habgier und Ruchloſigkeit der Barone. Hier fängt ein Bruder den andern und läßt ihn ſein Leben lang im Verließ ſchmachten, um ſeine Güter zu beſitzen; dort läßt ein Ritter ſeinem Bruder die Augen ausſtechen und die Zunge ausſchneiden, aus Gier nach ſeinem Beſitzthum; ein anderer Ritter beſucht einen Freund, arglos und ohne Waffen, wird ergriffen und geblendet. Abt Süger von St. Denys erzählt unter Anderem, wie ſich zwiſchen ſteilen Felſen an der Seine, mit wenigen beſchwerlichen Zugängen, eine Veſte erhoben hätte, „grauſig, wie der Zugang zum Tartarus,“ welche er Guido's Fels nennt. Nach einer Reihe von argen Frevlern wohnte nun dort ein Ritter, Namens Guido; der beſchloß, ein ordentliches Leben zu führen. Sein eigener Schwiegerſohn, ein Normanne, faßt den Plan, ihn ſeiner Beſitzungen zu berauben. Eines Sonntags in der Frühdämmerung kommt er mit ſeinen Genoſſen verkappt in die Kirche am Fuß der Burg, wohin Guido zum Gottesdienſt gegangen war. Sie ſtürzen auf ihn los und erſchlagen ihn; vergebens wirft ſich ſein Weib über ihn, ſie wird an den Haaren fortgezogen, halb todt geſchlagen; die Kinder werden an den Steinen zerſchmettert. Die Frau rafft ſich noch einmal vom Boden auf, ſchleppt ſich zu ihres Mannes Leiche, umſchlingt ſie,

iſt nicht von ihr zu reißen. Die Normannen warfen ſie mit den Leichen zuſammen hinaus. Bald freilich belagerten franzöſiſche Barone die Burg. Einige bewilligten den Normannen freien Abzug; Andere aber, die nicht darum wußten, ſchrieen über Verrath, ſtürzten ſich auf die Belagerten, als ſie die Thore geöffnet, ſpießten Lebende und Todte auf Lanzen und wirbelten ſie die Felſen hinunter.

So frevelhaft ſie hier gegen einander, ſo trotzig ſind ſie gegen die Könige. Mißliebige Günſtlinge der Könige werden vor ihren Augen erſchlagen; offen trachten ſie danach, den Letzteren Krone und Leben zu nehmen. Als Graf Odo von Corbeil einſt gegen Ludwig VI. ausziehen, und der Page ihm das Schwert reichen wollte, ſprach er zu ſeiner Frau: „Reiche Du es mir, edle Gräfin; der es als Graf von Dir empfängt, wird es Dir heute als König zurückgeben.“

Und Corbeil lag ſo nahe bei Paris, einige Meilen die Seine aufwärts. In weiterer Entfernung hörte natürlich jede Wirkſamkeit der Könige auf. Unter Robert I., dieſem über die Maßen gutmüthigen und mitleidigen Könige, ward einem Abt von Fleury ein Kloſter an der Garonne übertragen, und da er dorthin reiste und ſeine feſte Lage ſah, auf einem Berge, von drei Seiten durch Flüſſe gedeckt und auf der vierten durch Befeſtigungswerke, die allerdings ſchon in Verfall waren, rief er aus: „Mit einem ſolchen Kloſter bin ich hier zu Lande mächtiger, als unſer Herr, der König; denn dem gehorcht hier kein Menſch.“

Der Traurigſte unter dieſen erſten Kapetingern war unſtreitig Kaiſer Heinrichs IV. Zeitgenoſſe, Philipp I., der anfangs ſelbſt, wie ein kleiner Raubritter, an ſeinen Landſtraßen wegelagerte, um die Kaufleute auf dem Wege zu den Meſſen auszuplündern, und von ſeinen kleinen Baronen ſich ſchimpflich aus dem Felde ſchlagen ließ; ſpäter aber mit Völlerei, Schlafen und ſeiner geliebten Bertrade von Montfort zu viel beſchäftigt war, als daß er ſich um das Reich hätte bekümmern können. Bezeichnend iſt die Erzählung des Abtes Süger von St. Denys von der Erwerbung des Schloſſes Meudon. Guido, der Sohn des Baron Milon von Monthleri, befand ſich 1098 unter den Ausreißern vom Kreuzheere aus Antiochien, wo ſich ſo viele Ritter aus jäher Angſt vor den Türken heimlich bei Nacht an Stricken von der Mauer ließen, und fürchtete nun, er möchte für ſeine Feigheit

ſein Ritterſchwert, und ſeine Tochter ihr Erbe verlieren. Denn jene Ausreißer wurden vom Pabſt in den Bann gethan. Deßhalb verheirathete er ſie ſchnell an Philipp, den Sohn König Philipps und der Gräfin Bertrade, und gab ihr Schloß Meudon mit. Da war es König Philipp, als würde ihm ein Splitter aus dem Auge gezogen. Süger hörte ſelbſt, wie er zu ſeinem Sohn Ludwig (VI.) ſprach: „Wohlan, mein Sohn, wache über jener Burg; ſie hat mich alt gemacht, hat mich nie Freude und Ruhe genießen laſſen.“

Als nun Ludwig VI. endlich anfing, ſich mit den Baronen in der Nachbarſchaft von Paris in kleinen Fehden tapfer umher zu ſchlagen, ſchonte er ſie nicht, ſondern ließ ſie hängen oder blenden, wie es Gebrauch der barbariſchen Zeit war. Dabei halfen ihm natürlich nur wenige Ritter, und von dieſen Keiner mit freudigem Herzen; aber „von Leichtbewaffneten unzählige Schaaren.“ Es waren Bürger und Bauern. Die Biſchöfe aber, ebenfalls eifrig für den König, abſolvirten das Volk und munterten es auf, unbekümmert um ihrer Seelen Heil die Ritterburgen zu ſtürmen. Vor Schloß Crecy ſchwur Ludwig mit ausgeſtreckter Hand, er wollte nicht eſſen, bis daſſelbe über wäre. Da er nun ſeine Waffen anlegte, weigerten ſich die Ritter, ihm zu folgen. Er warf ihnen offene Verrätherei vor, rief das Fußvolk, die Bürger und Bauern, herbei, und an ihrer Spitze ſtürmte er die Veſte. *

Das ganze elfte Jahrhundert war für Frankreich eine wüſte, gräßliche Epoche. Und wenn dann, wie ein göttliches Strafgericht, eine jener ſchrecklichen Hungersnöthe, die damals periodiſch wiederkehrten, mit ungewöhnlicher Furchtbarkeit in das Land kam, dann verſammelten ſich wohl Geiſtliche und Laien, Groß und Klein, voll Entſetzen über die Noth, um einen Gottesfrieden zu ſtiften, und beſchloſſen, künftig ſolle Jedermann ohne Waffen gehen, Diebe aber und Räuber nach dem Geſetz an Vermögen oder am Leben geſtraft werden. Die Begeiſterung war dann groß. Die Biſchöfe hoben ihre Krummſtäbe empor, alle ſtreckten die Hände gen Himmel und riefen: „Friede! Friede! Friede!“ Aber es dauerte nicht lange. „Die Vornehmen unter Geiſtlichen und Laien, von Habſucht getrieben,

* Abt Guibert von Nogent de vita sua. l. III.

fingen ihr Räuberleben wieder an; ihrem Beiſpiele folgten die Uebrigen. Wann hat man je ſo viel gehört von Unzucht, Schändungen und Ehebruch? Und die Geiſtlichkeit iſt eben ſo ſchlecht. Der Spruch des Propheten geht in Erfüllung: Und das Volk wird ſein, wie die Prieſter!"

XXV.

Soll ich noch vom Frauendienſt handeln? Er exiſtirte damals nicht mit den halb edlen und ſchwärmeriſchen, halb lüſternen Feinheiten und Subtilitäten der ausgebildeten Ritterzeit. Die Ehen unter dem höhern Adel wurden hauptſächlich nach äußeren Rückſichten geſchloſſen: reiche Erbinnen, welche dem Manne Geld oder Grundbeſitz zubrachten, waren natürlich beſonders geſucht*; oder es dienten ſolche Ehen dazu, Bündniſſe und Verträge zu beſiegeln. Ganz jung wurden oft die Mädchen verlobt und auch ſchon aus dem Hauſe gegeben, wie z. B. Graf Balduin IV. von Flandern die Tochter König Roberts von Frankreich, welche er ſeinem Sohne beſtimmt hatte, aus Paris holte, als ſie noch in der Wiege lag. Solche Ehen wurden dann ebenſo leichtfertig getrennt durch Verſtoßungen oder Eheſcheidungen, wenn der Herr Ritter es nicht vorzog, ſeine Frau geradezu todt zu ſchlagen. ** König Philipp ſelbſt verſtieß ſeine Gemahlin Bertha von Friesland — ſie war ihm zu fett geworden — und ließ ſich durch den Biſchof von Senlis mit Bertrade von Montfort, Gemahlin des Grafen Fulko von Anjou, trauen. Fulko hatte nämlich ſchon zwei Frauen verſtoßen, und Bertrade, eine ſehr kluge

* Solche waren auch nie lange Wittwen. Die wunderbarſten Verwandtſchaften kamen zu Stande. So heirathete z. B. der Stiefvater die Wittwe ſeines Stiefſohnes (Markgraf Dedo II. von der Lauſitz Adele, Wittwe des Markgrafen Otto von Meißen); oder ein Fürſt heirathet die älteſte von drei Schweſtern, und ſeine zwei Söhne (aus erſter Ehe) heirathen die beiden andern (Graf Roger, Bruder Robert Guiskards).

** Vgl. *Wilhelm. Gemmet. l. VII. c. 9.* Zu Rouen ward 1072 eine Synode gehalten und darin feſtgeſetzt: „wenn Jemand eines verbotenen Verhältniſſes verdächtig wäre, ſo ſollte er nach dem Tode ſeiner Frau ſeine Geliebte nicht heirathen dürfen; denn es käme zu oft vor, daß Männer ihre Frauen um der Geliebten willen tödteten." (Order. Vit.) Schön weist Fauriel nach (hist. de la poésie prov. I, 497), wie dieſe ehelichen Verhältniſſe, da das Gemüth in der Ehe keine Befriedigung fand, die Veranlaſſung zu den ſpäteren Formen des Frauendienſtes wurden.

und ſtolze Frau, fürchtete, nachdem ſie vier Jahre mit ihm gelebt, es ſtünde ihr gleicher Schimpf bevor. Darum ſchrieb ſie an Philipp und bot ſich ihm an. Und Fulko rührte ſich nicht, da ſie von ihm zog.

Von der Leichtfertigkeit der Zeit in dieſer Beziehung gibt einen ſprechenden Beweis der älteſte Troubadour und größte Witzbold ſeiner Zeit, Graf Wilhelm IX. von Poitou, Anführer der franzöſiſchen Kreuzfahrer von 1101. Von ihm ſind uns einige Lieder erhalten, die er zum Preiſe ſchöner Frauen gedichtet. „Vor meiner Dame (heißt es in einem derſelben — die meiſten ſind ſehr unzüchtig) muß jeder Stolz ſich beugen; jede Macht muß ihr unterthan ſein; ſo ſchön iſt ſie, ſo ſanft und reizend ihr Blick. Ich habe ſie mir zu Eigen erkoren, daß mein Herz ſich erquicke, und mein Leib nicht altere.“ Es iſt vielleicht jene Vicomteſſe gemeint, die er ihrem Manne entführte, nachdem er ſeine Frau verſtoßen hatte, und deren Portrait er ſich auf ſeinen Schild malen ließ. Ob daſſelbe ähnlich geweſen, wird uns nicht berichtet, wohl aber der ſchnöde Witz, zu dem ihn der Einfall veranlaßte. Dieſer ſelbe erſte Troubadour war es, der ſich bei einem ſeiner Schlöſſer einige Häuſer bauen ließ, von denen er meinte, ſie ſollten zu einem Kloſter von Dirnen dienen, und die Leichtfertigſte ſollte Aebtiſſin ſein.

Es verſteht ſich, daß unter dieſen Umſtänden die Berichte über die Sittlichkeit der Frauen, in Frankreich wenigſtens, nicht ſehr günſtig lauten; und zwar ganz beſonders um die Zeit des erſten Kreuzzuges. Kaum gab es eine vornehme Dame, welche nicht zu Skandal Anlaß gegeben hätte. Es war eine allgemeine Erfahrung, daß Zucht und Ehrbarkeit ſelten anzutreffen, und daß Niemand über ſeine Leichtfertigkeit erröthete, da Alle gleich tadelnswerth lebten. Fromme und dabei aufgeklärte Geiſtliche nahmen großen Anſtoß an der Vorliebe der Damen für unziemliche Poſſen, an ihrem verwegenen Augenſpiel, ihrer allzu unbefangenen Converſation, ihren unzüchtigen Allüren; an den neumodiſchen weiten Aermeln, engen Taillen und ſpitzen Schnabelſchuhen von Corduan; an den Schwärmen von Galanen, welche an ſich zu feſſeln der höchſte Stolz jeder Edelfrau war. Es werden in der That ſehr vornehme franzöſiſche und normänniſche Damen geſchildert, welche eher die Natur von Wölfinnen zeigten, als

jene ſanften Eigenſchaften, die ſonſt das Erbtheil des zarten Geſchlechtes ſind. *

So ſchlimm ſtand es in Deutſchland nicht, weil hier alle öffentlichen Verhältniſſe geordneter waren. Freilich: wie im 10. Jahrhundert, als Kaiſer Otto II. die griechiſche Prinzeſſin Theophano heirathete, viele deutſche Damen ſogleich die fremde Tracht der Kaiſerin nachahmten, — ſo ſannen ſie auch jetzt auf neue Moden, rührten den Staub mit langen Schleppen auf, ja, manche ſchminkten ſich. Bäuerinnen ſuchten in Putz den Töchtern reicher Leute gleich zu kommen. Indeſſen die Sucht nach neuen Moden und koſtbarem Schmuck iſt zu allen Zeiten ziemlich allgemein geweſen, und man muß zufrieden ſein, wenn der Anſtand und gute Geſchmack nicht dabei leiden. „Ueber alle jene Werkzeuge eitlen Ruhmes," klagt Adam von Bremen, „Gold, Silber, ſtolze Roſſe, Biber- und Marderfelle, werden wir faſt wahnſinnig."

Schwerer wiegt der Umſtand, daß ſich 1096 an das Geſindel von Kreuzfahrern unter Peter von Amiens, Walter Senzaveor, Gottſchalk, Volkmar und dem Grafen Emmicho ſo viele Frauen aus Deutſchland anſchloſſen, und zwar nicht aus Religioſität. **

Nun iſt es nicht denkbar, daß edle Frauen nicht auch geziemende Achtung und Verehrung gefunden; daß nicht ſchwache Männer von klugen und energiſchen Frauen regiert worden wären; daß nicht Schönheit zuweilen mehr Macht geübt, als Reichthum; daß nicht umgekehrt politiſcher Vortheil hintenangeſetzt worden wäre, wenn die Ehe, durch welche derſelbe erreicht werden ſollte, dem Manne zu viel Widerwillen erregte (wie Balduin von Mons die Hand ſeiner Couſine, der Tochter Roberts des Frieſen, ausſchlug, weil ſie gar zu häßlich war); endlich daß ſich nicht vielfach, namentlich in Deutſchland, ein reiches, ſchönes Familienleben entfaltet hätte, voll Liebe, Zucht und Sitte.

Indeſſen eben ſo gewiß iſt es, daß man in jener Zeit, namentlich in Frankreich, den Frauen im Allgemeinen nicht mit derjenigen Achtung begegnete, welche der Gebildete heutzutage jeder Frau ohne

* Abt Guibert von Nogent: de vita sua l. I, c. 11 u. a. a. O.

** S. namentlich die Schilderung von Albertus Aquenſis.

Unterſchied zollen wird. Wie ſchrecklich war nicht das Loos vieler edler angelſächſiſcher Frauen, als ſich nach der Schlacht bei Haſtings 1066 die normänniſchen Banden über England ergoſſen, „und unnütze Buben faſt den Verſtand vor Hochmuth verloren und glaubten, ſie dürften ſich Alles erlauben.“

Wilhelms, des Eroberers, Gemahlin ſelbſt, Mathilde, war ſicher eine der edelſten Frauen der Zeit. Aber wie wenig zart war ihr erſtes Zuſammentreffen mit ihrem ſpäteren Gemahl! Als ſie noch als junges Mädchen bei ihrem Vater, dem Grafen Balduin V. von Flandern, lebte, ließ Wilhelm, damals nur Herzog von der Normandie, um ſie anhalten. Sie erklärte kurz, ſie würde einen Baſtard nicht heirathen. Wilhelm, auf das Empfindlichſte gekränkt, jung und unternehmend, wie er war, ritt mit wenigen Begleitern nach Brügge, lauerte Mathilden auf, da ſie aus der Kirche kam, zerrte ſie an ihren langen Zöpfen, ertheilte ihr Fauſtſchläge und Fußtritte, warf ſich dann auf ſein Pferd und eilte zum Thore hinaus. Sonderbar iſt es, daß Mathilde, welche erſchrocken, beſchämt und weinend nach Hauſe kommt und ſich zu Bett legt, ihrem Vater, als er ſie beſucht, unter Thränen erklärt, ſie wolle nie einem andern Manne angehören, als dieſem ihrem Vetter, dem Normannenherzog. *

XXVI.

So viel habe ich geglaubt, über dieſen Gegenſtand ſagen zu müſſen, um etwa irrigen Anſichten des Leſers über Ritterweſen und Rittertreue zu begegnen. Denn auch in Deutſchland treffen die meiſten Züge der (in Kap. 23 u. 24) entworfenen Skizze zu; nur iſt zu bedenken, daß wir ſeit mehr, als einem Jahrhundert, eine lange Reihe der trefflichſten Kaiſer hatten, welche kraftvoll für Rechtspflege und Frieden ſorgten, und dadurch hatte ſich wohl unter dem Volke im Ganzen und Großen ein gewiſſer Sinn für Ordnung befeſtigt.

Aber die deutſchen Großen wollten es anders haben. Sie

* Chron. Turonense. Bei Martene ampliss. coll. V. 1000. Dieſe Thatſache iſt auch mitgetheilt in der art de vérifier les dates und bei Bouquet XI. — Sehr anmuthig iſt Kosmas' Erzählung, wie Herzog Bretislaw I. von Böhmen ſeine Gemahlin Judith von Schweinfurt entführt. Dabei zerhieb er mit ſeinem Schwert ein ſtarkes Tau (funis molendinaris), woraus Palacky in ſeiner Begeiſterung für den „böhmiſchen Achill“ eine eiſerne Kette macht.

knirſchten mit bitterem Haß in den Zügel, welchen unſere großen Kaiſer ihnen anlegten; ſie dürſteten nach „Freiheit", wie Stolberg ſeinen alten ſchwäbiſchen Ritter von dem Haupte der Rebellen, Rudolf von Schwaben, ſingen läßt:

Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten!

„Denn ſchlechten Menſchen iſt die Macht des Königes ein Dorn im Auge," ſpricht mit Bezug auf dieſe verrätheriſchen Fürſten der Zeitgenoſſe Adam von Bremen. Formidolosa est enim malis regia potestas.

Nie hat auf irgend einem Throne in der Welt ein Herrſcher geſeſſen, der edler, huldreicher, tapferer, ruhmvoller, gerechter, gottesfürchtiger geweſen wäre, als Heinrichs IV. Vater, der große Kaiſer Heinrich III. Alle Zeitgenoſſen ſtimmen überein im Preiſe ſeiner wunderbaren Heldengröße, ſeiner Frömmigkeit, Milde und Leutſeligkeit. Es genüge das Zeugniß des Pabſtes Gregor VII. anzuführen, welcher es ausſpricht, daß man, ſeit Kaiſer Heinrich und ſeine Gemahlin nicht mehr regierten, an Herrſchergröße ihres Gleichen in der Welt nicht fände.

Aber dieſer große Kaiſer war eben ſeiner Herrſchertugenden wegen den Machthabern in Deutſchland höchſt verhaßt. Als er zum Unglück unſeres Vaterlandes ſo jung geſtorben war, liefen ihre Boten alsbald hin und wieder, wurden Verſchwörungen angezettelt und Aufſtände verabredet gegen das ſechsjährige Kind Heinrich IV.; — ausdrücklich, „weil zu befürchten ſtände, der Knabe möchte in die Fußſtapfen ſeines Vaters treten."

Von Treue, von großherziger, patriotiſcher Begeiſterung für die Größe des Reiches iſt da kaum die Rede; und der Umſtand, daß bei jeder wichtigen Gelegenheit der Kaiſer die Fürſten, und dieſe wieder ihre Vaſallen immer von Neuem Treue ſchwören ließen, beweist hinlänglich, für wie ſchwach man das Band des Eides hielt.

Die Ritter im Allgemeinen haßten jede Schranke, die ihnen geſetzt wurde. Wenn ein Biſchof ſich einfallen ließ, die Armen (d. h. die Bauern) in ſeinem Sprengel zu ſchützen und zu vertheidigen, konnte er der Feindſchaft der Großen ſicher ſeyn. Nichts iſt naiver, als die Klage der ſächſiſchen Fürſten 1073, daß der Kaiſer ſo gern

in Goslar verweilte. Und wenn es dann irgend ſtraflos geſchehen konnte, bauten die kleinen Ritter Kaſtelle (oft mit unglaublicher Schnelligkeit; wo dann ein Wall mit Palliſaden genügen mußte, einen von Natur ſchwer zugänglichen Ort noch mehr zu befeſtigen) plünderten die Umgegend, fingen Menſchen und quälten ſie durch ausgeſuchte Martern, um ein hohes Löſegeld zu erpreſſen; trieben Heerden hinweg, lauerten Reiſenden und Kaufleuten auf. Darum waren ja um 1100 die Friedensedikte Heinrichs IV. ſo verhaßt. Da beſtanden ſeine Hauptverbrechen darin, daß er die Frevler in Ordnung hielt, der Räuber nicht am Wege lagerte, der Wald keinen Hinterhalt barg, der Kaufmann ungefährdet ſeine Straße zog, und der Schiffer den Strom hinunter ſicher an den Veſten vorüber fuhr, deren Herrn bisher von der Beute der Vorbeifahrenden gelebt hatten, jetzt aber mißvergnügt nachſahen und darbten.

Wenn übrigens die Kaiſer (wie Heinrich III. und IV.) nicht ohne wiſſenſchaftliche Bildung waren, ſo kann man dieß von den Fürſten und Rittern im Allgemeinen nicht ſagen. Wenige konnten leſen. Ritter, wie in Frankreich der tapfere und kluge Herzog Wilhelm von Aquitanien (zur Zeit Roberts I.), welcher eine Bibliothek beſaß, und wenn keine Fehde zu führen und kein Gerichtstag abzuhalten war, an den langen Winterabenden bis tief in die Nacht hinein las; oder in Deutſchland Pfalzgraf Friedrich von Goſeck, welcher in Kloſter Fulda unterrichtet war, Briefe ſelbſt zu leſen vermochte, auch beim Gottesdienſt die Fehler der Kapläne verbeſſerte, waren ſehr vereinzelt. „In Italien," ſagt ein deutſcher Geiſtlicher, „muß die ganze Jugend, wenn die erſten Kinderſpiele vorüber ſind, die Schule beſuchen. Nur den Deutſchen ſcheint es nutzlos, ja ſchimpflich, nach wiſſenſchaftlicher Bildung zu ſtreben, wenn man nicht Geiſtlicher werden will." *

Von dem häuslichen Leben deutſcher Ritter, der innern Einrichtung der Burgen u. dgl. wiſſen wir ſo gut wie Nichts. Daß ihre Frauen Handarbeiten liefern und ſchadhafte Kleider ausbeſſern ſollen, wird in den Lehnsverträgen zuweilen ausgemacht. Nach genauerer Kunde wird ſich der Geſchichtsfreund vergebens umſehen. Er muß zufrieden ſein, wenn in den Chroniken der Zeitgenoſſen hie und da

* Wippo's Panegyrikus auf Heinrich III. Canis. ed. Basnage III.

zufällig ein Streiflicht auf ſolche Dinge fällt. Wir leſen z. B., wie ein Ritter in Niederlothringen von ſeiner Nichte gefangen gehalten wird und aus der Burg entflieht. Er war an den Füßen ſo feſt geſchloſſen, daß er nur kriechen konnte. Sein Zimmer war durch eine dünne Wand von dem ſeiner Nichte getrennt, ſo daß ſie jeden Laut hörte. Bei ſo ſchwierigen Umſtänden beſchloß er doch zu fliehen. Zwei Balken lagen im Zimmer: er höhlt bei Nacht mit den Händen den Fußboden aus, ſetzt die Balken hinein, zieht ſich daran empor, bricht ein Fach aus der getäfelten Decke und gelangt durch daſſelbe in das obere Stockwerk. Er kriecht an ein Fenſter und zieht ſich hinauf. Die Oeffnung war ſo eng, daß er eine Zeitlang nicht vornoch rückwärts kommen konnte. Er rief Gott und St. Wibert an; da gelang es. Nun ließ er ſich an einem leinenen Laken mit großer Gefahr hinunter. Jetzt war noch die hohe Burgmauer zu überſteigen. „Wunderbar iſt die Energie des heldenmüthigen Mannes, mit der er, an den Füßen gefeſſelt und mit Ketten belaſtet, die Mauer erſtiegen.“ Oben angelangt zog er ſein Hemde aus, befeſtigte es auf der Mauer, ließ ſich ein Stück hinunter, fiel dann und rollte, wie ein Baumſtamm, in den Graben. Aus dieſem in's Freie gelangt kroch er in den nächſten Wald. Da er aber nun fürchten mußte, daß ihn die Spürhunde finden würden, fing er an mit beiden Füßen zugleich zu hüpfen, ſprang in einen kleinen Fluß und verbarg ſich in einer Uferhöhlung. Von da aus ſah er, wie die Leute ſeiner Nichte auf ihn Jagd machten, und die Hunde ſeine Spur verfolgten; er ſah und hörte Weiber, die in der Nähe Kräuter ſammelten; hörte in der folgenden Nacht die Hörner der Suchenden, ſah ihre Laternen und Fackeln und Hunde. Inzwiſchen gelang es ihm, den einen Fuß von der Kette zu befreien, und am andern Morgen war der Weg frei.

Aber ſelbſt ſolche Berichte gewähren doch nur über wenige Sachen eine, noch dazu matte, Anſchauung! Jedenfalls war die Stärke des Ritters bewundernswürdig; und doch waren die Ritter im Allgemeinen weit weniger im Stande, Kriegsſtrapazen zu ertragen, als die Bauern. *

* Vor Antiochien 1098 litten die Edelleute weit mehr, als die Bauern; „denn der Bauer iſt viel härter, als der zartgewöhnte Ritter.“ (Rudolf von Caen.)

Daß es indeſſen, Dank der Wirkſamkeit unſerer Kaiſer ſeit dem erſten Heinrich, in Deutſchland um die öffentliche Sicherheit und die Sittlichkeit des Volkes im Ganzen beſſer ſtand, als in den andern chriſtlichen Ländern, beweiſet unter Anderem das Intereſſe, mit welchem das Volk lange Jahrhunderte einen Frevel im Gedächtniß behalten hat, welchen damals ein deutſcher Ritter an einem andern verübte, — einen Frevel, deßgleichen z. B. in Frankreich zu oft geſchahen, um lange in den Gemüthern zu haften. Bis zu den letzten Jahrhunderten herunter hat das Volk das Lied von der Frau von der Weißenburg geſungen, hat ein Kreuz die Stelle bezeichnet, wo ihr Gemahl, der jüngere Pfalzgraf Friedrich von Goſeck, erſchlagen ward. Friedrich, ein Sohn des oben genannten älteren Pfalzgrafen Friedrich, heirathete, als er eben in das Jünglingsalter getreten war, Adelheid, die Tochter des Grafen Udo von Stade (Markgrafen der Nordmark), eine Dame von großem Reichthum und außerordentlicher Schönheit. Es war am 5. Februar des Jahres 1085, vier Jahre nach ſeiner Vermählung, daß er eines Tages bei ſeinem Gute Scheiplitz an der Unſtrut auf die Jagd ritt. Seine Begleiter zerſtreuten ſich, wie es zu geſchehen pflegte, hie und dorthin im Walde, und der Jüngling auf ſeinem Pferde folgte allein den Rüden, die er mit der Stimme antrieb. Da ſtürzten plötzlich drei Ritter * aus dem Gebüſch, erſchlugen ihn und entkamen ungeſtraft. Die Ritter Friedrichs ſahen das Pferd ohne Reiter daher ſprengen. In banger Ahnung durchritten ſie den Wald, fanden ihn endlich todt hingeſtreckt, legten die Leiche auf eine Bahre und brachten ſie nach Goſeck.

„Weßhalb Jene das Verbrechen begangen, kann ich nicht ſagen," meint der vorſichtige Verfaſſer der Chronik von Goſeck (ſchrieb bald nach 1150). Indeſſen der ſächſiſche Annaliſt, ſein Zeitgenoſſe, iſt kühner und erklärt, Friedrich ſey durch den Verrath des Grafen Ludwig von Thüringen ermordet worden. **

Adelheid trauerte eine Zeit lang, gebar einen Sohn, den ſie

* Die zwei Brüder Dietrich und Ulrich von Deutleben und Reinhard von Runſtädt.

** In Buch II, c. 2 der Chronik von Goſeck wird indeſſen ebenfalls angedeutet, daß Ludwig der Anſtifter des Mordes geweſen.

nach ſeinem Vater Friedrich nannte, und heirathete dann den Mörder ihres Gemahls, den Grafen Ludwig, einen leichtfertigen, gewiſſenloſen Mann, der auch zu den eifrigſten Feinden des Kaiſers gehörte. Das Volkslied beſchuldigt ſie, um den Mord gewußt, ja ihn angeſtiftet zu haben. Der junge Friedrich wuchs heran und forderte ſeinen Stiefvater zum öffentlichen Zweikampf in Merſeburg. Aber Heinrich V. verbot denſelben.

Der erſte Landgraf von Thüringen, ebenfalls Ludwig genannt, war ein Sohn dieſes Grafen Ludwig und jener Adelheid, der „Frau von der Weißenburg".

XXVII.

Der Rang unter Denen, welche „Ritter" genannt werden, war ſehr verſchieden. Verſammelte ein Herzog oder Biſchof ſeinen Heerbann — wobei die Aushebung ſtrenger und nachſichtiger vor ſich gehen konnte —, ſo waren die Grafen und reicheren Ritter die Führer der einzelnen Schaaren. Nach ihnen werden dann die mit Ritterwaffen ausgerüſteten Miniſterialen genannt; ferner Ritter „zweiten Ranges" oder „mittleren Adels"; * und die Maſſe der Bewaffneten beſtand dann wohl aus reiſigen Knechten. ** Doch wie in den Jahren 1073 und 75 die ſächſiſchen Fürſten den ganzen Landſturm von ſächſiſchen Bauern aufboten, mit Waffen, wie ſie der Einzelne ſich gerade verſchaffen konnte, ſo finden wir auch, daß ein Herzog von Niederlothringen ſein Heer entläßt, weil der Auguſt und die Ernte herannaht, — Beweis genug, daß es meiſt bewaffnete Bauern waren. Auch die Heere Heinrichs IV. beſtanden um 1080 oft zum großen Theile aus Bauern; ebenſo die Rudolfs von Schwaben.

Die Schwierigkeiten, das Heer zu verpflegen, machten bei dem Mangel an Communikationen viel zu ſchaffen. Die Normannen in Unteritalien müſſen es beſſer verſtanden haben, wenn ſie Jahre lang in ihren Hüttenlagern apuliſche und griechiſche Städte einſchließen konnten. Man führte in Deutſchland wohl Proviantwagen bei ſich mit Lebensmitteln, ja mit Wein und Waſſer, wenn es zur Schlacht ging; auf weiteren Zügen dagegen ſah es oft traurig genug aus;

* Milites secundi ordinis oder mediae nobilitatis.

** Milites gregarii oder solidarii.

z. B. in Ungarn, wenn die Einwohner die Lebensmittel hinweggeführt, vergraben oder in die Flüsse geworfen hatten, gab es oft kaum für den Kaiser ein Stück Brod. In Italien konnte Heinrich IV. in den neunziger Jahren kaum 1000 Mann beständig bei sich behalten.

In Feindesland ward geplündert; aber selbst im eigenen Lande war ein Zug Bewaffneter so verderblich, daß z. B. Heinrich V., als er seinen Vater zu Coblenz so schändlich verrieth, 1105 im Dezember, um ihn zu bereden, daß er seine Getreuen entlassen möchte, unter Anderm auch den Grund anführte, daß „Alles verwüstet werden würde, wenn er mit so großem Gefolge weiter zöge."

Im Mai 1107 wollte der Prior Rudolf vom Kloster St. Tron (einige Meilen westlich von Lüttich) nach Verdün reisen und schloß sich an das Heer des Erzbischof Friedrich von Köln, des Grafen Gottfried von Löwen, der eben Herzog von Niederlothringen geworden, der Grafen von Namür und von Loos, im Ganzen 2000 Reiter, die bei Verdün zu Heinrich V. stoßen wollten. Auf der Reise litt er großes Ungemach. Er glaubte, Nachts würden sie sich in den Dörfern Quartier suchen; aber nach Mittag, noch ziemlich früh am Tage, hielten die Knappen* und Einige der Ritter ihre Pferde an, rissen etwa die Häuser von zwei oder drei Dörfern ein, banden Großes und Kleines an die Schweife der Pferde, schleppten es auf die Wiesen in der Nähe und bauten für sich und ihre Pferde Ställe. Sie führten Beile, Sicheln und anderes Handwerkszeug mit sich. Während jene bauten, mähten Andere Gras für die Pferde. Die Fürsten aber saßen in ihren großen, weitläufigen Zelten, wie zu Hause, gingen auch spazieren auf den Wiesen oder am Saume der waldbewachsenen Höhen, die vom Gesange der Vögel lieblich wiederhallten. Was sollte er, der Mönch, nun thun mit einem einzigen Diener? Ging er in die Dörfer, so waren die zerstört, die Bauern hatten sich in den Wäldern versteckt. Und fand er ein Unterkommen, so lief er Gefahr, sein Gepäck zu verlieren; denn Nachts kamen die Bauern aus ihren Verstecken und schlichen um das Lager herum; auch bestahlen die Soldaten einander. Blieb er auf der Wiese im Lager, so konnte er doch keine Hütte bauen, auch für sein Pferd keine Streu und kein

* Scutiferi.

Futter beſchaffen. Er wagte auch nicht, ſeinen Diener fortzuſchicken; denn er kannte Niemanden im ganzen Heere. So befahl er ſich Gott und ſeinem Schutzpatron, St. Tron, und ging nach einem halbzerſtörten Dörflein, wo er keinen Mann fand, ſondern nur Frauen. So wie dieſelben ihn, einen Mönch, erblickten, liefen ſie herbei, und eine Jede wollte ihn beherbergen, um einen Schutz gegen die raubſüchtigen Knappen zu haben. Er kehrte in ein Haus ein mit ziemlich feſten Wänden. Da kamen dann alle Weiber aus dem ganzen Dorfe heulend herbei mit ihren Kindern, ihren Schweinen, Hühnern und anderen Hausthieren, und ſperrten Alles in das Haus und die Scheune ſeiner Wirthin. Käſe, Milch und Brod — es war Haferbrod — lieferten ſie ihm und ſeinem Diener umſonſt; auch Heu und Hafer für die Pferde. Aber er bezahlte Alles, auch ging ihm und den Weibern in der Nacht Nichts verloren. Nur ſchlafen konnte er nicht, weil ſie ſo großen Lärm machten.

Am folgenden Morgen brach das Heer ganz früh auf; er nahm Abſchied von den Weibern und zog mit. Nach den Anſtrengungen des vorigen Tages, der Schlafloſigkeit der Nacht, bei der ſtechenden Sonne, ſaß er ſchlaftrunken auf dem Pferde, als wäre ihm das Genick gebrochen. An dem Tage kaufte ihm der Diener ein Beil und eine Sichel, und ſie bauten ſich am Abend einen Schuppen, ohne jedoch ein Haus zu plündern oder zu zerſtören; ſondern ſie fertigten einen Zaun aus Pfählen und Weidenruthen, und darüber ein Dach, ebenfalls aus Ruthen. Das war eine ſchreckliche Nacht! Vor Geſtank ſtarb er faſt; mehrere Male mußte er ſich vor Ekel übergeben. Dann, wenn er ſchlafen wollte, ſummten ihm Fliegenſchwärme um den Kopf, und die Mücken ſtachen ihn blutig. — So dauerte der Marſch zehn Tage, während er glaubte, ſie hätten ihn in fünf Tagen machen können.

Man verſtand es allerdings durchaus nicht, die in einem Lager unentbehrliche Reinlichkeit herzuſtellen.

XXVIII.

So ward alſo mit der Habe der Bauern geſchaltet; ſo ſuchten die Bedrängten bei dem Mönche Schutz gegen die Gewaltſamkeiten des Kriegers. In der That: trotz aller Flecken, welche an

vielen Gliedern der Geiſtlichkeit hafteten, bewieſen doch Viele wiederum chriſtlichen Sinn, Gerechtigkeit, Schonung des Schwachen, Bildung, ja Aufklärung.

Die Geiſtlichen waren bekanntlich entweder Weltgeiſtliche (Kleriker) oder Kloſtergeiſtliche (Mönche). Jene, zu denen hauptſächlich die Domkapitel und Gemeindepfarrer gehörten, ſtanden im Allgemeinen unter den Biſchöfen; dieſe unter den Aebten. Doch wie die Biſchöfe meiſt auch über die Klöſter in ihrem Sprengel die Oberaufſicht und von ihnen Dienſte zu fordern hatten, ſo ſtand auch wohl dieſer oder jener Dorfpfarrer unter einem Abt in der Nähe, aber ſie waren ſtets den Mönchen abhold.

Erzbiſchöfe gab es in Deutſchland und Arelat: zu Mainz, Magdeburg, Bremen, Köln, Trier, Salzburg, Beſançon und Lyon. Sie hatten gleich den andern Biſchöfen ihre Sprengel zu überwachen; als Metropoliten ihrer Provinzen aber die andern Biſchöfe, ihre Suffragane, zu beaufſichtigen und die Provinzialſynoden zu leiten.

Die Bisthümer und Klöſter waren, wie wir geſehen, ſehr begütert. Der größte und beſte Theil des Reiches gehörte ihnen. Aus ihren Vaſallen beſtand hauptſächlich das kaiſerliche Heer. Seit langer Zeit machten arme und reiche Laien Schenkungen an Kirchen und Klöſter, um ſich der Fürbitte der Heiligen vor Gottes Richterſtuhl zu verſichern. Ackerhöfe, Knechte und Mägde, Schmuckſachen u. dgl.; ſpäter ganze Grafſchaften, Städte, Zölle, Markt- und Münzrecht wurden ihnen übertragen.

„Abt Olbert (heißt es in Siegeberts kurzer Chronik der Aebte von Gemblour) that viel für den Schmuck der Kirche. Das iſt auch recht, theils damit die Armen und die Knechte Gottes zur Zeit der Noth davon leben, und damit gelegentlich für die Kirche Geſchäfte gemacht werden können; theils weil die dummen Menſchen nichts für verehrungswürdig halten, was nicht mit Gold und Silber ausgeputzt iſt.“

Das klingt ganz verſtändig. Doch läßt ſich nicht läugnen, daß ſeit langer Zeit Biſchöfe und Aebte in der Bereicherung ihrer Kirchen eine ganz ſchändliche Habgier bewieſen. Es war eben ein Ehrenpunkt für ſie, möglichſt viel für den Reichthum ihrer Abtei oder ihres Bisthums gethan zu haben. Schon Karl der Große ſpricht ſehr ſcharf

aus, „ob das der Welt entſagen hieße, wenn man nicht abließe, ſeine Beſitzungen täglich durch jeden möglichen Kniff zu vermehren, von der zukünftigen Seligkeit ſpräche, mit der Hölle drohte und im Namen Gottes oder eines Heiligen einfältige und unwiſſende Menſchen des Ihrigen beraubte, ſo daß dieſelben ihre rechtmäßigen Erben enterbten, die dann aus Noth zu Dieben und Räubern würden.“ *

Dieſe Habgier konnte auch wohl die Biſchöfe verleiten, den Kaiſern untreu zu werden, wenn ſie es für vortheilhafter hielten, im Trüben zu fiſchen, wie der heil. Anno, Erzbiſchof von Köln, der größte Unheilſtifter des elften Jahrhunderts.

Die Kaiſer machten zu Biſchöfen vornehmlich ihre Kapläne oder ſonſt Geiſtliche, die ſich ihnen durch treue Dienſte empfohlen hatten. Da ſie nicht verheirathet waren, alſo jene Tendenz der weltlichen Fürſten, ihre Beſitzungen erblich zu machen, nicht theilten, vielmehr (wie früher Hatto von Mainz) häufig ſich dem Emporkommen der weltlichen Fürſten widerſetzt hatten, ſo ſtützten ſich die Kaiſer ganz beſonders auf ſie, übertrugen ihnen im Felde das Kommando detaſchirter Armeekorps und machten ſie im Frieden zu ihren Hauptrathgebern, namentlich zu ihren Financiers, wozu Viele durch die verwickelte Verwaltung ihrer weitläufigen Beſitzungen ſehr befähigt waren.

XXIX.

Das Recht, erledigte Bisthümer zu beſetzen, die ſogenannte Inveſtitur, ruhte im elften Jahrhundert ausſchließlich in des

* Die Manier der Geiſtlichen, Geſchenke zu fordern, iſt ganz beſonders unverſchämt. Von vielen Beiſpielen (z. B. des Biſchof Meinwerk von Paderborn) will ich das des Biſchof Leo von Vercelli nennen, der dem Herzog Wilhelm von Aquitanien trügeriſche Ausſicht auf die Krone von Italien gemacht hatte (zur Zeit Konrads II) und u. A. an ihn ſchrieb: „Sei nicht betrübt, theurer Freund, wenn die Lombarden Dich hintergangen haben. Ich werde Dir den beſten Rath geben, wenn Du mir trauen willſt. Sey getroſt, unbekümmert um das Vergangene, vorſichtig für die Zukunft. Schicke mir ein wunderbares Maulthier, koſtbares Zaumzeug und einen prächtigen Teppich, um den ich Dich ſchon vor 6 Jahren bat. Wahrlich, ich ſage Dir, Deine Gabe ſoll Dir nicht verloren ſein, und ich will Dir geben, was Du willſt.“ Wilhelm antwortete u. A.: er warte auf Leo's beſten Rath. Ein wunderbares Maulthier hätte er nicht, wahrſcheinlich meinte Leo eines mit Hörnern, oder drei Schwänzen, oder fünf Füßen, deren es in Aquitanien nicht gäbe. Doch würde er ihm nächſtens ein gutes Thier ſchicken. Wegen des Teppichs hätte er vergeſſen, wie lang und breit er ſein ſolle u. ſ. w.

Kaisers Hand. Die Aebte wurden in der Regel von den Mönchen (und Rittern*) des Klosters gewählt und dann von dem Bischof des Sprengels bestätigt. So geschah es z. B. in St. Tron. Die Klöster indessen, welche Immunität besaßen, ließen ihre Aebte stets vom Kaiser investiren. So Fulda, Hersfeld, Lorsch, Reichenau, Farfa, auch Monte Casino.

An Heinrich III. schickten z. B. die Mönche aus Farfa einen neu gewählten Abt mit folgendem Schreiben: „Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreieinigkeit. Wir sämmtlichen Brüder des Marienklosters Farfa haben nach dem Tode des Herrn Abt Suppo einstimmig den Herrn Berardo erwählt, einen von uns Mönchen, der von Kindheit an in unserm Kloster erzogen ist, und einen Würdigeren und Trefflicheren haben wir unter uns nicht finden können. Deßhalb, Herr Kaiser, bitten wir Eure Herrlichkeit, unsre Wahl zu bestätigen." Folgen die Unterschriften.

Noch im neunten Jahrhundert gab Erzbischof Hincmar von Rheims an, die Investitur müsse folgendermaßen vor sich gehen: Geistlichkeit und Volk in der Stadt wählt den neuen Bischof; eine Gesandtschaft führt ihn zum Kaiser, damit derselbe ihm die Kirchengüter übergebe; und dann schickt ihn der Kaiser zum Metropoliten und den andern Bischöfen der Provinz, damit er ordinirt werde.

Im elften Jahrhundert verbieten die Kaiser ausdrücklich die Wahl eines Bischofs durch Klerus und Volk, bevor nicht der zu Erwählende ihnen präsentirt würde; obwohl sie oft auch, wenn die Wahl einmal geschehen war und der Gewählte ihnen zusagte, ihre Zustimmung gaben. **

Seit aber Gregor VII. (seit 1075) die Investitur den Händen des Kaisers ganz zu entwinden suchte, wachte Heinrich IV. sehr streng darüber, daß sein ererbtes kaiserliches Recht gewahrt würde. In Zeiz wählte der Clerus 1090 den Abt Friedrich von Gosek zum Bischof, welcher dann zu Heinrich IV. eilte „nach der Stadt

* S. Lambert 1075 den Bericht über die Wahl der Aebte von Fulda und Lorsch am 1. Dezember.

** So Heinrich III. zur Wahl Lietberts von Cambrai, der sein Kaplan gewesen war, und den er als treu kannte. Dagegen machte Pabst Victor II. (1055—57) den Mönchen in Monte Casino heftige Vorwürfe, daß sie einen Abt gewählt „ohne seinen Rath und des Kaisers Willen."

Verona, welche die Deutſchen Bern nennen.“ Der Kaiſer zürnte, daß er ohne ſeine Erlaubniß gewählt war. „Ihr habt,“ ſprach er, „das Reich, wie meine Perſon beleidigt, indem ihr gegen die Dekrete meiner Vorfahren einen Biſchof nach eurem Belieben gewählt habt. Wir wollen euch dafür nicht ſtrafen, erklären aber die Wahl für ungültig. Solches geſchieht nicht zur Schmach eurer Kirche oder eures Erwählten, ſondern damit ihr nicht im Reiche das Beiſpiel gebet einer ſo großen Anmaßung.“

Auch erklärten zu Troyes 1107 die Geſandten Heinrichs V. dem Pabſt Paſchalis: ſeit Gregors des Großen u. A. Zeiten ſey es Gebrauch geweſen, daß vor der Wahl der Kaiſer befragt werde, ob er ſeine Zuſtimmung geben würde; dann würde der neue Biſchof gewählt von Klerus und Volk; und darauf begäbe er ſich zum Kaiſer, um die Regalien (d. h. die Reichslehen) zu erhalten und den Lehnseid zu leiſten.

Daß der Kaiſer den Lehnseid verlangte, lag in der Natur der Sache; ebenſo war es billig, daß er das Recht der Beſtätigung und Verwerfung übte. Indeſſen bei der hergebrachten Inveſtitur verlieh er dem Biſchof faktiſch nicht blos die Kirchengüter, ſondern auch das geiſtliche Amt ſelbſt. Als Zeichen der biſchöflichen Würde überreichte er dem neuen Biſchof den Ring, womit ihm gleichſam ſeine Kirche angetraut war, und den Stab, zum Zeichen, daß er ſeine Heerde zu ſchützen habe. „Haſt Du nicht den Ring erhalten,“ ſchrieb die Mainzer Geiſtlichkeit (Herbſt 1072) an Erzbiſchof Siegfried, „damit Du die Kirche wie eine Braut liebeſt, und den Stab, damit Du ſie gegen die Wölfe ſchützeſt?“ *

Und der Kaiſer ſprach bei Ueberreichung dieſer Inſignien nicht: Empfange die Kirchengüter! ſondern: Empfange die Kirche!

Meiſt war die Inveſtitur ſehr feierlich. Sitte war es auch, daß der Neugewählte ſich heftig ſträubte, Fluchtverſuche machte und bitterlich weinte, obwohl bei Vielen die Uebertragung der großen Verantwortlichkeit von ſelbſt tiefe Gemüthsbewegung hervorrufen mußte. **

* Cod. Ud. 134.

** S. Bernhard. de off. episc.: „Nicht wahr, da Du zum biſchöflichen Sitz gezogen wurdeſt, da weinteſt Du, ſträubteſt Dich, klagteſt über Gewaltthätigkeit, ſagteſt, das gehe weit über Dich, nannteſt Dich einen Elenden und Unwürdigen u. ſ. w.

Denn als Biſchof Wazo von Lüttich ſich auf den biſchöflichen Thron ſetzte, „da habe ich ſelbſt geſehen,“ ſagt ſein Freund Anſelm, „daß er weinte, wie ein Knabe von ſieben Jahren unter der Ruthe des Schulmeiſters.“

XXX.

Aus reichen und armen, vornehmen und geringen Familien traten Söhne in den geiſtlichen Stand, aus den verſchiedenſten Beweggründen. War in einer adligen Familie Einer der Söhne lahm und zum Ritterhandwerk untauglich, ſo ward er Geiſtlicher. Wollte man Zerſplitterung des Vermögens verhüten, ſo gab man wohl von zwei Brüdern den Einen in ein Kloſter, damit er nachher ein Domherr werden konnte. „Pfalzgraf Friedrich von Sommerſchenburg (um 1110) heirathete Agnes, Tochter des Grafen Heinrich von Limburg, und hatte zwei Söhne, von denen ſollte Heinrich Ritter und ſein Erbe, Friedrich aber in Magdeburg Domherr werden. Als nun Heinrich noch als Kind ſtarb, ward Friedrich von ſeiner Mutter aus dem Kloſter geholt und mit dem Schwerte umgürtet.“

Hier glaubte ein Rittersmann, wenn er ſeinen fünfjährigen Sohn dem Kloſter irgend eines Heiligen übergab, ſich die Fürſprache deſſelben vor Gottes Richterſtuhl zu erwerben; dort ſuchte ſich Jemand ſeiner läſtigen Stiefkinder auf dieſe Weiſe bequem zu entledigen; wiederum kam es vor, daß edle Jünglinge bei Nacht und Nebel aus dem elterlichen Hauſe liefen, um Mönche zu werden; wiedergefunden, mit Gewalt zurückgebracht wurden, und doch nicht durch Vorwürfe, Bitten und Thränen der Mutter von ihrem Vorſatze abgebracht werden konnten.

Manche wurden trotz weltlichen Sinnes in das Kloſter geſchickt und hatten Waffen und Ritterſpiele im Kopfe, bis etwa die Furcht vor dem Tode und der Hölle ihren Widerwillen beſiegte. Andre ſuchten nach einem Leben voll Leiden und Enttäuſchungen Troſt in Gebet und Buße, oder hofften, daß das Mönchskleid ihre Frevel ſühnen werde.

In den Mönchsſtand traten junge Leute vornehmer Abkunft nicht leicht ein. Meldeten ſich ſolche zur Aufnahme im Kloſter, dann ſchüttelte der Abt wohl den Kopf, weil ſie zu zart wären, für die

Schelte, die rauhe Behandlung und die Schläge, welche es im Kloſter gab. Als einſt ein Weltgeiſtlicher in den Mönchsorden eintrat — wird berichtet —, „konnte ſich Niemand der Thränen erwehren, als der junge Mann, der ſo zart gewöhnt war, ſeine feinen Seidenkleider abwarf, die Ringe von den Fingern zog und auf die Erde fallen ließ, ſo daß ſie hell klangen, und ſein Gelübde vor Schluchzen kaum auszuſprechen vermochte."

So vielfach es geſchah, daß ſich Geiſtliche von geringer Abkunft zu den höchſten Kirchenwürden emporſchwangen, ſo ſicher iſt es, daß die Kaiſer mit Recht gern Geiſtliche aus edlen Familien wählten, welchen Herkunft und Verwandtſchaft Anſehen gaben; denn bei den vielfachen Verhandlungen und Kämpfen mit den weltlichen Großen, und dem Hochmuth und der Widerſetzlichkeit, welche oft Kleriker und noch mehr die Mönche bewieſen, mußten Biſchöfe, und faſt in noch höherem Grade Aebte, Leute von großer perſönlicher Autorität ſein. Ausdrücklich wird von Aebten berichtet, daß ſie den Kloſtervögten tüchtig widerſtanden, weil ſie von guter Familie geweſen und an ihrer Verwandtſchaft Beiſtand fanden.

Auch verſchwand vor dem Prieſtergewande keineswegs das Andenken an die Herkunft der Geiſtlichen. Heinrich III. lachte oft herzlich darüber, daß die Eichſtädter, als Graf Ludger von Lechsmund dort Prieſter geworden, wohl zu ſagen pflegten: „Wir wollen heute beim Grafen die Meſſe hören."

XXXI.

Ueberblickt man die Reihe der deutſchen Biſchöfe des 11. Jahrhunderts, ſo präſentirt ſich eine bunte Mannigfaltigkeit verſchiedener Charaktere, im Ganzen, mit einigen Ausnahmen, ein würdiger Stand, wenn auch Wenige ſo fleckenlos erſcheinen, wie etwa ein Liemar von Bremen (1072—1101).

Wir erblicken da einen Burkhard von Halberſtadt (1059—88), einen Schwaben von Geburt, der die Hälfte ſeines Lebens zu Pferde, unter Intriguen, in Aufruhr und Kriegsgetümmel zubringt, bis ihm verdientermaßen ſelbſt die Lanze durch den Leib geſtoßen wird; oder einen Hezel von Hildesheim, der ſelbſt an geweihter Stätte aus klein-

lichem Ehrgeiz zum Morden anfeuert, die durch ſeine Schuld Erſchlagenen in den Bann thut und dieſen lächerlichen Bann erſt aufhebt, da ihm ſchweres Geld gezahlt wird. — Unter den Biſchöfen von Eichſtädt fand Megingaud (zu Heinrichs II. Zeit) zu viel Freude an ſtarkem Eſſen, fluchte auch zu viel und ſchimpfte, namentlich wenn der Gottesdienſt zu lange dauerte. Der lahme Adalbero von Worms (1065—71), den nur der Umſtand, daß er Bruder des Herzogs Rudolf von Schwaben war, zum Biſchof erhoben, hatte ſich ebenfalls ſo wohl gepflegt, daß das Volk ſtehen blieb, wo er erſchien, und den feiſten Menſchen mit Schaudern anſtaunte. Er erſtickte zuletzt in ſeinem Fett. Einem andern, Herrmann von Bamberg (1065—75), wird nachgeſagt, er ſei kein großer Lateiner geweſen, aber deſto mehr verſtand er von Adminiſtration und vom Finanzweſen. Manche waren ſicher nicht ſehr gelehrt und nahmen, wenn ſie es redlich meinten, noch ſchleunig Unterricht, nachdem ſie Biſchöfe geworden.

Aber dieß waren Ausnahmen. Es gab unter den Biſchöfen viele wackere und in der einen oder andern Weiſe ausgezeichnete Männer. Einige ließen ſich die Sorge für ihre Sprengel ſehr angelegen ſein: ſahen nach, daß die Gemeindepfarrer ihre Pflicht thaten; beſuchten die Kathedral- und Kloſterſchulen, disputirten mit den Knaben, richteten Fragen an ſie aus ihrem Donat und Priscian, lobten die Fleißigen und ſchalten die Faulen; ſorgten dafür, daß die Bauern nicht zu ſehr gedrückt würden; zogen an der Spitze ihrer Reiſigen aus gegen Raubritter, ließen ihre Burgen durch das oft ganz wirkſame Belagerungsgeſchütz jener Zeit mit Steinen bewerfen und Faſchinen zum Sturm verfertigen. Andere wiederum leiſteten, ohne ihre geiſtlichen Pflichten zu vernachläſſigen, in der Adminiſtration des Reiches die trefflichſten Dienſte; ſtanden dem Kaiſer im Kriege, wie bei der Rechtspflege zur Seite; leiteten den Bau von Münſtern und Burgen; legten Sümpfe trocken; gaben ihren Verwaltern an, wie man Häuſer bauen, Vieh züchten, das Feld düngen, pflügen und beſäen müßte; ſpeisten und kleideten Arme und Kranke, ſtraften die Uebelthäter, waren gegen ſich ſtreng, gegen Andere mild und vor Allem treu dem Kaiſer.

Manche, wie Adalbert von Bremen und Anno von Köln, würden ebenfalls wohl in einem beſſeren Lichte erſcheinen, wenn Hein-

rich III. zwanzig Jahre länger gelebt hätte. Denn die Minderjährigkeit Heinrichs IV. riß sie zu vielen Dingen hin, an welche sie unter einem kräftigen Herrscher nicht gedacht haben würden.

XXXII.

Die Weltgeistlichen oder Kleriker waren im Allgemeinen unabhängig; sie konnten in der mannigfaltigsten Weise ihr Leben hinbringen. „Bis zu seinem achtzehnten Jahre (heißt es z. B. von einem Geistlichen) ward er in Lüttich erzogen; dann wurde er Subdiakonus und konnte gehen, wohin er wollte." Und er ging auf Reisen, zunächst nach Aachen, um die berühmten warmen Quellen dort zu sehen.

Andere treten als Kapläne oder Hofmeister in die Dienste vornehmer Herren oder Damen. Ein Dritter läßt sich im elterlichen Hause nieder und nährt sich durch Schreiberei. Wieder ein Anderer geht nach Paris, kehrt mit den Schätzen gallischer Erudition beladen heim, verheirathet sich — denn noch war das unselige Cölibatgesetz nicht erlassen —, gründet eine Schule, und seine Töchter, die er ebenfalls wissenschaftlich unterrichtet hat, helfen ihm die Knaben zu lehren.* Solche Geistliche, die sich durch vornehme Abkunft, wissenschaftliche Bildung oder Reichthum auszeichneten, drängten sich wohl auch gern an den Hof und stürzten sich zuweilen in große Ausgaben, um eine höhere Kirchenwürde zu erlangen.**

Die Domherrn (auch Chor- oder Stiftsherrn genannt) waren meist aus edlen Geschlechtern und oft sehr reich. Neben ihren bedeutenden Pfründen hatten sie oft großes Privatvermögen, an baarem Gelde, welches sie auch wohl durch Ausleihen auf Zinsen vermehrten, oder an Grundbesitz, wie z. B. ein Archidiakonus Richard zu Verdün, geborner Graf von Grandpré, nach dem Tode seiner beiden Brüder die ganze Grafschaft erbte und regierte.***

Die Kollegien der Domherrn bestanden seit der Mitte des achten Jahrhunderts, wo sie zuerst in Metz eingerichtet wurden. Ursprüng-

* Ich meine den berühmten Presbyter Mangold im Elsaß (um die Mitte des 11. Jahrhunderts), „dem Meister unter den neueren Magistern." Uffermann (zu Bernold 1094) meint freilich, er sei erst nach dem Tode seiner Frau Priester geworden. Aber Laien hielten damals keine Schulen.

** Humberti card. adv. simoniacos l. III. c. 20. bei Martene Thes. V.

*** Laurentii gesta ep. Virdun. 15.

lich ſollten ſie zuſammen leben, wohnen, eſſen, ſchlafen, und ſo dem Biſchof in ſeinem Amt zur Seite ſtehen, „welcher ſie regieren ſollte, wie ein Abt ſeine Mönche.“ Indeſſen ſeit dem Ende des 9. Jahrhunderts hörte zuerſt in den Städten am Rhein das gemeinſchaftliche Leben auf, und im 11. Jahrhundert lebten ſie faſt überall getrennt. Manche werden als ſehr gelehrt und ſehr leichtfertig geſchildert; Andere trieben Wuchergeſchäfte und ergötzten ſich daran, heimlich im Zimmer eingeſchloſſen die verborgenen Geldtruhen aus dem Verſteck zu holen und darin mit der Hand zu wühlen, — während Viele natürlich durch ihre Kenntniſſe, wie durch ihren Lebenswandel dem geiſtlichen Stande Ehre machten. In Hildesheim ſollen noch um 1050 die Domherrn wie Mönche gelebt haben. Doch der ſächſiſche Annaliſt, der dieß erzählt, lebte hundert Jahre ſpäter. Er ſagt: „Damals ward es ſtreng geahndet, wenn Jemand ſich erdreiſtete, im Chor, bei Tiſch, im Schlafſaal zu ſpät zu kommen. Und hatten ſie den niederen Lehrkurſus vollendet, ſo wurden ſie in noch ſtrengerer Zucht gehalten, als vorher. Sie mußten täglich etwas ſchreiben und die Schrift dem Dekan vorzeigen, mußten das Evangelium leſen, Geſänge und Pſalmen herſagen und boten alſo im Stift mit größerer Scheu, als in der Schule, die Hand der Ruthe dar.“ Ebenſo waren ſie mäßig in Speiſe und Kleidung. „Die Leckerbiſſen, nach denen jetzt der Klerus ſo gierig iſt, waren ihnen unbekannt.“

Von den Dorfpfarrern (presbyteri villarum) hören wir im Allgemeinen nicht viel Gutes; doch vernehmen wir über ſie meiſt nur von Mönchen Etwas, die ihnen nicht ſehr gewogen waren. Der Stand ihrer Bildung war vielleicht nicht ſehr hoch und ſank wohl noch, wenn ſie ſo in ihrer Gemeinde lebten, auf Einziehung des Zehnten und Vermehrung der Einkünfte bedacht. In jedem Bisthume dienten die Archidiakonen des Biſchofs dazu, an des Biſchofs Statt den Sprengel zu überwachen, namentlich weltliche Geſchäfte zu beſorgen. Ihr Amt war es auch, darauf zu ſehen, daß die Pfarrer Kleider, Geräthſchaften und Bücher, die zum Gottesdienſt nöthig waren, in Ordnung hielten. Es iſt nun nicht denkbar, daß alle Glieder dieſes ſo wichtigen Standes gleich untauglich geweſen wären. Indeſſen, wo jene Aufſicht fehlte, da kam es oft vor, daß die Altargefäße ſchmutzig, die prieſterlichen Gewänder und Altartücher zer-

riſſen und die Bücher zerfetzt waren.* In St. Tron kamen ſolche Pfarrer aus den Nachbardörfern wohl zum Gottesdienſt, in Laienkleidern, die vorn und hinten zerriſſen waren, drängten ſich bei der Meſſe unter die Mönche, ſchwätzten, lachten und trieben anſtößige Späße. Nachher bei Tiſche im Refektorium des Kloſters machten ſie höchſt unziemlichen Lärm.

Es iſt unzweifelhaft, daß ſie an den meiſten Orten ihre Pflicht beſſer kannten. Nach den vorhandenen Gebeten und Predigten zu urtheilen — es ſind nur geringe Ueberreſte —, unterwieſen ſie das Volk auf eine verſtändige Weiſe. Und es iſt über allen Zweifel erhaben, daß unſere Pfarrer weit beſſer ihr Amt verſahen, ſo lange ſie verheirathet waren, als nachher, da ſie ehelos leben ſollten. In dem Kampfe zwiſchen Heinrich IV. und den Päbſten ſtanden ſie natürlich alle faſt ohne Ausnahme auf Seite des Kaiſers.

Aus dem 12. Jahrhundert liegt uns eine Schilderung „vom Pfaffenleben" aus Oeſterreich vor, welche uns unverheirathete Pfarrer darſtellt, wie ſie auf nichts, als Sinnenluſt, bedacht ſind. Dem müden Fremdling, der, vom Lichterglanz des Gemachs gelockt, an das Thor klopft, wird der Einlaß verweigert; aber kommt ihre Hausgenoſſenſchaft, da werden Becher gereicht, weiche Polſter ausgebreitet, es wird geſpielt und von Minne geredet. Sie gehen zum Goldſchmied und kaufen ſchöne Ringe für die Opferpfennige, um ihr Liebchen damit zu ſchmücken. Das prangt in feinen goldgeſtickten Kleidern, zierlichen Locken und wohlgenähten Handſchuhen; und all der Schmuck wird für das Geld armer Leute gekauft.**

Schlechter, als in Deutſchland, war es im Allgemeinen mit den Biſchöfen und Geiſtlichen in Frankreich beſtellt, wo auch in dieſer Beziehung Anarchie herrſchte. Hier trifft man auf die merkwürdigſten Charaktere unter den Geiſtlichen. Von dem Kleriker Rudolf Mal-Couronne, einem Normannen, heißt es z. B.: „Er war wohlbewandert in Grammatik, Dialektik, Aſtronomie, Muſik und Phyſik; in

* P. Damiani op. 26. Er ſpricht aber von italieniſchen Pfarrern.

** Das Gedicht vom Pfaffenleben bei Gödeke: das Mittelalter S. 96. — Bei Hugo a S. Victore iſt ebenfalls eine ſehr unvortheilhafte Beſchreibung von dem Leben der Gemeindepfarrer; aber er hat franzöſiſche vor Augen.

letzterer ſo, daß zu Salerno, wo ſeit alter Zeit die größten mediziniſchen Schulen ſind, Niemand in der Arzneikunſt ihm gleichkam, außer einer alten Matrone. Und er war dabei ein trefflicher Soldat und Feldherr. Und weil dieſer Herr ſich von vielen Sünden ſchwer belaſtet fühlte, ſo hatte er durch viele Bitten endlich von Gott erlangt, daß er ihn mit Ausſatz ſtrafte."

Auf dem Kreuzzuge findet man dieſe Geiſtlichen, wie ſie an der Seite der beſten Ritter Türken vom Pferde ſtechen.

Auch die griechiſche Prinzeſſin Anna Comnena beſchreibt, wie Raimund von St. Gilles auf dem adriatiſchen Meere zum Kreuzzuge gefahren und dabei in einer Mondſcheinnacht von Griechen angegriffen wäre. Da kämpfte (nach ihrer Erzählung) ein Geiſtlicher gewaltiger, als alle Andern, zerſchmetterte den Griechen ihre Schilde durch ſeine Steinwürfe und wollte ſich trotz ſeiner Wunden nicht ergeben. Und als ſie endlich am Lande waren und Frieden gemacht hatten, ſuchte er, wie ein ächter Held, unter den Griechen ſeinen Hauptgegner, umarmte ihn und ſprach: „Wäret ihr mir auf dem Lande begegnet, ſo wäre es Vielen von euch ſchlecht ergangen." Er ſchenkte ihm dann einen ſilbernen Becher zum Andenken und ſtarb bald vor Blutverluſt.

Indeſſen Raimund iſt zu Lande durch Dalmatien und Illyrien nach Durazzo gezogen. Sollte jene Geſchichte wahr ſein, ſo müßten dieß Schiffe geweſen ſein, die etwa einen kleinen Theil des Heeres das adriatiſche Meer hinunter brachten.

XXXIII.

Unter den Städten kamen die biſchöflichen im 11. Jahrhundert faſt allein in Betracht. Königliche, wie Nürnberg oder Aachen, waren im Vergleich mit jenen unbedeutend.

Den Rittern, Miniſterialen und Bauern gegenüber bilden ſie eine Welt für ſich. Grundbeſitzer und Kaufleute machten den Kern der Bürgerſchaft aus; neben ihnen wohnten Handwerker, die Geiſtlichkeit und die biſchöflichen Lehnsleute, Miniſterialen und Hörigen in der Stadt. Es iſt indeſſen ſicher, daß große Kaufleute, die ihre Gewölbe mit allen Schätzen des Auslandes gefüllt hatten, dem Biſchof ebenſo zu beſtimmten Abgaben verpflichtet waren, wie der Schuſter, Gerber oder Gaſtwirth. Als zu Anfang des 12. Jahrhunderts in

den französischen Gränzstädten das Geschrei: communia! communia! durch die Straßen scholl, die Bürger ihre Läden schlossen und mit Aexten, Schwertern und Lanzen, Bogen und Keulen gegen den bischöflichen Palast zogen, wird nicht gesagt, daß ein Theil der Bürgerschaft zurückgeblieben wäre. Und weßhalb diese Unruhen damals entstanden, wird genau berichtet. „Die Zinspflichtigen wollten ihren Herrn jährlich nur einmal die übliche Abgabe entrichten, ferner, wenn sie etwas verbrochen hätten, Strafgelder nach dem Gesetz; aber alle andern Dienste, welche den Unterthanen auferlegt zu werden pflegen, sollten aufhören." *

In der That, wie verschieden auch ursprünglich unter der Bürgerschaft die Grade der Freiheit und der Berechtigung gewesen sein mochten, gegen Ende des 10. Jahrhunderts hatten sich jene Unterschiede wohl überall ausgeglichen. Sämmtliche Bürger stehen unter demselben Gericht, unter denselben Obrigkeiten. Ein Unterschied wird nur bedingt durch das Gewerbe, durch die mehr oder weniger ehrenvollen Dienste, welche dem Bischof geleistet werden, — kurz durch das Vermögen.

Im Einzelnen konnten freilich noch mancherlei Verschiedenheiten Statt finden. Es konnte ein Kaufmann oder Handwerker in der Stadt leben, welcher ursprünglich Höriger eines benachbarten Edelmanns war und außer den üblichen Dienstleistungen für den Bischof noch jenem seinem „natürlichen Herrn" Zins entrichtete.** Natürlich hatten Leibeigene, die an das Grundstück dieses oder jenes Bürgers gefesselt waren, ihre eigenthümliche Stellung; sie gehörten nicht zur Bürgerschaft.*** Ferner waren die städtischen Verhältnisse, die Verwaltung und Rechtspflege, in den einzelnen Städten keineswegs gleich; es besaßen die Bürger in der einen Stadt größere Freiheiten, als in der andern; die Bischöfe konnten die ihnen zustehende Gewalt bald tyrannischer, bald milder ausüben; und fast allenthalben gingen

* Abt Guibert von Nogent: de vita sua lib. III., eine sehr anschauliche Schilderung von dem furchtbaren Zustande Frankreichs unter Philipp I. Wenn der König nach Laon kam, so mußte er erleben, daß seine Knechte, wenn sie die Pferde zur Schwemme ritten, ohne dieselben wieder kamen. Das Volk hatte sie ihnen abgenommen.

** Dieß erwähnt Konrad von Zäringen in seiner Urkunde für Freiburg im Breisgau vom J. 1120; Kaiser Friedrich I. in einer Urkunde für Speier.

*** Erwähnt in den Statuten des Bischof Burkhard von Worms 1024. §. 2.

die Bürgerschaften aus den Kämpfen dieses Jahrhunderts mit wesentlichen Freiheiten hervor, die sie vordem nicht besaßen, so daß gegen Ende der Epoche, die ich zu schildern versuche, andere städtische Zustände bestanden, als zu Anfang.

Ueber diese Verhältnisse und Bildungen geben die erhaltenen Stadtrechte im Allgemeinen erwünschte Auskunft. *

Ziemlich genau erfahren wir, mit welchen Zuständen die Stadt Straßburg aus dem 10. in das 11. Jahrhundert trat. Neben dem Bischof ist die vornehmste Person der Vogt, d. i. irgend ein Graf in der Nachbarschaft, welchen der Bischof zu dieser Stellung beruft, jedoch nur mit Zustimmung der Domherrn, Ministerialen und Bürger.

Der Vogt erhält nun vom Kaiser den Bann verliehen, d. h. die Gewalt, jeden Angeklagten vor sein Gericht zu zwingen und die erkannte Strafe an ihm zu vollstrecken; und zwar übt er selbst den höchsten Bann, den Blutbann. „Vom Bischof kann er den Bann, d. h. die Rache des Schwertes wider Verbrecher, nicht erhalten; denn eine kirchliche Person kann diese Gewalt nicht üben, folglich auch nicht verleihen." Seine Gerichtsstätte ist die bischöfliche Pfalz.

Die übrigen Beamten der Stadt, in deren Händen die niedere Gerichtsbarkeit ruht, erhalten ihr Bannrecht vom Vogt verliehen. Es sind dieß jene vier Beamten, welche die städtische Verwaltung hauptsächlich leiten, der Schultheiß, der Burggraf, der Zöllner und der Münzmeister. ** Der Bischof ernennt dieselben, jedoch müssen es Leute des Gotteshauses sein (de familia ecclesiae).

Der Schultheiß ernennt zwei Richter als seine Stellvertreter, welches so anständige Männer sein sollen, daß die Bürger mit Ehren vor ihnen im Gericht stehen können. Er selbst hat die Gerichtsbarkeit über Diebstähle, Schuldensachen und „Frevel" (d. h. geringere muthwillige Vergehen ***); die beiden Richter aber nur über Schuldensachen. Vor ihr Gericht können sie alle Bürger der Stadt citiren, aber

* Die von mir benutzten Stadtrechte für Straßburg, Worms, Speier, Köln, Soest und Freiburg im Breisgau stehen in Gengler's „deutschen Stadtrechten des Mittelalters", 1852. Irre ich nicht, so geschieht der wichtigen Statuten des Bischof Burkhard von Worms (1024), die schon bei Schannat. II. gedruckt sind, in jenem Buche gar keine Erwähnung

** Scultetus, burcgravius, thelonearius, monetarius (oder magister monetae).

*** So Grimm Rechtsalt. S. 624. 1. Aufl.

nicht die Ministerialen und andere Dienstleute des Bischofs, noch die Beamten, welche der Bischof ernennt. Ueber Letztere richtete wohl der Bischof selbst, oder der Dekan*; bei schwereren Vergehen aber der Vogt.

Man sieht, daß das Schöffengericht, dieses Wahrzeichen städtischer Freiheit, damals in Straßburg noch fehlte.

Ferner ernennt der Schultheiß die Unterbeamten (Heymburgen), einen für die Altstadt, den zweiten für die Vorstädte (wahrscheinlich als Häscher), den dritten als Gefängnißwärter.

Auch mit der Bewirthschaftung des bischöflichen Oekonomiehofes (curtis dominica), der innerhalb der Stadt liegt, hat der Schultheiß zu thun; namentlich stellt er 13 Ochsen zum Pflügen, welche er für das sogenannte Besthaupt** beschafft. „Wird einer dieser Ochsen alt oder sonst untauglich — es müßte denn durch eine Viehseuche sein — so werden die Schlächter denselben schlachten und verkaufen und das Geld an den Schultheißen geben. Und sie dürfen kein anderes Fleisch verkaufen, so lange das Fleisch von jenem Ochsen nicht verkauft ist."

Der Burggraf hat vornehmlich die Polizeigewalt. Er setzt die Zunftmeister ein (magistri officiorum) und hat Gewalt, sie zu richten, wenn sie in ihrem Amt sich vergehen. Er hat die Aufsicht über die Mauer und die Wälle, ist verantwortlich für den Zustand der Brücken in der Altstadt, sieht darauf, daß Niemand über die Straße baut, oder Mist und Schutt an verbotenen Stätten abladet, ertheilt Concessionen zum Bau neuer Mühlen und erhebt mancherlei Gebühren, namentlich einen Zoll von Schwertern, die auf dem Markt mit den Scheiden feilgeboten werden. „Von denen aber, die aus Köln oder sonst woher kommen, erhebt der Zöllner den Zoll."

Der Zöllner zieht alle übrigen Zölle ein, besonders von Waaren, die zu Markt gebracht werden. Auch hat er die Aufsicht über die Brücken in den Vorstädten. Der Meister der Gastwirthzunft (magister cauponum) verfertigt alle Maaße zu Salz, Wein, Oel und Korn, und liefert dieselben dem Zöllner ab, welcher sie mit glühendem Eisen aicht und dann den Bürgern verkauft.

* Im §. 13 ist der Gerichtsbarkeit des Bischofs Erwähnung gethan.

** Diese höchst lästige Abgabe bestand darin, daß aus dem Nachlaß der Bürger das „beste Haupt" an den Bischof fiel. Zuweilen ward dieß Recht so geübt, daß keine Familie zu leidlichem Vermögen gelangen konnte.

Der Münzmeiſter läßt die Gewichte fertigen und hat die Aufſicht über das Münzweſen, wovon ich ſpäter handeln werde. *

Mit Ausnahme der Münzerzunft, welche die vornehmſte iſt, ſind alle Bürger zu Dienſten für den Biſchof verpflichtet. Den ehrenvollſten Dienſt haben die Kaufleute, von denen 24 jährlich beſtimmt ſind, Botſchaften des Biſchofs an ſeine Vaſallen zu bringen, jedoch nur innerhalb des Bisthums. Dafür ſollen ſie an Gaſtmählern, welche der Biſchof den Vaſallen gibt, Theil nehmen und anſtändige Plätze bei Tiſch haben, damit ſie den Vaſallen bekannt werden. Die Gaſtwirthe reinigen jeden Montag das necessarium des Biſchofs. Die Sattler liefern Sättel, die Böttticher Fäſſer, Badewannen und Tubben (wozu der biſchöfliche Kellermeiſter Reifen, der Zunftmeiſter das übrige Holz liefert); die Schmiede ſorgen für Hufeiſen und Nägel, Pfeile, Schlöſſer, Riegel und Beſchläge im Hauſe, an den Thüren, Schränken und Fenſtern (gegen Beköſtigung; auch wird ihnen das Eiſen geliefert); ferner verſehen ſie die Stadtthore mit Schlöſſern und Ketten, jedoch auf Koſten der Stadt. Die Schwertfeger müſſen, wenn der Biſchof in den Krieg oder an den Hof zieht, Schwerter und Helme putzen für den Vicedominus, den Marſchalk, den Truchſeß, den Schenk, den Kämmerer und alle diejenigen Perſonen, die jederzeit als unentbehrliche Diener um den Biſchof ſind. Ebenſo auch die Jagdſpieße, wenn es verlangt wird. Die Zimmerleute finden ſich jeden Montag in aller Frühe vor der biſchöflichen Pfalz ein und warten dort, bis die Glocke zur Frühmeſſe läutet. Hat man ſie bis dahin nicht zum Dienſt für den Biſchof verlangt, ſo ſind ſie für die Woche frei. — Will der Biſchof auf dem Rhein fahren, ſo liefern für eine gewiſſe Strecke oberhalb und unterhalb der Stadt die Fiſcher zwei Ruderknechte, die Müller einen; der Zöllner hat die Sorge für die Kähne. Ferner müſſen die Fiſcher zwiſchen Mariä Geburtstag und Michaeli drei Tage und drei Nächte für den Biſchof fiſchen. — Die Schlächter und vier von den Bäckern mußten, wie es ſcheint, für die biſchöfliche Küche arbeiten, wenn es verlangt wurde.

Ferner ſind acht von den Schuſtern und vier von den Hand-

* S. Kap. LVI.

schuhmachern bestimmt, wenn der Bischof in den Krieg oder an den Hof zieht, jene aus schwarzem, diese aus weißem Leder Ueberzüge (thecae) für Leuchter, Becher und Becken zu liefern. Alle übrige Arbeit wird ihnen bezahlt. Zwölf von den Kürschnern müssen auf Kosten des Bischofs so viel Pelzwerk fertigen, wie er bedarf. Die Felle kauft der Zunftmeister für des Bischofs Geld in Köln oder Mainz.

Alle übrigen Bürger, welche nicht in der eben genannten Weise dem Bischof dienen, müssen fünf Tage jährlich für den Oekonomiehof arbeiten*; jedoch wird jeder Bürger, der Knechte hatte, einen derselben geschickt haben.

Wesentlich verschieden von diesen Straßburger Zuständen erscheinen die von Worms nach den Statuten, welche Bischof Burkhard 1024 aufschreiben ließ, in gerechtem Zorn wegen der beständigen Klagen der Armen (miseri) und der „hündischen" Gewaltsamkeiten der Machthaber im Bisthum. Er wollte, daß Arm und Reich ein und dasselbe Gesetz vor Augen hätten, und daß kein Vogt, Vicedominus, Ministerial oder sonst Jemand Neuerungen einzuführen sich erlaube.

Das Bestehaupt wird nicht erhoben. Von jeder Baustelle (area) wird ein Zins an den Bischof entrichtet, und der Inhaber derselben verliert sie erst, wenn er drei Jahre keinen Zins zahlt. Der Nachlaß Verstorbener fällt im Allgemeinen ungeschmälert an die Erben, sowohl das Haus, als alle bewegliche Habe.

Viel Unannehmlichkeiten scheinen die Erbschaftssachen dem Bischof verursacht zu haben. „Fällt nach dem Urtheil der Richter (d. h. der Schöffen) ein Grundstück in die Hand des Bischofs (wenn etwa der Besitzer einen Zins oder eine Geldbuße nicht zahlen kann), und Einer der Erben des Verurtheilten erklärt, er wolle das Geld zahlen, so soll er das Grundstück besitzen. Sonst soll es der Ministerial, dem es der Bischof gibt, erblich haben. Kömmt etwa nach Jahren Jemand und sagt: Ich bin der Erbe, ich war arm, ich war eine Waise, ich hatte Keinen, der mich nährte, deßhalb ging ich von Haus und habe mich in der Fremde erhalten — und will nun den neuen Besitzer, der das Grundstück gut gedüngt und bebaut hat, vertreiben, so soll das

* So verstehe ich den Ausdruck §. 93 der Statuten: quinquies operari numero dierum in dominico opere.

nicht geſchehen. Warum iſt er fortgegangen? Warum iſt er nicht hier geblieben und hat auf ſein Erbe gepaßt? Wir wollen ferner dergleichen nicht hören, es müßte denn eine ganz gerechte Sache ſein."

Das Schöffengericht beſteht in Worms, und zwar wird nicht angedeutet, daß es eine neue Einrichtung iſt. Jedermann wird von ſeines Gleichen gerichtet. Selbſt die Richter in kleinen Civilſachen (welche im ganzen Bisthum unter dem Namen ministri loci beſtanden zu haben ſcheinen) entſcheiden bei Streitigkeiten „über Aecker, Weinberge und dergleichen unbedeutendere Fälle" nach dem Urtheile ihrer Mitbürger. Und von dem Urtheile ſolcher Unterbeamten kann an die Volksverſammlung (placitum) appellirt werden.

Großen Schmerz äußert der Biſchof über die Mordthaten, die faſt täglich in Worms vorfielen. Wie wilde Thiere wütheten die Bürger gegen einander (klagt er), im Trunk oder aus Frevelmuth, ſo daß in einem Jahre 35 Menſchen im Bisthum erſchlagen wären. Es geht aus ſeinen Beſtimmungen hervor, daß die Blutrache von den Verwandten der Getödteten ſehr nachdrücklich geübt ward.

Der Biſchof beſtimmt: wer einen Andern in der Stadt ſo ſchlägt, daß er zu Boden fällt, der ſoll 60 Gulden bezahlen. Zieht Jemand in der Stadt, um einen Andern zu tödten, das Schwert, oder ſpannt er den Bogen, oder legt nur den Pfeil auf die Sehne, oder fällt die Lanze zum Stoß, ſo ſoll er 60 Gulden bezahlen. Wer einen Andern erſchlägt — es ſei denn in der Nothwehr — der ſoll Haut und Haare verlieren, auf beide Backen gebrandmarkt werden und das Wergeld zahlen.

Nur über ſeine Miniſterialen, wenn Einer von ihnen einen Todtſchlag begeht, behält ſich der Biſchof ſelbſt das Urtheil vor.

Dieſe Statuten enthalten eine Beſtimmung, welche ſpäter höchſt läſtig wurde: „Wenn Jemand von den Leuten des Gotteshauſes eine fremde Frau heirathet, ſo ſoll der Biſchof, wenn der Mann ſtirbt, zwei Drittheile des Nachlaſſes erben."

Faſt hundert Jahre ſpäter (1114) ſchrieen die Bürger zu Heinrich V. über die unaufhörlichen Leiden, welche ſie in Betreff ihrer Ehen zu erleiden hätten. Er beſtimmte auf den Rath der Fürſten: „Wenn ein Mann eine Frau heirathet aus der Stadt oder aus der Fremde, ſo ſoll der Vogt die Ehe nicht auflöſen, noch ſoll irgend ein

großer oder kleiner Machthaber beim Tode des Mannes oder der Frau irgend etwas vom Nachlasse fordern; sondern Frau und Kinder sollen den Mann, und der Mann die Frau beerben, und sterben sie kinderlos, so sollen die nächsten Erben in den Besitz des Nachlasses treten."

In ähnlicher Weise hatten ihn drei Jahre vorher (1111 im August) die Bürger von Speier um Befreiung vom Bestehaupt gebeten. Er befreite demnach auf Rath und Bitten der anwesenden Fürsten, alle dermaligen und künftigen Bürger von Speier, woher sie kommen und weß Standes sie sein möchten, von jenem schändlichen Gesetze, nämlich jenem Theile, der gewöhnlich Buteil hieße, wodurch die ganze Stadt verarmte und ruinirt würde.

Unter Kaiser Friedrich I. wollte freilich Bischof Ulrich wiederum das „Hauptrecht" üben; indessen der Kaiser erklärte, Buteil und Hauptrecht sei eines.

Ueber Köln gibt die „Erklärung des Erzbischof Philipp" vom Jahre 1169 einige Auskunft. Es entstand nämlich damals ein Zwist zwischen dem Burggrafen und dem Vogt von Köln über ihre beiderseitigen Befugnisse. „Also ließen wir auf den Rath unserer Getreuen die Bürgermeister (magistri civium) von Köln und die Schöffen und die Beamten der Richerzechheit* rufen und ließen sie schwören, daß sie ihr Urtheil abgeben wollten nach den Rechten der Stadt Köln, welche in ihren Privilegien geschrieben stehen. Sie hielten nun einen Rath, öffneten, freilich ungern, ihren Schrein, in welchem ihre Privilegien lagen, und zogen eine Urkunde hervor, deren Schrift vor Alter kaum zu erkennen war." Auf Bitten des Burggrafen und der Schöffen nun ließ der Erzbischof sie neu schreiben, weil Alter und Wurmfraß das Pergament fast vernichtet hatten.

Der Burggraf erscheint danach als die Hauptperson in der Stadt und hat sein Amt erblich, während der Vogt nur auf eine bestimmte Zeit gewählt** und in dem Privilegium auch Schultheiß genannt wird.

* Rycherzeggede, nach Barthold (Gesch. der d. Städte I.) die Zeche oder Gilde der Reichen, die sich als ein Patrizierthum abschlossen und die Schöffenbank, sowie alle wichtigen Stadtämter besetzten.

** Advocati nostri, qui pro tempore extiterunt. Dagegen burggravius et sui successores jure haereditario.

Der Burggraf hat den Bann, ebenſo wie der Erzbiſchof, vom Kaiſer erhalten, und er kann dieß ſein Bannrecht in gleicher Weiſe üben, wie der Erzbiſchof. In allen Blutgerichten „ſoll der Burggraf Vogt ſein“ und, wenn ein gerichtlicher Zweikampf Statt findet, ohne den Vogt das Urtheil über den Kampf haben. In einigen Gerichten hat er mit dem Vogt zuſammen den Vorſitz und theilt mit ihm die Geldſtrafen. Auch die polizeiliche Gewalt ſcheint er in manchen Stücken geübt zu haben, namentlich wenn Jemand über die Straße baute.

Die kölniſchen Bürger zahlen keinen Zoll an den Stätten, wo der Erzbiſchof Zölle erheben läßt; auch darf weder der Burggraf, noch der Erzbiſchof die Bürger außerhalb der Stadt vor Gericht fordern.

Das Schöffengericht erſcheint hier als uraltes Inſtitut. Wenn ſie gewählt ſind, ſo muß ſie der Burggraf noch in das Amt einſetzen. Er muß aber darüber wachen, daß kein Schöffe verwachſen, krumm, einäugig, taub, lahm, ſtotternd oder ausſätzig iſt, kein Mörder, Meineidiger oder ſonſtwie verrufen, kein Wucherer, oder für Geld zum Schöffenamt erwählt. Solche Subjekte muß er verwerfen; ebenſo ſolche, die noch nicht 24 Jahre alt ſind.

Jeder Schöffe liefert dem Burggrafen, wenn derſelbe ihn auf den Schöffenſtuhl ſetzt, eine Mark kölniſcher Denare und einen Malter Hafer, ehe die Sonne zu Raſte geht.

Bei jedem Gericht muß ein Schöffe ſein Urtheil, wenn er es nicht ſogleich abgibt, binnen drei Tagen finden, ſonſt zahlt er 60 Gulden an den Burggrafen, ehe die Sonne zu Raſte geht.

Aehnlichen Zuſtänden, mit größeren oder geringeren Abweichungen, begegnen wir in den meiſten Städten zu Anfang des 12. Jahrhunderts. Für Freiburg im Breisgau beſtimmt Herzog Konrad von Zäringen (1120) ausdrücklich, daß die Prozeſſe der Bürger „nach dem geſetzlichen und herkömmlichen Rechte aller Kaufleute, vorzüglich der kölniſchen, entſchieden werden ſollen.“ Jedoch ſind die Bürger hier im Beſitz weit größerer Freiheiten, indem ſie den Vogt und den Pfarrer wählen, und der Herzog den Schultheißen, der jährlich von der Bürgerſchaft gewählt wird, nicht zu verwerfen berechtigt iſt.

Auch in Soeſt — „es höre die Welt das alte Recht der Stadt

Soest!" * — werden die Schöffen von der Bürgerschaft erwählt, und die Vorsitzer im Gericht dürfen Niemanden zurückweisen, der ihnen als Schöffe oder Gerichtsdiener präsentirt wird, während in Köln die Schöffen etwa eingetretene Lücken auf der Schöffenbank durch eigene Wahl (Cooptation) ergänzt haben sollen. **

Noch hatte der Vogt oder der Bischof und seine Beamten große Gewalt über die Bürgerschaft. Die Dienstleute des Erzbischof Anno von Köln wollen ohne Weiteres das Schiff eines kölnischen Kaufmanns zum Gebrauch des Erzbischofs in Beschlag nehmen, und der Letztere droht, da die Bürger sich nachdrücklich widersetzen, bei der nächsten Session die Widerspenstigen züchtigen zu wollen; läßt auch nachher, da sie ihn aus der Stadt geworfen, durch seine Soldaten Einige blenden, tödten, gefangen setzen und Alle an ihrem Gute strafen. Erzbischof Adalbert von Bremen, der seit seiner Entfernung vom Hofe (1066) fast wahnsinnig war, ließ seine Beamten auf jede Weise im Bisthum wüthen, Unschuldige foltern und aus den Häusern werfen. „Da wurden Manche wahnsinnig; viele Reiche bettelten von Thür zu Thür; die Kaufleute, welche aus allen Ländern nach Bremen Waaren brachten, wurden ausgeplündert, so daß die Bevölkerung abnahm und der Markt leer wurde."

An andern Orten hauste der Burggraf nach seiner Willkür, erhob Steuern für sich, ließ wohlhabende Bürger, renommirte Kaufleute ohne Urtheil und Recht ins Gefängniß werfen und ihnen allen möglichen Schimpf anthun, so daß der Bischof sich ins Mittel legen mußte.

Dann kam freilich wohl der Kaiser einmal, saß zu Gericht, hörte die Klagen des Volkes und verfuhr gegen die Bedrücker als gegen Hochverräther. ***

Kein Wunder daher, daß die Städte so treu am Kaiser hielten, bei dem sie Schutz fanden gegen die Willkür des Bischofs.

Uebrigens sagt der Mönch Lambert von den Bürgern, es wären leicht erregbare Leute und schlechte Soldaten. Er hat zunächst die

* So hebt das alte Stadtrecht von Soest an, welches etwa 1120—40 aufgezeichnet worden ist.

** Barthold I.

*** Lambert. 1074 — sperans, ut eum (Annonem) propter oppressos innocentes reum majestatis faceret.

Kölner vor Augen. „Die jungen Leute wachſen in dem weichlichen und üppigen Stadtleben auf, und wenn die Handelsgeſchäfte abgemacht ſind, ſchwätzen ſie wohl über Tiſche bei einem Glaſe Wein von Krieg und Kriegsthaten, und erhitzen ſich dabei zu Unternehmungen, ohne an den Ausgang zu denken.“ Aber 1106 kämpften die Kölner für Heinrich IV. höchſt unerſchrocken und mit der größten Ausdauer und Tapferkeit. Und der Mainzer Burggraf hatte 1105 an 20000 Mann für den Kaiſer beiſammen, mit denen er den rebelliſchen Fürſten die Spitze zu bieten entſchloſſen war.

Die größeren Städte waren für die unvollkommenen Belagerungswerkzeuge der Zeit meiſt ſehr feſt und ſchwer zu erobern, wenn ſie gut vertheidigt wurden. Aber auch in den kleineren, die nur durch einen Wall geſchützt waren, auf welchem ſich etwa noch eine Wand aus feſten Brettern erhob, zeichneten ſich die Bürger oft ganz beſonders durch Streitbarkeit aus.

XXXIV.

Ueber das Leben und Treiben in den Klöſtern haben wir die genauſten Nachrichten. In Deutſchland gab es im 11. Jahrhundert nur Benediktinerklöſter, die freilich auf mancherlei Weiſe in Sitten und Gewohnheiten von einander abwichen.

Von Erzbiſchof Lanfrank von Canterbury giebt es eine Kloſterordnung, worin die Religionsübungen; die nächtlichen und die Tagesgebete; die Pflichten der einzelnen Chargen im Kloſter vom Prior, Probſt und Scholaſtikus bis zum Kellermeiſter und Küſter; die devoten Formen, welche jeder Mönch dem Abt gegenüber zu beobachten hat; die Ordnung beim Raſiren und allgemeinen Aderlaß u. dgl. genau beſchrieben ſind. Andre Chroniken theilen uns ihren Kleideretat mit, — wo uns freilich die Anſchauung fehlt; ſelbſt der Küchenzettel wird uns nicht vorenthalten, woraus wir erſehen, daß die Tafel etwas einförmig war. *

Der Unterhalt der Klöſter hing ſehr von den Umſtänden ab. In Kriegszeiten mußten ſie ſich zuweilen mit Gerſtenbrot und Waſſer behelfen, und wenn mitleidige Leute in der Nachbarſchaft einen Hafer-

* Gesta abb. Trud. lib. X u. XII. Die decreta divi Lanfranci pro ordine S. Benedicti in der biblioth. Patrum Lugd. XVIII.

brei oder Gemüse schickten, so war das ein Leckerbissen. Der heil. Bernhard von Clairvaux dagegen schildert z. B. das Leben der Mönche in dem reichen Clügny bei Macon an der Saone als ein sehr üppiges: zur Fastenzeit würde allerdings kein Fleisch gegessen, aber Fischspeisen und Eier auf so vielerlei verschiedene Weise zubereitet, daß es sich gar nicht beschreiben ließe. Die verschiedensten Weinsorten prüfe man mit Kennerzunge; an großen Festen würde der Wein mit Honig, Gewürzen und Liqueur zubereitet. Die Mönche durchwanderten, um sich Kleider zu beschaffen, Städte, Märkte und Handelsgewölbe, betasteten jeden Stoff und suchten den feinsten aus. Auf der kleinsten Reise ließe sich der Abt Servietten, Schüsseln, Becher, Leuchter, Teppiche und Säcke voll feinen Bettzeuges nachschleppen. *

In deutschen Klöstern des 11. Jahrhunderts findet man solchen Luxus nicht, namentlich nicht, seit die Zerrüttung des Reiches durch den Kampf der deutschen Fürsten und des Pabstes gegen den Kaiser begonnen hatte. Da kamen manche Klöster so herunter, daß die Mönche, welche nicht davon liefen, Reisende anbettelten, Nachts in ihren Betten dicht vom Schnee bedeckt wurden, der durch das verfallene Dach hereinwehte, und vor Kälte und Hunger fast umkamen. Doch kann man sich einen Begriff vom Reichthum mancher Klöster machen, wenn man weiß, daß Herzog Walram von Niederlothringen vom Kloster St. Tron 1100 Grundstücke (mansi) zu Lehen hatte, und daß der Abt von Lorsch 1200 Ritter zum Kriegsdienst stellte. **

In Wahrheit bedurften die Mönche guter Pflege. Zu Siegburg herrschte eine höchst strenge asketische Disziplin; dennoch meinte der Abt des Klosters, als ihn einst Bischof Benno von Osnabrück nach seinem neu gegründeten Iburg gerufen hatte, der Ort wäre zu arm, das Werk könne keinen Bestand haben, wenn irdische Güter

* Bedenken über den Reichthum von Clügny sprach schon 1063 der in mancher Hinsicht etwas beschränkte Damiani aus. Aber der weise Abt Hugo sagte ihm, er möchte nur acht Tage den Dienst im Kloster mitmachen; dann könnte er beurtheilen, ob die Mönche zu gut lebten. Wer das Gemüse nicht gekostet hätte, könnte nicht angeben, ob Salz daran fehlte.

** In einer Urkunde für St. Maximin in Trier befiehlt Heinrich III. den Vögten, das Kloster nicht zu belästigen; „denn sie haben 6750 und mehr Grundstücke (mansi) von den Gütern St. Maximins zu Lehn, damit sie die Mönche das Uebrige ruhig genießen lassen." S. defensio abbatiae imperialis S. Maximini. 1638. fol.

mangelten. Sehr Wenige oder Niemand würde mit Gleichmuth neben den Beſchwerden des Mönchslebens noch körperliche Entbehrungen ertragen.

Segen war freilich bei ſo großem Reichthum ſelten. Die Klöſter waren deſto mehr Feindſeligkeiten ausgeſetzt. „Wir haben unſern Rittern ſo viele Lehen gegeben", klagt ein Mönch, „daß uns nun viele Edelleute haſſen, weil ſie ihre Ritter nicht in gleicher Weiſe bedenken können." *

Daher rührte denn wohl der Haß, mit welchem die Laien im Allgemeinen auf die Klöſter blickten; denn wie der Bauer im Dorfe ſeinem Pfarrer den Zehnten und die Opferpfennige nicht gönnte, ſo ritt der Edelmann mit neiderfülltem Herzen durch die Kornfelder, Wieſen und Weinberge der Klöſter hin. **

XXXV.

Uebrigens, wenn auch die Mönche unter der Leitung des Prior bei Tag und Nacht ihrem Gottesdienſt oblagen, ſo waren doch die Geſchäfte des Abtes und des Probſtes (welch Letzterer die Wirthſchaftsangelegenheiten beſonders unter ſich hatte) von der Art, daß ſie von klöſterlichem Stillleben wenig ſpürten. Der Kardinal Damiani hat ein beſonderes, ſehr langes und mattes Lied über das geplagte Daſein eines Abtes geſchrieben.

Seit Karl dem Großen mußten Biſchöfe und Aebte zur Beſorgung der mit ihrem geiſtlichen Berufe unverträglichen weltlichen Geſchäfte Vögte annehmen. Da war denn für ein Kloſter oder Stift ein Herzog oft der oberſte Schirmvogt (major advocatus), und dieſer beſtellte dann als Untervogt (subadvocatus) einen Edelmann in der Nähe des Kloſters, *** welcher gegen gewiſſe Gefälle zu beſtimmten Zeiten über die Kloſterleute Gericht hielt und daſſelbe gegen Beeinträchtigungen ſchirmen ſollte.

* Chron. Farf. — Vgl. Siegeberts gesta abb. Gemblac. 62.

** Lambert 1063: abbatem praeter acerbitatem rei odium quoque gravabat nominis monachi, quod inveterata malitia homines saeculi semper obfuscare atque opprimere conabantur.

*** Für St. Tron war z. B. Herzog Walram von Niederlothringen (um 1110) der oberſte Vogt und erhielt dafür 1100 Grundſtücke. Er machte den Grafen Giſelbert von Duras zum Untervogt und trat ihm dafür 300 Grundſtücke ab.

Der Vogt (heißt es in der Stiftungsurkunde vom Kloſter Siegburg*) ſoll jährlich nur einmal an einen beſtimmten Ort kommen, um (ein dreitägiges) Gericht zu halten. Er ſoll da mit dem Beirath des Abtes über Blutvergießen, Diebſtahl, Friedensbruch, Erbſchaftsſtreitigkeiten u. ſ. w. entſcheiden und ſoll mit ſeinem Drittheil der Strafgelder ſich begnügen. Der Abt ſoll dem Vogt an jedem der drei Gerichtstage liefern: zwei Scheffel Weizen, ſechs Scheffel Hafer, ferner beſtimmte Quantitäten Wein, zwei Schweine für zwei Gulden (solidi), ein Spanferkel für ſechs Groſchen (denarii), zwei Gänſe, vier Hühner und zwanzig Eier.

Mit dieſen Vögten gab es oft Händel. Wenn ſogar ein Vicedominus, d. h. ein oberſter Verwaltungsbeamter des Erzbiſchofs von Trier (um 1125) behaupten konnte, er wäre weltlicher Oberherr im Erzbisthum; ſein Amt wäre es, dem Erzbiſchof den Unterhalt zu liefern; derſelbe hätte ſich um Nichts, als ſein geiſtliches Amt, zu kümmern: ſo war der Stand kleiner Aebte ihren Vögten gegenüber oft ein ſehr ſchlimmer. Hatten ſie Streit mit einander, ſo wurde das Kloſter wohl beraubt, die Einkünfte zurückbehalten, die Kloſterleute gemißhandelt und auf unerhörte Weiſe bedrückt.

Es wird berichtet, wie ſie wohlhabende Bauern fangen und in den Block legen, bis ſie ſich theuer loskaufen, ihnen das Vieh forttreiben, Wochen lang ihre Pferde in der Saat weiden laſſen, zur Erntezeit ſie nicht bloß zu Getreide- und Geldlieferungen zwingen, ſondern ſich mit Hunderten ihrer Reiſigen geradezu in die Dörfer einquartieren, und dann, wenn ſie aufbrechen, noch mitnehmen, was ihnen gefällt, ein Pferd oder einen Mantel. Inzwiſchen nehmen andere Ritter Zehnten oder Ländereien für ſich, leiten Bäche ab, ſo daß die Kloſtermühlen ſtill ſtehen, und verbrennen Dörfer, ſo daß die Bauern betteln müſſen. Selbſt in das Kloſter fällt wohl der Vogt mit ſeinen Soldaten, raubt die Vorräthe aus den Gewölben, wirft das Eſſen in der Küche aus den Töpfen und befiehlt den Kloſterleuten, dem Abt nicht zu dienen, wenn ihnen das Leben lieb ſei.

Gleiche Rohheit zeigt ſich in der Weiſe, wie biſchöfliche Vögte oder andere Machthaber das ſogenannte Spolienrecht übten, d. h.

* Lacomblet. Urkundenbuch I. 203.

das vermeintliche Recht, ſich der Hinterlaſſenſchaft des Biſchofs und der Kleriker zu bemächtigen. Da lauerten ſie wohl mit ihren Reiſigen vor dem Palaſt, wenn der Biſchof krank war, und wenn ſie am Klaggeſchrei drinnen merkten, er ſei todt, ſtürmten ſie hinein und ſchleppten Kleider, Möbel und Pferde hinweg. Graf Robert von Flandern (der Frieſe) ſchickte ſogar überall Kundſchafter umher und ließ Inventare aufnehmen von Allem, was die einzelnen Geiſtlichen beſaßen.

Dieß ſind meiſt Schilderungen aus Niederlothringen. Solche Gewaltſamkeiten konnten immer nur geübt werden, wenn der Kaiſer fern war und der Herzog ſich der Bedrängten nicht annahm. Doch wagten ſelbſt unter Heinrich III. einzelne Vögte, öfter Gericht zu halten, als feſtgeſetzt war, von den Bauern Dienſte zu verlangen, ihnen Vieh und Pferde wegzutreiben. Während der Kriege Heinrichs IV. gegen die rebelliſchen Fürſten vernimmt man natürlich überall Klagen genug über Gewaltſamkeiten der Vögte, aber auch Berichte, daß die Bauern ſie erſchlugen. So lange in Niederlothringen der jüngere Gottfried regierte, welchem ſeine Zeitgenoſſen außer dem Beinamen des Buckligen auch den des Gerechten oder des Guten gaben, hatte dergleichen dort nicht geſchehen dürfen. „Sein Tod war für ganz Lothringen ſchrecklich; unter ihm hatte Friede und Gerechtigkeit geherrſcht; ſeitdem ging Alles ſchlecht.“ Sein weit berühmterer Schweſterſohn, Gottfried von Bouillon, der Kreuzfahrer, Herzog von Niederlothringen ſeit 1089, nahm ohne Weiteres Kloſtergüter für ſich in Beſchlag und gewährte der Geiſtlichkeit faſt gar keinen Schutz.

XXXVI.

Um mit den Mönchen ſelbſt fertig zu werden, dazu war oft die größte Klugheit, Vorſicht und Energie erforderlich.*

Sie hielten ſich wohl ſelbſt den Weltgeiſtlichen gegenüber für den edleren Theil des Leibes Chriſti, für die helleren Sterne am Himmel der Kirche; aber „wie Meeresruhe dem Schiffer (meinte Pabſt Gregor VII.), ſo pflegte auch den Mönchen die Stille des Kloſters den verderblichſten Schiffbruch zu bereiten.“

* Von vielen Beiſpielen nenne ich nur das des Abtes Hugo von Flavigny, der ſeine Vertreibung aus dem Kloſter ſelbſt erzählt, obwohl ungenau.

Wenn äußere Umſtände irgendwie den gewohnten Gang der Disziplin ſtörten, ſo waren die jüngeren, und beſonders Mönche von adliger Abkunft, gleich bereit zu Widerſetzlichkeiten, kamen nicht zum Gottesdienſt, folgten ihren Lüſten, verweigerten dem Abt die gebührenden Höflichkeitsformen, ſchimpften und fluchten, wenn die Portionen bei Tiſche nicht groß genug ſchienen; zuweilen entgingen die Aebte kaum Mißhandlungen.

So zeigten ſich (wie es in der Natur der Sache lag) beſonders die Mönche, welche von Kindheit an im Kloſter erzogen waren, während Andere, die nach den Stürmen der Jugend und des Mannesalters in den Kloſtermauern Ruhe ſuchten und ſtatt des Wermuthsbechers, den das Leben ihnen gereicht, nach Labung des Himmels trachteten, gern und willig ſich in die Ordnung fügten. Unter jenen fanden ſich dann wohl Mönche, welche durch ihre Tücke und Frechheit den Abt zu dem Entſchluſſe trieben, ſie auf dem Stadtmarkt auspeitſchen zu laſſen. Ja ſie ſtachen wohl nach dem Prior mit Meſſern, ſo daß ſie ſchwer geſtraft und aus dem Kloſter geworfen werden mußten. Auch waren, namentlich in unruhigen Zeiten, auf jeder Landſtraße Mönche zu finden, die von einem Kloſter zum andern zogen, ſich neu kleiden ließen, eine Zeit lang ſich pflegten und dann davon liefen. „So liefen uns", klagt ein Abt, „in fünf bis ſechs Jahren ſiebenzehn Mönche fort, nachdem wir ſie von Kopf zu Fuß neu gekleidet."

Unter dieſen Mönchen treffen wir auf die verſchiedenſten Charaktere, deren Eigenthümlichkeiten das Kloſter keineswegs verwiſchte. Es erſcheinen Leute wie der verwachſene Herrmann in Reichenau, ein geborener Graf von Vöringen, der ſich ohne Hülfe kaum bewegen konnte; aber wenn er auf dem Tragſeſſel in den Hörſaal getragen wurde, lauſchten alle Anweſenden den gebrochenen, undeutlichen Lauten ſeines Mundes; denn er war einer der Kenntnißreichſten unter ſeinen Zeitgenoſſen.

Und dann wieder Charaktere, wie jener Bruder Albert im St. Andreaskloſter zu Cambrai, der eintrat ohne jede wiſſenſchaftliche Bildung, einige Pſalmen lernte und endlich die Sorge für Altargefäße übernahm. Er trug das gröbſte Gewand, trank nie Wein, aß nie feinere Speiſen, war mit dem Brot der Knechte zufrieden und

trug ſeine Portion Wein und die übrigen Speiſen den Kranken hin. Ein Bett hatte er nicht; er ſchlief vor den Altären, auf bloßer Erde, wo ihn gerade der Schlaf überfiel. Oft trug er Nachts Holz vor die Häuſer der Armen. Da liefen ihm wohl die Wölfe nach, ohne ihm Leides zu thun. Endlich erhielt er Erlaubniß, nach Jeruſalem pilgern zu dürfen mit nur einem Gefährten. „Was da aus ihm geworden iſt", ſagt der Chroniſt, „wiſſen wir nicht."

XXXVII.

Außer der Sorge für die Kloſterzucht und andern Geſchäften machte dem Abt namentlich die oft ungemein mühevolle Verwaltung des Kloſtervermögens zu ſchaffen.

Die Kloſtergebäude — Zellen (des Abtes und der Mönche), Speiſeſaal, Schlafſaal, Waſchſtube, Herberge für Pilger und Arme, Krankenhaus nebſt Apotheke, Vorrathsgewölbe, Garderobe nebſt Schneiderſtube u. ſ. w. — waren oft ſehr weitläufig. Daran ſtieß dann eine Kirche, in welcher der Kirchenſchatz aufbewahrt wurde: koſtbare Gewänder, Reliquienkäſtchen mit Gold- und Silberbeſchlag; Leuchter, Kelche und Pretioſen. Ferner gränzte vielleicht ein Wirthſchaftshof an das Kloſter mit einem Wohnhauſe, mit Viehſtällen, Scheunen, Bäckerei, Brauerei und Armenhäuſern.

Außer dieſem Beſitz in der nächſten Nähe waren nun die oft weit und breit zerſtreuten Dörfer und Hubengüter* zu überwachen.

* Hubae (Meierhöfe) waren Güter, die meiſt aus Haus, Hof, Ställen, Scheunen, Gärten, Wieſen und Wald beſtanden, zuſammenhängende Bezirke, an Umfang ſehr verſchieden.

Dieſe Hubengüter wurden entweder unter Aufſicht des Abtes oder Probſtes von Kloſterknechten bebaut (dann hießen ſie Salgüter oder Herrengüter; hubae dominicales oder salicae);

oder ſie wurden verpachtet und waren dann a) Freigüter (hubae ingenuales), wenn die Pächter freie Leute waren; oder b) dienſtbare Huben (hubae serviles), wenn die Pächter Unfreie waren.

Sehr unbeſtimmt iſt der Ausdruck *mansus*, welcher in Urkunden und Chroniken ſo oft vorkömmt. Urſprünglich iſt darunter vielleicht eine Bauſtelle gemeint („Hausplatz" überſetzt Dahl: das Fürſtenthum Lorſch); doch wird man es wohl am Beſten mit „Grundſtück" wiedergeben. Zuweilen wird mansus und huba gleichbedeutend gebraucht. In den Urkunden des Kloſters Lorſch kommt vor: ein mansus von 19 Quadratruthen; ein mansus, der eine Wieſe, einen Wald und drei Leibeigene enthält; ein mansus, der drei Hubengüter enthält; ein mansus, auf dem eine Kirche ſteht u. ſ. f.

Zuweilen ſcheint es dann wieder, als wäre ein beſtimmtes Boden-

Ober dem Kloſter gehört ein Haus in der benachbarten biſchöflichen Stadt; da gibt es Prozeſſe zu führen mit dem Miether, der es in ſo ſchlechtem Zuſtande verläßt, daß es neu beworfen, geweißt und gedeckt werden muß. Bei Ernte und Weinleſe iſt der Abt (und auch wohl einige Mönche) mit draußen, ſieht überall nach und hat im Schweiße ſeines Angeſichts zu arbeiten. Er züchtigt auch ſelbſt wohl die Bauern, wenn er mit ihnen unzufrieden iſt.

Dann ſind die Abgaben von den Kloſterleuten einzuziehen, und man kann ſich kaum eine Vorſtellung machen, wie verwickelt dieß Geſchäft war. Auf dem einen Gute müſſen die Mägde jährlich jede ein Stück Leinwand ſpinnen und weben, 60 Ellen lang und 5 Ellen breit; auf dem andern ein Stück wollenes Tuch, 10 Ellen lang und 4 Ellen breit. Hier liefert ein kleiner Hof Holz, um bei der Wäſche das Waſſer warm zu machen; ein anderer liefert das Holz zu Bädern; dort iſt eine Mühle, welche den Unterhalt der Wäſcherinnen und Schneider beſtreitet; ein kleines Wirthshaus hat der Abt vielleicht gebaut, von deſſen Einkünften der Frater Kellermeiſter Löffel, Krüge und Becher kaufen muß. Die Abgabe eines Pächters beſteht vielleicht darin, daß er die Eiſenarbeiten am Sattel des Abtes, an den Sporen und Zäumen beſorgt, nur gibt der Abt das Eiſen dazu; daß er, wenn im Kloſter Fenſter zerbrochen ſind, das Blei und die ſonſtigen Zuthaten liefert, auch die Arbeit bezahlt, — nur das Glas liefert der Küſter; oder daß er Schlüſſel in der Kirche, im Kloſter, zu Ställen und Schränken machen und ausbeſſern läßt, aber das Eiſen dazu ebenfalls erhält. Dazu kamen dann noch die verſchiedenen Frohnden der Kloſterleute auf dem Acker vom Düngen bis zum Einfahren der Garben, auf den Wieſen in der Heuernte, in den Weinbergen, im Walde und in den Steinbrüchen.

Und die Pächter und Bauern, namentlich die Verwalter der „Herrenhöfe", betrogen das Kloſter nur zu häufig. „Früher", ſo

maaß gemeint, wenn es in jener Urkunde Heinrichs IV. vom J. 1086, worin er Biſchof Udo von Hildesheim ſeinen Hof Werla (bei Burgdorf im hannöverſchen Amte Schladen) und die Dörfer Immenrode und Gitter am Berge ſchenkt, folgendermaßen lautet: „Wir haben ihm die genannten Güter geſchenkt als 200 mansi; in der Weiſe nämlich, daß, was über 200 mansi iſt, an uns zurückfällt; ſollte es aber weniger ſein, ſo werden wir es von andern Orten ergänzen." (Schaten: annales Paderborn. S. 623.)

klagt ein Mönch, „hatten wir Viehſtälle in den Dörfern, die Milch und Fleiſch lieferten; aber die Verwalter betrügen uns, und die Vögte quartieren ſich in unſern Dörfern ein und verzehren das Unſrige.“

Starb z. B. ein Bauer — wo dem Kloſter dann der Anſpruch auf das ſogenannte „beſte Haupt“ unter dem Nachlaß, oder auch auf mehr, zuſtand — ſo ward den Mönchen ein zerriſſener Rock, ein lahmes Schaf, eine magere Sau präſentirt, als das Beſte, was der Todte hinterlaſſen. „Darauf leiſteten ſie Meineid.“

XXXVIII.

Von einem walloniſchen Abt, der ſich um 1120 im Kloſter St. Pantaleon zu Köln aufhielt, heißt es: „Die Kloſterleute liebten ihn, weil er ſie anſtändig behandelte, wie es die geſittete Weiſe der Deutſchen erheiſcht.“ *

Hiernach ſcheint man in der Fremde anerkannt zu haben, daß in Deutſchland das Volk, d. h. die Unterthanen der Ritter und Geiſtlichkeit, beſſer behandelt wurden, als anderswo. Unſere Kaiſer hatten allerdings ſo lange für Frieden im Lande geſorgt, daß alle Stände einigermaßen an Ordnung und Sitte gewöhnt waren.

Nach einem alten Sprichwort war „unter dem Krummſtab gut wohnen“. Die Bauern hatten es damals in der That am Beſten, wenn ſie Unterthanen der Geiſtlichkeit waren. In ſpäteren Jahrhunderten war es freilich anders: da waren die geiſtlichen Herrn oft die ſchlimmſten Tyrannen. „Daß unſere Unterthanen uns davon liefen, brauchen wir nicht zu fürchten (ſagt ein Mönch aus Zwiefalt in Schwaben); denn wir haben Viele, die ſich wegen Bedrückung ihrer Herrn in unſer Recht gekauft haben, um Ruhe zu finden: Bauern, Keltermeiſter, Bäcker, Schuſter, Schmiede, Krämer und ſonſtige Handwerker.“

Die Bauern waren, wie die übrigen Bewohner Deutſchlands, entweder Freie oder Unfreie.

Der freie Bauer war fähig, ächtes Eigenthum zu beſitzen, d. h. ſolches, wofür er Niemandem zu Dienſt verpflichtet war und

* „Honorifice disciplinato Teutonicorum more.“ Gesta abb. Trudon. XI. 16.

welches er verkaufen und vererben konnte; er nahm Theil an Gerichten und Volksverſammlungen; er ließ das Haar lang wachſen, gleich dem Ritter; er trug Waffen, wie es in ſeiner Heimath Sitte war, z. B. in Sachſen ein Meſſer, nach uraltem Brauch des Stammes.

Der unfreie Bauer — in der härteſten Form der Knechtſchaft — war nicht nur keines ächten Eigenthums fähig, ſondern durfte ſich ſogar nicht von dem Grund und Boden entfernen, der ihm angewieſen worden; war von Volksverſammlung und Gericht ausgeſchloſſen; durfte nicht Zeuge noch Richter ſein, noch auch ſich vertheidigen: ſein Herr ſtand für ihn. Er durfte nur Waffen tragen, wenn ſein Herr ihn im Kriege mit ins Feld nahm; ſein Haar war kurz geſchoren. Ohne Erlaubniß des Herrn durfte er nicht heirathen. Er war im Grunde keine Perſon, ſondern ein Ding.

Als die Blüthe, das Corollarium des freien Bauernſtandes erſcheinen jene Freihofbeſitzer im ſüdlichen Alemannien (in den augsburger, konſtanzer und basler Diözeſen), die keinen Herrn über ſich haben außer dem Kaiſer; die ſo eifrig darüber wachen, daß nicht durch Heirathsverbindungen mit Unfreien ihr Haus befleckt werde, und die ſelbſt unter Edelleuten im Gericht den Vorſitz führen. Doch gab es anderwärts ähnliche Zuſtände, namentlich in Sachſen und Friesland.

Als die niedrigſte Stufe der Unfreiheit erſcheinen die leibeigenen* Knechte im Haus- und Hofdienſt, mögen ſie nun Pferde warten, Schweine hüten, oder im Walde den Kohlenmeiler bauen, — kurz jene Unfreien, die nicht einmal ein Zinsgut in Pacht haben, oder auf Rechnung ihrer Herrſchaft einen Meierhof bewirthſchaften. Natürlich ſtand der Knecht, der in der Behauſung eines reichen Ritters oder eines Fürſten aufwartete, das Feuer im Kamin ſchürte, Schwert und Schild putzte, Lanzenſchäfte ſchabte, gelegentlich mit zum Kampf auszog u. ſ. w., über einem Knecht, der am Tiſche eines freien Bauern oder gar eines unfreien Pächters aß. Jener konnte durch die Gunſt ſeines Gebieters Miniſterial und Ritter werden.

Nun lag aber in den Zuſtänden der Bauern zwiſchen dieſer

* Das Wort leibeigen findet ſich kaum vor dem 15. Jahrhundert.

niedrigſten Stufe der Knechtſchaft und jenem äußerſten Gipfel der Freiheit eine große Reihe der mannigfaltigſten Spielarten von Abhängigkeit und Unabhängigkeit, und es möchte zuweilen ſchwer ſein, auf dieſer Stufenleiter den Punkt anzugeben, wo die Freiheit aufhört und die Knechtſchaft anfängt, und umgekehrt; welcher Bauer mit Waffen und langem Haar, und welcher unbewaffnet und kurzgeſchoren einhergehen muß. Denn die Unfreien in den milderen Hörigkeitsverhältniſſen ſcheinen ſich von den freien und halbfreien Pächtern und Zinsbauern wenig unterſchieden zu haben.*

Die Zahl der Unfreien muß groß geweſen ſein. Man findet ſchon im 9. und 10. Jahrhundert, daß reiche Leute dreißig, vierzig und mehr Knechte verſchenken. „Man ſcheint hinreichend befugt, wenigſtens die Hälfte aller deutſchen Landbewohner im Durchſchnitt unter die Unfreien zu rechnen.“ **

Im Allgemeinen waren die Unfreien allerdings noch immer der Herrſchaft gegenüber rechtlos, und obgleich die Kirche wohl ihre mahnende Stimme vernehmen ließ, wenn ein Herr im Zorn einen Knecht erſchlug, ſo konnten ſie doch jedenfalls beliebig wie ein Stück Vieh oder ſonſt ein Beſitzthum verkauft oder verſchenkt werden,*** auch gehörte Alles, was ſie beſaßen und erwarben, dem Herrn — wiewohl dieß ſelten ſo ſtreng gehandhabt worden iſt.

Es gab recht wohlhabende Leute unter den Unfreien, die ſelbſt den Armen viel Gutes erweiſen konnten, und wie zu Anfang des 10. Jahrhunderts ein Biſchof von Konſtanz rühmen konnte, ſeine Schweinehirten ſähen ſo ſtattlich aus, daß man ſie für Ritter nähme und den Hut vor ihnen zöge, ſo werden uns auch aus dem 11. Jahrhundert unter den Unfreien Männer genannt „von gewaltiger Körperſtärke und Tapferkeit, von großer Schönheit, Klugheit und Beredſamkeit.“ Berichte von Mißhandlungen, denen ſie in Friedenszeiten ausgeſetzt geweſen, ſind im Ganzen ſelten, obwohl es vorkam, daß

* „Unfreie der milderen Art, Laten und Hofhörige, ſcheinen ihre Verhältniſſe ſelbſt entſchieden und ihre Richter gewählt zu haben.“ J. Grimm, Rechtsalt.

** Derſ. S. 331.

*** Bei Ortlieb: de fundatione monast. Zwiefalt. 8. heißt es: „Die Leute, welche (in dem Alod Dietikon) den centenarius numerus überſteigen, haben wir weder damals verkauft, noch werden wir ſie je verkaufen.“

die Bauern, ſtatt zu düngen und zu pflügen, beim Bau der Kirchen, Schlöſſer und Burgen arbeiten und doch ihre Abgaben genau entrichten mußten, ſo daß der frühere Reichthum und Frohſinn in Armuth und Trauer verkehrt ward. So wird von Biſchof Heribert von Eichſtädt berichtet; und der Berichterſtatter fügt hinzu: „Das brachte Heribert aus Würzburg mit; da wird ewig eingeriſſen und neu gebaut.“

XXXIX.

Aber in Kriegszeiten, wenn die Beſtialität der Reiſigen und Ritter ſich feſſellos ergießen konnte, war das Loos der Bauern jammervoll und unerträglich. Selbſt wenn ein König, der doch bei ſeiner Krönung ſchwur, die Armen ſchützen zu wollen, wie z. B. in Frankreich Ludwig VI., von beraubten Kaufleuten oder Geiſtlichen um Hülfe angerufen wurde gegen einen ſeiner Barone, wußte er zunächſt nichts Beſſeres zu thun, als deſſen Dörfer zu verbrennen und Felder zu verwüſten. Es war allerdings meiſt Eigenthum des Edelmanns, das da in Flammen aufging; aber die armen Bauern traf es am ſchwerſten: ſie waren meiſt am Bettelſtab. Daſſelbe geſchah in Deutſchland. Als Otto von Nordheim geächtet war (1070), fiel der Kaiſer mit ſeinen Rittern in die Dörfer Otto's, dieſer in die königlichen Domänen. Die Bauern wurden geplündert, behielten nichts, als das nackte Leben; Manche ſogar, die ſich nicht in die Wälder geflüchtet, wurden verſtümmelt und getödtet. Otto vertheilte unter ſeine Bauern im Heſſiſchen, da ſie zu ihm liefen, einen Theil der Beute, ermahnte ſie zu Geduld und Gottvertrauen, und bat ſie, für ihn zu beten, da ſie die Waffen nicht für ihn führen könnten.

Aber nicht überall waren die Bauern ſo geduldig. In Weſtfalen ſind ſie wohl geneigt, Gewalt anzuwenden, wenn man ihnen wehren will, die Schweine in die Eichwälder zu treiben oder Eicheln in Säcke zur Stallfütterung zu ſammeln. Auch aus Schwaben wird berichtet, wie Ritter bei ihren Angriffen auf ein Kloſter von den Bauern ſchimpflich in die Flucht gejagt wurden.

Auch werden ſie von den Fürſten bewaffnet und fechten Schlachten mit in dieſem Jahrhundert. Werden ſie dann von der Gegenpartei gefangen, ſo erleiden ſie eine Behandlung, die dem barbariſchen

Zeitalter vollkommen entſpricht. Und fallen ſie zu Tauſenden, ſo heißt es wohl: „Das Blutbad war groß, doch der Sieg gering.“ Ein Bauernleben galt eben nicht viel.

XL.

Sie litten vor allen Andern bei den ſchrecklichen, faſt periodiſch wiederkehrenden Hungersnöthen jener Zeit, von denen wir uns heutzutage, wo fruchtbare Gegenden den ärmeren leicht ihren Ueberfluß mittheilen, kaum eine Vorſtellung machen können. Es wird uns von Theurungen berichtet (1095 in Lothringen), wo z. B. Kloſter Gembloux von allen ſeinen Aeckern und Zehnten nicht für zwei Monate Brot hatte. „Da verhungerten ſo Viele, daß die Kirchhöfe nicht zureichten. Statt der Gräber wurden große Gruben gemacht und die Leichen an Stricken hinunter gelaſſen. Auf den Straßen, in den Wäldern fand man Leichen. Ritter borgten Geld, um ihre Familien zu erhalten. Die Wucherer* benutzten das; konnte man das Geld nicht zur beſtimmten Friſt erſtatten, ſo mußte man ſchwören, das Doppelte zu zahlen.“

Ferner von Regenjahren, da man nicht ſäen konnte und zur Erntezeit Unkraut, beſonders „der unſelige Lolch“ die Aecker bedeckte; — oder von Kriegszeiten, wo der Feind die Felder verwüſtet, die Dörfer niedergebrannt und das Vieh fortgetrieben hatte, ſo daß die Aecker nicht zu beſtellen waren. Wer Lebensmittel hatte, verkaufte möglichſt theuer; und wenn dann die Thiere verzehrt und alle Auskunftsmittel erſchöpft waren, Wurzeln und Unkraut, Brot aus Thon mit Mehl oder Kleie vermiſcht nicht ausreichen wollten — dann ſtreckten die bleichen, abgemagerten Menſchen, denen die Haut um die Knochen ſchlotterte und die Stimme vor Schwäche verſagte, die Hand nach dem Ekelhafteſten aus: Leder, verweſende Thiere — nichts blieb unverſucht.

In Arelat — die romaniſchen Nationen neigen leicht zu ſolchem Verdacht** — wußte man in der gräßlichen Noth um das Jahr 1030,

* St. Bernhards Sendſchreiben an die Deutſchen: „Ich verſchweige, was wir mit Schmerzen ſehen müſſen, daß, wo keine Juden ſind, chriſtliche Wucherer noch ſchlimmere Juden ſind.“

** Z. B. im 16. Jahrhundert glaubten die Hugenotten, Glaubensgenoſſen von ihnen wären von den Katholiken geſchlachtet und verzehrt. (So erzählt

daß Leichen verzehrt, Reisende in der Herberge im Schlafe erschlagen, Knaben an entlegene Orte gelockt, getödtet, zerstückt und gekocht waren. Mißtrauisch sah das Volk die Fleischwaaren an, welche zu Markte kamen. Einst ward ein Verkäufer ergriffen und verbrannt, und das Fleisch, welches er feil bot, als Menschenfleisch vergraben. Und in der folgenden Nacht ergriff man schon einen andern Menschen, der jenes verscharrte Fleisch ausgrub, um seinen Hunger damit zu stillen. So ließ auch der Graf von Maçon damals einen Menschen verbrennen, der in einem Walde wohnte und dort Reisende, die bei ihm übernachtet, getödtet haben sollte.

Manche trieb der Heißhunger, wenn sie endlich Speise erhielten, zu unmäßigem Essen, so daß sie starben; oder sie waren so schwach, daß keine Speise mehr half. Andre wollten die Heimath verlassen, schleppten sich ein paar Meilen fort und stürzten dann vor Schwäche zu Boden.

Da war in den verzweifelnden Menschen Herzenshärtigkeit und Stumpfsinn. „Es fanden sich Wenige, die zerknirschten Herzens die Hände zu Gott um Hülfe erhoben hätten;“ die Noth war zu groß. Viele Leichen blieben den Wölfen zum Fraß liegen; einzeln konnte man sie nicht begraben; zu Hunderten wurden sie, nackt oder halbnackt, ohne Ordnung in Gruben geworfen.

Bei solchem Elend lösten sich dann auch die Bande der Natur. Wie es in Italien geschah, daß Mütter, dem ungestümen Gebot des Heißhungers gehorchend, ihren Kindern die Speise vom Munde rissen, so vergiftete 1097 in Schwaben, als dort viele Tausende verhungerten, eine arme Frau ihr Kind „mit dem Kraute, welches Kollo heſſit,“ um sich leichter zu nähren. Der Abt von Zwiefalt gab ihr endlich hinreichende Nahrung, aber sie war schon so entkräftet, daß sie nicht mehr zu retten war. „Jenes Kraut vergiftete noch Viele, die vor Hunger rasend es ohne Bedacht aßen. Im Dorfe Pflummern verzehrte ein Mann nebst Frau und Sohn ihr Essen, aus Mehl, Wasser und Kräutern, wie die Armen pflegen; dabei war auch jene Giftpflanze, und sie starben, ehe sie abgegessen hatten.“

Zuweilen vermochten Bischöfe und Aebte, durch weise Maaß-

Fischart in der Geschichtsklitterung.) Man denke auch an die untori in Manzoni's Pestbeschreibung, und an die Cholera in Paris 1832.

regeln die Noth zu lindern, Getreide aufzukaufen und Geld zu vertheilen; anderwärts aber verſchloſſen reiche Mönche hartherzig ihre vollen Gewölbe, während draußen auf allen Wegen die Leichen der Verſchmachteten lagen; oder es kam ſo weit, daß fromme und edle Aebte, wie Richard von St. Vitonus zu Verdün, der allen Schmuck ſeiner Kirche geopfert hatte, endlich kaltblütig beſchloſſen, die ſchwächeren Bauern lieber ruhig verhungern zu laſſen und nur den kräftigeren Nahrung zu geben, damit doch Leute übrig blieben, die das Feld beſtellen könnten.

Meiſt iſt der Bericht der Chroniſten über ſolche Nothſtände kurz. Sie werden beiläufig erwähnt, gleich den Nachrichten über Witterungsverhältniſſe und den Ausfall der Ernte; — und darin liegt der Beweis, daß ſie etwas Gewöhnliches waren. „In dieſer Zeit", ſagt Adam von Bremen (um 1068), „war Hungersnoth, und überall wurden arme Leute auf den Straßen todt gefunden." Oder Kosmas von Prag: „Im Jahre des Herrn 1043 war ſo große Hungersnoth in Böhmen, daß der dritte Theil des Volkes ſtarb." Ferner, als Kosmas 1094 von Mainz nach Prag zurückkehrte: „Es war Faſtenzeit und große Sterblichkeit in Deutſchland. Die Biſchöfe wollten in der ziemlich großen Kirche vor einem Dorfe Meſſe feiern; aber ſie konnten nicht hinein, weil auf dem Fußboden ein Leichnam neben dem andern lag." So berührten ſie eine kleine Stadt, in der kein Haus war, wo nicht drei oder vier Leichen gelegen hätten. „Wir zogen vorbei und übernachteten auf dem Felde."

XLI.

Ungezügelte Ruchloſigkeit, die nach Mord und Zerſtörung trachtet, ſteht in dieſem Zeitalter hart neben zagender Todesfurcht, tiefer Zerknirſchung und übertriebener Askeſe, — Beides nur verſchiedene Formen derſelben ſinnlichen Natur, die ſich kein Maaß zu ſetzen weiß.

Ja, in der Bruſt des einzelnen Menſchen iſt dieſer Zwieſpalt wahrnehmbar. An Charaktere, deren überkräftige Sinnlichkeit nach außen drängt, ſich in guten oder böſen Thaten zu entladen, tritt das Chriſtenthum der Kirche mit ſeinen Forderungen, der Welt zu entſagen, ſeinen Verheißungen und namentlich ſeinen Drohungen. Den Gewaltigen, den Fürſten und Krieger, während er Alles genießt,

was Reichthum und Ruhm dem Menschen gewähren können, durchzuckt mitten unter seinen Siegen, seiner Lust und Ueppigkeit der Gedanke an den Tod, an Gottes Richterstuhl, an die Qualen der Hölle. Seine Seele zagt, er bricht in Thränen aus und streckt in Verzweiflung und Angst die schuldigen Hände gen Himmel. Quid sum miser tunc dicturus!

Zu Krämpfen, zu Wahnsinn treibt die Angst vor den ewigen Qualen den Schuldigen. Wie Orest von Furien gejagt, eilt der Vasall, der seinen Herrn erschlagen, nach Rom; er hält dem Pabst die Mörderhände hin, damit derselbe bestimme, was er nun beginnen solle mit diesen Händen, um der Hölle zu entgehen.

Und je roher die Zeit überhaupt war, desto heftiger die Empfindungen, desto lebendiger die Phantasie. Bei den Strafworten des Predigers, wenn er mit Gottes Zorn droht, tönet wohl die ganze Kirche vom Aechzen und Stöhnen der reuerfüllten Gemeinde wieder.

Kirchen und Klöster zu stiften oder zu beschenken; Almosen zu geben und dann in Demuth, Erniedrigung und Zerknirschung Buße zu thun,* — das sind die Mittel des Zeitalters, Gottes Zorn abzuwenden und die Fürbitten der Heiligen zu gewinnen.

Den Werth geistlicher Stiftungen charakterisirt die Vision eines Eremiten bei dem Tode des Kaisers Heinrich II., der doch so viel für die Bereicherung der Geistlichen gethan hatte. Er sah eine unendliche Ebene, auf welcher viele Teufel die Seele des Kaisers fortschleppten und riefen: er ist unser! er ist unser! Ihnen folgte die Jungfrau und St. Georg, denen zu Ehren er in Bamberg ein Münster gebaut hatte. Und sie kamen zu einer ungeheuren Wage; und die Teufel legten die bösen Thaten des Kaisers in die eine Schale; aber die Mutter Gottes warf Kreuze, Kelche, silberne Leuchter, Weih-

* Es ist uns eine deutsch geschriebene „reine Beichte" aus dem 11. Jahrhundert erhalten, worin der sündige, heilsbegierige Mensch sich aller nur erdenklichen Verbrechen anklagt, ein rührendes Gebet znm Allerbarmer, ein treffliches Denkmal des Geistes jener Zeit und ein würdiger Beweis von dem unglaublichen Reichthume unserer Sprache in jenen Jahrhunderten. S. Gödeke's Mittelalter S. 55. Nuni mag ich (heißt es gegen Ende) noh nichan mit herzan, noh mit munde, mih so giruochan, noh so uberteilan, noh dir, trohtin got alemahtigiu, so viriehan, so verro sos ich sculdig bin, wande miner sundon unde miner meindatone, der ist disiû werlt vol, die sint leidir ubirmez uber alla dusent zala, uber mennisken gidanc, uber engiliskan sin. Dir einemo herro sint si chunt, du eino maht si virgeban u. s. w.

rauchgefäße, unzählige Prieſtergewänder, Kloſter und Kirche in die andere, bis ſie endlich ſank und die Teufel von der Seele abließen.

Pilger und Bettler waren überall zu finden.* Denn daß Bauern verarmten, ihre Heimath verließen und von Thür zu Thür bettelten, geſchah nur zu oft. Auch Ritter kamen wohl ſo weit herunter. — Sie nun hin und wieder zu pflegen, ja in Demuth ihnen zu dienen, Hände und Füße zu waſchen, darin gefiel ſich die Frömmigkeit der Zeit. So überließ einſt Heinrich III. zu Mainz den Armen die Speiſen, welche für ihn und ſein Gefolge beſtimmt waren, trug die Schüſſeln mit auf, ſtand bei Seite, nach Weiſe der Diener, und trug nachher auch die Ueberbleibſel fort. Jedoch hat Niemand mit mehr Aufopferung für die Armen geſorgt, als Heinrich IV., „der Barmherzige, der Vater der Armen."

Und die Formen der Buße möglichſt kraß, und darum leer und nichtsſagend. Der Sünder ſchlägt nicht an die Bruſt und ſpricht: Gott ſei mir gnädig! mit dem Vorſatz, nun ein anderer Menſch zu werden; — ſondern wenn er Buße thut, ſo kriecht er buchſtäblich im Staube, die Geißel fällt auf ſeinen Rücken, er bebt vor keiner Demüthigung zurück — um am nächſten Tage zu neuem Frevel fortzuſtürzen.

Herzog Gottfried der Bärtige, 1047 im Aufruhr gegen Kaiſer Heinrich III. begriffen, zog gegen Verdün, drang hinein und verbrannte die Stadt. Er wollte die Kirchen retten, aber die Marienkirche verbrannte trotz aller Anſtrengungen ſeiner Soldaten. „Der Herzog fürchtete Gottes Zorn und that öffentlich Buße. Barfuß und faſt nackt kroch er auf den Knieen von der höchſten Stelle der Stadt bis vor den größeren Altar der verbrannten Kirche, ließ ſich daſelbſt heftig peitſchen und beſtimmte zwei Dörfer und andere Geſchenke zum Wiederaufbau der Kirche. — Darauf zerſtörte er dem Kaiſer den wundervollen Palaſt zu Nymwegen und füllte ganz Lothringen mit Mord, Raub und Brand."

Und wie zagt er, der gewaltige Kriegsheld, wie ſeufzt und weint

* In Didot's Univers pittoresque, Angleterre I. iſt ein Bild der Wohnung eines ſächſiſchen Edlen mitgetheilt, welches im 11. Jahrhundert gezeichnet iſt. Im Vordergrunde drängen ſich die zerlumpten Bettler mit nackten Kindern, ſchreiend und die Hände ausſtreckend.

er auf ſeinem letzten Krankenlager zu Bouillon! Sein Schwert übergiebt er einem Abt, damit er ſein Zeuge ſei vor Gottes Thron, daß er dem weltlichen Dienſt entſagt hätte; — als ob vor dem Allwiſſenden ſolches Zeugniß nöthig ſein würde. Er ſchenkt dem Abt Reliquien, beſtimmt gewiſſe Güter zum Bau eines Kloſters, giebt die Peterskirche zu Bouillon den Mönchen von St. Hubert und wird heiter, da er hört, wie ſie die Glocken läuten. Andere Tiſchgenoſſen, als Arme und Bettler, will er nicht mehr.

So wird mancher alte mordbeladene Sünder, wie jener Graf Ludwig von Thüringen, der Gründer von Reinhardsbrunn, noch kurz vor ſeinem Tode Mönch, um den Krallen des Teufels zu entgehen.

XLII.

Damit hängt ein anderer Widerſpruch zuſammen. Wenn nämlich in Kirchen und auf Altären dasjenige am Meiſten verehrt wurde, was bunt und glänzend war, und grandioſe Münſter, auf ſechzig Säulen ruhend, mit bemalten Wänden, ungeheuren Candelabern aus Erz, ſtrahlenden Kronleuchtern, geputzten Heiligenbildern und koſtbaren Schmuckſachen aus Gold und Edelſteinen das fleiſchlich geſinnte Volk zur Andacht und noch mehr zu Geſchenken anregten: ſo wurden unter den Geiſtlichen doch diejenigen als beſonders heilig verehrt, welche durch Kaſteiungen und Büßungen jeder Art, Faſten, Geißelungen, ſchlechte Kleider und bettelhaftes, ſelbſt ſchmutziges Ausſehen zeigten, daß ſie der Welt und ihrer Eitelkeit entſagt hätten.

Solch ein Mönch kam nach Wollin, und es iſt intereſſant, zu hören, wie ihn die heidniſchen Pommern aufnahmen. Denn ſie hatten keine Vorſtellung, warum Jemand ohne Noth ſo abgeriſſen einhergehen könnte. Als ſie ihn gleich einem Bettler und barfuß durch die Straßen ziehen ſahen, fragten ſie ihn, wer er wäre; und da er erwiederte, der wahre Gott, welcher Himmel und Erde gemacht, habe ihn geſchickt, ſie vom Götzendienſt zu bekehren, antworteten ſie: „Wie kann das ſein? Gott iſt ſo groß und reich an allen Gütern, und du biſt ſo abgeriſſen und haſt nicht einmal Schuhe an? Geh zu den Fiſchen und Vögeln der See, wenn du ſo große Luſt zu predigen haſt. Hier iſt Niemand, der dich hören will.“

Oft war solche Askese heuchlerisch. Erzbischof Grossulan von Mailand, so lange er nur Vikar seines Vorgängers Anselm III. war (1100), ging so dürftig einher, daß selbst die Priester ihn baten, sich passender zu kleiden: „Wenn du die Welt verschmähst, warum bist du herein gekommen? Sieh, man bedient sich in dieser Stadt bunter Kleider, schöner Pelze und Schmucksachen und guter Speisen. Es würde uns eine Schande sein, wenn die Fremden dich so zerlumpt und zottig sähen.“ Indessen er gewann durch diese „Weltentsagung“ die Liebe des Pöbels, der nachher seine Wahl zum Erzbischof mit Gewalt durchsetzte. Darauf aber, als er Erzbischof geworden, „gab er menschlicher Schwachheit nach, aß gut und trug kostbare Kleider.“

Wer wollte einem religiösen Gemüthe die Formen vorschreiben, in denen es sich aussprechen und seine Seligkeit suchen sollte! Und doch — roh und unvernünftig muß uns zuweilen die Weise erscheinen, in welcher manche Charaktere jener Zeit (denn im Verhältniß zur übrigen stumpfen und dumpfen Masse waren es wenige) ihrer Seele Heil zu finden trachten. Dem Mönch, der Arme und Kranke pflegt, alle Erdenfreude von sich weist, nur auf die himmlischen Mächte und das Jenseits seinen Geist richtet, können wir unser Mitgefühl so wenig versagen, wie dem Bauer, der dem Einsiedler trockenes Heu in die Hütte trägt, Feuer anzündet, ausfegt, Wasser holt, das Geschirr ausspült, das Lager bereitet und dann heimkehrt, in der frohen Hoffnung, daß Gott es ihm einst lohnen wird; — oder selbst jener Tochter Wilhelms des Eroberers, die einen Thron ausschlägt, nur ihrem himmlischen Bräutigam lebt und so ausdauernd zum Gebet niedersinkt, daß sie zuletzt (gleich den homerischen Göttinnen des Gebetes im Gefolge der Ate) Schwielen vor den Knieen hat.

Aber es übersteigt das Maaß, wenn ein Mönch jedes Bad flieht und vom dreißigsten bis zum achtzigsten Jahre sein grobes Hemde kaum wechselt; wenn ein anderer durch anhaltendes Fasten den Magen so sehr schwächt, daß sein häufiges Erbrechen beim Gottesdienst in der Kirche störend und lästig wird; wenn die einst so gefeierte Gräfin Richilde von Mons* (um 1080), nachdem alle ihre Pläne

* Mons hieß eigentlich mons castrorum. So oft dieß von französischen Geschichtschreibern jener Zeit deutsch übersetzt wird, heißt es Burg. Die

geſcheitert ſind, in dem flandriſchen Kloſter Meſſines nicht nur alle Zeit faſtet und betet und den Armen und Kranken dient, ſondern ſich auch aus Demuth in demſelben Waſſer badet, in welchem ſie eben Ausſätzige gewaſchen und gebadet hat; wenn St. Heimerad († 1019), der lange, magere Heilige, mit ſeiner höchſt bettelhaften Kleidung und einem vom Faſten eingefallenen Geſicht, umherzieht und nur darauf bedacht iſt, die Leute zu reizen, daß ſie ihn ſchmähen und ſchlagen, um ſich in der Demuth zu üben und ſein Fleiſch zu kaſteien. Gerade der Ruf dieſes Einſiedlers, der ſich nach mancherlei Wanderungen in Heſſen am Haſungenberge niederließ, war ſo groß, daß die Leute „wie zum Markt" mit ihren Gaben herbeizogen, um den Knecht Gottes zu ſehen, ſeinen Segen zu empfangen und ſich ſeinem Gebet zu empfehlen. Sein Beiſpiel freilich nachzuahmen, dazu waren dieſe ſeine Beſucher mit Recht nicht geneigt. Er pflegte in einer benachbarten Kirche nach der Meſſe wohl den Anweſenden jenen im Grunde unausführbaren Rath zu geben, ihre Habe zu verkaufen und ſie den Armen zu ſchenken. Dann lachten die Leute und fragten, was denn zuletzt dabei herauskommen ſollte, wenn Jeder das Seinige verſchenkte, und Alle arm wären. Heimerad verwies ſie auf den Lohn im Himmel; der Herr würde für ſie ſorgen.

Zuweilen befiel ihn eine Anfechtung in der Kirche, während des Gottesdienſtes. Mit Staunen und Ehrfurcht ſah dann das Volk, wie der heilige Mann hinaus lief und in einen nahen Teich ſprang, um ſeine Sinne zu bändigen. Zu demſelben Zwecke kroch er einſt nackt durch einen Dornbuſch. —

Doch bei allen dieſen Auswüchſen begegnen wir wiederum Geiſtlichen, in denen der wahre Geiſt der Bergpredigt lebt, und welche, ein mildes Maaß beobachtend, in Sanftmuth und Selbſtverläugnung ihrem Erlöſer nachfolgen. Freilich es ſind Wenige, wie zu allen Zeiten.

XLIII.

„An Raub gewöhnte Menſchen (ſagt Biſchof Ivo von Chartres) können von ihrer Bosheit nicht abgehalten werden, wenn ſie nicht durch ſchrecklichen Bannfluch geſtraft werden."

Stadt liegt im Hennegau. Z. B. Orderich Vitalis nennt Richildens Sohn ſtets Balduinus de Burg. So auch Albertus Aquensis.

310850

Seit den ersten Zeiten der christlichen Kirche besaß die Geistlichkeit die so wichtigen und oft so wirksamen Strafmittel der Exkommunikation und des Anathema. Obwohl beide Ausdrücke im 11. Jahrhundert fast immer als gleichbedeutend gebraucht wurden, so war doch Exkommunikation ursprünglich die gelindere Strafe, nämlich Ausschluß von der Gemeinschaft des Gebetes der Gemeinde und des ganzen heiligen Dienstes. Sie sollte allerdings den Verlust aller weltlichen Würden mit sich führen, jedoch nur als Vorläuferin des Anathema dienen, welches den Exkommunicirten, wenn er nicht in bestimmter Frist Buße that, als ein faules Glied von der Kirche schnitt und der Hölle überlieferte. Die Exkommunikation galt ursprünglich für das Diesseits, das Anathema für das Jenseits. Wie aber die Exkommunikation zum Anathema ward, wenn der Gebannte im Ungehorsam verharrte, so konnte das Anathema auf der andern Seite ebenfalls durch Reue und Buße gesühnt werden.

Oft wurde dieser Bann mit großem Leichtsinn verhängt. Wenn z. B. Mönche in Rouen, nachdem sie lange Zeit in der Kirche vergebens auf den Bischof gewartet, endlich den Gottesdienst anfangen; und derselbe dann nach dem gloria in excelsis hereinstürzt „wie ein Sturmwind", mit funkelnden Augen und wüthenden Geberden, die Mönche verflucht und exkommunicirt, weil sie nicht noch länger gewartet, — so mußte solche Uebereilung die Ehrfurcht vor dem Banne sicher schwächen. Noch unwürdiger war das Beginnen des Bischof Hezel von Hildesheim, der das Anathema über die fuldischen Ritter zu Goslar 1063 aussprach, weil sie das gute Recht ihres Abtes vertheidigten, nachdem sie von den Hildesheimern angegriffen waren.

Die Ansichten über den Bann waren daher schon damals getheilt.

Der gute Kardinal Damiani war der Ansicht, dem Bannfluch des Pabstes folge die ewige Verdammniß so sicher, wie der Donner auf den Blitz; als ob die ewigen Mächte eine Maschine wären, die mechanisch sich in Bewegung setzte, wenn der heilige Mann in Rom daran rührte.

Dieser unsinnigen Behauptung, als führe der Bannfluch zur Hölle, gleichviel ob gerecht, oder ungerecht, ward die Wahrheit kräftig entgegengehalten.

„Du sprichst das Anathema über uns aus?“ spricht ein Anhänger des Kaisers zum Pabst. „Gewiß, die Menschen wären elend, wenn nach jeder heftigen Gemüthsbewegung (eines Priesters) die göttliche Verdammung sich richtete, wie sie der Zorn jedes beliebigen Menschen Gott vorschreiben möchte.“ *

„Du sprichst das Anathema über uns aus?“ spricht ein Anhänger des Pabstes zu einem kaiserlichen Bischof. „Weißt Du nicht, was St. Hieronymus sagt zu Matthäus 16, 9: „„Was Du auf Erden binden wirst, wird auch im Himmel gebunden sein?“ — Die Stelle haben Priester und Bischöfe nicht verstanden und glauben in pharisäischem Hochmuth, sie könnten Unschuldige binden und Schuldige lösen. Aber Gott sieht nicht die Meinung der Priester an, sondern den Lebenswandel der Angeschuldigten.“ **

Der treffliche Mönch Siegebert aus Gemblour giebt sich sogar noch die Mühe, zu beweisen, daß ein ungerechter Bannfluch ohne Wirkung für das Jenseits sei. „Was soll man dazu sagen, wenn er (Pabst Paschalis) behauptet, Kaiser Heinrich sei durch das Urtheil des heiligen Geistes exkommunicirt! So oft also Jemand aus Privathaß in den Bann gethan würde, sollte man annehmen, er wäre durch das Urtheil des heiligen Geistes exkommunicirt! Und die Päbste absolviren so oft Menschen, welche von andern Bischöfen ungerecht in den Bann gethan sind. Wie soll nun Gott nicht Jemanden freisprechen können, über den der Pabst ungerecht das Anathema ausgesprochen!“

In Wahrheit: der kirchliche Bann war und ist ein Wechsel, der nur dann Werth hat, wenn er acceptirt wird. In späteren Jahrhunderten, selbst vor der Reformation, lag dieß schon sehr klar zu Tage. Frankfurt an der Oder z. B. war im 15. Jahrhundert lange Jahre im Bann, aber es kümmerte sich Niemand darum. Die Bürger gingen ruhig ihren Geschäften nach, und den Priestern, welche die Stadt verlassen hatten, blieb zuletzt nichts übrig, als in der Stille zurückzukehren. —

Die weltlichen Strafen waren, wie es von einer so barbarischen Zeit zu erwarten ist, sehr grausam, obwohl allerdings eine

* Wenrich von Trier.
** Abt Dietrich II. von St. Hubert.

ſpätere Zeit, beſonders das 16. und 17. Jahrhundert, in der Virtuoſität zu quälen vielleicht noch mehr geleiſtet hat.*

„Kaiſer Konrad," ſagt ein Italiener, „ſchrieb einen Reichstag nach Pavia aus (1037), um die Todtſchläger und die Bedränger der Kirchengüter, der Wittwen und Waiſen, zu ſtrafen. Da wurden Streitigkeiten geſchlichtet, Wergeld gezahlt, Hände abgehauen, Augen ausgeriſſen, Köpfe abgeſchlagen." Selbſt Geiſtliche ſtraften ihre Untergebenen in dieſer Weiſe, und Pabſt Gregor billigte ſolches Verfahren.

Graf Balduin VII. von Flandern, der Sohn Roberts II., „war ein Jüngling von großer Hoffnung, ein Schützer des Rechtes und des Friedens." Einſt ließ er einen jungen Menſchen, der geſtohlen hatte, bei Brügge auf unerhörte Weiſe hinrichten. Derſelbe ward in eine Wanne mit Waſſer gethan, und dann legte man Feuer unter, bis das Waſſer kochte. Das Volk ſtand umher und weinte. Bei dem ſchrecklichen Gebrüll des Unglücklichen konnte ſelbſt der Graf ſich der Thränen nicht erwehren. „Aber die Uebelthäter im Lande erſchraken und ließen ab von ihrem Weſen."

XLIV.

Was die Weiſe der Gottesverehrung anbetrifft, ſo war das Volk zu roh, um Gott als den Allerhalter zu faſſen, der „ſich in Natur, Natur in ſich hegt;" wenn es auch in Deutſchland nicht ſo ſchlimm ſtand, wie z. B. noch im zehnten Jahrhundert in der Lombardei, wo ein Biſchof von Verona dagegen eifern mußte, daß ſelbſt Prieſter in ſeinem Sprengel ſich Gott als einen großen König dächten, der auf einem goldenen Stuhle ſäße, während rings umher eine Miliz von Engeln ſtände, geflügelte Menſchen in weißen Kleidern, wie ſie auf die Wände gemalt würden. „An jedem Montag, hatten die Prieſter dem Volke geſagt, lieſt der Erzengel Michael vor Gott die Meſſe." Und als der Biſchof ſie belehrte, murmelten die Prieſter: „Was nun? Bisher dachten wir, wir wüßten etwas von Gott;

* Doch ſchon damals bewunderte Abt Guibert von Nogent die Geduld der Gefangenen, welche ihr Geld feſthielten, wenn man ſie auch an den Daumen (genitalibusque) aufhängte, ihnen die Zähne mit Zangen auszöge, die Zehen mit hölzernen Schrauben zerquetſchte, die Fußſohlen mit Salzwaſſer beſtriche und von Ziegen belecken ließe.

aber dann iſt er ja gar nichts, wenn er nicht einmal einen Kopf, Augen und Ohren hat."

Vielmehr zeichnen ſich, wie es ſchon geſagt worden, viele deutſche Geiſtliche dadurch aus, daß ſie das Weſen der Gottheit geiſtiger faſſen und bei allem Heiligendienſt Gott nicht vergeſſen. Das Gebet, welches Abt Richard zu St. Vitonus in Verdün den Kloſterleuten beibringen ließ, bezeichnet ungefähr ihren Standpunkt. „Laßt uns Gott anbeten, die heilige Dreieinigkeit; laßt uns ſeine Heiligen bitten, daß ſie Gott bitten, er möge uns geben Friede und Geſundheit, den Sündern wahre Reue, den Zwieträchtigen wahre Eintracht, den Lebenden Frieden, den Todten Ruhe."

Doch ſcheint es bei den Laien zuweilen, als wäre ſelbſt Chriſtus, ſeit er Gott gleichgeſetzt ward, aus dem Bewußtſein in Höhen entrückt geweſen, wohin daſſelbe nicht zu folgen vermochte. Die Jungfrau und die Heiligen ſtehen dem Gemüthe näher. Wir finden wohl, daß einem kranken Pilger Dämonen mit feurigem Dreizack erſcheinen und ihn zu tödten drohen; daß ihm dann Chriſtus und Maria zu Hülfe kommen und ſie verſcheuchen. Aber auch da tritt Chriſtus zurück gegen ſeine Mutter, die den Kranken anblickt „mit einer Miene voll Süße und Huld, mit jener Miene, mit der ſie zu Cana ſprach: Es fehlet an Wein!" *

Wenn wir die Heiligen um Hülfe anrufen, ſo wird Gott unſere Noth deſto eher wenden ** — ſprachen die Prieſter. Die große Gefahr bei dieſem Heiligendienſte lag nun darin, daß man ſich damit begnügte, durch Geſchenke und äußere Mittel ſich den Beiſtand und die Fürbitte der Heiligen zu erwerben, ſtatt ſelbſt nach innerer Wiedergeburt zu trachten. Kein Menſch beſchenkte Kirchen und Klöſter reichlicher, als der Normanne Robert Guiskard, der doch,

* Wie ſehr in Italien der Dienſt der Jungfrau populär war, ſieht man u. A. aus einem Gebet des Kardinal Damiani, welches vollkommen im Volkston gehalten iſt: Es heißt z. B. darin:

O miseratrix, o dominatrix, praecipe dictu,
Ne devastemur, ne lapidemur grandinis ictu.

Man denkt unwillkürlich an Thomas Moore's:

Then, Mary, star of the sea,
We pray, we pray to thee.

** Lacomblet I. 229.

wo es auf Durchführung seiner Pläne ankam, sein eigen Fleisch und Blut nicht geschont hätte.

Uebrigens waren die Köpfe der Menschen angefüllt mit Phantasieen und Erzählungen von des Teufels List und Gewalt; namentlich waren die Mönche durch ihre Visionen und Träume bekannt. Geschah es doch wohl, daß ein kranker Mönch Stunden lang ohne Bewußtsein lag und dann, wenn er die Augen aufschlug, erzählte, wie seine Seele den Leib verlassen und an der Hand des Erzengel Michael die Wohnstätten der zur ewigen Qual Verdammten durchwandert hätte;* daß der Teufel in tausend Weisen die Menschen erschreckte, wie ein Sturmwind durch das Gebirge fuhr und Felsen und Bäume ausriß, oder grunzend, aber unsichtbar, in der Kirche umherlief; daß Dämonen einzelne Menschen wahnsinnig machten, oder sie an steile Orte verlockten, wo sie stürzten und starben.

Zu dem gottlosen König Wilhelm Rufus von England, dem Sohn des Eroberers, kam an seinem Todestage (1100) früh ein Mönch und warnte ihn, weil er einen unheilverkündenden Traum gehabt. Da lachte Rufus und sagte: Es ist ein Mönch, er träumt nach Mönchsweise, möchte ein Trinkgeld haben. Gebt ihm hundert Gulden.

XLV.

Im zehnten Jahrhundert hatte man den Weltuntergang erwartet; man erwartete ihn hie und da noch im elften; darum pilgerte man so fleißig nach Jerusalem. Bei dem großen Elend, welches überall herrschte, hatte man gegen Ende des Jahrhunderts das Gefühl — und es wird vielfach ausgesprochen — daß die Welt im Greisenalter wäre, und ihr Ende bevorstände.**

Mit dem Anfange des elften Jahrhunderts freilich (sagt ein Chronist) war es, als ob die Welt das Alter von sich werfend überall das weiße Kleid der Kirche anzöge. Die Gläubigen bauten Kirchen an den Bischofssitzen; die Münster der Heiligen und die kleinen Pfarrkirchen in den Dörfern wurden neu gebaut. Auch wurde eine

* Eine lange Vision bei Hugo von Verdün, gar nicht ohne poetischen Werth. Sehr viel handelt von Dämonen Guibert von Nogent de vita sua gegen Ende des lib. III.

** Ekkehard von Aurach: jam senescens et prope interiens mundus. Guibert von Nogent: mundo prolabente in senium.

Menge von Reliquien gefunden, „zum großen Troſt für gläubige Gemüther;“ in Frankreich namentlich zu Sens, wo ein Stück vom Stabe Moſis und andere ſeltene Sachen zu Tage kamen. Dahin ſtrömten die Gläubigen aus Gallien, aus Italien und von jenſeit des Meeres, und viele Kranke wurden geſund durch die Fürbitten der Heiligen. Dadurch wurde die Stadt reich, und die Einwohner über die Maaßen inſolent.

Mit dieſen Reliquien wurde in der That großer Unfug getrieben, und bei Weitem die meiſten waren falſch. Sehr vereinzelt ſteht die verſtändige Mahnung des Abtes Guibert von Nogent, man ſolle die Leichen ruhen laſſen, damit ſie wieder zur Erde würden, davon ſie genommen wären.

Es waren oder ſollten die Gerippe der Heiligen ſein, oder auch nur einzelne Glieder: Schädel, Arme, Hände, Zähne, ihr Blut, ihre Gewänder oder Stücke derſelben. Mit Gold und Juwelen wurden ſie eingefaßt, in ſeidene Tücher gehüllt, in koſtbaren Schreinen aufbewahrt; denn „die Augen (ſagt St. Bernhard 1125) werden durch die goldbedeckten Reliquien geblendet, und die Beutel geöffnet.“

Große Gewalt ward ihnen beigemeſſen. Sie heilten Kranke; ſie löſchten Feuersbrünſte; der Krieger, welcher ſie trug, war gefeit; bei feierlichen Eidesleiſtungen legte man die Hand auf Reliquien. Ja ſie waren gewiſſermaßen lebendig; ſie flogen zuweilen fort, wenn die Kirche, wo ſie aufbewahrt wurden, verbrannte.

Als in Köln St. Peters Dom 1080 brannte, Geiſtliche und Volk ſchon verzweifelten und nur die Schmuckſachen zu retten ſuchten, wurden die Gebeine des heil. Cunibert herbeigebracht. Schluchzend und weinend gingen die Geiſtlichen, welche dieſelben trugen, auf das Feuer los. „Da ſahen wir mit eigenen Augen, berichtet Erzbiſchof Siegwien, wie die Flamme erloſch.“

So nähte dem Grafen Lambert von Löwen 1015 ſeine Geliebte, eine Nonne, Reliquien in den Rock, welchen er über Halsberge und Panzer trug, als er in die Schlacht gegen den Biſchof von Lüttich zog. Unwiderſtehlich drang er vor, bis er die Reliquien verlor und nun kraftlos fiel.

Vornehmlich ſollten Kranke durch die Kraft der Reliquien geheilt werden. Aerzte — es waren meiſt Juden oder Italiener —

gab es nicht viele. Sie waren wohl nicht ſehr tüchtig, wenn auch manche bei den ſehr civiliſirten Arabern ſtudirt hatten; und waren dann ſo theuer, daß die Leute durch die Koſten ruinirt wurden.*

Schrecklich war oft der Anblick der Krüppel, der Lahmen und Blinden; der Ausſätzigen, die ſich etwa aus den Hütten aufgemacht hatten, welche man ihnen fern von bewohnten Orten an der Landſtraße baute; der Wahnſinnigen, die gebunden, mit Peitſchenhieben von den Verwandten hergetrieben wurden: wie ſie ſich vor der Kirche wälzten, einander würgten, vor Schmerz mit den Händen in die Erde gruben oder hinein biſſen. — **

Indeſſen häufig war auch die Krankheit erheuchelt; denn diejenigen, welche am Grabe eines Heiligen geheilt wurden, galten dann als beſonders begnadet und wurden von mitleidigen, durch das Wunder erfreuten Menſchen beſchenkt. „Da pflegen denn (ſpricht ein Geiſtlicher aus Hildesheim) Manche nach heiligen Stätten zu laufen, ſtellen ſich blind oder ſchwach oder ſtumm oder beſeſſen, wälzen ſich im Angeſicht des Volkes vor den Altären oder Gräbern der Heiligen, und rufen dann plötzlich, ſie wären geheilt, um vom Volke größeren Gewinn zu ziehen. Da werden nun auch die wirklichen Wunder zuweilen bezweifelt.“ ***

* So wird in den *mirac. S. Gaugerici* erzählt. S. Gesta episc. Camerac. l. II. Natürlich beſchäftigten ſich ſehr viele alte Frauen mit der Heilkunſt. Die ſchöne Gemahlin Herzog Roberts von der Normandie (Sohnes des Eroberers) ſtarb durch die Künſte einer ſolchen Frau, von der ſie im Kindbett behandelt wurde.

** Das *Chron. Fontanell.* erzählt, wie in Frankreich in den dreißiger Jahren auf eine Hungersnoth die ſchrecklichſten Krankheiten gefolgt wären. „Der Brand kam unter Menſchen und Vieh. Straßen und Plätze waren voll Peſtgeruch, beſonders aber die Umgebungen der Kirchen und heiligen Oerter, wohin die Armen der Heilung wegen zuſammen liefen. Seitdem ging Zither und Leyer unter; Muſik, Spiel und Freude hörte auf.

*** *Vita Godehardi ep. Hild.* Mabill. acta S. S. ord. Ben. saec. VI, I. Bei dem engliſchen Mönch Wilhelm von Malmesbury (lib. II, 17) iſt ein Atteſt mitgetheilt, mit welchem der Inhaber ſicher umherzog und bettelte. In dem Atteſt war ein Wunder erzählt, welches an ihm geſchehen war. Sicher hatte es irgend ein Geiſtlicher verfaßt, und zwar vorgeblich im Namen des Erzbiſchofs Pilgrin von Köln, Nachfolger des heil. Heribert. Datirt iſt es vom Jahre 1013.

Die Geſchichte ſelbſt iſt aus Grimms Sagen bekannt. „Ich Sünder Otbert, heißt es, wollte ich die göttliche Strafe läugnen, ſo würde das Zittern meiner Glieder mich verrathen. Ich will kund thun, was mir geſchehen iſt, damit Alle wiſſen, wie groß die Strafe des Ungehorſams iſt.“ Folgt nun die Erzählung, er habe mit achtzehn Geſellen, fünfzehn Männern und drei Mädchen, in einem

Abt Guibert erlebte, daß bei Laon der Sohn eines Ritters, ein gewöhnlicher Knappe, am Rüsttage vor Ostern starb in einem Dorfe, welches einem Kloster in der Nähe gehörte, — und daß es dann plötzlich hieß: der Todte sei ein Heiliger. Bald strömten die Bauern weit und breit mit ihren Gaben herbei. Den Mönchen im Kloster gefiel das; in Kurzem erhob sich eine Art von Kapelle über dem Grabe; und nun gingen die „vermeintlichen Wunder" * in Menge vor sich. „Das profane Volk, sagt Guibert, stellte sich aus Habgier taubstumm und wahnsinnig und verbog Finger und Beine, so daß sie verwachsen erschienen."

Uralt ist übrigens der Gebrauch, z. B. eine Wachshand darzubringen, damit die Hand gesunde, oder einen Wachskinnbacken, damit die Zahnschmerzen vergehen. Dergleichen geschah im elften Jahrhundert überall. —

Starb ein frommer Mann, dann bemerkten wohl seine Freunde zuerst Wunder an seinem Grabe; seine Feinde aber zweifelten. Und nach langen Jahren erklärte dann vielleicht ein Pabst, er sei ein Heiliger, wie Gregor VII. vom Erzbischof Heribert von Köln meinte: seine Tugenden im Leben und seine Wunder nach dem Tode bewiesen, daß er zu den Heiligen im himmlischen Palast (aula) gehöre. Er hätte eine Biographie von ihm gelesen und daraus seine große Heiligkeit erkannt; er geböte daher, ihn unter die Heiligen zu zählen und an seinem Geburtstage als solchen zu verehren. **

Dorfe in Sachsen bei einer Kirche des heil. Magnus am Weihnachtsabend auf dem Kirchhof gesungen und getanzt. Da sie auf des Pfarrers Geheiß den Lärm nicht eingestellt, hätte derselbe — er feierte gerade die Messe — sie verwünscht: „Gebe Gott und St. Magnus, daß ihr so tanzt bis übers Jahr!" Nun hätten sie nicht aufhören können. „Der Sohn des Pfarrers, Johann, wollte seine Schwester, die mit uns tanzte, festhalten; aber er riß ihr gleich den Arm aus, ohne daß Blut floß." „Kein Regen befiel uns; Kälte, Hitze, Durst, Hunger und Müdigkeit fühlten wir nicht, unsere Kleider und Schuhe zerrissen nicht." Und später: „Ein Dach ward auf Gottes Geheiß über uns gebaut, um den Regen abzuhalten." Zuerst hätten sie sich bis an die Kniee, dann bis an den Leib in die Erde hinein getanzt. Endlich hätte sie Erzbischof Heribert von Köln vom Banne gelöst. Die drei Frauen wären gleich gestorben; die Männer hätten drei Tage und Nächte geschlafen. Einige wären gestorben, die thäten nun Wunder; die Uebrigen verriethen ihre Strafe durch das Zittern ihrer Glieder.

* „Infecta miracula". *Guibert. de pignoribus. S. S.* (Opp. ed. d'Achery. Paris 1651.)

** Lacomblet I, 223. Doch ist die Heiligsprechung des Bischof Ulrich

XLVI.

Für ein Kloſter war eine ſolche Periode, wo der dort begrabene Heilige Wunder that — denn das geſchah nicht immer — oft ebenſo gefährlich, als gewinnreich. Ward es ruchbar, daß an ſolcher Stätte Kranke genaſen, dann ſtrömten die Pilger, Freie und Unfreie, auf allen Wegen herbei, beſonders an Feſttagen. Die Herbergen in der Nähe reichten nicht aus; Hütten und Zelte mußten errichtet werden. Die Kaufleute konnten auf Wagen und Saumthieren nicht ſo viel herbei ſchaffen, als die Leute verzehrten. Die, welche der Gunſt des Heiligen bedurften, brachten als Geſchenke für ihn, d. h. für ſein Kloſter: Pferde, Rindvieh, Schweine, Hämmel, Schafe, ganze Fuhren von Brot und Käſe, Leinen und Wachs, Schmuckſachen und beſonders baares Geld, ſo daß die Gaben der Pilger oft weit mehr betrugen, als die ſonſtigen Einnahmen des Kloſters.

Indeſſen, wenn nun die Pilger Tag und Nacht alle Räume im Kloſter, in der Kirche und in der Nachbarſchaft erfüllten, ſo ſtörten ſie durch ihre Unruhe den Gottesdienſt. Die älteren Mönche vermochten die Ordnung nicht zu erhalten. Den jüngeren aber, welchen die Kloſterzucht verhaßt war, beſonders denen von Adel, gefiel das; der Abt fand keinen Gehorſam mehr; zuletzt löſte ſich die Disziplin auf, und die Mönche folgten ihren Lüſten, wozu ihnen die Maſſen der Pilger, die weitläufigen Kloſtergebäude, ja die Altargelder ſelbſt die Mittel an die Hand gaben. —

Die marktſchreieriſche Frechheit übrigens, womit rohe Geiſtliche ihre Reliquien anprieſen, um dem Volke Geld abzulocken, ward von verſtändigeren Geiſtlichen mit tiefer Indignation bemerkt. Abt Guibert von Nogent ſtand einſt dabei, als ein Geiſtlicher das Volk ſo anredete: „Wiſſet, in dieſem Käſtchen liegt ein Stück von dem Brot, welches der Herr mit eigenen Zähnen gekäut hat. Und wenn ihr das nicht glauben wollt, ſo wird dieſer gelehrte Herr (damit zeigte er auf den vor Scham und Unwillen erröthenden Abt Guibert) mein Zeuge ſein.“ —

Für das wunderſüchtige Volk ſelbſt waren alle dieſe Sachen

von Augsburg 993 durch Johann XV. das erſte Beiſpiel einer päbſtlichen Kanoniſation. S. Gieſeler II, 1. 308.

von der höchſten Wichtigkeit. Städte, wie Köln, waren faſt in Aufruhr, wenn man den neu entdeckten Leichnam eines problematiſchen Märtyrers wegführen wollte. Halb Frankreich gerieth in Harniſch, als man zu Regensburg einen Leichnam des heil. Dionys fand, während der ächte doch im Kloſter St. Denys bei Paris lag. War doch die Leiche eines Heiligen ein ſolcher Schatz, daß, als einſt St. Romuald aus Katalonien fortziehen wollte, die Einwohner beſchloſſen, ihn todt zu ſchlagen, damit ſie ihn wenigſtens todt beſäßen, wenn ſie ihn nicht lebendig behalten könnten. So war es auch für die Mönche in Gembloux freilich ein Unglück, daß Abt Olbert ſtarb, aber daß ſie ſeine Leiche nicht hatten, das war ein weit ſchlimmerer Verluſt.

Beſonders hingen wohl die Herzen der armen, oft ſchwer belaſteten Bauern an dieſem Heiligendienſt, überhaupt an der Kirche und ihren Feierlichkeiten. Denn der Glanz kirchlicher Aufzüge und Feſte, woran ſie die Augen weiden konnten, die Aufregung und Spannung, mit der ſie auf Wunder warteten, brachten eine willkommene Abwechslung in ihr geplagtes Daſein. Zudem waren ja namentlich manche Klöſter ſehr mildthätig. Während die Bauern ſich flüchteten und verſteckten, wenn ein Zug von Reiſigen ſich in der Gegend blicken ließ, kamen ſie herbei von den Aeckern, wenn ein beliebter Abt mit ſeinen Leuten vorüberzog, um ihn zu begrüßen. Wurde die Leiche eines ſolchen vorübergetragen, ſo nahmen die Leute wohl Lebensmittel und gingen mit Kerzen und Kreuzen hinterher; die Bauern ließen ihre Ochſen ſtehen, die Pferdehirten ſetzten ſich auf die Pferde und zogen mit.

Das Volk hatte ſeine Beluſtigungen. Es zogen Tänzer und Tänzerinnen, ſowie Poſſenreißer aller Art, im Reiche umher, und „reizten das rohe Volk durch obſcöne Geſten zum Lachen.“ Wenn ein reicher Edelmann Hochzeit hielt, eilten ganze Schauſpielerbanden nach ſeiner Burg, um Vorſtellungen zu geben. Bänkelſänger (cantores joculares) brachten Vorfälle, die das Volk beſonders intereſſirten, alsbald in Reime, ſangen ſie den Leuten vor, und ſie ſtimmten zum Refrain mit ein.

Aber die Feſte der Kirche waren ihnen ſicher lieber, ganz abgeſehen von der Religion. Sie waren mit mehr Abwechſelung verbunden, prachtvoller, anregender.

XLVII.

Die meiſten dieſer Reliquien waren, wie geſagt, falſch.

Von dem Leibe oder Kopfe berühmter Heiligen (namentlich aus älterer Zeit) fanden ſich meiſt mehrere Exemplare. Vom wahren Kreuz Chriſti wurden unzählige Fragmente gezeigt, und das ganze fanden die Kreuzfahrer in Jeruſalem. Da entſtand denn wohl heftiger Streit, welches Kloſter den ächten Heiligen hätte, und ſollte nachgegraben werden, ob er unter dem Altar läge, dann baten die Mönche, die kein gutes Gewiſſen hatten, „das nicht zu thun; ſie wüßten nichts von der Leiche, hätten es nur ſo von ihren Vorfahren gehört; wenn nun die Reliquien nicht gefunden würden, ſo wäre der Ruf und Wohlſtand des Kloſters dahin.“ *

Vornehmlich machten die Römer mit Reliquien Geſchäfte, wie ein Epigramm aus jener Zeit ſagt:

Einſt erſchlugſt du, Roma, die Heil'gen mit grauſamen Händen,
Ziehſt jetzt aus dem Verkauf ihrer Gebeine Gewinn.

Seit Jahrhunderten hatten die Pilger dort die Kirchhöfe geplündert, aber der Vorrath war nicht erſchöpft. Freilich war man vorſichtig geworden. Ein Abt vom St. Michaeliskloſter an der Maaß bei Verdün quälte ſeinen Wirth in Rom, auch einen Abt, um Reliquien. Der holte endlich ein paar Knochen (quaedam ossa) „vom Pabſte Stephan“. Aber Jener ſchüttelte den Kopf und mochte ſie nicht kaufen: es würden ſo Viele mit ſolchen Knochen betrogen. Da machte der Wirth einen Handel mit einem Kirchhofsvorſteher, der ihm den Pabſt Calixtus verkaufen wollte. Sie kamen auf den Kirchhof, das Epitaph ward richtig befunden; auch ſchwur der Kuſtos des Kirchhofs, das wäre wirklich der Sarg des Pabſtes. Nun ward mit großer Gefahr — denn es durfte nicht entdeckt werden — der Marmordeckel zerſchlagen. Der Abt nahm die Knochen

* Chronik von Monte Caſino IV, 29. Abt Guiberts von Nogent Schrift de pignoribus sanctorum iſt ſehr lehrreich über den Reliquiendienſt. — Die Stadt Amiens und Kloſter St. Denys ſtritten ſich um den Beſitz des Märtyrer Firmin. Zu Amiens fand man eine Leiche unter dem Altar der Kirche, aber keine Schrift, daß es Firmin ſei. Nun ließ Biſchof Gottfried eine Bleiplatte auf den Sarg machen, mit der Inſchrift: Märtyrer Firmin, Biſchof von Amiens. Dagegen fand man zu St. Denys eine Leiche, welche in dem einen Naſenloche ein Pergament hatte, auf dem geſchrieben ſtand, dieß ſei Firmin.

heraus und umarmte ſie mit Inbrunſt. Er ſetzte ſie dann, nachdem er heimgekehrt, in ſeiner Kirche bei. Das Volk ſtürzte gleich dorthin, um Wunder dieſes neuen Heiligen zu ſehen. *

Auch anderswo laufen Menſchen umher, graben bei nächtlicher Weile Leichen aus, legen ſie in Kaſten und verkaufen ſie als Reliquien heiliger Märtyrer oder Bekenner. Solch einen Betrüger ſah der Mönch Rudolf Glaber aus Clügny; er hatte in Savoyen einen Leichnam ausgegraben; den legte er auf eine Bahre und nannte ihn den heil. Märtyrer Juſtus. „Das Volk, wie es da zu geſchehen pflegt, lief in ſeiner Dummheit hinzu; die Geſunden bedauerten, nicht krank zu ſein, damit der Heilige ſie heile. Sie führen Kranke herbei, bringen Gaben dar, wachen bei den Reliquien, und warten auf Wunder.“ Und dieſer falſche Heilige that wirklich Wunder und heilte Kranke. „Denn, ſagt Rudolf Glaber, Gott läßt zuweilen zu, daß auch von böſen Geiſtern Wunder vollbracht werden.“

Die Biſchöfe in der Nachbarſchaft dachten nur daran, aus der Sache Gewinn zu ziehen; Markgraf Manfred aber ließ den Heiligen mit Gewalt nach Suſa transportiren und hielt den Finder in großen Ehren, weil er verſprach, in kurzer Zeit noch viel koſtbarere Reliquien zu entdecken; „deren Thaten, Namen und Leidensgeſchichten er erlog.“ Als klügere Leute ihn befragten, wie er zu ſolcher Kunde käme, ſagte er u. A., Nachts erſchiene ihm ein Engel und erzählte ihm, was er zu wiſſen wünſchte, und bliebe dann ſo lange, bis er ihn bäte, fortzugehen. Zuweilen nähme er ihn aus dem Bette und wenn er lange mit ihm geſprochen, küßte er ihn und ginge hinweg. „Wir merkten wohl, daß es lauter liſtige Lügen waren.“

Keine Reliquie des elften Jahrhunderts iſt bekannter; keine iſt von größerer Wirkung geweſen, als die ſogenannte heil. Lanze, welche zu Antiochien gefunden wurde, während das Kreuzheer vom Hunger in der Stadt und von den Türken vor derſelben ſo ſchwer bedrängt ward. „Da des allmächtigen Gottes Barmherzigkeit für uns wachte (ſchrieben die Fürſten an Pabſt Urban), fanden wir die heilige Lanze,

* Mabillon: annal. vet. S. 354. Wunder waren damals ſo gewöhnlich, daß der Autor der Biographie des Abtes Benedikt von St. Michael ad Clusas (Piemont) meint, von Wundern wolle er nicht berichten, denn die könnten ja bekanntlich viele falſche Heilige verrichten (multos pseudo non ignoramus posse patrare).

womit Longinus die Seite des Erlöſers durchbohrte, indem St. Andreas einem Knecht Gottes dreimal erſchien und den Ort zeigte, wo die Lanze lag.

„Durch dieſen Fund wurden wir ſo wunderbar getröſtet und geſtärkt, daß wir einander muthig zum Kampf ermahnten. Wir erſahen, wo die größte Stärke der Feinde war, und zwangen ſie durch die Lanze des Herrn und unſere erſte Schlachtreihe zur Flucht.“

Und doch mußte auch das Kreuzheer erfahren, daß die Aechtheit der Reliquie ſehr zweifelhaft war. Fürſt Boemund gönnte die Lanze gleich anfangs dem Grafen Raimund nicht, welchem ſie Geld einbrachte. Dann wurden unter den Nordfranzoſen überhaupt Zweifel laut, namentlich unter den Geiſtlichen, und ſo ward endlich beſchloſſen, der Finder, Petrus Bartholomäus — ein Provenzale aus dem Heere Raimunds — welcher vorgab, der Apoſtel Andreas ſei ihm erſchienen, ſolle durch das Gottesurtheil die Wahrheit ſeiner Ausſage und die Aechtheit der Lanze erhärten.

Vor Tripolis war es, acht Monate nach der Einnahme von Antiochien. Zwei Scheiterhaufen, mit einem Gang in der Mitte wurden errichtet, drei Tage lang gefaſtet, das Feuer von den Geiſtlichen eingeſegnet, und nun ging Petrus Bartholomäus ſchnell hindurch; allein er verbrannte ſich ſo ſehr, daß er zwölf Tage ſpäter ſtarb. „Und weil nun Alle die Lanze ſo ſehr verehrt hatten, ſo ſchuf dieß große Trauer.“ Nur Raimund führte die Lanze als Reliquie fort, bis ſie ſich verlor, man weiß nicht, wie.

So erzählt Graf Balduins Kaplan, Fulcher aus Chartres, der aber nicht zugegen war. Ein Geiſtlicher von Raimunds Heere, der Domherr Raimond aus Puy, welcher zugegen war, gibt wohl zu, daß Petrus' Beine verbrannt waren, daran würde er aber, nach ſeiner Meinung, nicht geſtorben ſein. Vielmehr ſtürzte ſich das Volk (erzählt er), wie er ſcheinbar unverſehrt aus dem Rauch hervortrat, auf ihn, als auf einen Heiligen; Jeder wollte ihn anfaſſen und ein Stück von ſeinem Rocke haben; ſo ward er umhergezerrt, an die Erde geworfen, mit Füßen getreten: und in dieſem Handgemenge ſind ihm ſchwere Wunden beigebracht, ja das Rückgrat zerbrochen worden. Daran iſt er geſtorben. *

* Fulcher von Chartres und Rudolf von Caen, beide nicht zugegen bei

XLVIII.

Zu solchen Gottesurtheilen nahm man wohl seine Zuflucht in Fällen, wo die Wahrheit nicht anders erwiesen werden konnte; oder wenn Jemand, um die List des Teufels und böser Menschen zu vermeiden, Gott zum Richter wählte, der weder durch Geld, noch sonstwie in seinem Urtheil beirrt werden könne.

Es lag der Gedanke zu Grunde, daß Gott den Unschuldigen durch unmittelbaren Schutz aus der Gefahr erlösen, dem Schwachen Stärke verleihen und den Elementen ihre zerstörende Kraft nehmen würde.

Bei der Unsicherheit des Ausganges indessen waren die Meinungen über das Gottesurtheil sehr getheilt. König Wilhelm II. von England rief aus, als Jemand durch Halten von glühendem Eisen seine Unschuld beweisen wollte: „Was Gottesurtheil! nach meinem Urtheil soll es gehen, nicht nach Gottes, welches nach Jedermanns Belieben ausfallen kann!" Dennoch verlangte er von dem Bischof von Le Mans, wahrscheinlich um ihn zu ängstigen, er solle durch glühendes Eisen beweisen, daß er kein Verräther sei. Dieser fragte bestürzt bei Bischof Ivo von Chartres an, was er thun sollte, und erhielt den Rath, sich nicht darauf einzulassen; Zweikampf und glühendes Eisen sei nicht kirchlicher Brauch, noch kanonisch. Schon Pabst Nicolaus I. († 867) habe gesagt, Zweikampf nehme er als Beweis nicht an; das hieße Gott versuchen. Und Alexander II. († 1073) hätte bei einer zweifelhaften Sache erklärt, man solle zusehen, ob ein Kläger gegen den Angeschuldigten vorhanden, aber er untersage den vulgären Gebrauch von heißem oder kaltem Wasser, glühendem Eisen u. dgl., welchen die Bosheit ersonnen hätte.

Gleichwohl ist z. B. am 25. März 1103 der Priester Liprand zu Mailand, derselbe, welchem 29 Jahre vorher in den Unruhen der

dem Gottesgericht, behaupten die Unächtheit. Rudolf hatte einen Augenzeugen zum Gewährsmann, den im Kreuzheer sehr geachteten Priester Arnulf. Er selbst war damals noch im Vaterhause zu Caën. Raimond von Puy's Darstellung zeigt übrigens hinlänglich, daß Petrus Bartholomäus ein Betrüger war. Petrus Tüdebod (Teutbald) sagt nur dieß: „hier war das Gericht über die heil. Lanze, 25. März" (1099 vor Tripolis). Er wagt über die Aechtheit der Reliquie nichts zu entscheiden, obwohl er zu Raimunds Heer gehörte.

„Lumpen“ Naſe und Ohren abgeſchnitten wurden, vor der Ambroſiuskirche auf einem ſchmalen Gange von etwa zwei Fuß zwiſchen zwei brennenden Scheiterhaufen hindurchgegangen, von denen jeder zehn Ellen lang und ungefähr neun Ellen hoch und breit war. Er wollte beweiſen, daß Erzbiſchof Groſſulan von Mailand geiſtliche Würden verkaufte. Es iſt ſicher, daß die Scheiterhaufen gerade wegen ihrer Größe inwendig noch nicht brannten.

Intereſſant iſt der Bericht von den verſchiedenen Erwartungen dabei. Als das Feuer hoch loderte, ward es von Liprand ſelbſt eingeſegnet, mit Weihwaſſer beſprengt, und bekreuzt. Dabei verſengte es ihm die Hand. Dann ſagte er, Groſſulan ſei Simoniſt, d. h. er verkaufe geiſtliche Aemter; das wolle er durch dieß Gericht beweiſen, nicht im Vertrauen auf Zauberei; ſondern auf Gottes Hülfe.

Die Anhänger Groſſulans prophezeiten, er würde ſicher umkommen, oder aus Angſt ſich zu Groſſulan bekehren; jedenfalls ſolle die geringſte Verletzung gegen ihn entſcheiden. „Sieh Deinen Tod vor Augen (ſprach Einer zu ihm) und bekenne Dich zum Erzbiſchof.“

Aber er ſelbſt war ſeiner Sache auch nicht gewiß. Er hatte beſtimmt, wenn er ſterben ſollte, möchte man ſeine Leiche in der von ihm erbauten Dreifaltigkeitskirche beiſetzen.

Und obgleich er unverſehrt durch die Scheiterhaufen kam, ſo ward das Gottesurtheil von den lombardiſchen Biſchöfen doch nicht angenommen, weil Liprands Hand vorher beim Sprengen verſengt war, und ein Pferd ihn auf den nackten Fuß getreten hatte, als er aus dem Rauch heraus trat.*

XLIX.

So bewegte ſich das religiöſe Leben des Volkes innerhalb der Kirche in den mannigfaltigſten Formen. Während in manchen Gegenden noch immer das Heidenthum fortlebt in mancherlei Gebräuchen, in der Verehrung heiliger Bäume und Quellen und der Abneigung gegen die Prieſter; während weit und breit die Heiligen- und Reliquienverehrung in eine Art von Götzendienſt ausgeartet iſt; während auch wohl ein Freigeiſt alle Myſterien des Chriſtenthums

* Bei Landulf. jun., deſſen Oheim Liprand war.

für „Fabeln und Wind" erklärt;* ſo bringen doch Einige, Geiſtliche und Laien, ihre Tage damit zu, Gottes Weſen in würdiger Weiſe zu denken und in wahrhaft evangeliſcher Weiſe Werke der Liebe zu ſchaffen, — oder ſuchen mit Erzbiſchof Anſelm von Kanterbury und deſſen ebenſo tiefſinnigen Gegnern die letzten Räthſeln zu löſen, welche ihnen Gott und die Welt zu haben ſcheinen.

Aber außerhalb der Kirche, welche nur zu oft in äußerlichem Dienſt ſich verliert und über der Form den geiſtigen Inhalt einbüßt, tauchen überall die Häretiker oder Ketzer auf. Ihre Weltanſchauungen bilden den ſchreiendſten Widerſpruch gegen das Beſtehende; darum gerade finden ſie ſo großen Anhang, namentlich unter Handwerkern und Bauern.

Aber wehe ihnen, wenn die Mächtigen im Lande ihrer gewahr wurden! Es ſuchten im Jahre 1022 zwei durch Gelehrſamkeit und frommen Wandel höchſt bewährte Domherrn aus Orleans einen Geiſtlichen zu Rouen für ihre ketzeriſchen Meinungen zu gewinnen. Dieſer meldete entſetzt die Sache dem Grafen Richard von der Normandie, der Graf dem Könige Robert, — und dieſer nun eilte nach Orleans, berief ein Concil und ließ den Anhängern der Sekte nachſpüren. Sie läugneten nicht, geſtanden vielmehr, daß ſie ſchon lange ihrem Glauben gehuldigt und daß ſie überzeugt geweſen wären, auch die übrigen Chriſten würden ihnen allmälig beigeſtimmt haben. Sie verwarfen die Lehre von der Dreieinigkeit als unvernünftig; ſie behaupteten, Erde und Himmel wären nicht erſchaffen, ſondern beſtänden von Ewigkeit her; Lohn für gute, oder Strafe für böſe Thaten würde es in einem Jenſeit nicht geben. Dreizehn wurden verbrannt.

So fand Erzbiſchof Heribert von Mailand Ketzer in Monteforte bei Turin und ließ ſie nach Mailand führen. Im Angeſicht des brennenden Scheiterhaufen ſchwuren Einige ihren Glauben ab; aber Andere hielten die Hände vor das Geſicht und ſtürzten ſich in die Flammen.

Auch in Goslar wurden 1052 Ketzer gehängt, weil ſie es für ſündhaft hielten, ein Thier zu tödten. —

* Z. B. Graf Johannes von Soiſſons, ſ. Guibert von Nogent de vita sua, lib. III.

Es iſt tröſtlich, doch eine Stimme zu hören, welche auch in dieſem Punkte das Rechte trifft. Als ein Biſchof von Chalons bei dem Biſchof Wazo von Lüttich um Rath fragte, was er mit den Ketzern in ſeinem Sprengel beginnen ſollte, welche kein Fleiſch äßen, weil geſchrieben ſtünde: Du ſollſt nicht tödten! und ihre Sache ſo zu vertheidigen wüßten, daß kaum ein Gelehrter mit ihnen auskäme: — antwortete Wazo, wenn ſie kein Thier tödten wollten, dann dürften ſie auch kein Getreide, keine Bohne, keine Traube tödten. Indeſſen er möchte Nachſicht üben; Gott wolle den Tod der Sünder nicht; ſie könnten ſich beſſern; und vielleicht könnte mit dem Unkraut auch Weizen ausgerauft werden. „Und wer weiß, vielleicht hält Gott das für Weizen, was wir für Unkraut ausſchreien. Im himmliſchen Reiche ſind ſie künftig vielleicht mehr, als wir.“

„Dieß ſchrieb er (ſo ſagt Wazo's Freund Anſelm) gegen die vorſchnelle Raſerei der Franzoſen, die gleich nach Mord ſchnaubt. Denn er hatte gehört, die Ketzer würden dort an der Bläſſe des Geſichts erkannt, und jeden, der blaß wäre, hielte man für einen Feind des katholiſchen Glaubens.“

L.

Die Weiſe, in welcher der Allgegenwärtige verehrt ward, erſcheint zum größten Theile wie ein trüber und wüſter Wahn, in welchem ſich die Menſchheit fortſchleppte. Von der übrigen geiſtigen Bildung unſerer Vorfahren in jener Zeit iſt es heutzutage ſchwer, ſich eine deutliche Vorſtellung zu machen.

Bis zu Kopernikus glaubte man, die Erde wäre der Mittelpunkt der Welt, und die auf dieſem Planeten lebenden Menſchen wären der wichtigſte Theil des Univerſums. Seit Kopernikus haben wir beſcheidener denken gelernt. Seit Kopernikus wiſſen wir — (oder wir ſollten es wenigſtens wiſſen; doch wenige Menſchen kümmern ſich um ſolche Dinge) — daß die Erde nicht der Mittelpunkt, ſondern nur ein ſehr kleines Atom im Univerſum iſt, wie ein Sandkorn im Ozean, oder ein Stäubchen, das in der Luft fliegt.

Seit Kolumbus konnten wir den Planeten, den wir bewohnen, zum Theil kennen lernen; wir konnten in allen Ländern das menſchliche Geſchlecht ſtudieren, wie es unter dem Einfluſſe natürlicher

Urſachen oder ſozialer Einrichtungen verſchiedenartig auftritt, und konnten die Produkte der Erde, wie der Meere in allen Zonen betrachten. Eine unermeßliche Summe neuer Kenntniſſe, die noch täglich wächst; ein großartiger Handel, welcher Induſtrie, Schifffahrt und damit zugleich Wiſſenſchaften und Künſte emporhob und die Produkte der Erde zum Eigenthum aller Völker machte; der theilweiſe Untergang der Unwiſſenheit und Barbarei des Mittelalters war die Folge der Entdeckung Amerika's.

Dieſe gewaltigen Fortſchritte der Civiliſation haben unſer geiſtiges Bewußtſein in ſolchem Maaße geändert, daß wir uns ſchwer in den engen Horizont unſerer Vorfahren jener Zeit zu verſetzen oder ihren gebundenen Sinn zu faſſen vermögen.

Zunächſt z. B. in geographiſcher Beziehung iſt es immer ein verhältnißmäßig geringer Kreis, auf den das Wiſſen ſich beſchränkt. Wir haben geſehen, wie Adam von Bremen nach König Swens Angaben über den Norden von Europa ſpricht, wie ſeine Kenntniſſe bis auf eine gewiſſe Entfernung licht ſind, dann ſich in halbdunkler Dämmerung und endlich in Nacht verlieren.

So begleiten wir mit dem höchſten Intereſſe den Kreuzfahrer nach der Propontis, wo er „die edle und ſchöne Stadt Konſtantinopel" bewundert, mit den wundervollen Bauwerken auf Straßen und Plätzen und den ewig hin- und wiederfahrenden Handelsſchiffen; — nach Kleinaſien, wo er über die babyloniſche Sprachverwirrung im Kreuzheere ſtaunt; nach Paläſtina, wo er in den Wäldern die Bäume ſeiner Heimath vermißt: Pappel, Eibe, Haſelſtaude, Hollunder und Ahorn; ans todte Meer, wo er vom Maulthier ſteigt, mit der Hand Waſſer ſchöpft und es ſo bitter findet, wie Nießwurz, auch wahrnimmt, daß es nicht möglich iſt, in das ſchwere Waſſer zu tauchen; wo er ferner am Rande der Wüſte in den Araberdörfern ſich über Menſchen verwundert, deren Haut ſchwärzer als Ruß iſt. Wir folgen König Balduin an das rothe Meer, wo er die feinſten Perlen ſammelt, und endlich nach dem Nil, wo die Ritter mit den Lanzen Fiſche ſpießen, der Kleriker aber den Kopf ſchüttelt und nicht begreifen kann, wie es möglich ſein ſoll, daß dieſer Nil, der doch einer der vier Paradieſesflüſſe ſei, von Aſien durch das rothe Meer nach Aegypten flöſſe.

Verſtändig genug ſind manche Beobachtungen, die ſie gelegentlich aufgezeichnet, ſelbſt noch diejenigen über Krokodil, Nilpferd, Tiger und Panther. Aber immer nur innerhalb einer gewiſſen Peripherie. Jenſeits derſelben hauſen Drachen, Greife, Pegaſuſſe u. ſ. w.

Die Kreuzzüge bewirkten für das chriſtliche Abendland eine Umwälzung, wenn auch in kleinerem Maaßſtabe, wie die Eroberung des Perſerreiches durch Alexander für die Alten. Wenn unſere Ritter noch in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, als ſie Otto II. nach Calabrien gefolgt waren, voll Schrecken bei einer Sonnenfinſterniß in Weinfäſſer, in Kiſten und unter Wagen krochen, bis ihnen ein Biſchof von Lüttich Muth einſprach, ſo geſchah dergleichen wohl nicht mehr, ſeit durch den erſten Kreuzzug ſo viele Deutſche mit ſeefahrenden Normannen, Griechen und Orientalen in Berührung gekommen waren, — wiewohl ein Komet oder ein Nordlicht noch lange Jahrhunderte bange Beſorgniſſe verurſachte.

Im zwölften Jahrhundert (1132) kam einer der mächtigſten und beſten deutſchen Fürſten, Heinrich der Stolze von Baiern, ſogar auf den klugen Einfall, in Pilgerkleidung Reiſen zu machen. Ein Biſchof von Verdün traf ihn bei Paris unter einer Pilgerſchaar. Er erklärte, er hätte ſich „die Stätten der Heiligen und die Sitten der Völker und Tyrannen“ angeſehen.

LI.

Mehr, als in irgend einem Lande der Chriſtenheit, blühten die Wiſſenſchaften, Induſtrie und Handel bei den Arabern in Spanien und im Morgenlande. Ihr Religionsſyſtem mit ſeinem ſtrengen Monotheismus war einfach und vollendet. So konnten ſie all ihren Scharfſinn der Naturkunde, der Malerei, der Baukunſt, Mechanik, Medizin und den Gewerben zuwenden. Voll Neugier waren die Augen der chriſtlichen Nachbarvölker auf das blühende Kalifat von Kordova gerichtet, wo es ebenſo tapfere Ritter gab, wie unter den Chriſten, und ſo ſcharfſinnige, kenntnißreiche und kunſtfertige Leute, daß ſicher der Böſe ſeine Hand im Spiele hatte.

Dieſem Verdachte des Bundes mit dem Teufel waren auch die wenigen Chriſten ausgeſetzt, welche bei ihnen lernten. Denn von

dem berühmten Gerbert (Pabst Sylvester II., 999—1003), der im 10. Jahrhundert aus Kloster Fleury in Frankreich heimlich nach Spanien gegangen war, wußte man, er habe den Teufel beschwören können, ja ihm seine Seele verschrieben. Ohnedieß würde er auch die Uhr und Orgel, die er in Rheims baute, nicht haben zu Stande bringen können. Und als Papst zu Rom fand er den ganz goldenen, von einem einzigen Karfunkel erleuchteten, unterirdischen Palast Oktavians auf dem Marsfelde und machte sich eine Statue, welche auf seine Fragen immer der Wahrheit gemäß mit Ja und Nein antwortete. „Aber man möchte glauben, sagt der Mönch Wilhelm von Malmesbury, daß dieß Erdichtungen des Volkes sind; denn das Volk verwundet gern den Ruf gelehrter Leute, und wer in irgend einer Weise sich auszeichnet, von dem sagt es, er habe mit dem Bösen zu thun."

Ach daß die schöne Zeit so bald verging, da er Pabst war, und sein Schüler, der jugendliche Otto III., die Kaiserkrone trug! Da am Hof sich Schaaren gelehrter und beredter Männer drängten, und des Kaisers „göttlicher Geist" mitten im Getöse der Kriegsrüstungen noch Zeit fand, ihnen schwierige Stellen aus Aristoteles und Porphyr zur Lösung vorzulegen („denn solche Sachen entströmten seinem Munde wie Bäche reinsten Quellwassers"); und der Kaiser dann, wenn Keiner jene Punkte zu erläutern verstand, unwillig erklärte, solche Ignoranz sei des Palastes unwürdig, und sein Auge auf seinen Lehrer, den Pabst, wandte, damit er entschiede! Weder vorher, noch nachher hat ein solches Verhältniß inniger Freundschaft zwischen einem Kaiser und einem Pabst bestanden. Die dankbare Zärtlichkeit, mit welcher der Pabst auf seinen Zögling blickt, hat etwas sehr Wohlthuendes. „Du bist, spricht er, unser Cäsar, römischer Imperator und Augustus; aus dem ersten Blute Griechenlands entsprossen, übertrifft du die Griechen an Macht, und herrschest erblich über die Römer. Beiden gehst du durch Geist und Beredtsamkeit voran." Und wie gewaltig erscheint das Reich bei diesem Freundschaftsbunde! „Unserem römischen Reiche dient Italien, reich an Früchten, Gallien und Germanien, reich an Helden; uns fehlt nicht der streitbare Scythe."

Noch Heinrich III. hatte, als der große Regent, der er war, den Wissenschaften große Sorgfalt gewidmet. Er war selbst von

einem ſehr gebildeten Geiſtlichen, Namens Almerich, unterrichtet worden, den er zum Abt von Farfa machte. Als Kaiſer wachte er ſogar darüber, daß in den berühmteren Klöſtern die Fratres Schulmeiſter (scholastici) auch ihrer Stelle gewachſen wären. Es geſchah wohl, daß er einem Biſchof von Lüttich den Auftrag gab, für Fulda einen ſolchen zu beſorgen.

Ungefähr zehn Jahre nach ſeinem Tode gedachte ein Scholaſtikus mit Wehmuth des goldenen Zeitalters unter ſeiner Regierung. Aber „als die beiden hellſten Leuchten der Kirche, die Gott zu ſpät angezündet und zu früh zu ſich genommen, — Kaiſer Heinrich III. und Erzbiſchof Liutpold von Mainz — aus unſerer Mitte entrückt wurden, da war das Ende des goldenen Zeitalters, welches in ihnen noch ſeine ganze Glorie zeigte. Tugend, Zucht und Wiſſenſchaft iſt mit ihnen begraben worden.“ *

So lange Heinrich IV. aufwuchs unter der Tutel ſeiner würdigen Erzieher, da „galt die Wiſſenſchaft bei Weitem nicht ſo viel, als Schauſpieler und Poſſenreißer; ſie mochte in den Schenken betteln.“ Und ſeit er erwachſen war, mußte er Jahr aus Jahr ein im Sattel zubringen und das Schwert führen. Wie hätte er Zeit gehabt, für Schulen zu ſorgen! Im Uebrigen war er ſelbſt ſehr unterrichtet, er konnte nicht nur leſen, ſondern verfaßte ſelbſt Gebete. **

LII.

Mein Oheim (ſagt ein ſüdfranzöſiſcher Prior zu Anfang des elften Jahrhunderts) nahm mich mit ſich nach der Lombardei und nach Franzien, damit ich Grammatik lernte. Dem koſtet meine Weisheit ſchon 2000 Gulden, die er meinen Lehrern gab. Ich bin ſehr vollkommen weiſe. Ich habe zwei große Häuſer voll Bücher, habe noch nicht alle geleſen, aber ſtudiere täglich darin. Es giebt kein Buch auf der Erde, welches ich nicht hätte. Wenn ich ausgelernt haben werde, wird unter dem Himmel kein Menſch ſo weiſe ſein, wie

* Epist. Gozechini bei Mabillon. Vet. anal. S. 437 ff. Danach würde die Stelle in der trefflichen Litteraturgeſchichte meines verehrten Lehrers A. Koberſtein (Ausg. 4. S. 30) einer Beſchränkung bedürfen, wo es heißt, die fränkiſchen Kaiſer hätte nicht der rege Eifer für die Wiſſenſchaften belebt, der die ſächſiſchen ausgezeichnet.

** De Ottone Pommeran. apostolo I, c. 2 (bei Canis. ed. Basnage III.).

ich. In Aquitanien (zwiſchen Garonne und Loire) iſt keine Weisheit; Alle ſind ungebildet. In Franzien giebt es Weisheit, doch nur wenig. Aber in der Lombardei, wo ich gelernt habe, iſt die Quelle der Weisheit.*

Parma ragte in Oberitalien beſonders hervor als der beſuchteſte Sitz der ſieben freien Künſte.

Gegen Ende des Jahrhunderts waren die berühmteſten Schulen der Theologie und Philoſophie in Frankreich, namentlich die Kathedralſchulen zu Tours, Orleans und Paris. Dorthin begaben ſich auch viele Geiſtliche aus Deutſchland, „weideten ſich am großen Tiſche der Frau Philoſophie an köſtlichen Leckerbiſſen und kehrten mit den Schätzen Frankreichs beladen heim.“ Gegen Ende des Jahrhunderts ward in Paris auch der Grund zu der ſpätern Univerſität gelegt, indem einige ausgezeichnete Lehrer der Theologie und Philoſophie unabhängig von der Kathedralſchule Vorleſungen hielten.

In Deutſchland ward das ganze Jahrhundert hindurch Lüttich geprieſen, als ein Ort, „der Athen in den Wiſſenſchaften, Rom in religiöſem Dienſt gleich käme.“ Aber in allen andern Gegenden des Reichs gab es treffliche Gelehrte. Vielleicht ſtand Sachſen zurück, doch zeichneten ſich die Geiſtlichen in Hildesheim ſchon aus, ehe noch Benno (ſpäter Biſchof von Osnabrück) ſie unterwies. „Vordem waren ſie bäueriſch, ohne Wiſſenſchaft, und Idioten,“ ſagt Benno's Biograph, indeſſen ſie hatten ja die trefflichen Biſchöfe Bernward und Godehard gehabt! Benno ſelbſt war zu Straßburg in den Elementen unterrichtet und hatte ſpäter in Reichenau unter dem „verwachſenen Herrmann“ weiter gelernt. In Würzburg blühte lange Zeit der berühmte Meiſter Bernulf, welcher ſeinerſeits Scholaſtikern in Baiern wegen ihrer Tüchtigkeit Komplimente machte. Zu Regensburg im St. Emmeranskloſter war Wilhelm, Abt von Hirſchau (1069—91), aufgewachſen, ohne Frage einer der kenntnißreichſten und ſcharfſinnigſten Männer ſeiner Zeit. Im Elſaß hielt Presbyter Mangold Schule, der alle ſeine Zeitgenoſſen an Kunde in göttlichen und menſchlichen Dingen übertraf. Zu Metz im Kloſter St. Vincenz lebte lange Zeit der Mönch Siegebert aus Gembloux; da liefen Kleriker und Mönche zu ihm, um zu lernen;

* Ademari epist. bei Mabill. annal. Benedict. IV.

Vornehme und Gelehrte holten ſich Rathes von ihm; ſelbſt den Juden war er theuer, weil er Hebräiſch verſtand.

Größere Schulen gab es nur an den Biſchofsſitzen (Kathedral- oder Domſchulen) und in den Klöſtern (Kloſterſchulen). Sie waren faſt ausſchließlich für junge Leute beſtimmt, welche in den geiſtlichen Stand treten wollten.

Unter Karl dem Großen hatten einige franzöſiſche Biſchöfe den Gemeindepfarrern in Flecken und Dörfern aufgetragen, Volksſchulen zu gründen, in denen ſie Kinder, die ihnen von den Aeltern anvertraut würden, unentgeltlich unterrichten ſollten. Schöne Träume, die bald zerrannen. Im 11. Jahrhundert konnte Kardinal Damiani ſogar das Eingehen der Kloſterſchulen angemeſſen finden, weil die Andacht der Mönche dadurch geſtört würde. Später hörten ſie in der That ganz auf. —

An den größeren Dom- und Kloſterſchulen gab es zwei getrennte Kurſe, von denen der eine für Knaben, der andere für Erwachſene beſtimmt war.*

In jenem lernten die Knaben leſen, ſchreiben, ſingen, — jetzt nach Guido's neuer Methode, wo denn ältere Leute erſtaunt waren, wenn ſie nach beſtimmten Noten Choräle ſangen, die ſie vorher gar nicht eingeübt hatten** — und etwa die Elemente der Grammatik.

Der höhere Kurſus entſprach nun etwa unſeren Univerſitäten. Auch herrſchte hier mehr Freiheit und Ungebundenheit. Ein Mönch (ich meine Abt Abbo von Fleury) hatte ſich vielleicht in ſeinem Kloſter hinreichende Kenntniſſe in Grammatik, Arithmetik und Dialektik erworben; ging dann nach Paris oder Rheims zu den Profeſſoren der Philoſophie*** und lernte Aſtronomie; ferner nach Orleans, um bei einem Kleriker Unterricht in der Muſik zu nehmen; und kehrte endlich zurück, um aus Büchern Rhetorik und Grammatik zu ſtudieren. Denn

* Z. B. im Hubertuskloſter (Lütticher Sprengel) waren zwei Scholaſtiker, einer für Mönche (schol. interior), der andere für die Laienknaben (schol. exterior). — Auch der Scholaſtikus Gozechin aus Lüttich erwähnt utrumque nostrum auditorium.

** Gesta abb. Trudon. VIII, 4.

*** ad eos qui philosophiam profitebantur, natürlich Geiſtliche. Man ſehe die vita Abbonis Flor. Mab. a. S. S. saec. VI, I.

natürlich waren nicht alle Lehrer gleichmäßig in allen ſieben freien Künſten bewandert.

Die Zucht in dem niederen Kurſus war in der Regel ſehr hart. Wie in den Tagen des alten choleriſchen Orbilius, glaubte man, daß Erziehung ohne ein ununterbrochenes Schwirren der Peitſche nicht denkbar wäre. „Ich bin ſtolz darauf (ſchreibt um 1066 der Lütticher Scholaſtikus Gozechin an einen Zögling, der nun ebenfalls ein gelehrter Mann geworden), daß ich es war, der deine ungeſchickten Finger mit meiner Hand zum Schreiben anleitete und, wenn du ſchlecht ſchriebſt, dir die Buchſtaben auf den Rücken bläute."

Da iſt denn ein Abt wohl in Verzweiflung, daß die Knaben keine Fortſchritte machen, ob er ſie gleich Tag und Nacht peitſchen läßt. Oder ein Knabe hat einen Hofmeiſter, der Tag für Tag bemüht iſt, ſeine Unwiſſenheit unter einem „Hagel von Schimpfwörtern und Schlägen" zu verdecken, ſo daß die Mutter, da ſie einmal zufällig dem Sohn das Hemd auszieht, beim Anblick der blauen Striemen auf ſeinem Rücken voll Entſetzen ausruft: er ſolle nicht in den geiſtlichen Stand treten; ſie wolle ihm einſt Pferd und Waffen kaufen, damit er dann Ritter würde. Doch benutzten die Knaben (z. B. in St. Gallen) freilich auch die Freiheit des Sonntags zuweilen ſo, daß ſie am Montag Züchtigung verdienten.

Wiederum hatten viele Geiſtliche vernünftige, maaßvolle Grundſätze über Erziehung, wie ſie z. B. Anſelm zu Bec aufſtellte. —

Die beſtändige Aufſicht, unter welcher, namentlich in Klöſtern, die Knaben von früh bis ſpät gehalten werden ſollten, machten das Amt des Scholaſtikus ſehr beſchwerlich. Und die Fratres ſuchten es möglichſt von ſich abzuwehren.* „Die Wirkſamkeit im Schulamte (ſagt Scholaſtikus Gozechin von Lüttich) iſt von weiſen Leuten auf ſieben Jahre feſtgeſetzt, weil es unter der Sonne nichts Schwierigeres und Aufreibenderes giebt." —

Zum Theil herrſchte jene ſtrengere Disziplin auch in dem höheren Kurſus; aber auch nur zum Theil, und ſchon um 1060 heben, beſonders in Deutſchland, Klagen an, daß eine ordentliche Zucht nicht mehr durchzuführen ſei; „die ehrwürdige Ruthe der Väter" käme in Abgang.

* „invisa puerorum disciplina". Othloni lib. visionum. Petz. thes. III.

Zu Anfang des Jahrhunderts ſtudierte in Parma der ſpätere Kardinal Damiani, und in ſeinen Mitſtudenten, ebenfalls jungen Klerikern, die in koſtbaren Pelzmützen, feinen ſchneeweißen Gewändern und modiſchen Schnabelſchuhen daher ſtutzerten und locker genug lebten, erkennt man keineswegs ſolche Geiſtliche, wie ſie etwa in Mailand unter der Ruthe des Archidiakonus aufwuchſen. Gegen Ende des Jahrhunderts, ja ſchon früher, löste ſich die alte, herbe und düſtere Zucht an den meiſten Orten auf.

LIII.

Es wäre nämlich ein Irrthum, wenn man glauben wollte, außer den Dom- und Kloſterſchulen hätten keine anderen beſtanden.

Wenn es z. B. in Frankreich in den ſiebziger Jahren des elften Jahrhunderts in kleinen Städten faſt gar keine Geiſtlichen gab, die auch nur etwa Grammatik hätten lehren können, und man da allerdings allein auf jene ſchon beſtehenden Schulen angewieſen war, ſo entwickelte ſich gegen Ende des Jahrhunderts, mitten in der Anarchie, welche in allen Lebensverhältniſſen waltete, — von ſelbſt, ohne daß die Gunſt eines Machthabers dabei betheiligt war — ein ſo reges wiſſenſchaftliches Treiben, daß zu Anfang des zwölften Jahrhunderts wegen der großen Anzahl von Schulen wiſſenſchaftliche Kenntniſſe ſehr gewöhnlich waren. In allen Städten und Städtchen wurden Lehrkurſe von „vagirenden Klerikern“ eröffnet.*

Noch genauere Kunde haben wir von derſelben Erſcheinung in Deutſchland, wo ſie indeſſen ſchon um 1060 auftritt. Ich habe ſchon des Inſtitutes Erwähnung gethan, welches der hochgeprieſene elſäſſer Presbyter Mangold um die Mitte des Jahrhunderts in Lauterbach errichtete.

Wenn nun z. B. Benno — der ſpätere, durch ſeine Kunde in der Verwaltung, Rechtspflege, Baukunſt und Landwirthſchaft, durch ſeine Frömmigkeit und nie wankende Treue gegen den Kaiſer ſo berühmte Biſchof von Osnabrück — wenn er zuerſt in Straßburg bei einem „gewiſſen Magiſter“ die Elemente der Wiſſenſchaften lernt;

* Clericuli vagantes nennt ſie Abt Guibert von Nogent. „Wir ſehen (ſpricht er in der Vorrede der gesta Dei per Francos), daß überall die Grammatik blüht und auch den gewöhnlichen Menſchen wegen der Menge von Schulen bekannt iſt.“

dann die Schule des „verwachsenen Herrmann“ zu Reichenau am Bodensee besucht; hierauf „nach Weise der Studierenden nach verschiedenen Orten umherzieht;“ und endlich als junger Geistlicher zu Speier anfängt zu lehren und dadurch viel Geld zu erwerben: — so könnte man immerhin doch meinen, es seien nicht Privatinstitute, sondern Dom- oder Klosterschulen gewesen, wo er gelernt, und zu Speier habe er ebenfalls an der Domschule seine Lehrkurse gehalten.

Dagegen sind entscheidend die Klagen, welche jene würdigen Magister aus der alten Schule — der Scholastikus Gozechin aus Lüttich und der Abt Wilhelm von Hirschau — über die neuen Charlatane, Dilettanten und Pseudomagister führen, welche „ohne bestimmten Aufenthaltsort (denn den haben sie nicht) durch Städte und Dörfer umherziehen, Vorlesungen über Psalter, Paulus und Apokalypse halten und die leichtfertige, neuerungssüchtige, jeder strengen Zucht abholde Jugend ins Verderben stürzen.“ —

Jene Anarchie, welche die deutschen Fürsten während der Knaben- und Jünglingsjahre Heinrichs IV. nährten, schuf auch diese Erscheinung. — Später, seit dem Ausbruch des großen Kampfes 1076 hörten wissenschaftliche Studien fast ganz auf. Die Männer, welche sie gepflegt, mußten für den Kaiser oder für den Pabst Partei ergreifen und diesem Kampfe ihre Kräfte zuwenden, — oder sie thaten, was Gozechin längst gerathen: sagten den Studien Lebewohl und zogen sich zur Muße religiöser Contemplation zurück.

Jene Dilettanten aber trifft ihr ganzer Haß, ihre volle Verachtung; denn die träge und sinnliche Jugend, die noch mit der Ruthe zu erziehen sei, würde, wie Strohhalme im Winde, von jeder neuen Lehre umhergetrieben, kehrte mit leeren Spitzfindigkeiten und oberflächlichem Geschwätz vollgepfropft, jeder ernsten Zucht ungewohnt, in die Heimath zurück und brächte Alles in Verwirrung. „Die Magister sind zu Speichelleckern der Schüler worden, die Schüler zu Richtern der Magister; ihr Beifall oder Tadel ermuntert die Lehrer fortzufahren, oder gebietet ihnen Schweigen.“ * Man sieht, schon nahm die windige Scholastik des 12. Jahrhunderts ihren Anfang.

Wer sollte nicht Muße der Thätigkeit vorziehen, da Beides

* Worte Abt Wilhelms.

gleichviel gilt? ſpricht Gozechiin, indem er den Einfluß der Anarchie im Reiche um 1066 auf Wiſſenſchaft und Studien charakteriſirt. Die Jünglinge, welche wir bilden und erziehen, vergeſſen uns alsbald; der Mammon herrſcht über Könige und Tetrarchen; Jeder iſt nur ſo viel, wie er hat. Alle Gebote Gottes gelten weniger, als Geld.

Prophetiſchen Geiſtes ſieht er jene dreifache Geißel voraus, welche der Herr durch ſeinen Knecht dem Volke Iſrael verkündigt: „Ich will über ſie hereinführen Schwert, Hunger und Peſtilenz und will ſie in alle Winde zerſtreuen.“ *

LIV.

Gegen jene Pſeudomagiſter, gegen jene leichtfertige Jugend, die „einige Fetzen vom Kleide der Philoſophie geriſſen und nun ſie ganz zu beſitzen wähnte,“ ſchrieb Wilhelm (ſpäter Abt von Hirſchau, † 1091) ſeine philoſophiſchen Inſtitutionen in drei Büchern: zur Rettung der Philoſophie, zum wahren Nutzen ernſter Leſer in ſtreng wiſſenſchaftlicher Form, nicht mit rhetoriſchen Blumen, um etwa die Ohren der Studierenden zu kitzeln. „Freilich, ſagt er, weiß ich, daß ich mich den Anfällen mißgünſtigen Neides ausſetze; denn heutzutage iſt es gefährlich, etwas zu wiſſen.“ **

Von Gerberts ſo intereſſantem Lehrbuche der Geometrie oder von der Abhandlung des „verwachſenen Hermann“ über den Nutzen des Aſtrolabium*** hat die Geſchichte der induktiven Wiſſenſchaften zu handeln. Aus Abt Wilhelms Philoſophie ſei es mir vergönnt, Einiges hier mitzutheilen. Sie ſtellt nämlich ungefähr dar, wie weit es ein ausgezeichneter, ſehr gelehrter und aufgeklärter deutſcher Mönch damaliger Zeit in der Erkenntniß der Natur gebracht und welche Anſchauung er von der Geſtalt der Erde, ja vom Univerſum überhaupt ſich erworben — eine Anſchauung, über welche das Mittelalter im Weſentlichen nicht hinausgekommen iſt. Sie iſt zum Theil nicht originell, ſondern beruht namentlich in ihren Fundamenten auf

* Epistola Gozechini ad Valcherum bei Mabill. Vet. annal. S. 437. Geſchrieben um 1066. Er ſagt u. A.: haec, quae jam in miseria defluxerunt, duo lustra.

** Guilelmi Hirsaugiensis olim abbatis philosophicarum et astronomicarum institutionum libri tres. Basil. excud. Henricus Petrus. 1531. 4to. 1 vol.

*** Beide in Petz. thesaur. anecdot. III.

Ptolemäus und griechischen Philosophemen; dennoch ist so viel Eigenthümliches darin, daß er vorsichtig bittet, „wenn man hie und da etwas fände, welches anderswo nicht zu lesen, so möchte man das nicht für Ketzerei halten; denn es sei etwas noch nicht Ketzerei, wenn es anderswo nicht geschrieben stände, sondern wenn es dem Glauben zuwiderliefe."

Sie macht den Anspruch, ihre Resultate wesentlich der menschlichen Erkenntniß zu verdanken. Sie rechtet mit denen, „welche die Naturkräfte nicht kennen und, um Genossen ihrer Ignoranz zu haben, dergleichen Forschungen verwerfen und verlangen, man solle glauben, wie die Bauern, und nicht nach Vernunftgründen suchen. Wir aber sagen, man muß überall, wo es möglich ist, Vernunftgründe suchen. Behauptet aber die heil. Schrift etwas, wofür kein Vernunftgrund zu finden ist, dann müssen wir es dem Glauben anheimgeben."

Sie ist gewissermaßen in einem weltlichen Sinne dargestellt. Wenn nämlich Wilhelm im 3. Buche von der physischen Entwickelung des Menschen handelt — auf eine Weise, die allerdings der Sachkenntniß wegen bei einem Mönch überraschen muß — so hält er wohl an einem unangenehmen Punkte inne, „damit nicht etwa fromme Leute, wenn ihnen dieß Buch in die Hände kömmt, daran Anstoß nehmen." *

Sie zeigt endlich eine Weltanschauung, in welcher z. B. die Lehren der Kirche vom Jenseit kaum einen Platz fanden. Das Ganze ist überhaupt etwas kahl und öde; unbefriedigend für das Gemüth, welches auf die Religion angewiesen ist. In dem Kampfe zwischen Kaiser und Pabst, bei jener Auflösung aller Bande der Gesellschaft (um 1080) konnte Wilhelm in dieser Philosophie keinen Halt finden. Sie war gleichsam nur ein Kind des Verstandes und hatte mit dem religiösen Geistesleben nichts gemein. Sie ging ihm nicht in Fleisch und Blut über; sie vermochte ihm für das praktische Leben keine sittlichen Grundsätze an die Hand zu geben. Er warf sich vollstän-

* „ne forte, si hoc opus in manus religiosorum venerit, offendantur." — Religiosi werden auch wohl schlechthin Geistliche genannt; welches aber hier nicht der Fall ist. Die Institutionen sind natürlich vor 1069 geschrieben, noch ehe er Abt wurde. Es scheint, daß er noch Scholastikus war. Er sagt ausdrücklich, „er sei mit Lehren zu sehr beschäftigt und hätte wenig Zeit zum Schreiben."

dig der päbſtlichen Partei in die Arme — ohne gerade praktiſch gegen den Kaiſer thätig zu ſein — und in ſeinem Kloſter herrſchte eine ſehr ſtrenge und düſtere Disciplin.

LV.

Die Einleitung handelt über Syſtematik der Wiſſenſchaft folgendermaßen: „Die Ordnung im Lernen iſt die, daß man, da alles Wiſſen auf der Redekunſt beruht, mit dieſer beginnt. Sie zerfällt in drei Theile: richtig ſchreiben und ausſprechen lehrt die Grammatik; beweiſen, was zu beweiſen iſt, die Dialektik; dasſelbe in gewählter Rede vortragen lehrt die Rhetorik. (Trivium.)

„Wenn wir nun ſo ausgerüſtet und gleichſam bewaffnet ſind, ſchreiten wir zum Studium der Philoſophie. Hier iſt nun die Ordnung dieſe, daß man zuerſt im Quadrivium unterrichtet wird, und zwar erſtens in der Arithmetik, zweitens in der Muſik, drittens in der Geometrie, viertens in der Aſtronomie. Darauf in der heil. Schrift (divina pagina), indem wir von der Erkenntniß der Kreatur zur Erkenntniß des Schöpfers aufſteigen." *

„Philoſophie iſt die gewiſſe Erkenntniß (certa comprehensio) der ſichtbaren und der unſichtbaren Welt." Zu der unſichtbaren Welt rechnet Wilhelm den Schöpfer, die Weltſeele, die Dämonen und die menſchliche Seele.

„Mit dem Schöpfer iſt der Anfang zu machen; doch kann er in dieſem Leben nicht vollkommen erkannt werden. „Seine Grundweſenheiten ſind Macht, Vernunft, Willen. Demgemäß ſind die drei Perſonen der Dreieinigkeit verſchieden." Indem er den Abſchnitt ſchließt, ſagt er: „wenn wir vom Schöpfer handeln, überſchreiten wir die Gränzen unſerer Wiſſenſchaft."

Im erſten Buche ſpricht er beiläufig von Gottes Allmacht. Unter Anderem ſagt er: „Gott kann allerdings, wie die Bauern ſagen, aus einem Klotz ein Kalb machen; aber hat er es je gethan?" Ueberall iſt er vorſichtig bedacht, Mißverſtändniſſe abzuwehren.

Was er von der „Weltſeele" ſagt, iſt natürlich vag. Einige

* Dieſe Reihenfolge iſt wenigſtens weit verſtändiger, als diejenige, welche z. B. Abt Abbo von Fleury durchmachte, ſ. Kap. 52.

verſtänden darunter (meint er) den heiligen Geiſt; Andere die ſchaffende Kraft der Natur u. ſ. w. —

„Die Erde (heißt es im dritten Buche) liegt mitten in der Welt; ſie iſt daher das unterſte Element; denn in allen ſphäriſchen Körpern iſt die Mitte das Unten. Die Welt gleicht einem Ei. Die Erde in der Mitte iſt der Dotter; darum iſt das Waſſer, wie das Eiweiß um den Dotter; darum iſt die Luft, wie die Haut um das Eiweiß; und zu oberſt endlich das Feuer, wie die Schaale des Eies. Die Erde ſteht in der Mitte der Welt; alles Uebrige drückt auf die Erde."

Wenn nun das Feuer das oberſte Element iſt, ſo muß man bedenken, „daß es dort oben zu fein iſt, um zu brennen." „Im Aether herrſcht keine Wärme; das Feuer dort oben iſt nicht warm."

„Die Luft nimmt den Raum zwiſchen Erde und Mond ein."

Das Waſſer bedeckt nun freilich die Erde nicht ganz; doch berührt Wilhelm dieſen Punkt nicht weiter. —

„Alles, was wir ſehen, iſt Erde, Waſſer, Luft oder Feuer; und hat die vier Grundeigenſchaften: trocken, feucht, warm, kalt. Indeſſen Elemente ſind jene vier nicht; ſondern ſie beſtehen aus Elementen. Ein Element iſt nämlich ein Einfaches der Qualität nach (hat keine einander widerſtrebenden Eigenſchaften); und ein Minimum der Quantität nach. Elemente ſind einfache und kleinſte Theilchen (Atome), aus denen jene vier beſtehen; man kann ſie mit den Augen nicht ſehen, ſondern nur mit der Vernunft denken." —

Intereſſanter iſt es, wie er ſich Land und Waſſer auf der Erde vertheilt denkt. Im zweiten Buche heißt es: „Die göttliche Weisheit ſah voraus, daß ohne Wärme nichts leben könnte, und daß Waſſer und Erde kalt wäre. Darum ſtellte ſie die Sonne mitten über die Erde. Aber durch bloße Wärme kann auch nichts leben; darum ſetzte ſie gerade unter die Quelle der Wärme (d. h. die Sonne) die Quelle der Feuchtigkeit (d. h. den Ozean). Dieſe Quelle der Feuchtigkeit umgiebt die Erde mitten in der heißen Zone, in der Weiſe, wie der Aequator den Himmel. Dieſes Waſſer, welches von den Naturkundigen das wahre Meer genannt wird, fließt im

Weſten auf der einen Seite nach Norden, auf der andern nach Süden ab;* ebenſo im Oſten."

„Wenn nun dieſe Strömungen, die eine im Oſten, die andere im Weſten, nach Norden fließen und dort zuſammenſtoßen, ſo entſteht jene berühmte Ebbe und Fluth durch ihr Zuſammenprallen.** Dasſelbe geſchieht am andern Ende der Erde.

„Die genannte Strömung im Weſten, welche an den Seiten der Erde entlang nach Norden fließt, beſpült Afrika, und wenn ſie zu der äußerſten Gränze von Afrika kommt, erſtreckt ſie ſich zwiſchen Alpen und Atlas*** bis nach Jeruſalem und heißt das Mittelmeer. Wie dieſes aber dort in das Land vordringt und zurückweicht, wer das wiſſen will, und die Namen ſeiner Theile, der befrage die Karte. Die Strömung im Weſten heißt nachher von dem Gebirge Atlas, welches daran liegt, das atlantiſche Meer, worin England liegt und die benachbarten Inſeln.

„Die Strömung im Oſten dagegen, welche dort (öſtlich von Aſien) nach Norden fließt, bildet das indiſche Meer."

Im dritten Buche heißt es: „Ein Theil der Erde liegt unter der heißen Zone und iſt wegen der Sonne unbewohnbar; ihre beiden Enden aber unter der kalten Zone ſind wegen der Kälte unbewohnbar.

„Zwei gemäßigte Zonen giebt es, eine dieſſeits und eine jenſeits der heißen Zone. Beide ſind bewohnbar, aber wir glauben, daß nur unſere bewohnt wird.

„Nun theilen die beiden Strömungen des Ozean im Oſt und Weſt auch unſere gemäßigte Zone in zwei Theile, von denen wir den oberen, unſere Antipoden† den unteren Theil bewohnen. Keiner von uns kann zu jenen, Keiner von jenen zu uns gelangen. Denn

* In der Region des Aequator alſo umgäbe der Gürtel des Ozean die Erde. Vom grünen Vorgebirge nun (hat man ſich etwa zu denken) flöſſe das Meer auf der einen Seite nach dem Nordpol, auf der anderen nach dem Südpol. Ebenſo im Oſten Aſiens.

** Adam von Bremen dagegen ſagt, Ebbe und Fluth habe noch Niemand richtig erklärt; auch ihm ſei dieſe Erſcheinung unbegreiflich.

*** calpen atlanta ſteht im Text ſtatt alpes et atlanta.

† N.b.: nach Wilhelm würde eine ſolche Linie das Land der Antipoden treffen, die von unſerem Fußpunkt aus ſenkrecht auf die Erdachſe gefällt würde. Wir nennen Antipoden die Bewohner der Länder, welche eine Linie treffen würde, die von unſerem Fußpunkt durch den Erdmittelpunkt ginge.

vom Norden ſteht Eis und die Strömung des Ozean entgegen, und im Oſten und Weſten ebenſo die Strömungen des Ozean."

„Drei Haupterdtheile giebt es: Afrika, Aſien und Europa. Aſien fängt im Orient an und erſtreckt ſich an den Seiten hin (lateraliter, nämlich von Europa und Afrika) bis nach Norden und bis zur heißen Zone, — begränzt durch Don und Nil. Afrika's Gränzen ſind der Nil im Oſten, die heiße Zone im Süden, das Mittelmeer im Norden, im Weſten die Strömung des Ozean. Europa's Gränzen ſind im Oſten der Don, im Süden das Mittelmeer, im Weſten die Strömung des Ozean, im Norden die kalte Zone." —

Viele einzelne richtige und tiefſinnige Sätze ließen ſich noch anführen. Rückſichtlich der Fixſterne ſtimmt er denen bei, welche ihnen eine Bewegung beimeſſen. „Nur haben ſie einen ſo großen Raum zu durchlaufen, daß ein Menſchenleben nicht ausreicht, auch nur den geringſten Theil einer ſo langſamen Bewegung wahrzunehmen." *

Sonnenfinſterniß bei Neumond und Mondfinſterniß bei Vollmond ſind richtig erklärt, nach den Angaben der Alten. „Daß nicht bei jedem Vollmond Mondfinſterniß iſt, rührt daher, weil der Erdſchatten eine koniſche Form hat, und wenn dieſer Schattenkegel nun den Mond nicht trifft, ſo bleibt der letztere hell."

Die Entſtehung der Gewitter dagegen erklärt er folgendermaßen: „die Sonne zieht Feuchtigkeit auf. Kommt dieſelbe nun in die oberen Luftſchichten, ſo gerathen dieſe in Bewegung. Die Luftwellen ſchlagen an einander, und ſo entſteht der Donner. Ferner wird durch die Bewegung die Luft warm und geht in feurige Subſtanz über, den Blitz. Und dieſer Schein gelangt eher zu uns, als der Donner, weil das Licht ſchneller iſt, als der Schall." **

Sternſchnuppen (ſagt er) wären nicht fallende Sterne;

* Bei der „Bewegung des Himmels" kommt die Definition vor: se movere est partes aliter et aliter sitas in eodem loco habere. Sie iſt tief für ſeinen Standpunkt, aber ich zweifle, ob der Verf. der „logiſchen Unterſuchungen" damit zufrieden ſein wird.

** Vielmehr ſagt Wilhelm: „das Geſicht iſt ſchneller, als das Gehör." Er glaubt nämlich nicht, daß z. B. beim Sehen der äußere Gegenſtand im Auge ſich ſpiegelt, ſondern er nimmt an, der Sehnerv ginge gleichſam hinaus, betaſtete den Gegenſtand, und ſo nähmen wir ihn wahr.

ſonſt würden ſie die ganze Erde, oder einen ſehr großen Theil derſelben, bedecken. Vielmehr wären es Entzündungen der Luft.

Es liegt auf der Hand, wie viel Unvollkommenes, ſelbſt für die damalige Zeit, jene Weltanſchauung hat. Man hätte Wilhelm wohl fragen können: Wo liegen in deinem Weltgebäu die Wohnſtätten der Seligen, wo ſind die Behauſungen der zur ewigen Qual Verdammten?* Iſt jene Feuerſchicht, welche beim Monde anfängt, nach Außen zu unendlich? Oder was iſt dahinter? Sind unſre Antipoden Abkömmlinge Adams? Wann ſind ſie in ihre Länder gekommen? Welche Religion können ſie haben?

Es iſt ſonderbar, daß dieß kleine Werk im Druck erſcheinen mußte in jener großen Epoche, da ſeit 40 Jahren Amerika entdeckt, Afrika, ja das Kap Horn umſegelt und der große Ozean durchſchifft war, wodurch alle Annahmen von unpaſſirbaren Strömungen des Ozean, von der Unbewohnbarkeit der heißen Zone u. ſ. w. in Nichts zerfielen; — und während zur ſelben Zeit oben in Oſtpreußen der Frauensburger Domherr ſein Syſtem ausarbeitete, welches jene mittelalterliche Weltanſchauung für immer ſtürzte.

Welch ein Abſtand zwiſchen ihr und etwa der Anſchauung eines Giordano Bruno, welcher eben Kopernikus für die neue Erkenntniß mit begeiſterten Worten dankt!** denn er hatte ihn „auf den ſteilen Felſen und hohen Thurm der Spekulation geſtellt, von wo aus er zu den Sternen emporſtieg, um unter den Göttern zu ſitzen.“ Wie iſt „der Horizont des Auges und der Einbildungskraft unendlich erweitert!“ Den totalen Wechſel der Ideen charakteriſiren Sätze, wie dieſe: „Im Univerſum gibt es nicht Centrum, noch Peripherie; ſein Centrum iſt überall, ſeine Peripherie nirgends.“ — „Das Abſolute umfaßt alle Exiſtenzen und

* Kardinal Damiani z. B. verlegt dieſelben in die Erde. Die Flammen, welche der Veſuv ſpeit, ſind ihm Flammen der Hölle. Rudolf Glaber, der den Veſuv nach Afrika verſetzt, ſucht aus natürlichen Urſachen jene Ausbrüche zu erklären.

Ich habe vergeſſen, zu ſagen, daß Wilhelm von Hirſchau ganz ungemein beleſen war. Nicht die Klaſſiker allein, ſondern Naturforſcher, wie Dioskorides u. A., Mediziner, wie Theophilus u. A. ſind ihm bekannt.

** Ich meine jene fehlerhaften und doch ſo trefflichen Verſe:

Hic ego te appello, veneranda praedite mente,
Ingenium cujus obscuri infamia saecli
Non tetigit, et vox non est suppressa strepenti
Murmure stultorum, generose Copernice —

alle Arten von Exiſtenzen. Die eine Subſtanz bleibt immer dieſelbe, trotz aller Modifikationen. In dieſem Sinne hat Salomo geſagt: nichts Neues unter der Sonne! Alles iſt eitel! außer dem unbeweglichen und allgegenwärtigen Einen." — „Wer dieſe Einheit ſieht und feſthält, beſitzt Alles; wer ſich nicht zu ihr erheben kann, hat Nichts." — „Ein ſo hoher Blick läßt die kindiſchen Gedanken der blinden Menge verachten. Denn der Himmel iſt überall, weil das Abſolute aller Orten. Ja, wenn wir im Abſoluten ſtehen, ſind wir von der Hoffnung befreit, in den Himmel zu kommen, und von der Furcht, aus ihm verſtoßen zu werden." — Und doch: „Sei Menſch, Ameiſe oder Sonne, vom Abſoluten biſt du gleich weit entfernt." Schön ſpricht Rückert dieſe Weltanſchauung aus in dem Ghaſel:

Ich ſah empor und ſah in allen Weltenräumen Eines,
Hinab ins Meer und ſah in allen Wellenſchäumen Eines.

LVI.

Ich ſchließe dieſe Skizzen, welche dem Leſer vielleicht vorläufig ein, wenn auch mattes und farbloſes, Bild von der Kultur der Zeitgenoſſen Heinrichs IV. geben können. Es trennen uns von jener Epoche ſo viele Jahrhunderte; ſo viele Stürme ſind ſeitdem vernichtend und zugleich reinigend über Europa hinweggegangen; unſre Kenntniſſe haben ſich ſo unermeßlich erweitert; unſere Weltanſchauung; unſer Leben in Staat, Kirche und Familie; unſre Waffen, Kleider und Wohnungen ſind ſo ſehr verändert — daß keine geringe geiſtige Anſtrengung erforderlich iſt, wenn man ſich die Geſtalten unſerer Altvordern aus Heinrichs IV. Zeit, und ihr Leben und Treiben einigermaßen lebendig und wahrheitsgetreu vorſtellen will. Ein Satz, der natürlich von aller, namentlich der älteren, Geſchichte gilt.

Der Geſchichtsforſcher iſt aber auf die Schilderungen der Zeitgenoſſen angewieſen; und wo ſie ſich begnügen, dürftige Umriſſe zu geben, da würde es mehr als thöricht ſein, wenn er Gemälde entwerfen wollte, die wie Scharlach glühten.

Ich unterlaſſe es, von Preiſen und Werthen jener Zeit zu handeln, weil die etwaigen Reſultate ſolcher Unterſuchungen doch illuſoriſch ſein würden. Wir kennen die Menge des baaren Geldes nicht, welches in Umlauf war, und bei den geringen Kommunikationen

jener Jahrhunderte waren die Preiſe auch der Rohſtoffe — von Manufakten zu ſchweigen — in den einzelnen Gegenden ſo verſchieden, daß man aus dieſer oder jener beiläufigen Angabe nicht auf das Allgemeine ſchließen kann.

Es wurde im Reiche nur eine einzige Münze geprägt, der ſogenannte Denar, aus Silber. Kupfermünzen zirkulirten gar nicht (dergleichen wurden in Deutſchland erſt ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts geprägt); wohl aber griechiſche (und vielleicht ſchon ſarazeniſche) Goldmünzen, welche durch den Handel nach Deutſchland gekommen waren. Auch gab es ziemlich viel merowingiſche Goldmünzen, und einige kapetingiſche. In der Regel ſind Byzantiner gemeint, wenn von Goldſtücken die Rede iſt. Noch jetzt geſchieht es wohl, daß ein Bauer in unſerm Norddeutſchland beim Pflügen einen ſolchen findet mit dem Gepräge Juſtinians oder eines ſeiner Nachfolger.

Zwölf Denare giengen auf einen Solidus, welcher ungefähr unſerm Gulden entſprach. Indeſſen geprägt wurde ein Solidus nicht; es war dieß eine imaginäre Münze, wie ein Pfund Sterling.

Ein Denar war ungefähr ſo viel werth, wie zwei preußiſche Silbergroſchen.

Sehr oft iſt von Pfunden oder Marken Silbers die Rede. Das ſind denn ſo viel Silberſtücke, gemünzt oder in Barren, wie auf ein Pfund oder eine Mark gehen. Man rechnete nach verſchiedenen Marken oder Pfunden; bis zum 11. Jahrhundert nach der alten karolingiſchen Mark, welche 24 Loth feinen Silbers enthielt; und ſeit der Mitte des 11. Jahrhunderts vorzugsweiſe nach der kölniſchen Mark, welche 16 Loth feinen Silbers enthielt. In Italien iſt in dieſem Jahrhundert auch oft von „paveſiſcher Münze“ die Rede. Da iſt die alte longobardiſche Mark gemeint, deren Gewicht man, ſo viel mir bekannt iſt, nicht genau weiß.

Solche kölniſchen Marken, Klumpen des feinſten Silbers von 16 Loth Schwere, hatte man auf den Münzſtätten. Dergleichen ſind uns manche erhalten.

Es iſt vornehmlich das Straßburger Stadtrecht, welches uns über das Münzweſen jenet Zeit erwünſchte Auskunft gibt. Dasſelbe ſtammt aus dem Ende des 10. Jahrhunderts.

Der Biſchof ſetzt den Münzmeiſter (magister monetae) ein, welcher über das Prägen der Denare und überhaupt über den ganzen Geldverkehr im Bisthum die Oberaufſicht führt, inſofern er darüber zu wachen hat, daß keine falſchen Münzen kurſiren. Die Münze ſoll ein ſolches Gewicht haben, daß 20 Solidi oder 240 Denare auf eine Mark (von 24 oder 16 Loth) gehen. (Es wird ausdrücklich ſchweres und leichtes Gewicht erwähnt. *)

Soll das Gepräge der Denare geändert werden — welches dann geſchah, wenn falſche Münzen entdeckt wurden — ſo werden die alten Denare, welche in Umlauf ſind, einige Wochen vorher verrufen. Das neue Gepräge wird von einem „Rath weiſer Männer" beſtimmt, welche der Biſchof um ſich verſammelt. Der Biſchof liefert die Kohlen, welche zum Prägen nöthig ſind; ebenſo die Prägſtöcke, — und zwar kann jeder Bürger, welcher unter die Münzer aufgenommen iſt, ſolche Prägſtöcke vom Biſchof erhalten, jedoch nur in den erſten 6 Wochen nach dem Termin, wo die neuen Denare ausgegeben werden.

Ich habe erwähnt, daß es in Straßburg ſchwere und leichte Marken gab. Demgemäß gab es ſchwere und leichte Denare. Von den ſchweren gingen 240 auf eine ſchwere Mark (24 Loth), von den leichten gingen 240 auf eine leichte Mark (wahrſcheinlich 16 Loth.) Ein leichter Denar verhielt ſich dann zu einem ſchweren, wie $^2/_3$ zu 1.

Folglich gab es auch zweierlei Prägſtöcke: in den einen wurden die ſchweren Denare geprägt (nummi), in den andern die leichten (oboli). **

Zuerſt wurden 5 Solidi oder 60 Denare geprägt, von der Form und dem Gewicht, worin die neuen Denare kurſiren ſollen. Dieſe bewahrt der Burggraf auf, um Münzen, die als falſch bezeichnet werden, danach zu prüfen. Der Münzmeiſter leiſtet dann den Eid, daß er die neuen Denare ebenſo prägen laſſen wird, wie jene 60, die er dem Burggrafen abgeliefert hat.

* Jura et leges civit. Arg. (bei Gengler: Deutſche Stadtrechte.) §. 71. denarii in quocunque leviori pondere percussi. §. 77. 20 solidi gravis monetae.

** ib. §. 76. Quando monetarius ferramenta, in quibus denarii formantur, episcopo resignabit, reddet ei duo in forma nummorum et duo in forma obulorum. cf. §. 71.

Die Münzſtätte war in Straßburg „bei den Fiſchern“. Sämmtliche Münzer arbeiteten in einem und demſelben Hauſe, damit ſie ihre Arbeit vergleichen konnten.

Die Münzer ſelbſt, welche unter dem Münzmeiſter arbeiteten, mußten „Leute des Gotteshauſes“ ſein (de familia ecclesiae), wahrſcheinlich meiſt Goldſchmiede, jedenfalls wohlhabende Leute. Jeder zahlte für das Recht, Münzer zu ſein, dem Biſchof eine halbe Mark Goldes (36 Byzantiner), dem Münzmeiſter 5 Byzantiner, und an die Zunft ſelbſt 240 Denare ſchweren Geldes. Dafür war aber die Zunft der Münzer von jedem Dienſt für den Biſchof befreit.

Ihr Profit beſtand wohl hauptſächlich darin, daß ſie ungemünztes Silber aufkauften, daſſelbe einſchmolzen und für ſich ſelbſt Denare daraus prägten. Es wird ausdrücklich hervorgehoben, daß ſie allein an dem Orte, wo die Wechsler (cambitores) ſaßen, Silber kaufen durften. Natürlich gehörte zu einem ſolchen Geſchäft ſchon ein gewiſſes Kapital, und die ganze Zunft betrieb daſſelbe ſicher auf gemeinſchaftliche Koſten.

Will der Biſchof ſelbſt Silber aus ſeiner Kammer einſchmelzen und prägen laſſen, ſo läßt er es dem Münzmeiſter zuwiegen, derſelbe vertheilt es unter die Münzer und liefert dem Biſchof für jede Mark ungemünzten Silbers, die er bekommen hat, 240 Denare zurück. Dafür zahlt der Biſchof für je 240 Denare einen Schlagſchatz von 2 Denaren an die Münzer.

Der Münzmeiſter hat die Gerichtsbarkeit über Falſchmünzer. Werden falſche Denare entdeckt, ſo wird die kurſirende biſchöfliche Münze verrufen. Von dem Tage an, wo die alten Denare außer Kurs treten ſollen, hat der Münzmeiſter 6 Wochen lang das Recht, wen er will, anzuklagen, daß er die verrufene Münze im Handel angenommen. Der Beſchuldigte kann durch einen Eid ſeine Unſchuld beweiſen. Vermag er dieß nicht, ſo zahlt er 60 Solidi, oder 720 Denare, Strafe an den Münzmeiſter. Nach Ablauf jener 6 Wochen darf er nur ſolche Leute belangen, von denen er ſieht, daß ſie verrufene Denare angenommen haben.

Die Prägſtöcke, in welchen die Denare von dem alten Gepräge geſchlagen worden, liefert der Münzmeiſter an den Biſchof zurück und ſchwört, daß er Nichts zurückbehalten, noch auch wiſſe, daß ein Anderer

noch einen Prägſtock habe. Darauf werden dieſelben zerbrochen, das Gepräge vernichtet, und die Bruchſtücke dem Münzmeiſter zurückgegeben, falls ihm nicht etwa der Biſchof die Prägſtöcke ganz und unverſehrt überlaſſen will.

Von den Byzantinern gingen 72 auf ein Pfund von 24 Loth. Ihr Goldwerth beträgt heutzutage etwa 4 Thaler. Jedoch ſtand damals und bis zum 16. Jahrhundert der Werth des Goldes zu dem des Silbers etwa in dem Verhältniß von 1 zu 10, während nach der Entdeckung der Minen in Mexiko und Bolivia das Verhältniß von 1 zu 15 eintrat, welches ſich bis jetzt erhalten hat, aber ſich vielleicht in Folge des californiſchen und auſtraliſchen Goldreichthums wiederum ändern wird. *

Wechſelbanken (cambium) gab es natürlich überall, wo der fremde Kaufmann ſeine Münzen gegen deutſche umtauſchen konnte. Die Denare, welche circulirten, waren entweder kaiſerliche, welche überall galten, oder neben denſelben in den einzelnen Herzogthümern, Bisthümern, Städten u. ſ. w. herzogliche, biſchöfliche, ſtädtiſche, welche nur in dem beſtimmten Bezirk galten, für den ſie geprägt waren.

Auch verſtand man ſich ſchon auf Münzverſchlechterungen und Spekulationen, die damit in Verbindung zu ſtehen pflegen, und aus der Vehemenz der Klagen darüber erſieht man, wie verderblich dieſe Finanzkünſte waren. **

Was deutſche Gewerbe anbetraf, ſo konnten ſich unſere Steinmetzen wohl mit denen jedes Landes der Chriſtenheit meſſen, wenn

* In obiger Darſtellung verdanke ich Vieles den freundlichen Mittheilungen des ausgezeichneten Münzkenners Herrn Dr. Schönemann zu Wolfenbüttel.

** Bei Cosmas (lib. I.) ſpricht Herzog Boleslav II. von Böhmen auf ſeinem Sterbebette: „Kein Unglück, Peſt und Sterblichkeit, kein Feind, der das ganze Land mit Raub und Brand verwüſtet, kann dem Volke Gottes mehr ſchaden, als häufige Veränderung und trügeriſche Verſchlechterung der Münze. Aber nach dieſen Zeiten werden aufſtehen nicht Herzöge, ſondern Diebe; habgierige Menſchen, die ohne Mitleid und ohne Furcht vor dem allwiſſenden Gott drei oder viermal im Jahre die Münze ändern werden. Durch ſolche ſchlechten Künſte werden die Gränzen dieſes Landes enge werden, die ich ausgedehnt habe bis über Krakau hinaus.“

Schrecklich ließ Heinrich I. von England Münzmeiſter ſtrafen, welche die Münze verſchlechterten. (S. Wilelm. Gemmeticensis. hist. Norm. lib. VIII, 23. Dieſer Autor bedarf ſehr einer kritiſchen Bearbeitung.)

man vielleicht die griechiſchen ausnimmt; denn Abt Deſiderius von Monte Caſino ließ jene neue Kirche, welche 1071 vom Pabſt Alexander II. mit ſo großem Pomp eingeweiht wurde, durch Bauleute aus Konſtantinopel und durch ſarazeniſche Maurer aus Alexandrien errichten, deren Moſaikarbeit namentlich unſäglich ſchön war. — Die Wormſer Steinmetzen ſcheinen beſondern Ruf gehabt zu haben.

In Frankreich pries man beſonders deutſche Webereien und Stickereien,* und unſere Tuchmacher, wenigſtens die lothringiſchen, waren ſehr ſtolze und übermüthige Leute.

Durch Fleiß und Geſchicklichkeit — wie es z. B. Benvenuto Cellini zu Paris erfuhr — haben deutſche Arbeiter ſich ſtets und in allen Ländern hervorgethan.

* *Guilelm. Pictav.*: „Die engliſchen Frauen ſind ſehr geſchickt im Nähen und Weben, und die Männer ſind trefflich in jedem Handwerk. Zudem pflegen Deutſche bei ihnen zu wohnen, die ſolcher Künſte höchſt kundig ſind.“ — Die Skulptur der Angelſachſen war beſonders berühmt.

Zweites Buch.

Emporkommen der Biſchöfe von Rom. Ihr Verhältniß zu den Kaiſern. Aufſchwung ihrer Macht durch Kaiſer Heinrich III. und durch Hildebrand. Anarchie im Reich während der Jugend Heinrichs IV. Rebellion der ſächſiſchen Fürſten.

I.

Nachdem Kaiſer Heinrich III. mit höchſtem Ruhme ſieben Jahre lang das deutſche Reich regiert hatte, riefen ihn (1046) Geſandte des römiſchen Volkes nach Rom, um dort Ordnung zu ſtiften. Denn drei Päbſte zankten ſich dort um Petri Stuhl und die Schlüſſel zum Himmelreich.

Der Kaiſer hatte bisher im Oſten mit den Ungarn zu thun gehabt, deren König ſein Vaſall wurde, und im Weſten mit dem höchſt ſtreitbaren Herzog Gottfried dem Bärtigen von Niederlothringen. Deſſen Vater Gozelo I. (Graf von Verdün, aus dem Hauſe Bouillon) war von Kaiſer Konrad II. mit den beiden Lothringen belehnt geweſen. Er war es, der mit ſeinen trefflichen Reitern den Grafen Odo von Champagne, welcher mit dem Kaiſer um die Krone des Königreiches Arelat ſtritt, in dem blutigen Treffen bei Bar in Oberlothringen (1037) überwand und erſchlug.

Nach ſeinem Tode (1043) hielt es Heinrich III. für angemeſſen, die beiden Herzogthümer nicht in einer Hand zu laſſen. Gozelo hatte drei Söhne. Von dieſen erhielt Gozelo II. Oberlothringen, Gottfried (der Bärtige) Niederlothringen, und der dritte, Friedrich, ward Domherr zu Lüttich, ſpäter Pabſt Stephan X.

Als nun auch Gozelo II. bald kinderlos ſtarb, meinte ſein Bruder Gottfried Erbanſprüche auf das Herzogthum Oberlothringen zu haben; indeſſen Heinrich III. übergab daſſelbe dem Grafen

Adalbert vom Elsaß. Gottfried empörte sich (1044), ward aber gezwungen, sich dem Kaiser zu ergeben, und auf Giebichenstein bis 1046 gefangen gehalten. Der Verlust von Niederlothringen, welches Heinrich dem Rebellen ebenfalls nahm und dem Grafen Friedrich von Luxemburg gab, trieb den unruhigen, thatkräftigen, treulosen Mann zur Verzweiflung. So lange Heinrich III. lebte, war Gottfried mit Plänen gegen ihn und wilden Empörungen beschäftigt.

Der Friede, welchen der fromme Kaiser schon längst so gern gesichert hätte — zu Weihnachten 1043 hatte er Allen vergeben, die sich gegen die kaiserliche Majestät vergangen, und hatte durch ganz Deutschland das Edikt ergehen lassen, daß, wer einen Feind hätte, sich mit ihm versöhnen möchte — der Friede schien 1046, obwohl Gottfried eben aus Giebichenstein entlassen war, so weit befestigt, daß Heinrich das Reich aufbot, um über die Alpen nach Italien zu ziehen und die Würde des Pabstthums zu retten.

II.

Die Bischöfe von Rom galten bekanntlich in den ersten Jahrhunderten der Kirche nicht mehr, als andere Bischöfe. Mutterkirchen hießen in den ersten Jahrhunderten diejenigen, welche von den Aposteln gegründet waren. Keine unter ihnen hatte einen Vorrang. „Ist dir Achaja nahe (spricht Tertullian, † um 240) so hast du Korinth; bist du nicht weit von Macedonien, so hast du Philippi und Theſſalonich; wanderst du nach Asien, so hast du Ephesus; wohnst du in der Nähe von Italien, so hast du Rom.“

Schon früh machten die römischen Bischöfe Ansprüche auf eine Herrschaft über die andern Kirchen, ohne damit durchzudringen. Noch im dritten Jahrhundert erklärten die afrikanischen Bischöfe dem römischen Bischof Stephan, daß unter ihnen sich Keiner zum Bischof über die Bischöfe aufwürfe; denn ein jeder Bischof sey frei und selbständig und könne von einem andern ebenso wenig gerichtet werden, als er einen andern zu richten befugt sey.

Dort so wenig, wie in Asien oder Griechenland, haben sie ihre Ansprüche je dauernd durchsetzen können, obwohl sie dieselben nie

fallen ließen, und jede ungebührliche Forderung, wenn ſie einmal von Einzelnen anerkannt war, bei der Wiederholung als erwieſenes Recht geltend machten. * Als z. B. ein Prieſter aus Chalcedon von dem Patriarchen zu Konſtantinopel als Ketzer verdammt war, appellirte er an den Pabſt Gregor I., und dieſer ſprach ihn frei. Sogleich gebrauchte er dieſen Fall dem Biſchof von Ravenna gegenüber als Beweis. „Wenn von der Reſidenz des Kaiſers an unſer Gericht appellirt wird, um wie viel mehr muß eine Streitſache, die euch betrifft, hier entſchieden werden!“

Päbſte übrigens wurden die römiſchen Biſchöfe zuerſt zu Anfang des 6. Jahrhunderts genannt.

III.

Der Untergang des abendländiſchen Reiches und die Schwäche der Kaiſer in Konſtantinopel, welche den Italienern gegen die Barbaren nicht helfen konnten, waren den Päbſten zur Beförderung ihres Anſehens in Italien ſehr dienlich.

Schon Juſtinian (um 560) hatte die Biſchöfe zu Aufſehern über die Richter und ſtädtiſchen Beamten geſetzt, deren Schlechtigkeit man vergebens durch Stockprügel, Geldſtrafen, Verbannung und Hinrichtungen zu verbeſſern ſuchte.

Bei dem Einbruch der Longobarden nun (568), wo das Land zur Einöde ward, und der größte Theil des Volkes dem Schwerte oder dem Hunger erlag, waren die Biſchöfe ſo ſehr durch weltliche Geſchäfte in Anſpruch genommen, daß es (nach Gregors I. Ausſpruch) „oft zweifelhaft war, ob ſie das Amt von Seelenhirten oder von weltlichen Fürſten verrichteten.“

Pabſt Gregor I. ſelbſt ſorgte einigermaßen für die Vertheidigung von Rom, ſpeiste das Volk durch Zufuhren von ſeinen reichen Domänen in Sizilien, und unterhielt ſelbſt den Erzbiſchof von Mailand, der ſich nach Genua geflüchtet. Den griechiſchen Statthalter zu Ravenna ließ er auffordern, den billigen Frieden, welchen der Longobardenkönig Agilulf böte, anzunehmen; widrigenfalls er, der Pabſt, für ſich einen beſonderen Frieden ſchließen würde.

* Worte Drumanns.

Darüber war der griechiſche Kaiſer freilich erzürnt und nannte ihn einen einfältigen Menſchen.

IV.

Seit dem Bilderſturm ſagten ſich die Päbſte (es war Gregor II.) von den griechiſchen Kaiſern los.

Der Kaiſer Leo der Iſaurier († 741) verbot den Götzendienſt, welcher mit den Heiligenbildern in den Kirchen geübt ward. „Ich kann es nicht ertragen (ſprach er), daß ein ſtummes, todtes Bild, auf irdiſchem, mit Farben beſudeltem Stoffe Chriſtus vorſtellen ſoll, und daß durch die Bilder Juden und Muhamedaner vom Chriſtenthum abgeſchreckt werden.“

Wie in Griechenland, ſo entſtand auch in Italien Aufruhr über das kaiſerliche Edikt: der Herzog von Neapel, der Exarch von Ravenna ward erſchlagen; der Herzog von Rom verjagt, — und auf des Pabſtes Befehl verweigerten die italieniſchen Provinzen dem Kaiſer die Steuern, wofür dieſer die päbſtlichen Domänen in Sizilien und Kalabrien mit Beſchlag belegte.

Gregor II. konnte ſich wohl den Vermittler zwiſchen Morgen- und Abendland nennen, in deſſen Macht allein es ſtehe, den Frieden wiederherzuſtellen und zu erhalten. „Den heil. Petrus (ſchrieb er an Leo) halten alle Reiche im Weſten für Gott auf Erden.“ — Daß St. Petrus Pförtner des Himmels ſey, daran zu erinnern wurden die Päbſte nicht müde, namentlich in den Briefen an die fränkiſchen Könige.

In der That war ſeit Gregor I. England in Abhängigkeit von Rom; ſeit Gregor II. gewann Bonifazius Deutſchland. Auf dem erſten deutſchen Concil 742 beſchloſſen die Biſchöfe „den katholiſchen Glauben und die Unterordnung unter die römiſche Kirche bis zum Tode zu bewahren, jährlich Synoden zu berufen, das Pallium der Metropoliten von Rom zu verlangen und in allen Dingen die Vorſchriften St. Petri zu befolgen.“ Und wenn Bonifazius (ſeit 743) die Kirche in Frankreich ordnete, ſo trat er auch hier nur als Geſandter des Pabſtes auf.

Gregor III. († 741) endlich war der erſte Pabſt, welcher daran dachte, ſich durch die Franken der Longobarden zu erwehren und die

Pippiningen * (damals noch Miniſter der merowingiſchen Könige) nach Italien zu rufen. Als Liutprand, der Größte unter den longobardiſchen Königen, ganz Italien zu erobern drohte, vereinigte ſich der Pabſt gegen ihn mit den Herzögen von Spoleto und Benevent; da aber Liutprand jeden Widerſtand niedertrat, wandte ſich Gregor an Karl Martell um Hülfe und ſchickte ihm die Schlüſſel zum Grabe des heil. Petrus als Zeichen der Herrſchaft über Rom. Ein Recht hatte er, der Unterthan des griechiſchen Kaiſers, hierzu nicht. **

V.

Schritt vor Schritt führte nun dieſe Verbindung zwiſchen Päbſten und Pippiningen weiter bis zur Kaiſerkrönung Karls des Großen. Pabſt Zacharias ſanktionnirte den Kronraub Pippins und untergrub damit im Grunde die Kraft aller Huldigungseide. Den Satz, daß Derjenige König ſeyn müſſe, welcher die Macht habe, konnte jeder mächtige Rebell und Uſurpator für ſich anführen. Das Recht des Stärkeren war damit proklamirt.

Stephan II. ſalbte Pippin und ſeine Söhne als Könige der Franken und ernannte ſie zu Patriziern der Römer. Dafür zwang Pippin die Longobarden, mit ihren Angriffen inne zu halten, und machte den Pabſt zum Patrizier der Statthalterſchaft Ravenna.

Der Titel Patrizier, von Konſtantin dem Großen geſtiftet, bezeichnete im römiſchen Reiche die höchſte Würde nach der kaiſerlichen, obwohl verſchiedene Würden damit verbunden ſein konnten. Patrizier von Rom hieß der Statthalter, welcher zu Rom im Namen des Kaiſers die höchſte Gewalt inne hatte. ***

Groß war freilich die Noth der Päbſte, als Karls des Großen Mutter, Bertrada, das fränkiſche und longobardiſche Königshaus durch eine Doppelheirath verbinden wollte, und Karl der Große ſich in der That mit einer Tochter des letzten Longobardenkönigs Deſiderius vermählte.

* Karls des Großen Nachkommen hat man Karolingen genannt; er und ſeine Vorfahren ſind als Nachkommen Pippins von Landen beſſer als Pippiningen zu bezeichnen.

** Vergl. die Darſtellung in K. Hegels Geſch. der Lombard. Städteverfaſſung.

*** Gieſelers Kirchengeſchichte II, 1, S. 38. Anm. (Vierte Aufl.)

„Meine vortrefflichsten Söhne, ihr großen Könige (schrieb Stephan III. an Karl und Karlmann), welcher Unverstand ist es, daß die berühmte Nation der Franken und euer edelstes Königshaus sich durch die Verbindung mit der treulosen und stinkenden Nation der Longobarden besudeln soll, die nicht einmal eine Nation genannt werden kann, und von der ja bekanntlich das Geschlecht der Aussätzigen herstammt." Mit Thränen beschwor er sie, das zu hintertreiben.

Doch die Gefahr ging vorüber, als Karl seine Gemahlin — wahrscheinlich mit Rücksicht auf jene Verhältnisse in Italien — verstieß und kurz darauf dem Longobardenreiche ein Ende machte.

Am Weihnachtstage 800 ward Karl, nachdem er Deutschland, Frankreich, den größten Theil von Italien und die spanische Mark unter seinem Scepter vereinigt hatte, — er, den schon Pabst Hadrian 777 „den neuen allerchristlichsten Kaiser Konstantin" genannt — von Leo III. zum Kaiser gekrönt, nun eigentlich nicht mehr Patrizier, sondern selbst Imperator und Augustus.

VI.

In diesem Verhältnisse zwischen Kaiser und Pabst waren nun die Keime zu Verwickelungen gegeben, welche Jahrhunderte lang die abendländische Christenheit bewegen sollten. Der Pabst schwur Karl Treue, er war sein Vasall. Gleichwohl war es der Pabst, von dem ihm die kaiserliche Würde verliehen ward.

Karls Ansicht über dieß Verhältniß ist in folgenden Worten ausgesprochen: „Unser Amt ist es, mit Gottes Hülfe die Kirche Christi nach Außen gegen Anfall und Verwüstung der Heiden zu schützen und nach Innen durch Geltendmachung des katholischen Glaubens zu befestigen. Euer (des Pabstes) Amt ist es, durch Gebet uns beizustehen, damit das christliche Volk über die Feinde Gottes triumphire, und der Name Jesu in der ganzen Welt verherrlicht werde; auch überall die Kirchengesetze zu befolgen, einen unsträflichen Wandel zu führen und die Völker zur Heiligkeit zu ermahnen."

Diese Ansicht vom Kaiserthum gründete sich auf die Idee der

Oberherrſchaft über den Erdkreis, welche die römiſchen Cäſaren gehabt haben ſollten.

Karl beherrſchte in der That — mit Ausnahme von England und einigen Küſtenſtrichen Italiens — die ganze abendländiſche Chriſtenheit, ſoweit ſie dem Pabſt gehorchte; und zwar herrſchte er mit jener gelaſſenen Ruhe, die des Gehorſams gewiß iſt. Ihm geziemte es, zu den Päbſten in väterlichem Tone zu reden. „Wir haben uns gefreut (ſchreibt er an Leo III.) über die Einmüthigkeit bei Eurer Wahl; über Eure Demuth und Gehorſam und Euer Gelöbniß der Treue gegen uns. Denn wie mit Eurem ſeligen Vorgänger, ſo möchte ich mit Euch einen Bund unverbrüchlicher Liebe und Treue aufrichten.“ Und er läßt ihn ermahnen, ehrbar zu leben, die heiligen Kirchengeſetze zu beobachten und die Kirche gewiſſenhaft zu regieren, läßt ihn an den Lohn erinnern, der ſeiner jenſeits warte, wenn er als treuer Arbeiter befunden würde, und an die Vergänglichkeit ſeiner jetzigen Würde; giebt ihm endlich Rathſchläge über die Mißbräuche, die in der Kirche herrſchen.

Allein das Reich geht (im 9. Jahrhundert) aus einander. Deutſchland, Frankreich und Italien trennen ſich. Das Kaiſerthum geht auf den König der Deutſchen über. Die meerbeherrſchenden Normannen bringen in Frankreich ein, werden für das Chriſtenthum gewonnen und gründen gerade im 11. Jahrhundert in Italien und England neue Reiche. Die Staatsverfaſſung geht aus der ruhig geordneten Gauverfaſſung in den ſtreiterfüllten Lehnſtaat über, und ſtatt gleich Karl dem Großen mit Kraft und Nachdruck zu herrſchen, haben die Kaiſer oft kaum Macht, ihren Vaſallen zu widerſtehen.

Die gewaltigſten Umwälzungen gingen alſo vor, bei denen auch das Verhältniß zwiſchen Kaiſer und Pabſt ſich ſehr weſentlich änderte. Die Autorität des Letzteren wurde überall anerkannt. Der Kaiſer aber hatte höchſtens in Deutſchland (und zuweilen in Oberitalien) Macht. In Frankreich und allen normanniſchen Staaten ließ man eine Oberherrſchaft des Kaiſers faktiſch nicht gelten.

Es lag daher etwas Beleidigendes für die übrige Chriſtenheit vornehmlich in dem Anſpruche der Kaiſer, die vom römiſchen Klerus und Volk gewählten Päbſte nicht nur beſtätigen, ſondern — wie es

Heinrich III. eine Zeit lang that — ganz nach ihrer Willkür einsetzen zu wollen. Noch Heinrich IV. soll die Römer zur Rechenschaft gezogen haben, daß sie Gregor VII. gewählt, ohne vorher bei ihm anzufragen, ob er die Wahl bestätigen würde. Doch dieß ist sehr zweifelhaft.

Darum ruft Johann von Salisbury aus († 1182 als Bischof von Chartres): „Wer hat die Deutschen zu Richtern der Völker ernannt? Wer hat den dummen, wüthenden Menschen diese Macht gegeben, daß sie nach Willkür einen Fürsten setzen über die Häupter der Menschenkinder?"

Die Idee freilich, daß der Kaiser Herr der Welt sei, lebte noch lange. Nicht nur Deutsche, auch Franzosen erinnerten daran. Indessen es war nur ein vager, unbestimmter Gedanke ohne weitere praktische Bedeutung. Es liegt etwas Erhabenes darin, wenn der von den meisten deutschen Fürsten verrathene Heinrich IV., als er nach Lüttich geflüchtet war, in der Absicht, allenfalls bei der Gastfreiheit fremder Nationen eine Zuflucht zu suchen gegen den Haß seiner Widersacher, auch da noch in jenem Briefe an den König von Frankreich die Erde, soweit sie bewohnt wird, sein nennt. *

VII.

Keine Epoche in der Geschichte ist vielleicht reicher an Urkundenfälschungen, als diese ersten Jahrhunderte des Mittelalters. Solche untergeschobenen Urkunden sind mit die Hauptstützen für die päbstliche Allgewalt in der Kirche gewesen.

Ein spanischer Bischof, Isidor von Sevilla, hatte im 7. Jahrhundert für die spanische Kirche ein Rechtsbuch nicht sowohl selbst verfaßt, als neu überarbeitet. Dasselbe bestand aus einer Zusammenstellung von Concilienbeschlüssen und päbstlichen Briefen.

* *Suger gesta Ludov. VII.* sagt: „Die Griechen ärgern sich sehr, daß der Kaiser von Deutschland sich römischer Kaiser nennt. Sie meinen nämlich, von Rechtswegen müsse ihr Kaiser allein die Herrschaft über die ganze Welt haben."

Der Franziskaner Occam, bekanntlich ein gefeierter Scholastiker, behauptete noch während des Streites Ludwigs des Bayern mit dem Pabst Johann XXII., der Kaiser sei Erbe der unumschränkten Herrschaft der römischen Kaiser über den ganzen Erdkreis, und diese Herrschaft stamme unmittelbar von Gott.

Nun veranstaltete um die Zeit des Vertrages von Verdün ein Geistlicher im Mainzer Sprengel (Benedictus Levita) eine Sammlung der Kapitularien Karls des Großen und seines Sohnes Ludwig, in welche er indessen auch andre Gesetze und Verordnungen aufnahm. Im Archiv der Mainzer Kirche, wo er besonders seine Quellen fand, stieß er auch auf ein Exemplar des Isidorischen Rechtsbuches und merkte nicht, daß es mit einer Menge untergeschobener Urkunden vermehrt war. Arglos nahm er diese falschen Concilienbeschlüsse und päbstlichen Briefe als ächt in seine Sammlung auf.

Dieß ist ungefähr das erste Erscheinen des sogenannten falschen Isidor. Seitdem stützten Bischöfe und Päbste ihre Ansprüche auf diese Sammlung, und bis zur Reformation ahnte Niemand den Betrug.

Benedictus Levita sagt: „Erzbischof Rikulf († 814) hat diese Capitula im Archiv verborgen, und Autkar, sein zweiter Nachfolger und Verwandter, hat sie dort wieder aufgefunden." Wer der Verfasser gewesen, ist unbekannt.

Wichtig, und zwar welthistorisch wichtig ist dieser falsche Isidor geworden durch die Grundsätze, welche er aufstellt, um die Geistlichkeit von dem Einflusse der weltlichen Macht zu befreien und ihr im Pabst ein selbständiges Oberhaupt zu geben.

Die päbstlichen Rechte waren danach bedeutend größer, als man bisher hatte gelten lassen. Die Päbste (so steht im falschen Isidor) sind die höchsten Gesetzgeber, Richter und Verwalter der Kirche. Die römische Kirche ist das Muster aller übrigen; denn letztere sind von ihr ausgegangen. Sie hat den Primat über die andern Kirchen. Die wichtigsten Angelegenheiten der Bischöfe und die höchsten kirchlichen Fragen werden in Rom entschieden. Von allen Erzbischöfen und Bischöfen kann man an den Pabst appelliren, aber über dem Pabst gibt es keine Instanz.

Unter den Päbsten lernte sie zuerst Nikolaus I. kennen (864) und benutzte sie sogleich. Er schärfte den widerstrebenden Bischöfen die gebührende Ehrfurcht vor diesen Dekretalen ein, wenn sie auch nicht in den früheren Sammlungen ständen. „Ihr selbst (sprach er) beruft euch ja auf sie, wenn es gilt, eure Zwecke zu erreichen. Bloß

hier verwerft ihr sie, damit die Macht des apostolischen Stuhles nicht aufkomme." *

Der falsche Isidor enthielt die ebenfalls falsche, ältere Urkunde, wonach Kaiser Konstantin dem Pabst Sylvester allen kaiserlichen Schmuck, Diadem, Scepter, Scharlachrock und Purpurmantel und alle übrigen Insignien übergeben, den Lateran „den ersten unter allen Palästen auf Erden," Rom und ganz Italien abgetreten und darum seine Residenz nach Byzanz verlegt hätte.

Ich glaube, zur Zeit des Bilderstreites ist diese Schenkung in Rom erdichtet worden. Daß es eine Fabel wäre, erklärte unter unsern Kaisern schon Otto III.; den griechischen Kaisern gegenüber ward sie von den Päbsten noch im 11. Jahrhundert geltend gemacht.

VIII.

Einige Päbste unter den späteren Karolingen waren mit ihren Machtansprüchen sehr glücklich; namentlich Nicolaus I., der erste Pabst, welcher sich krönen ließ, und dem ein Kaiser, Ludwig II., Sohn Lothars I., Stallmeisterdienste that. Derselbe ergriff die Zügel des päbstlichen Pferdes und führte es zu Fuß, so weit ein Pfeil fliegt.

Ja, wenn Karl der Große im Jahr vor seinem Tode seinem Sohne Ludwig I., dem Frommen, selbst die Krone auf das Haupt setzte und ihn zum Genossen seines kaiserlichen Namens machte, damit die Kaiserwürde vom Pabste unabhängig würde, so erklärt jener Ludwig II. ausdrücklich: „Durch die Salbung und Weihe des Pabstes haben wir die kaiserliche Würde erhalten." Schmähst du (schreibt er an den griechischen Kaiser Basilius) den römischen Bischof um Das, was er gethan, so kannst du auch Samuel tadeln, daß er an Sauls Statt David zum Könige salbte.

Pabst Nicolaus ließ sich von den Erzbischöfen beim Empfange des Palliums den Eid der Treue leisten. Er erinnerte die Suffraganbischöfe daran, daß sie allein im Pabst einen Schutz hätten gegen

* Gfrörer nimmt an — und es ist wahrscheinlich — Bischof Rothad von Soissons habe den falschen Isidor im Juni 864 nach Rom gebracht. Aus dem Briefe Nikolaus' an die gallischen Bischöfe (865) scheint indessen hervorzugehen, daß man auch in den römischen Archiven diesen falschen Isidor fand. Er nennt diese Sammlung opuscula, quae dumtaxat et antiquitus S. Rom. ecclesia conservans nobis quoque custodienda mandavit et penes se in suis archivis ... recondita veneratur.

ihren Erzbiſchof. Er forderte die Biſchöfe auf, zuzuſehn, ob die Könige, deren Unterthanen ſie ſich nännten, wirkliche Könige, oder ob es nicht vielmehr Tyrannen wären, denen man ſich widerſetzen müſſe. Er und andere Päbſte haben ſchon damals alle jene Grundſätze ausgeſprochen, die im 11. Jahrhundert ſo viel Blutvergießen verurſachten. —

Indeſſen ſie wurden doch auch ſehr derb abgewieſen. Wenn freilich noch 829 die kaiſerlichen Sendboten auf den Cölius zogen, im Lateran ſelbſt, im Beiſein des Pabſtes, tagten, die Klagen benachbarter Aebte gegen den anweſenden Papſt entgegennahmen, in feierlicher Gerichtsverhandlung die Zeugen auf die Evangelien ſchwören ließen und dann den Pabſt verurtheilten, ſo war dieß vielleicht das letzte Mal. Dagegen erklärten die Erzbiſchöfe von Köln und Trier Nikolaus dem I.: „Du ſollſt wiſſen, daß wir nicht deine Kleriker ſind, wie du dich rühmſt. Deinen Urtheilſpruch gegen uns verachten und verwerfen wir und verbannen dich aus unſerer Gemeinſchaft.“ Und ſein Nachfolger, Hadrian II., mußte auf ein unziemliches Schreiben an Karl den Kahlen, die Antwort vernehmen: „Wir möchten wohl wiſſen, wo der Verfaſſer jenes Briefes gefunden hat, daß ein König, der einen verbrecheriſchen Biſchof nach dem Geſetz verurtheilt, denſelben nach Rom ſchicken muß. Die Frankenkönige ſind nicht Beamte der Biſchöfe, ſondern Herren des Landes.“ —

Seit Karl dem Dicken (um 888) entzog ſich der apoſtoliſche Stuhl dem fränkiſchen Einfluſſe, ward aber dafür von den Großen abhängig, die um das Scepter Italiens ſtritten.

Es hat gleich traurig geſtanden mit den Päbſten in dieſen Jahrhunderten, mit welchen das Mittelalter anfing, wie in den ſpäteren, mit welchen das Mittelalter endigte, vor der Reformation. „Sollen jenen Ungeheuern, (ſprach Biſchof Arnulf von Orleans 991 von den Päbſten ſeiner Zeit vor den verſammelten Biſchöfen Frankreichs) die aller Schande und Barbarei voll ſind, ſo viele gelehrte und tugendhafte Prieſter Gottes auf der Welt unterworfen ſein? Wollen wir nicht vielmehr die trefflichen Biſchöfe in Belgien und Deutſchland um Rath fragen, ſtatt einen Richterſpruch von dieſem Rom zu erwarten, das jedem Käufer feil iſt und ſeine Urtheilſprüche nach der Maſſe des gebotenen Geldes abwägt?“ —

Als Kaiser Otto I. 963 nach Rom gerufen ward wegen des Pabstes Johann XII., flüchtete dieser in Panzer und Helm, mit Schild und Schwert, auf dem andern Tiberufer. Die Römer schrieen zum Kaiser über des Pabstes schändliche Unzucht. Otto sprach: „Er ist noch ein Knabe; vielleicht bessert er sich, wenn man ihm gehörig zuredet.“ Auf die Vorladung der Bischöfe drohte Johann mit dem Banne. Der Kaiser und die Bischöfe schrieben ihm, das wären kindische Worte; er sollte sich gestellen vor der Synode, da ihn nichts hinderte, nicht Meeresgefahr, noch Krankheit, noch Weite des Weges; sonst achteten sie seinen Bann für nichts und würden denselben vielmehr auf sein Haupt zurückwenden. In der That setzten sie ihn ab.

Im Allgemeinen gehorchten die Päbste den Kaisern, wenn Letztere mit einem Heere in der Nähe standen, oder wenn es ihr Vortheil erheischte. Und leider hatte auf der andern Seite der Kaisertitel so viel Lockendes, daß Deutschland und Italien immer wieder in jene unselige Verbindung treten mußte, die über beide Länder so viel Elend gebracht hat.

IX.

Seit Pippin, wie gesagt, führten die Kaiser den Titel „Patrizier von Rom“ und begründeten auf diese Patrizierwürde besonders den Anspruch, bei jeder Pabstwahl um ihre Zustimmung befragt zu werden. Jedoch dieser Titel hatte etwas Vages. Er war sogar unangemessen, da er den Statthalter des Kaisers bezeichnete. Daher erklärt einer der eifrigsten Anhänger Gregors VII., Bischof Bonizo von Sutri, wohl nicht mit Unrecht den Anhängern Heinrichs IV., die nicht aufhörten, auf diese Patrizierwürde zu pochen: das Patriziat wäre ein leerer Titel; bestimmte Rechte wären nicht damit verbunden.

Auch römische Edelleute nahmen ihn wiederholt an, wenn die Kaiser fern waren. Die Grafen von Tuskulum hatten seit dem Anfange des elften Jahrhunderts förmlich den Lateran in Beschlag genommen und setzten ihre Verwandten auf den apostolischen Stuhl.

Nämlich rings in der Oede, die Rom umgiebt — südlich nach dem Albaner Gebirge zu, bei Velletri und Tuskulum (heute Frascati); östlich bei Präneste, bei Tivoli und Mentano im Sabiner Ge-

birge; bis nördlich vom Sorakte und nach Nepi und Sutri hin — erhoben ſich die feſten Adlerneſter dieſer kleinen Tyrannen, deren Einfluß in der Geſchichte des mittelaltrigen Rom oft ſo mächtig geweſen, ohne daß namentlich im 11. Jahrhundert ein Chroniſt das Einzelne genau verzeichnet hätte. Aber auch in der weitläufigen Siebenhügelſtadt fanden ſie Raum genug zwiſchen den koloſſalen Trümmern der alten Kaiſerbauten, ſich dort einzuniſten, Verwirrung zu ſtiften und die Straßen mit Waffenlärm zu erfüllen.

Es ſah ſehr traurig aus in der Stadt, da Theophylakt, der Sohn des „Konſul" Alberich, aus dem Hauſe der Grafen von Tuskulum, als Pabſt Benedikt IX. im Lateran ſaß (ſeit 1033), und ſein Bruder Gregor ſich Patrizier von Rom nannte. Ein Knabe ſoll er geweſen ſein, als das römiſche Volk für viel Geld ihn wählte. Er lebte in der größten Schande. Dabei waren die Landſtraßen ſo unſicher, daß die Pilgerfahrten ganz aufhörten, und wenn ſich ja Einer, in heißer Begier, am Grabe der Apoſtel anzubeten, durch Ritter und Räuber hindurchwand, ſo fand er die Kirche, wo ihre Gebeine ruhen ſollten, dem Einſturz nahe. „Bei den Gebeinen der Heiligen (heißt es) wurden die Schwerter gezückt und die Gaben der Gläubigen vor den Altären aus ihren Händen geriſſen." Welches Geſindel wird ſolch ein Pilger dort angetroffen haben! Noch dreißig Jahre ſpäter hatte Pabſt Gregor VII. unter den zahlreichen, diebiſchen und laſterhaften Nachtwächtern bei der Peterskirche aufzuräumen, die ſich, raſirt und mit der Mitra auf dem Haupte, für Prieſter ausgaben und die Pilger täuſchten, welche ihnen Geld gaben und ſich ihrem Gebet empfahlen.

Von den innern Zuſtänden Roms in jener Zeit, der Rechtspflege und Verwaltung, den Befugniſſen der ſo oft genannten Präfekten, Konſuln und Senatoren, unter denen es reiche, gelehrte und würdige Männer gab, und von dem Leben und Treiben der feilen untern Klaſſen wird man ſich bei dem faſt gänzlichen Mangel an genauen Berichten kaum je eine lebendige Vorſtellung machen können. Vornehme Geiſtliche und Laien waren es, die für höhere Intereſſen in Parteien aus einander traten; der Pöbel folgte dann dem, welcher am meiſten zahlte. —

Die Gegner Benedikt's und mit ihnen faſt alle Bürger griffen

endlich nach zehnjährigem Dulden zu den Waffen und zwangen ihn, die Stadt zu verlaſſen (Januar 1044). Nur die Bewohner von Transtibere (bekanntlich dem Theile der Stadt, welcher ſich am rechten Tiberufer, der Inſel des Aeskulap gegenüber, an den Janikulus lehnte, heute Trastevere) erhoben ſich, wahrſcheinlich beſtochen, für Benedikt. Die Römer belagerten Transtibere. Allein Ritter aus der Nachbarſchaft, Lehensleute des Pabſtes, eilten den Transtiberinern über den Janikulus her zu Hülfe und ſchlugen die Römer vom linken Tiberufer in die Flucht, auf welcher im Gedränge bei hundert Menſchen erdrückt wurden. Indeſſen die Stadt war ſo groß, und das Innere zu einer nachhaltigen Vertheidigung ſo geeignet, daß die Partei Benedikt's zunächſt ihren Sieg nicht benutzen konnte.

Die Römer verſammelten ſich daher und wählten Johann, den Biſchof der Sabina, * zum Pabſt, der den Namen Sylveſter III. annahm. Auch für dieſe Wahl ſoll der Pöbel mit Gelde gewonnen ſein.

Benedikt inzwiſchen ſprach den Bann über Sylveſter aus, beläſtigte die Stadt fortwährend durch ſeine Streifſchaaren und drang im April ſogar wieder in den Lateran. „Denn er war mit den Konſuln verwandt (ſchreibt Abt Deſiderius von Monte Caſino), und die waren im Beſitz der Macht." Sylveſter kehrte auf ſeinen Biſchofsſitz zurück.

Ueber ein Jahr regierte Benedikt wiederum; aber der Haß der Römer zeigte ſich ſo offen, und er mußte ſo ſehr auf der Hut ſein, daß ihm die Würde läſtig ward.

Bei der St. Johanniskirche an der Porta Latina, am Südende der Stadt (wo einſt Caracalla ſeine Thermen baute) wohnte ein Archipresbyter, Namens Johann Gratian. ** Er ſtand ſeit langer Zeit in großem Anſehen; denn — ein Wunder unter dem Klerus in Rom! — er lebte unſträflich. Seine Meſſen waren daher beſonders beſucht, und die Bürger brachten ihm reichliche Gaben. Dieß Geld ſparte er, in der Hoffnung, damit einſt Gutes wirken zu können zur

* Episcopus Sabinensis. Sein Sprengel war das alte Sabinerland um Reate (Rieti), von wo die erſten Anſiedler Roms ausgegangen ſind.

** Das Chron. S. Benigni Divion. nennt ihn Johannes Gratianus; ſonſt wird er in der Regel entweder bloß Johann, oder bloß Gratian genannt.

Wiederherſtellung geordneter Zuſtände in Rom, namentlich zur Ausbeſſerung der einſtürzenden Gotteshäuſer.

Dieſem Prieſter bot Benedikt die päbſtliche Würde zum Kauf an, und er ſoll ſie für die damals ungeheure Summe von 1500 Mark Silbers * erſtanden haben (1. Mai 1045). Das römiſche Volk ſtimmte bei, und ſo ward der dritte Papſt eingeſetzt, Gregor VI. —

Unter den freudigſten Hoffnungen aller Guten trat er ſein Amt an. Damiani (damals noch Eremit, ſpäter Kardinal) vernahm in ſeiner Einſamkeit im Gebirge die Kunde von dieſem frohen Wechſel; er hoffte, nun würde ſich das goldene Zeitalter der Apoſtel erneuern; freilich wäre Ungeheures zu thun; denn im ganzen römiſchen Sprengel lebte kein Prieſter, der eines Bisthums würdig wäre.

Man erzählt, die Landſtraßen wären ſicher und die Baſilika St. Peters ** mit bewaffneter Hand denen entriſſen worden, welche dort den Pilgern auflauerten; die frommen Waller wären wieder herbei gekommen mit ihren Gaben, und unter Geſängen heimgekehrt; die Ritter, welche Güter St. Peters okkupirt, hätten dieſelben herausgeben müſſen. Sicher iſt, daß auf Gregor's Ermahnen Herzog Wilhelm von Aquitanien Sammlungen veranſtaltete zur Wiederherſtellung der Peterskirche. Auch ſonſt galt ſeine Autorität in der Kirche: auf ſeinen Befehl nahm z. B. Abt Halinard von St. Benignus zu Dijon die erzbiſchöfliche Würde von Lyon an.

Allein in Rom ſelbſt wird er dem treuloſen Volke gegenüber die Leere ſeines einſt ſo reich gefüllten Säckels ſchmerzlich empfunden haben. Und wenn auch die beſſeren Bürger zu ihm hielten, ſo mißfiel doch dem verderbten Klerus und noch mehr den Edelleuten die neue Ordnung. Sie fingen an zu wüthen und zu drohen und bewogen Benedikt, der ſich auf eins ſeiner Schlöſſer zurückgezogen hatte, die verkaufte Pabſtwürde wieder anzunehmen.

Da nun dieß geſchah, ſo „erweckte Gott den Geiſt des Archi-

* Nach kölniſcher Mark gerechnet faſt 7 Centner, nach karolingiſcher Mark über 11.

** In der Leoſtadt am Vatikan auf dem rechten Tiberufer, wozu auch die Engelsburg gehört, welche den Zugang zur Hauptbrücke, dem pons Aelii, deckt. Bekanntlich liegt nur dieſe Leoſtadt und Transtibere auf dem rechten Tiberufer; die 7 Hügel auf dem linken.

diakonus Petrus, daß er über die Alpen ging zum Kaiſer, ihm zu Füßen fiel und um Hülfe für die Kirche bat."

X.

Heinrich III. zog mit einem ſo großen Heere über die Alpen, daß die Mauern von Rom es nicht faßten, als er gegen Weihnachten 1046 dorthin kam. Zu Mantua bewillkommte ihn der reiche Markgraf Bonifazius von Toskana, dem jene Stadt gehörte.

Er hatte Gregor dem VI. ſeinen Anmarſch melden laſſen, und dieſer, im Bewußtſein der trefflichen Abſichten, mit denen er ſich auf den apoſtoliſchen Stuhl geſetzt, kam ihm ſchon am Po bei Piacenza entgegen, wo der Kaiſer wohl auf der ronkaliſchen Ebene Muſterung hielt, und ward mit großen Ehren empfangen.

Als man nach Sutri gekommen, eröffnete Gregor auf des Kaiſers Veranlaſſung eine Synode, am 20. Dezember. Da ſah man Biſchöfe aus allen Theilen des Reiches, den von Bremen ſo gut, wie den von Lyon und Arles und den von Aquileja. Man verhandelte über die letzten Wirren in Rom. Ueber Benedikt und Sylveſter war man bald einig: jener hatte ja abgedankt, und dieſer ward verurtheilt, Bisthum und Prieſterwürde zu verlieren und in ein Kloſter geſteckt zu werden. Allein der dritte Pabſt, Gregor ſelbſt, welcher der Synode präſidirte, — war ſeine Wahl und Weihe geſetzlich? Die Biſchöfe baten ihn, zu berichten, wie es dabei hergegangen.

„Er war ein Dummkopf und über die Maaßen einfältig (meint jener Biſchof Bonizo von Sutri, welcher dieß erzählt) und ſagte offen die ganze Wahrheit."

Sagen wir vielmehr: er war ein rechtſchaffener und ehrlicher Mann. Er erzählte, daß er durch Gottes Gnade ein Prieſter geweſen von gutem Leumund, daß er deßhalb viel Geld erworben und daſſelbe aufbewahrt hätte zum Beſten der Kirche. Und da er geſehn, daß die Edelleute nach ihrer Willkür widerrechtlich Päbſte eingeſetzt, ſo hätte er geglaubt, jene Schätze nicht beſſer verwenden zu können, als wenn er durch ſie die rechtmäßige Wahl durch Geiſtlichkeit und Volk wieder herſtellte.

Als die Biſchöfe ihn erinnerten, was käuflich wäre, könnte unmöglich heilig ſein, ſprach er: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß

ich durch jene Handlungsweise geglaubt habe, mir seine Gnade und Vergebung der Sünden zu erwerben. Jetzt erkenne ich die List des alten Feindes. Rathet mir, was ich thun soll." Sie antworteten, er möchte selbst das Urtheil fällen. Und er sprach: „Ich Bischof Gregor, Knecht der Knechte Gottes, erkläre, daß ich wegen schändlicher Simonie, die durch die List des alten Feindes meine Wahl beschlich, das römische Bisthum verlieren muß." — Er stieg herunter von seinem Sitz und zog die päbstlichen Gewänder aus. *

So war der apostolische Stuhl ledig.

Der Kaiser behielt Gregor bei sich, so lange er in Italien verweilte, und nahm ihn dann, um allen Unruhen vorzubeugen, im Frühjahr 1047 mit nach Deutschland. Gregor hatte einen jungen Geistlichen als Kaplan bei sich, Namens Hildebrand, aus Siena gebürtig, doch von Kindheit an in Rom erzogen, einen kleinen, häßlichen Mann von sehr dunkler Gesichtsfarbe. Den bat er, ihm zu folgen, und Jener ging mit, obwohl nicht gern. Sie haben dann beide in Köln gelebt ** unter Erzbischof Herrmann, der ein Liebling des Kaisers war.

Gregor starb dort bald, doch weiß man nicht genau, wann. Nach seinem Tode ward Hildebrand Mönch in dem berühmten Kloster Clügny bei Maçon an der Saone und soll dort schon im Spätjahr 1048 gewesen sein.

XI.

Es war ungefähr am 23. Dezember 1046, als „der siegreiche, der fromme und milde" *** Heinrich mit seinem gewaltigen Heere in Rom einzog. Wie beugte sich Alles vor der Majestät dieses in

* So Bonizo, sicher nicht ganz der Wahrheit gemäß. Aus Damiani (op. 19.), aus dem Briefe des Pabstes Clemens (s. u.) und den Worten Bischof Wazo's von Lüttich (gesta ep. Leod. 65.) geht hervor, daß Gregor durch die Bischöfe und den Kaiser in aller Form abgesetzt ward.

** Diese Thatsache hat man, so viel ich weiß, bisher übersehen. Bonizo erzählt nur, daß sie am Rhein zugebracht; daß sie in Köln gewesen, geht aus dem Briefe Gregors VII. an Erzbischof Anno von Köln vom 18. April 1074 hervor. Gregor spricht: „Du solltest öfter schreiben an uns, qui ob recordationem *disciplinae, qua tempore antecessoris nostri* [*l. vestri*] *in ecclesia Coloniensi enutriti sumus,* specialem sibi inter ceteras occidentales ecclesias dilectionem impendimus. Auch in Aachen ist Hildebrand damals gewesen. S. Damiani. op. de castitate.

*** Annales Romani.

voller Jugendkraft ſtehenden Herrſchers! Denn er war noch nicht 30 Jahre alt.

Die Römer ernannten ihn zum Patrizier und übertrugen ihm bei allen Pabſtwahlen die erſte Stimme. Er legte die Inſignien der Patrizierwürde an, ſetzte auf das Haupt die weiße Mitra und darüber den goldenen Reif, hing den grünen Mantel um die Schulter, ſteckte den Ring an den Finger, und in der Synode, die er am 24. Dezember in der Peterskirche hielt, in der Leoſtadt, da Biſchöfe, Aebte, Geiſtliche und ringsumher unzähliges Volk verſammelt waren, ergriff er den würdigen Biſchof Swidger von Bamberg bei der Hand und ernannte ihn zum Pabſt. Derſelbe nahm den Namen Clemens II. an.

„Siehe, (ſchrieb Clemens ſpäter an ſeine Geiſtlichen in Bamberg) da jenes Haupt der Welt, der römiſche Stuhl, an ketzeriſcher Krankheit ſiechte, und die Sorgfalt unſeres geliebten Sohnes, des Herrn Kaiſer Heinrich, darüber wachte, daß jene Ketzerei ſchwand, vertrieb er die drei, denen der Raub den päbſtlichen Namen gegeben; und unter ſo großen Schaaren heiliger Väter, die zugegen waren, wollte er, daß unſere Unwürdigkeit, die aus allen Kräften widerſtrebte, erwählt würde, um die Stelle des Erſten der Apoſtel zu verſehen. Nun haben wir den Stuhl inne, vor dem jedes Knie ſich beugt auf Erden, und nach deſſen Willen die Thür zum Himmel ſich aufthut und ſich ſchließt.“

Am Weihnachtstage ward Clemens geweiht; dann krönte er Heinrich und ſeine treffliche Gemahlin Agnes, geborne Gräfin von Poitou. Das Volk war voll Freude über die Feſtlichkeiten, und die Guten prieſen Gott, daß die Kirche wiederum aufgerichtet, und ſo große Ketzerei aus ihr getilgt war.

Biſchof Benzo von Alba (am Tanaro in Piemont), welcher um 1088 als Greis einen ſehr ſonderbaren Panegyrikus auf Heinrich IV. ſchrieb, hat ſicher damals all jenen Pomp mit angeſehen und danach ſein Programm für eine Kaiſerkrönung verfaßt. Dann würden vier Tage die Feſtlichkeiten, Prozeſſionen nach verſchiedenen Kirchen, Meſſen, Bankette und Umzüge durch die Stadt gedauert, und an den drei folgenden Tagen würde man Synode gehalten haben. —

Auf die Beſetzung des päbſtlichen Stuhles übte Heinrich III.

ſeitdem größeren Einfluß, als ſelbſt Karl der Große. Früherhin, wenn die Gunſt der Zeiten es vergönnte, hatten die Kaiſer wohl erlangt, daß nach der Wahl der Päpſte durch Klerus und Volk in Rom die Weihe verſchoben wurde, bis ihre Zuſtimmung eingeholt war. * Jetzt fiel ſogar die Wahl fort; der Kaiſer erkor ganz allein und ſelbſtändig aus der Zahl der Biſchöfe denjenigen, welcher ihm geeignet ſchien.

„Er iſt gottesfürchtiger, als die früheren Kaiſer (ſpricht Damiani); darum hat die dankbare Vorſehung ihm verliehen, was ſie faſt Keinem ſeiner Vorgänger zugeſtanden: daß nämlich nach ſeinem Wink die römiſche Kirche geordnet wird, und ohne ſeinen Befehl Niemand einen Pabſt erwählt."

XII.

Sein Beſtreben ging nun dahin, im Bunde mit dem Pabſt vor Allem die Simonie, d. h. die Käuflichkeit der kirchlichen Würden, auszurotten. Man hatte dieß Unweſen ſo genannt nach jenem Zauberer Simon, welcher Petrus Geld bot, damit „ſo er Jemandem die Hände auflege, derſelbige den heiligen Geiſt empfahe," und den Petrus anfuhr: „daß du verdammt ſeieſt mit deinem Gelde."

Zunächſt nämlich ließen ſich viele Biſchöfe für die Ertheilung der niederen Weihen von den Geiſtlichen bezahlen. In Mailand hatte man in dieſer Beziehung eine beſtimmte Taxe feſtgeſetzt — der Subdiakonus zahlte 12, der Diakonus 18, der Presbyter 24 Gulden — und darin würde im Grunde nichts Verdammliches liegen, wenn nicht etwa auf dieſe Weiſe würdigen, aber unbemittelten Geiſtlichen die Ausſicht auf Beförderung abgeſchnitten worden iſt. Müſſen doch noch heutiges Tages katholiſche Prieſter bei manchen Beförderungen nicht unbedeutende Gebühren an den Biſchof entrichten. Aber gehäſſig wurden dieſe Forderungen, wenn der Biſchof bei ſolchen Gele-

* So ſollte nach Wido von Osnabrück, welcher im Auftrage ſeines Biſchofs Benno und des Erzbiſchof Liemar von Bremen eine Vertheidigungsſchrift für Papſt Clemens III. (1080—1100) verfaßte, eine rechtmäßige Pabſtwahl vor ſich gehen: ut electo praesule non prius ejus ordinatio celebraretur, quam cleri et populi decretum in praesentiam Romani principis deferretur, ut cognito cleri populique consensu et desiderio consecrationem ex more celebrandam esse juberet.

genheiten die Summe, mit der er wider das Gesetz dem Erzbischof die Ordination bezahlt hatte, von dem niedern Klerus, den Diakonen und Presbytern, wieder herauszupressen suchte, und wenn ihm die Einsegnungen von Aebten, von Kirchen und Altären, lediglich dazu dienten, seinen Schatz zu füllen. * Von dieser Art der Simonie hielten sich nur wenige Bischöfe rein, namentlich in Italien und Frankreich. Besser stand es in Deutschland. —

Ich habe im ersten Buche erzählt, welchen Einfluß die Kaiser auf Besetzung der Bisthümer und Reichsabteien übten.

Das Ideal einer Bischofswahl, wie es einem Hildebrand vorschwebte, wäre dieß gewesen, daß Klerus und Volk am Bischofssitz in vollkommener Freiheit denjenigen Geistlichen wählten, welchen sie aufrichtig als den Würdigsten erprobt, und daß sie dann den Erwählten dem Erzbischof vorstellten, damit ihm derselbe, falls er die Wahl billigte, die Weihe ertheilte. Erzbischöfe wurden von Suffraganen ordinirt und gewissermaßen vom Pabst bestätigt, indem sie sich nach altem Herkommen innerhalb dreier Monate nach ihrer Wahl jenes Insigne der erzbischöflichen Würde, das Pallium, damals ein wollener Ueberwurf, ** vom apostolischen Stuhle erbitten mußten.

Ganz angemessen müßte man diese Weise nennen, wenn die Bischöfe bloß geistliche, wenn sie nicht auch weltliche Fürsten gewesen wären.

Allein ganze Grafschaften, Städte, Schlösser, Dörfer; weitläufige Ländereien mit Mühlen, Aeckern, Wiesen und Forsten; Münzen, Zölle, Messen und Märkte waren ihnen von den Kaisern untergeben; und ihre Vasallen bildeten den Hauptbestandtheil des Reichsheeres. Wegen dieser „Regalien" mußten die Kaiser den Lehenseid fordern, welcher bei der Investitur mit Ring und Stab geleistet ward.

Und so lag die Besetzung der Bischofssitze doch fast ausschließlich in des Kaisers Hand. Zuweilen bestätigte er die Wahl des Klerus und Volkes. Sehr oft aber fand eine solche gar nicht Statt, oder ward nicht berücksichtigt. Es konnte nicht anders sein: die Kaiser mußten bei der geringen Zuverlässigkeit der weltlichen Fürsten

* S. Gerberti sermo in Mabillon vet. anal. 105.

** Oder von Schafpelz? Quia *de vellere ovis* est, intellige te ovium pastorem, spricht Clemens II. in einem Briefe.

treue Biſchöfe haben, und inveſtirten daher nur ſolche, die ſie als treu und zuverläſſig ſelbſt kannten, oder die ihnen von vertrauten Räthen oder nahe befreundeten Fürſten empfohlen wurden. *

Obwohl nun unſere Biſchöfe, ſo lange die Kaiſer ſie ernannten, im Allgemeinen ein würdiger, ja vortrefflicher Stand waren, ſo konnte es doch bei der herkömmlichen Inveſtitur wohl geſchehen, daß ſich reiche Geiſtliche durch unlautere Mittel den Weg zu jener Würde bahnten. Sie brauchten dieſelbe nicht direkt vom Kaiſer zu kaufen, aber ſie konnten ſich durch Geſchenke unter den einflußreichen Leuten bei Hofe Connexionen verſchaffen. Hatte ein Biſchof eine Abtei zu vergeben, ſo durfte es ein Mönch, der ſie zu haben wünſchte, auf ein hundert Mark zuweilen nicht ankommen laſſen, ſondern mußte ſchöne Pferde, Pelzwerk und feine Tuche für die biſchöflichen Räthe kaufen.

Vornehmlich in Italien, klagt Kardinal Humbert, ſah man Geiſtliche den weltlichen Machthabern zuſtrömen und ihre Einkünfte für dieſelben und noch mehr für deren Vertraute verſchleudern. Und dann „der Tyrann im Weſten," König Heinrich I. von Frankreich, wäre der wahre Sohn der Verdammniß und Feind Chriſti. **

Nur Kaiſer Heinrich III. war ohne Tadel. Bis zu ſeinen Zeiten wurden im Reich die Beſchlüſſe der Väter gegen Simonie mißachtet. Er aber verſchmähte das lockende Gift, unterlag der Gewinnſucht nicht, ſuchte keinen weltlichen Vortheil bei der Beſetzung kirchlicher Würden und ſtürzte die fluchwürdigen Götzenbilder. *** „Nächſt Gott, ruft Kardinal Damiani aus, hat Kaiſer Heinrich uns aus dem Schlunde des unerſättlichen Drachen gerettet." — Wie Papſt Clemens ſogleich über Alle den Bann ausſprach, die ſich künftig für Kirch- und Altarweihen, für Ordination von Diakonen und Presbytern, für Abteien und Probſteien bezahlen ließen, ſo ſchärfte Heinrich den Biſchöfen des Reiches wiederholt ein, die Simonie zu meiden.

Ein burgundiſcher Mönch, der über deutſche Verhältniſſe ſonſt

* Beſonders die Kapläne und Kanzler am Hof. Biſchof Benzo ſpricht von den regales capellani longa suspiria trahentes pro anuli beneficio.

** Humberti Cardin. adv. simoniacos. lib. III., c. 7. und 20. (Mart. Thes. V.)

*** Worte Damianis.

ſehr ſchlecht unterrichtet iſt,* erzählt Folgendes. Kaiſer Heinrich ließ Erzbiſchöfe und Biſchöfe zuſammenkommen und ſprach: „In Trauer rede ich zu euch, die ihr an Chriſti Statt geſetzt ſeid in die Kirche, welche er durch ſein Blut erlöst hat. Ihr habt, von Habſucht und Begier beſtrickt, die Kirchengeſetze mißachtet: ihr ſeid im Fluch. Auch mein Vater, um deſſen Seele ich in großer Sorge bin, hat bei ſeinem Leben verdammlichem Gewinn nur zu ſehr nachgetrachtet. Wer von euch dieſer Schuld ſich bewußt iſt, der weiche von dem heiligen Amt. Es iſt offenbar, daß wegen dieſer Sünde Hunger, Krankheit und Schwert über die Menſchheit gekommen iſt; denn alle kirchlichen Grade, vom höchſten Prieſter bis zum Küſter, ſind käuflich.“ Als der Kaiſer heftig ſo geſprochen, verſtummten die Biſchöfe; denn ſie fürchteten, ihre Würden zu verlieren. Nicht in Gallien allein, ſondern noch mehr in ganz Italien herrſchte dieſe Bosheit. Alle kirchlichen Aemter waren damals feil, wie Kaufmannswaaren. — Die Biſchöfe flehten um Erbarmen. Und der Fürſt, von Mitleid bewegt, ſprach weiter: „Geht hin und verwaltet gut, was ihr übel empfangen, und betet für die Seele meines Vaters, der mit euch in dieſe Sünde verſtrickt iſt.“ Da ließ er ein Gebot ergehen durch das Reich, daß kein prieſterlicher Grad oder kirchliches Amt für Geld verliehen werden ſollte, und wer dawider handelte, ſollte ſein Amt verlieren und in den Bann gethan werden. „Denn, ſprach er, wie der Herr mir umſonſt die Krone des Reiches aus Gnaden gegeben, alſo werde auch ich, was der Kirche iſt, umſonſt vergeben. Und ich will, daß ihr ebenſo thuet.“ **

XIII.

Seit 1050 ging man in Rom daran, das zweite (vermeintliche) große Uebel auszurotten, an welchem die Kirche krankte: die Prieſterehe. Aber der weiſe Heinrich III. — zu ſeinem Ruhme ſei es geſagt — hat nichts dafür gethan, das jenes Cölibatgeſetz, das verderblichſte Geſetz, welches je menſchliche Verblendung erſonnen hat,

* Rudolf Glaber. „In Deutſchland, ſagt er, wohnen viele ſehr wilde Völker.“ Es ſcheint, er wußte davon ſo viel, wie wir von den Bewohnern von Neu-Guinea.

** Freilich alle nähern Angaben über Ort und Zeit dieſer Synode fehlen.

Kraft gewönne. Seit Leo IX. drangen die Päpste immer von Neuem auf endliche Befolgung desselben, und Hildebrand zuerst mit theilweisem Erfolg.

Die Priester, vom Subdiakonus aufwärts, sollten unverheirathet sein. Es ist ein hartes Wort, aber es ist vollkommen wahr: die Päbste vernichteten durch jenes Gesetz den Einfluß der weltlichen Macht auf den Klerus, vernichteten aber zugleich für immer jede Aussicht, Ehrbarkeit unter den Priestern herzustellen.

Sankt Petrus war bekanntlich selbst verheirathet und trennte sich keineswegs von seinem Weibe, seit er Jünger war. Ausdrücklich sagt der Apostel Paulus: „Haben wir nicht auch Macht, eine Schwester zum Weibe mit umherzuführen, wie die andern Apostel, und des Herrn Brüder, und Kephas?“ (1. Kor. 9, 5.). — Aber Paulus bei seinem drangsalvollen Leben, da er umherzog und „litt Hunger und Durst und war nackt und ward geschlagen und hatte keine gewisse Stätte,“ — er, der auf seinen Reisen Nachts aufblieb und Teppiche webte, um seinen Unterhalt zu verdienen und den Brüdern nicht beschwerlich zu werden, — er that wohl daran, ledig zu bleiben.

Nur in dem Sprengel der römischen Bischöfe war Ehelosigkeit der Geistlichen früh eingeführt;* sonst, in der griechischen Kirche, in Unteritalien, in der Lombardei, in Deutschland und dem übrigen Abendlande, waren die Geistlichen an den Bischofssitzen, wie namentlich die Pfarrer auf den Dörfern, allenthalben verheirathet. Kardinal Damiani, Hildebrands Genosse, sah diese verheiratheten Priester in der Lombardei. Von denen in Mailand mußte er bekennen, nie hätte er einen solchen Klerus gesehen. Die in Turin (sagte er) wären wohlgesittet und sehr unterrichtet; wie ein herrlicher Senat, wie ein Chor von Engeln wären sie ihm erschienen. Nur dieß Eine fand er an ihnen zu tadeln, daß sie ganz den heiligen Kanones und der kirchlichen Reinheit zuwider Frauen hätten.

Denn dieser sonst ehrliche Eiferer war zu beschränkt, um einzusehen, daß gerade der Frauen wegen jene Priester so trefflich waren. Unter seinen Schriften befindet sich ein höchst ekelhaftes Gemälde

* Gregor I. bei Damiani (op. 18.): „Vor zwei Jahren ist den Subdiakonen in Sizilien geboten worden, nach Weise der römischen Kirche unverheirathet zu leben.“

von der Wüſtheit und dem Schmutz, in welchem ſich die Geiſtlichen in Mittelitalien wälzten, die ja eben der „kirchlichen Reinheit" gemäß keine Frauen hatten. *

Die immer halb lüſterne Scheu, womit jene mönchiſchen Zeloten auf das weibliche Geſchlecht im Allgemeinen blickten, iſt nicht ohne pſychologiſches Intereſſe. Die Frauen (ſagen ſie) gehen mit Edelgeſtein, mit Gold und in bunten Kleidern zum Verderben der Männer einher. Sie ſind des Satans Fackeln. Sie ſchminken ſich, hängen Juwelen ins Ohr, faſten der Taille wegen, ſie weinen und lachen nach Belieben, um zu gefallen. Flieht ihr Lächeln, ihr Winken, ihr Schmeicheln: es iſt Gift. Ihr Blick iſt Baſiliskenblick, ihre Berührung Peſt. Sie ſind der Quell des Böſen.

Und wiederum, wie komiſch, wenn der greiſe, durch Faſten, Geißelungen und den Gebrauch eiſerner Gürtel entkräftete Damiani damit kokettirt, daß er wohl eine runzelige, triefäugige Alte ohne Gefahr anzuſehen vermöchte, vor jungen Damen aber Augen und Herz hüten müßte, wie ein Kind vor dem Feuer!

Dem energiſchen Verſtande eines Hildebrand waren ſolche Ideen fremd. Wenn er den Prieſtern die Ehe verbot, ſo geſchah es, um ſie vom Einfluſſe der Laien loszureißen. ** Er fand auch das wirkſame Mittel, die Prieſter zur Entlaſſung ihrer Frauen zu zwingen, in den Fäuſten der Ritter und des Pöbels.

Seit den neunziger Jahren des 11. Jahrhunderts ſprach man wohl für das Cölibatgeſetz den Rechtfertigungsgrund aus: Der Prieſter, welcher täglich (bei der Meſſe) Gott ſchaffe, was nicht einmal die Engel vermöchten, müſſe ganz lauter und rein ſein.

Ob die Reinheit eines unverheiratheten Mannes größer iſt, als die eines verheiratheten, mag ſich der Leſer ſelbſt ſagen.

Aber daß der Prieſter Gott ſchaffe!

* Doch gab es bis zu Gregors Zeit ſelbſt in Rom verheirathete Prieſter. Wenigſtens ſcheint es ſo. S. Bonizo. Buch VII.

** In Clauſens „Kirchenverfaſſung, Lehre und Ritus des Kath. und Prot." (aus dem Däniſchen von Fries 1828) ſteht: Gregor VII. hätte ausgeſprochen ep. III, 7: *Non liberari potest ecclesia a servitute laicorum, nisi liberentur clerici ab uxoribus.* So war ſicher ſeine Meinung. Indeſſen, obwohl ich Gregors Briefe genau zu kennen glaube, muß ich geſtehen, daß ich jene Stelle in dem ganzen Regiſter nicht gefunden habe. III, 7 iſt ein Brief an Heinrich IV, im Herbſt 1075 geſchrieben.

Die Eigenſchaften des unendlichen Weſens, welches das Univerſum erfüllt und iſt, ſind ſo unbegreiflich und erhaben, daß der menſchliche Geiſt mit dem kühnſten Schwunge ſeiner Einbildungskraft kaum „den letzten Saum ſeines Kleides zu küſſen“ vermag. Denn ſelbſt die wenigen Menſchen, die ſich zur Anſchauung des „Einen in allen Räumen“ erheben — ob ſie Welten zu Welten und Sonnen zu Sonnen fügen — ihr Kopf ſchwindelt und ihr Herz zittert bei dem vergeblichen Bemühen, die Majeſtät des Unendlichen und Allgegenwärtigen ausdenken zu wollen. Und nun zu denken, daß auf dieſem winzigen Planeten, der uns jährlich um unſere Sonne trägt, in einem kleinen Kirchlein ein ſchwacher Menſch ſteht im Prieſtergewande, der ſein Kreuz ſchlägt über die Hoſtie und dann behauptet, er habe da die Gottheit „geſchaffen“, er hielte ſie in Händen, — ja, er führte ſie zum Munde und verzehrte ſie! — Nie hat es eine größere und lächerlichere Verirrung des menſchlichen Geiſtes gegeben, und wenn wir bedenken, daß ſolche Ideen lange Jahrhunderte unter uns Geltung gehabt, daß um ihretwillen viele Menſchen haben Schaffot und Scheiterhaufen beſteigen müſſen, und daß man noch heute um ſie ſtreitet, — dann beſcheiden wir klugen Europäer uns wohl und geben in Demuth zu, daß wir in manchen Dingen nicht gar ſo hoch über dem Fetiſchdiener am Südrand der Sahara ſtehen.

Der Leſer verzeihe, wenn ich bei dem Cölibat vielleicht zu lange ſtehen bleibe. Allein es giebt unter allen Fragen, die ſeit dem 11. Jahrhundert der Erledigung bedürfen, meines Erachtens keine, welche dieſer an Wichtigkeit gleich käme. Und hätte Luther weiter kein Verdienſt, als dieß, unſern Prieſtern die Ehe zurückgegeben zu haben, ſo würden wir allein darum ſchon ſein Andenken ewig mit heißem Danke ſegnen müſſen. Vieles ſcheidet uns Proteſtanten von unſern katholiſchen Brüdern, aber alles Andere iſt unbedeutend und kömmt kaum in Betracht gegen dieſen einen Kardinalpunkt: daß unſre Prieſter Frauen haben dürfen, und die katholiſchen nicht.

Es iſt eine ebenſo traurige, wie lehrreiche Aufgabe, den ganzen Schmutz aufzurühren, — nachzugehen der Spur der Verbrechen „fleiſchlich, blutig, ungeheuer“, deren Quelle das Verbot der Prieſterehe geweſen iſt. Stets iſt es verderblich und vergeblich, wider die

Natur zu kämpfen. „Die Brünnlein, die da fließen, die soll man trinken," sagt das Volkslied mit Bezug auf das Cölibat.

Im 11. Jahrhundert gab es selbst unter den Bischöfen nur Wenige, die in dieser Beziehung unsträflich lebten. * Daß an Erzbischof Adalbert von Bremen kein solcher Makel haftete, wird ausdrücklich rühmend hervorgehoben. Andere (rheinische) Bischöfe sollen ganz, wie verheirathete Leute, gelebt haben, — worüber kein Verständiger sie tadeln wird. Gewöhnlich, scheint es, hatten sie für eine Familie zu sorgen. So sprach nach dem Tode des Prager Bischof Kosmas 1098 Herzog Bretislaw II. zu seinem Schwager, dem Grafen Wiprecht von Groitsch, einem Sachsen aus Tangermünde: „Du bist zu meines Vaters Zeiten immer am Hofe der Erste unter seinen Vertrauten gewesen und kennst Sitten und Lebensart der Böhmen. Wen sollen wir zum Bischof wählen?" Und als Wiprecht einen deutschen Priester, Namens Herrmann, nannte, fuhr Bretislaw fort: „Das ist recht. Er ist ein Fremder; seine Verwandten werden ihn nicht aussaugen, und die Sorge um seine Kinder wird ihn nicht drücken."

In unsern Städten gaben die Bürger gern ihre Töchter den Priestern zu Frauen. In manchen Gegenden, z. B. in Schlesien, waren Domherrn und Pfarrer, ja selbst Bischöfe, bis zum 13. Jahrhundert verheirathet. Erst da erschien ein päbstlicher Legat und erzwang die Trennung dieser rechtmäßigen Ehen. Die von ihren Vätern getrennten Kinder, die von ihren Gatten getrennten Frauen (meist aus adligen Familien) erfüllten Alles mit ihrem Jammer.

Das ganze Mittelalter ist voll von Klagen über die verderbten Sitten des Klerus. Freilich war Jahrhunderte lang der Hof der Päbste selbst, zu Avignon wie zu Rom, der wahre Centralpfuhl aller Sünden und Laster. **

* Sehr verbreitet war in diesem Jahrhundert die treffliche sog. Epistel Bischof Ulrichs von Augsburg an Pabst Nicolaus gegen das Verbot der Priesterehe. Sie straft mit gerechtem Zorn jene Pharisäer, welchen die keuschen Ehen der Priester verdammlich schienen, jene Bischöfe und Archidiakonen, die so jäh sich der Begierde überließen, ut neque adulteria, neque incestus, nec masculorum turpissima sciant abhorrere conjugia.

** Seit 1050 wurden die Cölibatgesetze von den Päbsten eingeschärft. Zwei Jahrhunderte später hielt Pabst Innocenz IV. Hof zu Lyon (1245—51). Als er die Stadt verließ, sprach Hugo de St. Caro, Dominikaner und Kardinal,

Auf dem Concil zu Trient (1551) erklärten die bairiſchen Geſandten, unter hundert Prieſtern wären kaum drei oder vier, die nicht in wilder Ehe lebten. Wiederholt forderten im Jahrhundert der Reformation die Kaiſer von den Päbſten Aufhebung des Cölibates. Es forderten ſie faſt alle deutſchen Biſchöfe. Aber ſo viel man in Rom nachzugeben bereit war, um die Gemüther der Völker wieder zu gewinnen, — dieß Eine gaben die Päbſte nicht nach.

Und ſo beſteht dieß ſchändliche Geſetz noch heute! Noch im Sommer 1854 ward in Baiern ein katholiſcher Prieſter zu ſchwerer Strafe verurtheilt, weil er ſeine unehelichen Kinder gemordet. Und trotz zehntauſend ähnlicher Beiſpiele haben weder wohlwollende Kirchenfürſten noch aufgeklärte Regierungen die Axt an die Wurzel des Uebels zu legen vermocht.

Unter den katholiſchen Prieſtern befinden ſich, namentlich in unſern proteſtantiſchen Gegenden, ſo manche treffliche, durch Bildung und frommen Wandel ausgezeichnete Männer. Aber wer die Geſchichte der letzten ſieben Jahrhunderte, wer den Charakter der Geiſtlichen in rein katholiſchen Gegenden kennt, im Großherzogthum Poſen, in Italien, wo unter je 23 Menſchen Einer ein Prieſter iſt, in Frankreich, ſelbſt in Belgien, — der möge beurtheilen, inwieweit jener ehedem katholiſche Geiſtliche Recht hat, welcher in ſeinem Ingrimm ausruft: „Durch das Cölibat iſt der Klerus in eine die Menſchheit verpeſtende Rotte verwandelt worden, — mit wenigen Ausnahmen.“ Man müßte in der That zufrieden ſeyn, wenn Hang zu Zerſtreuungen, Spielſucht, unmäßiges Trinken und das Regiment der Köchin im Pfarrhauſe die einzigen Folgen jenes heilloſen Geſetzes geweſen wären.

Niemand hat ſchöner und eindringlicher gegen das Cölibat geſchrieben als P. L. Courier, der in ſeiner Heimath, der Touraine, dem wahren Herzen Frankreichs, die Folgen deſſelben beobachtete. „Man denke ſich (ſpricht er ungefähr*), daß ſolch ein Geiſtlicher das

zu den Bürgern: „Freunde, ihr ſeid uns großen Dank ſchuldig. Wir ſind euch nützlich geweſen.“ Quando enim primo huc venimus, tria vel quatuor prostibula invenimus. Sed nunc recedentes unum solum relinquimus, verum ipsum durat continuatum ab orientali porta civitatis usque ad occidentalem. Matth. Paris. 1251.

* Réponses aux lettres anonymes (1823 geſchrieben, wenn ich nicht irre)

Seminar verläßt, 25 Jahre alt, kräftig, klug, gut, voll des beſten Willens, wie ich deren gekannt habe. Er legt das furchtbare Gelübde ab, meiſt ohne zu wiſſen, was er thut. Sofort übergiebt man ihm die Frauen und Jungfrauen ſeiner Gemeinde. Man legt den brennenden Zunder dicht neben das Pulver; denn (ſagt man) das Pulver hat verſprochen, nicht Feuer fangen zu wollen. Eine Frau darf er nicht haben; ſo lebt er denn mit allen, und zwar im Mittelpunkte ihres verborgenſten Treibens. Was die Frau vor ihrem Manne ſorgſam verdeckt: ihre Fehltritte, ihre geheimſten Herzensregungen, Neigungen und Wünſche, — der Prieſter muß es wiſſen.

„Nun ſtelle man ſich vor, wie er in der Dämmerung eines Sommerabends hinten in der Kirche im Beichtſtuhl auf die junge Büßerin wartet, die er liebt —

„Man wird mir da einwerfen: Sein heiliges Amt! ſein Gelübde! — Ich ſage: es hält kein Gelübde Stich. Ich ſage noch mehr: er liebt die jungen Mädchen in ſeiner Gemeinde ſo ziemlich alle. Nur zieht er Eine vor, die ihm anmuthiger, ſittſamer und klüger ſcheint, als die übrigen. Er würde ſie heirathen und zu einer braven und tugendhaften Frau machen, wenn der Pabſt nicht wäre.

„Man ſtelle ſich alſo vor, wie ſein Herz zittert, da er ſie kommen hört. Sie kniet nieder; ſie murmelt ihre Beichte; ſie ſprechen mit einander, ihr Athem vermiſcht ſich, ſie ſind allein — was iſt von ſolch einer Situation zu halten?

„Zu Rocca di Papa in Italien (erzählt er weiter) war ich bei dem Vikar einquartirt* und wurde krank. Er beſuchte mich oft, um mich zu bekehren, wie er ſagte, und ſprach zu mir von Gott, an den ich weit öfter dachte, als er, nur in anderer Weiſe. Ich hörte ihn gern; denn er redete toskaniſch und drückte ſich vortrefflich in dieſer göttlichen Sprache aus. Als ich geſund war, ſprach ich eines Tages zu ihm: „„Lieber Abbé, morgen komme ich zu Dir zur Beichte, wenn Du Dich verheirathen und glücklich ſein willſt. Du kannſt es nur mit einer Frau ſein, und ich kenne Die, welche Du nöthig haſt.““

in den oeuvres compl. bei Didot (1 vol.). Obiges ſchreibe ich nach dem Gedächtniß, da mir das Original nicht zur Hand iſt.

* Als Offizier der franzöſiſchen Armee. — Man tadle die Digreſſionen dieſes Kapitels nicht; einmal bei dieſem unſeligen Verbot der Prieſterehe angekommen, konnte ich es nicht unterlaſſen, ſeine Folgen zu ſchildern.

Er hielt mir die Hand auf den Mund und ich sah, wie sich seine Augen mit Thränen füllten.

„Aber der Pabst will lieber, daß der Priester ein Mörder und Ehebrecher, als daß er verheirathet ist."

XIV.

Ich kehre zu Heinrich zurück. Er brach im Januar 1047 von Rom auf und zog gen Süden. Wie Kaiser Otto I. einst in Jütland seinen Speer ins Meer geschleudert, wo es seinem Vordringen gegen die Dänen ein Ende setzte, — so (heißt es) stand in Italien eine Säule an der Stelle, wo lange vor ihm Karl der Große den Speer ins Mittelmeer geworfen und auf diese Weise die Südgränze seines großen Reiches bezeichnet hatte.

Bis dorthin wollte Heinrich mit seinem Heere ziehen. Aber es regnete unaufhörlich; er kam nur bis Kapua. Dort fanden sich die Häupter der südditalischen Normannen in Demuth ein,* Graf Drogo von Apulien und Rainulf von Aversa, brachten ihm sehr viele Pferde und sehr viel Geld, und er belehnte sie mit den Landschaften, deren sie sich bemächtigt. Benevent, welches ihm trotzig die Thore schloß, nahm er sich nicht die Zeit, zu belagern, sondern kehrte im März um, wohl auch, weil die heiße Jahreszeit nahte, wo (wie die Italiener sagten) „die an ewige Kälte gewöhnten Deutschen in Unteritalien nicht verbleiben konnten."

Mit diesem Zuge nach Italien begann also die Reform und Erhöhung des päbstlichen Stuhles, unter dem Schirm und der Abhängigkeit von Heinrich III., und ward vollendet nach seinem Tode, selbständig und unabhängig, seit jener Hildebrand, mit seiner Einsicht in die innern Zustände des Abendlandes, seiner Entschlossenheit und seinem Glücke, die Politik des päbstlichen Stuhles leitete. Nur diese Einsicht in die innern Verhältnisse des Feudalstaates, wie ich sie im ersten Buche beschrieben, läßt es begreifen, wie die Päbste, ohne eine eigene, große Armee zu haben, deutsche Kaiser zu demüthigen, gegen den französischen König mitten in Frankreich den Bannfluch zu schleudern, im folgenden Jahrhundert den mächtigsten

* Hermann von Reichenau: Duces Nordmannis, qui in illis partibus commorantur, constituit.

Plantagenet zu schimpflicher Buße zu zwingen und fast immer über ihre Feinde zu triumphiren vermochten.

Nämlich die stets gewisse Aussicht, in Deutschland, in Frankreich und selbst in England unter den Fürsten, den Herzögen und Grafen, mächtige Bundesgenossen zu finden gegen den Landesherrn, gab ihnen den Muth, so Großes zu unternehmen, und sicherte ihnen den Erfolg.

Wie festgegründet schien Heinrichs III. Thron! „Es steht fest," sprach er mit stolzer Zuversicht, „daß wir durch Gottes Gnade erhoben sind über alle Sterblichen." Aber auch sein Thron stand auf trügerischer Asche, unter der das Feuer glühte. Er war beim Volke sehr beliebt.* Freilich verlautete wohl, auch bei ihm fänden arme Leute nicht schnell genug Gehör; auch er schnöbe wohl einen Bauer, der vor ihm Klage zu führen käme, mit den üblichen Worten an: „Warte, bis ich Zeit habe." Ferner klagten besonders die Fürsten, er sey nicht freigebig genug.

Aber das Volk segnete ihn doch, weil er den Frieden im Lande aufrecht hielt und den ungeschlachten Rittersleuten das Rauben wehrte. Einem Bettler, der vor der St. Emmeranskirche zu Regensburg zu sitzen pflegte, träumte, er würde von einem gewaltigen Wesen dahin getragen, und da sie vor einem Hause mit glühenden Metallwänden vorüber kamen, fragte er, was für eine Behausung das wäre. Der Geist erwiederte, dort litten Diejenigen Strafe, welche sich angemaßt, dem Kaiser Heinrich zu widerstehen, der überall Frieden stiften wolle. „Denn (sagt Mönch Othlon, der dieß erzählt) obwohl der Kaiser besonders wegen seines Geizes tadelnswerth ist, so steht Gott ihm doch bei, weil er den Frieden aufrecht erhält." Manche Züge werden berichtet von seiner Leutseligkeit; von dem Humor, womit er einen Spion, der sein Lager auskundschaften will, reichbeschenkt entläßt, oder von der fürstlichen Milde, womit er gegen einen Abt verfährt, der ihm ein gestohlenes Pferd zum Geschenk bietet. Und die Bischöfe verehrten ihn fast sämmtlich wegen seines Eifers für die Kirche und waren ihm gehorsam, so daß sie wohl einem Abt, der

* Siehe Arnulf von Mailand III, 6. Rudolf Glaber nennt ihn cunctis pariter amabilis; der Anonymus Haserensis: gloriosissimus imperator u. s. w. „Constat nos divina disponente gratia ceteris supereminere mortalibus," sagt er selbst. (Cod. dipl. Fuld. 762. Urk. von 1049.)

zum Bischof gewählt, den Lehnseid nicht leisten wollte, weil die Regel jeden Schwur verbot, voll Unwillen zuriefen: „Wer könnte es wagen, dem Kaiser in seiner Pfalz Gehorsam zu verweigern?“ — Nach seinem Tode empfand man es nur zu sehr, daß seine Regierung eine goldene Zeit für Deutschland gewesen. Unter ihm, sagte man, wären die Bischöfe enthaltsam gewesen und Schützer des Rechtes, und die Geistlichen in der strengsten Disciplin gehalten worden. Damals hätte Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Wissenschaft und Zucht geblüht, wovon seitdem kaum „Spuren eines leeren Schatten“ übrig geblieben. *

Wie schön sind nicht die Worte, mit welchen Kardinal Damiani den großen Kaiser feiert. „Der Allmächtige (spricht er) hat seinem getreuen Diener viele fremde Nationen unterworfen, die tyrannische Wildheit seiner Gegner gebändigt und die rebellischen Unterthanen gebeugt. Die ganze Kirche innerhalb der Gränzen des römischen Reiches ist durch ihn aus den Ketten der alten Verdammniß erlöst worden; sie singt ihm: Du hast meine Bande zerrissen, o Herr; Dir will ich Dank opfern!“

— „Und so glänzte sein Ruhm nah und fern; nur die, welchen die Anarchie Vortheil brachte, haßten seine Macht und klagten, die alte deutsche Freiheit ginge unter.“ **

Ja, die meisten deutschen Fürsten waren sehr mißvergnügt. Wie Heinrich gegen Gottfried den Bärtigen und dessen Genossen, die Grafen Balduin von Flandern und Dietrich von Holland, lange Krieg zu führen hatte: so wurden die letzten Jahre seines Lebens verbittert durch die Ränke des letzten der Welfen aus dem Mannsstamm (Herzogs von Kärnthen † 1055), des Herzogs Konrad von Baiern, ja seines eigenen Oheims, des Bischof Gebhard von Regensburg, der es mit den Mißvergnügten hielt. Und als er 1048 zu Erzbischof Adalbert von Bremen zog und in Lesum von demselben bewirthet wurde, sagte man ihm an, Graf Dietmar, der Bruder des Sachsenherzogs Bernhard, stünde ihm nach dem Leben und ginge

* Orderich Vitalis erzählt: 1056 starb Kaiser Heinrich, mit dem Beinamen: der Gute. In der vita Altmanni heißt er: Der Fromme.

** Das sind ungefähr Tacitus' Worte über Italicus, den Neffen des Arminius, und sein Verhältniß zu den Häuptlingen der Cherusker, deren König er

damit um, ihn dort zu ermorden. Im gerichtlichen Zweikampf gegen den Kläger, Arnold, einen seiner Ritter, ward Dietmar erschlagen. Es war in der Pfalz zu Pöhlde bei Scharzfels am Harz, am 30. September 1048.

An der Autorität indessen, welche Heinrich namentlich seit 1047 in der Kirche besaß, nahm auch mancher Bischof Anstoß. Der treffliche Wazo von Lüttich klagte wiederholt: weltliche Macht herrsche zu sehr in der Kirche; der Kaiser griffe wider Recht in Sachen ein, wo er keine Befugniß hätte; der Pabst hätte in geistlichen Dingen über die Geistlichen zu richten, nicht der Kaiser. Ein hoffnungsvoller junger Geistlicher aus Köln, Namens Wiger, den Heinrich zum Erzbischof von Ravenna gemacht, ward angeklagt: noch ehe er ordinirt worden, sei er im bischöflichen Ornat bei der Messe erschienen. Als ihn Heinrich nach Aachen berief und vor den Bischöfen zur Rechenschaft forderte, gab Wazo, um seine Meinung befragt, unerschrocken sein Urtheil dahin ab: „wir sind Euch Rechenschaft schuldig über weltliche Sachen, aber über gottesdienstliche dem Pabst; ist er in der Verwaltung des weltlichen Gutes, das Ihr ihm anvertraut, untreu oder nachlässig gewesen, dann liegt es Euch ob, ihn zu richten; hat er sich aber gegen die kirchliche Ordnung vergangen, so muß der Pabst ihn richten."

Auch die Synode zu Sutri gefiel ihm nicht. Wenn er die Geschichte der Päbste, ihre Beschlüsse und die Satzungen der Kirche studirte, so fand er darin, ein Pabst — sein Leben möge seyn, wie es wolle — sei auf's Höchste zu ehren und dürfe von Niemandem gerichtet, überhaupt dürfe die Klage eines niedriger Stehenden gegen einen Höheren nicht angenommen werden. Und da Pabst Clemens vor Gregor VI. starb, schrieb er an den Kaiser, das hätte sicher Gott so gefügt, damit Gregor VI. wieder auf den apostolischen Stuhl erhoben würde, welcher von Leuten abgesetzt wäre, die kein Recht dazu hätten; er möchte keinen Andern an Gregors Stelle setzen; der Pabst

eine Zeit lang war. „Jamque apud proximos, jam longius clarescere, quum potentiam ejus suspectantes, qui factionibus floruerant, — — testificantur, adimi veterem Germaniae libertatem." Annal. XI. 16. Ich führe sie an, zum Beweis, wie alt jener Hang nach „Freiheit" und Schwächung der Centralgewalt unter den deutschen Großen gewesen ist. Freilich war es im Mittelalter in Frankreich, England, Italien, kurz allen Lehnstaaten nicht besser.

dürfe nur von Gott gerichtet werden. „Bei Gott und dem Eide, den ich Euch geſchworen (ſchrieb er), ich finde hierüber nichts Richtigeres, als dieſe meine Anſicht.“

Eine Anſicht, mit welcher er unter den Biſchöfen keineswegs allein ſtand.

XV.

Clemens II. erkrankte in einem Kloſter in der Mark Ancona und ſtarb bald, nachdem er nicht 10 Monate Pabſt geweſen, wie Einige behaupteten, an Gift, — und das iſt nicht unwahrſcheinlich; denn in ſolchen Sachen war man in Italien nicht ſkrupulös.

Sogleich ſuchte man an des Kaiſers Macht zu rütteln.

Zwar zu Rom ſelbſt (erzählen die römiſchen Annalen) „verſammelte ſich das Volk und ſchickte Boten und Schreiben an den Kaiſer, wie Knechte an den Herrn, Söhne an den Vater, damit er ihnen einen keuſchen, gütigen Hirten von reinen Sitten gebe für die heilige römiſche Kirche und die ganze Welt.“

Allein der greiſe Markgraf Bonifazius von Toskana, der mächtigſte Fürſt in Italien, welcher ſüdlich von den Abbruzen und nördlich von der Etſch gebot, hatte mit Unwillen geſehen, wie nun deutſcher Einfluß rings um ihn her wieder Raum gewann. Er war außerordentlich reich und ſehr klug.* Als er einſt um ſeine zweite Gemahlin warb, Beatrix, Tochter Herzog Friedrichs II. von Oberlothringen, begleiteten ihn dreihundert Ritter auf ſilberbeſchlagenen Pferden; aber die Hufeiſen (ſagt man) waren nur loſe angenagelt, damit das eine und andre verloren ginge, und die Bauern es fänden.** Drei Monate dauerte die Hochzeit, und der Wein ſtrömte aus Brunnenröhren. Seine Miniſterialen waren ſo begütert, daß Einer derſelben, ein Vicecomes Albert, Heinrich dem III., da er 1046 nach

* Hermann von Reichenau 1052: Bonifacius, ditissimus Italiae marchio, immo tyrannus. Adam von Bremen III, 30: marchio Bonifacius, callidissimus Italorum dux.

** So Donizo in der vita Math. — Beiläufig: Dr. Fraas ſagt in ſeiner Landwirthſchaftslehre (Neue Encyklopädie. Stuttgart.), erſt 1185 ſei ausdrücklich von Hufeiſen die Rede. Indeſſen im 11. Jahrhundert und auch früher wurden die Pferde allgemein beſchlagen. S. Bruno de bello Saxon. c. 79. In Lanfranc's Kloſterordnung heißt es vom Frater Kämmerer: „er liefert die Eiſen, womit des Abtes Pferde beſchlagen werden.“

Mantua kam, dreihundert ſchöne Pferde zum Geſchenke brachte. Der Kaiſer lud ihn zur Tafel. Er war halb todt vor Schrecken, daß er mit ſeinem Gebieter, dem Markgrafen, an einem Tiſche ſpeiſen ſollte, und bat ihn fußfällig, deßhalb nicht zu zürnen.

Jetzt nun, da Clemens ſtarb, dachte Bonifazius zunächſt den apoſtoliſchen Stuhl vom Einfluß des Kaiſers zu befreien. Pabſt Benedikt wohnte in Tuskulum; er ward mit Geld verſehen, ein Theil der Römer gewonnen, und von Neuem reſidirte der dreimal Vertriebene im Lateran.

Heinrich inzwiſchen hatte den Biſchof Poppo von Brixen zum Pabſt ernannt, welcher den Namen Damaſus II. annahm. Derſelbe zog mit dem Kaiſer von Pöhlde am Harz, wo ſie Weihnachten (1047) gefeiert, nach Süddeutſchland und machte ſich dann auf den Weg zum Markgrafen Bonifazius. Denn die Herrn der weißen Veſte Kanoſſa mußten ſtets den Pabſt nach Rom geleiten. * Bonifazius ſprach: „Ich kann nicht mit dir nach Rom gehen; die Römer haben Benedikt zurückgeführt, er hat ſeine frühere Macht wieder und findet überall Gehorſam. Darum kann ich nicht mit dir ziehen, bin überdieß ſchon ein alter Mann.“ So kehrte Damaſus um und erzählte Alles dem Kaiſer. Dieſer nun erkannte Bonifazius' Liſt und Untreue und ſchrieb ihm: „Du haſt einen kanoniſch abgeſetzten Pabſt wieder in ſeine Würde eingeſetzt und unſern Befehl mißachtet. Wenn du das nicht änderſt, ſo diene dir zur Nachricht, daß ich alsbald kommen und es wider deinen Willen ändern werde.“ Da ſah Bonifazius, daß er Nichts ausrichtete, ſchickte einen Geſandten nach Rom, der Benedikt aus der Stadt brachte, und kam dann mit Damaſus nach. Doch war viel Zeit darüber verfloſſen. Erſt am 17. Juli ward Damaſus ordinirt und ſtarb, nachdem er 23 Tage, nicht länger, den päbſtlichen Stuhl inne gehabt.

Lange, ſcheint es, fand der Kaiſer unter den Biſchöfen Keinen, der geeignet oder geneigt war, die ſchwere Laſt der päbſtlichen Tiara zu tragen. Endlich fiel ſein Auge auf Biſchof Bruno von Toul (aus dem Geſchlecht der Grafen von Egisheim im Elſaß), der als Pabſt Leo IX. hieß und während der fünf Jahre ſeiner Regierung den

* Benzo. Panegyric. in Henr. IV. L. II, 13.

Grund zur Emancipation und ſpätern Macht des apoſtoliſchen Stuhles legte.

In Gegenwart der römiſchen Geſandten erklärte er dem Kaiſer, die Wahl nähme er an unter der Bedingung, daß Klerus und Volk zu Rom beiſtimmten. Er feierte Weihnachten 1048 zu Toul, legte dann Pilgerkleider an und zog über Augsburg durch Tyrol und das Thal der Etſch nach Italien. Barfuß und in Demuth kam er zu den Römern, die ihm unter Hymnengeſang entgegen zogen. In der Stadt erklärte er, der Kaiſer hätte ihn zum Pabſt beſtimmt; aber nach dem Recht der Kirche müßte die Wahl durch Klerus und Volk vorangehen; wenn ſie nun die Wahl des Kaiſers nicht billigten, ſo würde er gern in das Vaterland heimkehren. Aber die Römer nahmen ihn mit Freuden auf; er beſtieg am 12. Februar 1049 den päbſtlichen Stuhl.

So erzählt Wibert, der damals Archidiakonus in Toul war und Leo genau kannte. Andere,* und zwar zuerſt Biſchof Bonizo von Sutri, der um 1086 ſchrieb, berichten, Leo wäre von Toul über Beſançon nach Augsburg gereist. In Beſançon hätte ſich Abt Hugo von Clügny ihm vorſtellen wollen, aber ſein Prior Hildebrand hätte ihm abgerathen; denn Leo, der die Wahl des Kaiſers angenommen, ſei nicht apoſtoliſcher Pabſt. Hugo hätte dieſe Worte Leo hinterbracht, der dann mit Hildebrand geſprochen und auf deſſen Rath im Pilgergewande nach Rom gereist wäre.

Dieſe Geſchichte iſt nicht geradezu unmöglich; mir jedoch iſt es wahrſcheinlicher, daß Leo um die Zeit der Rheimſer Synode (Oktober 1049), wo auch Abt Hugo ihn begleitete, Hildebrand kennen gelernt und mit nach Rom genommen hat. Nämlich Bonizo ſtellt zunächſt das Verhältniß zwiſchen Leo und Hildebrand falſch dar. Hildebrand iſt nicht Leo's Mentor geweſen. Deſiderius (ſeit 1058 Abt von Monte Caſino), der Beide gekannt, ſagt ausdrücklich, Hildebrand ſei von Leo ausgebildet worden.

* Verbreitet war dieſe Geſchichte jedenfalls. Bruno (ſeit 1079 Biſchof von Segni in der römiſchen Kampagna, ſeit 1107 Abt von Monte Caſino), ein Freund Hildebrands, verſetzt ſie nach Worms. Er ſagt, Hildebrand, ein Mönch aus Rom, wäre damals nach Deutſchland gegangen, theils um zu lernen, theils um in ein deutſches Kloſter zu gehen. Er ſcheint weder gewußt zu haben, daß Hildebrand mit Gregor VI. nach Deutſchland gekommen, noch daß er in Clügny geweſen.

Ferner: wenn auch Leo vielleicht von seinen Verwandten im Elsaß Abschied nahm, so wäre es doch eine sonderbare Reiseroute, die von Toul über Besançon nach Augsburg führte. Man müßte annehmen, Leo hätte sie unterwegs geändert. Und endlich bedenke man: Leo hat am 27. Dezember Toul verlassen. Am sechsten Tage nachher (1. Januar 1049) ist erst Abt Odilo in Clügny gestorben. Der Prior Hugo war damals gar nicht in Clügny, sondern befand sich auf der Rückreise vom Hofe mit den reichen Geschenken des Kaisers östlich vom Neuenburger See im Kloster Payerne (Kanton Waad). Hier war es, wo er den Tod seines Abtes vernahm.* Wäre Hugo nun auch am 3. Januar gewählt worden (geweiht wurde er am 22. Februar), so würde er doch sicher erst am 4. Januar von Clügny aufgebrochen sein, und von Clügny nach Besançon hatte man zwei Tagereisen. — Kurz: Leo müßte in 12 bis 15 Tagen die 25 Meilen von Toul nach Besançon zurückgelegt haben, um dann in 30 Tagen auf dem Umwege über Augsburg im strengsten Winter die Alpen zu übersteigen und nach Rom zu reisen. Ich glaube, es ist hier Hildebrand passirt, was so vielen großen Männern vor ihm, nämlich: daß seine Anhänger ihn noch größer zu machen suchten, als er war.

Leo war ganz ein apostolischer Mann, von vornehmer Abkunft, weise, fromm, gelehrt. Er war wie ein neues Licht, das der Welt aufging. Die Kirche ist von ihm gänzlich neu belebt worden. So spricht von ihm Einer, der ihm oft bei der Messe das Evangelium gelesen hat, Abt Desiderius von Monte Casino. Nur war er für eine so rohe Zeit fast zu sanftmüthig und mitleidig. Seine Umgebung tadelte ihn bisweilen, daß er für schwere Verbrechen nur geringe Bußen auferlege; durch solche Strafloſigkeit würden unverständige Menschen zu jedem Frevel angespornt. Er erwiederte indessen, Christus hätte nirgends die Sünder mit Fasten und Geißelung gestraft, sondern nur gesprochen: Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr.

Sogleich entwickelte er persönlich eine Thätigkeit, wie kaum ein anderer Pabst es je gethan. Noch spie Rom nicht jene Schwärme

* So Erzb. Hildebert von Tours in seinem Leben Abt Hugo's. Er kannte Hugo persönlich, aber daß er Mönch in Clügny gewesen, wie Einige wollen, ist nicht wahrscheinlich.

von Legaten aus, die seit Gregor VII. überall thätig waren; sondern er, der heilige Vater selbst, macht sich auf, zieht vom Gargano nach Champagne, von Holland nach Ungarn, scheut nicht die Anstrengung, so lange Zeit im Sattel zu sitzen, nicht Eis und Abgründe der Alpen, nicht den Zorn des Königs von Frankreich: um in Italien, Frankreich und Deutschland Synoden zu halten, die Simonie zu bekämpfen, die Ehen der Geistlichen zu verbieten und auf Befolgung der Kirchengesetze zu bringen. Jährlich um Ostern hält er Synode zu Rom; er versammelt die lombardischen Bischöfe zu Pavia, französische zu Rheims, die deutschen zu Mainz. Dabei erfährt er wohl manchen Widerstand: die französischen Bischöfe folgen seiner Einladung zur Synode in Rom nicht; Heinrich I., dem die Gesetze gegen Simonie unbequem sind, hindert sie sogar nach Rheims zu ziehen, so daß nicht der fünfte Theil erscheint; die Stadt Nantes weigert sich, den Bischof aufzunehmen, welchen Leo ihr bestimmt; selbst der vortreffliche Liutpold von Mainz hat wohl Streit mit ihm; — und in Unteritalien, wo er der Tyrannei der Normannen ein Ende setzen will, erliegen seine 700 heldenmüthigen Schwaben, von feigen Italienern verlassen, vor fünffacher Uebermacht und der verzweifelten Entschlossenheit der Söhne Tankreds von Hauteville.

Aber die Hauptsache erreichte er. Der apostolische Stuhl, von dem bisher mancher Bischof kaum gemerkt hatte, daß er in der Welt existire, machte seine Autorität in der Person dieses ganz makellosen Pabstes allenthalben fühlbar und geltend. Und ferner gab Leo zu Rom selbst dem päbstlichen Thron, diesem Centrum der Kirche, ein ganz neues Ansehen, indem er auf seinen Reisen unter den Geistlichen, die er traf, solche ausersah und nach Rom zog, von denen er ein tüchtiges Mitwirken erwarten durfte, namentlich aus Lothringen und Burgund. Darunter befanden sich sein Kanzler Friedrich, Gottfrieds des Bärtigen Bruder, früher Domherr zu Lüttich, wo er erzogen war, und Hildebrand, der ihm auf sein Gebot aus Clügny, wiewohl wiederum ungern, über die Alpen folgte.

Gegen Heinrich III. und die Stellung, welche er seit der Synode von Sutri behauptete, unternahm man direkt Nichts; aber auf das Schärfste sprach man es aus in jenem Kreise von Kardinälen, welchen Leo bildete, daß des Kaisers Macht unberechtigt sei. Leo selbst stellte

1049 zu Rheims an die Spitze der Synodalbeschlüsse den Satz: „Niemand soll ohne Wahl von Klerus und Volk ein Bisthum übernehmen.“ Wie hätte er die Weise, in welcher Heinrich bisher den päbstlichen Stuhl besetzte, billigen sollen.

Wichtiger noch sind die Grundsätze, die wir in Leo's Briefe an den griechischen Kaiser Michael vom Jahre 1054 lesen. „Ueber den römischen Stuhl (heißt es dort) darf kein Sterblicher zu Gericht sitzen. Kaiser Konstantin hat den päbstlichen Stuhl über den kaiserlichen erhöht, über die vier Sitze zu Alexandrien, Antiochien, Jerusalem und Konstantinopel und über alle Kirchen der Welt, und nach seinem Urtheil soll Gottesdienst und Glaube der Christen sich richten.“ — Die Schenkung Konstantins ist fast ganz in jenes Schreiben aufgenommen. Alle Insignien des Pabstes, selbst Dienerschaft und Gefolge mit ihrer Tracht, sind genau darin verzeichnet. „Die Krone von unserm Haupte (spricht Konstantin) haben wir ihm abgetreten; das weiße Phrygium um seinen Scheitel gelegt, die Zügel seines Pferdes gehalten und ihm Stallmeisterdienste geleistet. Damit nun die päbstliche Würde nicht geschwächt werde, sondern Glanz und Macht mehr als das Kaiserthum habe, schenken wir unserm Vater Sylvester unsern Palast, die Stadt Rom und alle Provinzen, Städte und Ortschaften Italiens. Darum haben wir auch unsere Residenz nach Byzanz verlegt; denn es ist nicht billig, daß der irdische Kaiser da Macht habe, wohin der himmlische Kaiser das Kirchenregiment und das Haupt der christlichen Religion gesetzt hat.“

Kardinal Humbert endlich stellt (in seinem sehr breiten Werke gegen die Simonie) Sätze auf über die Investitur, wie sie zwanzig Jahre später kaum schärfer ausgesprochen worden sind.* „Die Ordnung bei der Investitur ist ganz verkehrt. Eigentlich sollte Klerus und Volk, unter Leitung des Erzbischofs, die Wahl vornehmen und dann die Zustimmung des Fürsten einholen. Jetzt aber ist es die weltliche Macht allein, welche wählt und bestätigt; und Klerus, Volk und Erzbischof müssen, wohl oder übel, beistimmen. Wie können Laien Krummstab und Ring vergeben, da dieß kirchliche Sakramente sind? Wer Stab und Ring zu vergeben hat, der

* In Marten. et Durand. thes. V. S. 779 ff. lib. III. cap. 6. 11. 15. Das Werk ist freilich erst etwa 1058 geschrieben, nach Heinrichs III. Tode.

verleiht damit die ganze bischöfliche Gewalt. Was bleibt denn der Gemeinde und dem Metropoliten übrig, als beizustimmen?" — „Daß die deutschen Kaiserhäuser stets so schnell aussterben, das ist Gottes Strafe für die Anmaßung der geistlichen Gewalt." — Ja, er spricht den furchtbaren Grundsatz aus: „Wenn Bischöfe und Kleriker sich nicht bessern, müssen die Laien einschreiten." — Das ist später wirklich geschehen, die Laien sind wirklich eingeschritten: auf Befehl von Rom stürzte sich der Pöbel wie eine hungrige Meute auf die Priester, vornehmlich damit sie ihre Frauen entließen. Natürlich trieb nicht Frömmigkeit, sondern Gier nach Raub die Laien hierzu an. —

Den Römern freilich sagte Leo wenig zu, weil er, statt den unersättlichen Schlund ihrer Habgier zu füllen, alle Schätze, die er besaß und erwarb, an Arme, Wittwen und Waisen gab. So umschlich auch ihn Verrath und Tücke: es geschah einst, daß unter den Speisen ein vergifteter Fisch auf die Tafel gesetzt ward. Der Pabst aß nicht davon, aber Alle, die davon gekostet, darunter Erzbischof Halinard von Lyon, starben nach acht Tagen oder langem Siechthum.

Als Leo fühlte, daß sein Ende nahe, ließ er sich in seinen Sarg legen und in die Peterskirche tragen. Gleich stürzten die Römer nach ihrer Weise in den Lateran, um seine Hinterlassenschaft zu plündern. Er inzwischen entschlummerte vor dem Altar sanft und schmerzlos. Es dauerte geraume Zeit, bevor die Anwesenden merkten, daß er verschieden war. (19. April 1054).

Nach Leo's Tode soll Kaiser Heinrich — fromm und gerecht, wie er war — auf die Initiative bei der Pabstwahl verzichtet haben. Bischof Gebhard von Eichstädt (aus einem schwäbischen Grafenhause) war damals Heinrich's erster Minister. Seine Kunde und Gewandtheit in Rechtssachen und in der Verwaltung, seine Umsicht in der Politik, seine Kenntniß der Reichszustände und seine Zuverlässigkeit war so groß, daß der Kaiser seines Rathes und Beistandes kaum entbehren konnte. Noch ein Jahr vorher hatte Heinrich ihm die Verwaltung von Baiern übertragen; denn der treulose Herzog Konrad war durch Urtheilspruch der Fürsten abgesetzt und lebte in Ungarn.

Dieſen Mann nun forderten die römiſchen Geſandten — Hildebrand an der Spitze — vom Kaiſer zum Pabſt und wollten keinen Andern, obwohl er die Wahl ablehnte. In Italien waren inzwiſchen Ereigniſſe eingetreten, die es auch Heinrich höchſt wünſchenswerth erſcheinen ließen, einen Mann, wie Gebhard, auf dem päbſtlichen Stuhl zu ſehen. Im Frühjahr 1055 zu Regensburg gab er endlich nach und ſprach zum Kaiſer: „Siehe, ich ergebe mich gänzlich mit Leib und Seele dem heiligen Petrus und obwohl ich weiß, daß ich jenes Amtes nicht würdig bin, ſo gehorche ich doch Eurem Befehl, nämlich unter der Bedingung, daß auch Ihr dem heiligen Petrus gebet, was ihm gebührt.“ Der Kaiſer nahm dieſe Worte ſehr huldvoll auf, und Gebhard ging nach Rom, wo er als Pabſt den Namen Viktor II. annahm. —

Was Hildebrand betrifft, ſo war er ſicher dem Kaiſer ſchon bekannt von Gregor's VI. Zeiten her. Stets erkannte er dankbar an, daß ihn unter allen Italienern Heinrich ganz beſonders ausgezeichnet hätte. Man muß annehmen, daß Heinrich die großen Eigenſchaften des unanſehnlichen, häßlichen Mönches und ſeinen Einfluß in Rom wohl durchſchaute. Wenn es indeſſen wahr iſt, daß der Kaiſer auf Hildebrand's Vorſtellungen hin die Papſtwahl durch Klerus und Volk (unter Vorbehalt kaiſerlicher Beſtätigung) nachgab, * ſo wird es auf der andern Seite auch wohl wahr ſein, daß er ihn einen leiblichen Eid ſchwören ließ, nie würde er bei ſeinen oder ſeines Sohnes Lebzeiten ſelbſt Pabſt werden, oder ſo viel an ihm wäre, einen Andern zum Pabſtthum gelangen laſſen, ohne ſeine oder ſeines Sohnes Zuſtimmung. Wenigſtens lebten 1076 viele Biſchöfe, welche behaupteten, Augenzeugen dieſer Sache geweſen zu ſein. **

XVI.

Mancherlei Sorgen ſtürmten damals auf den Kaiſer ein; mehr als früher zogen drohende Gefahren auf, denen es vielleicht ſchwer war die Spitze zu bieten.

* So erzählt Biſchof Bonizo in ſeinem liber ad amicum de persecutione ecclesiae. Doch iſt es mir unwahrſcheinlich.

** So ſteht in dem Schreiben der deutſchen Biſchöfe an Pabſt Gregor VII. aus Worms 1076.

Kämpfe gegen äußere Feinde gab es freilich nicht mehr; denn die kleinen Reibungen mit Heinrich I. von Frankreich gingen schnell vorüber. Während der Abwesenheit des Kaisers 1046—47, da im Reiche wenig Ritter waren, und die Bauern sorglos keinen Krieg fürchteten, sollen französische Ritter (vielleicht auch sein Schwager, Graf Balduin von Flandern, und Gottfried der Bärtige) den König gebeten haben, Lothringen zu erobern, und die Pfalz zu Aachen, die von Rechtswegen ihnen gehörte. Damals soll Bischof Wazo von Lüttich durch seine Mahnungen den Frieden aufrecht erhalten haben: es sei ein Diebstahl und eines Königes unwürdig, einem Fürsten, der auf einem fernen Zuge begriffen, inzwischen in's Land zu fallen; er möchte den Frieden zwischen den beiden Reichen Deutschland und Frankreich nicht stören, die, wenn sie zusammenhielten, die ganze Welt nicht zu fürchten hätten. — Noch 1056 in einer Unterredung zu Ypsch (Ivois) an der französischen Gränze kam der König auf die Klage zurück, wider Recht hätte der Kaiser Lothringen, welches eigentlich zu Frankreich gehörte, ihm so lange vorenthalten. Der Kaiser gerieth in Eifer und forderte den König zum Zweikampf heraus; mit dem Schwerte wollte er sein Recht beweisen. Aber so weit ließ es der Kapetinge nicht kommen: er entwich heimlich in der folgenden Nacht.

Auf die Herzöge im Westen konnte sich Heinrich wohl verlassen, auf Friedrich von Niederlothringen, Gerhard von Oberlothringen, Otto von Schwaben. Allein Balduin war noch immer in Waffen; den sächsischen Fürsten war nicht zu trauen; der abgesetzte Konrad von Baiern brütete in Ungarn über Plänen, sein Herzogthum wieder zu erlangen; Welf von Kärnthen ging mit Anschlägen gegen des Kaisers Leben um.

Diese Verhältnisse veranlaßten wohl Gebhard von Eichstädt 1052, den Kaiser vom Zuge gegen die Normannen abzumahnen, welchen Pabst Leo so sehr wünschte. Und, scheint es, die beständig drohende Gefahr, dem Stahle irgend eines von den Fürsten gedungenen Mörders zu erliegen, verfinsterte auch des Kaisers sonst so heiteren Geist; denn, sagt Mönch Herrmann von Reichenau, Groß und Klein klagte, er sei ganz anders, als früher.

Und nun hatte sich 1054 sein gefährlichster Gegner, Gottfried

der Bärtige, heimlich nach Italien begeben und dort eine Stellung eingenommen, welche das Schlimmste befürchten ließ. Vor fünf Jahren (1049) hatte er sich dem Kaiser in Aachen unterworfen und kam zuweilen an den Hof. Er war es, der 1052 die Ketzer zu Goslar entdeckte. Als nun im April * desselben Jahres der greise Markgraf Bonifazius, da er durch einen Wald ritt, von Feinden mit einem vergifteten Pfeile aus dem Hinterhalt erschossen ward, und seine Gemahlin Beatrix seine reichen Besitzungen erbte, unterhandelte Gottfried, wahrscheinlich durch seinen Bruder Friedrich, den Kanzler Papst Leo's, mit der jungen Wittwe, ging über die Alpen, vermählte sich mit ihr und verlobte seinen jungen Sohn Gottfried mit ihrer einzigen neunjährigen Tochter Mathilde. ** Nach dem Recht hätte Beatrix, als sie die zweite Ehe eingehen wollte, beim Kaiser anfragen müssen, ob er ihre Wahl billigte; denn der größte Theil ihrer Besitzungen bestand aus Reichslehen, und es konnte dem Kaiser nicht gleichgültig sein, wer Markgraf von Toskana war.

Welche Zustände sind nun dieß in Italien! Im Süden die Normannen, ermuthigt durch ihren neulichen Sieg über den Pabst, an ihrer Spitze die verwegensten Abenteurer von der Welt; im Norden der rastlose Krieger, der in Deutschland so lange Unheil gestiftet; und aus Konstantinopel, wohin ihn Pabst Leo gesandt, kehrt eben Kanzler Friedrich zurück, reich mit Geschenken des griechischen Kaisers beladen, die in seines Bruders Hand gefährlich werden können.

So ist es denn im höchsten Grade wichtig, daß ein Mann, wie Gebhard, den apostolischen Stuhl besteigt und Heinrich selbst macht sich ohne Verzug auf den Weg. Am 13. April 1055 ist Gebhard zum Pabst geweiht worden; am 27. Mai befindet sich der Kaiser schon in Florenz.

Gottfried ist freilich von dannen, er wird mit seinem alten Gesellen Balduin gegen Antwerpen ziehen und Herzog Friedrich dort belagern, und die lothringischen Reiter werden ihnen von dort heimleuchten. ***

* Bei Pertz in den Noten zu Lambert steht der 26. April; bei Muratori zu Donizo der 6. Mai.

** Bischof Bonizo sagt: ein Sohn und eine Tochter waren kurz vorher, ich weiß nicht durch wessen Unthat, getödtet worden.

*** Siegebert 1055.

Auch Kanzler Friedrich hat sich aus dem Staube gemacht. Seinen Schatz besitzt er nicht einmal mehr; denn Graf Trasmund von Chieti hat ihm bald nach seiner Landung an irgend einem Gehölz aufgelauert, die griechischen Schätze auf sein Schloß geführt und so die päbstliche Gesandtschaft mit leeren Händen entlassen. Da Friedrich nun weiter zieht, wird er gewarnt: Pabst Viktor habe vom Kaiser Auftrag, ihn zu fangen. So wendet er sich schnell an Abt Richer von Monte Cassino, der eben zum Kaiser nach Lucca reist, um Aufnahme im Kloster. Richer läßt ihn voraus reisen und folgt selbst von Lucca mit den kaiserlichen Gesandten, welche die Fürsten Italiens nach Florenz berufen sollen. Wie die Gesandten in die Klosterkirche treten, steht Friedrich vor dem Altar, wirft seine feinen, kostbaren Kleider ab und zieht die Mönchskutte an.

Beatrix und Mathilde dagegen, die in Florenz erschienen,* nahm der Kaiser im folgenden Winter mit nach Deutschland — denn er blieb das ganze Jahr in Italien — doch wollte er Gottfried nicht zum Aeußersten treiben. Im Frühjahr 1056 rief er ihn zu sich nach Ostfranken, gab ihm Beatrix und ihre Tochter zurück und ermahnte ihn, seinem kleinen Sohne Heinrich, der schon zum Könige geweiht war, künftig, wenn er regieren würde, treu zu sein.** Doch einen

* Lambert (1055) erzählt, sie hätte ganz unbefangen gemeint, es müsse ihr doch erlaubt sein, was nach Völkerrecht jeder Frau im Reiche frei stände, nämlich einen Gemahl nach ihrem Belieben zu wählen. — Es ist mir wahrscheinlich, daß Lambert sich dieß erdacht hat. Man trifft nur zu oft auf ähnliche Stellen, wo man ihm nachweisen kann, daß er solche von ihm ersonnene Redensarten den handelnden Personen in den Mund legt.

** So Bonizo (lib. V.). Berthold erzählt zu 1056, daß Gottfried sich dem Kaiser ergeben. Wenn Lambert die Aussöhnung zwischen Heinrich und Gottfried schon 1055 setzt (wobei er anzunehmen scheint, Gottfried sei in Italien gewesen), so widerstrebt diese Nachricht auch den Worten Siegeberts 1055. — Dagegen befindet sich bei Miräus (diplom. belg.) eine Urkunde (datum Trajecti a. 1055. ind. VIII. anno domni Henr. imperat. VIII.), worin Heinrich III. bekannt macht, daß Gottfried, Sohn Herzog Gozelo's, auf Bitten Bischof Dietwin's von Lüttich den Mönchen in Florennes eine Kirche schenkt. Diese Schenkung bestätigen sein Weib Beatrix, sein Sohn Gottfried mit seiner Braut Mathilde, Tochter der genannten Beatrix. „Und damit die Schenkung ganz sicher sei, kamen Bischof Dietwin und der Herzog mit seinem Sohn zu uns und wiederholten sie vor den Fürsten." — So wie sie da gedruckt ist, kann diese Urkunde nicht ächt sein. Doch ist entscheidend eine Urkunde bei Calmet I., aus welcher hervorgeht, daß Gottfried am 30. Juni 1056 mit den Herzögen Friedrich und Gerhard bei Heinrich zu Trier war.

beträchtlichen Theil von Bonifazius' Ländern, das Herzogthum Spoleto und die Mark Camerino, gab er dem Pabst Viktor.

Es verlautet nicht, daß er damals mit den Normannen unterhandelt hätte. * Um jedoch in Oberitalien seinen und seiner Familie Einfluß zu befestigen, knüpfte er das Haus des Grafen Otto, der mit seiner klugen und thatkräftigen Gemahlin Adelheid im heutigen Piemont herrschte, durch verwandtschaftliche Bande an sein Haus, indem er zu Zürich dessen kleine Tochter Bertha mit seinem fünfjährigen Sohne Heinrich verlobte.

Schmerzliche Erfahrungen warteten seiner in Deutschland. In einigen Provinzen herrschte Hungersnoth. Sein geliebter Freund, Erzbischof Herrmann von Köln, starb. Herzog Welf von Kärnthen, der im Jahre vorher mit in Italien gewesen, aber damals Urlaub zur Heimkehr erhalten hatte, erkrankte plötzlich. Im Angesichte des Todes, bei dem Gedanken an Gottes Gericht, an die Martern der Hölle, gelobte er, Mönch werden zu wollen — und bekannte, daß er mit Bischof Gebhard von Regensburg, des Kaisers Vatersbruder, sich verschworen, in Baiern Heinrich zu ermorden. —

Am 8. September 1056, dem Tage, auf welchen die Kirche den Geburtstag der Jungfrau verlegt hatte, war große Kurie zu Goslar. Die meisten Fürsten hatten sich eingefunden; der Patriarch Ravenger von Aquileja, selbst Pabst Viktor erschien; denn die Italiener hatten zu ihm geschrieen über die Tyrannei der Normannen, und er wollte den Kaiser zu einer Heerfahrt gegen sie bewegen. Goslar, das reiche und blühende Städtchen, war zum Empfange des heiligen Vaters auf das Prächtigste geschmückt. Aber leider störte ein heftiger Regenguß die großartigen Feierlichkeiten; die Prozession artete fast in eine Flucht aus. Das war dem Kaiser sehr leid; aber fromme Leute, die alles mit angesehen, waren der Ansicht, so viel Schaugepränge sei hoffärtig; darum hätte der Himmel selbst es gehindert.

Als Heinrich darauf gegen Ende des September mit den Fürsten am Unterharz jagte, ward ihm eine neue Unglückspost überbracht:

* Nur Berthold erzählt (1055), mehr als 50 Normannen hätten von Frankreich nach Süditalien segeln wollen, wären aber von den Pisanern auf dem Meere gefangen und zum Kaiser gebracht worden.

Markgraf Wilhelm von der Nordmark * und Graf Dietrich von Katlenburg ** waren mit einem Heere von Sachsen gegen die Lutizier gezogen, bei der Havelmündung, nicht weit von der Veste Prizlava, von den Heiden umzingelt und erschlagen worden. Der Leib des Markgrafen war so zerhauen, daß man ihn nicht unter den Leichen herausfand.

Diese Trauerkunde ergriff ihn auf das Heftigste, und da er sich auf der Jagd im herbstlichen Wetter noch ein Fieber zuzog, erkrankte er so schwer, daß die Aerzte bald verzweifelten. Er ward nach Goslar gebracht und erlag nach sieben Tagen der Krankheit. Nachdem er gebeichtet, seinen Widersachern vergeben und Unrecht, das er begangen, nach Kräften gut gemacht, starb er am 5. Oktober 1056 in den Armen der Kaiserin und des Pabstes. Kaum erinnerte man sich, daß bei irgend einer Gelegenheit so viele Fürsten zugegen gewesen waren, als damals in Goslar.

Heinrich III. war am 28. Oktober 1017 geboren, also 39 Jahre alt, da er starb, und hatte 18 Jahre regiert. Das Volk schluchzte laut, *** da die schreckliche, unerwartete Post erscholl, sein großer Kaiser, der Schützer des Rechtes und des Friedens, sei nicht mehr unter den Lebenden. Aber mit welchen Gefühlen werden Manche der anwesenden Fürsten auf die Leiche des Mannes geblickt haben, der sie so lange mit gewaltiger Faust im Zaume gehalten, auf die junge Kaiserin Wittwe und den Knaben Heinrich IV., die weinend am Lager des Todten standen. Wohl nicht ohne jede Trauerempfindung, aber sicher zugleich mit dem Gefühl von Wölfen, die lange vergebens einer Heerde nachgestellt haben und plötzlich wahrnehmen, daß sie schutzlos ihrer Gier preisgegeben ist.

Der Kaiser hatte in Speier die Marienkirche gegründet und seine Eltern daselbst beisetzen lassen. Dorthin ließen Kaiserin und

* Die Nordmark ward im Westen durch die Oker begränzt und erstreckte sich bis zur Elbe, eigentlich auch über die Elbe, so weit die Wenden dort gehorchen wollten. Die Altmark, Priegnitz, das Havelland, aber auch Magdeburg und Halberstadt gehörten dazu.

** Katlenburg an der Südostseite des Harzes zwischen Pöhlde und Nordheim.

*** Ein Italiener, der gerade nach Goslar reiste, erfuhr unterwegs in einer Herberge am Harze des Kaisers Tod. „Audivit omnes flebiliter sermocinantes." Othlon. lib. vision.

Papſt auch ſeine Leiche bringen und ſie beiſetzen am 28. Oktober, ſeinem Geburtstage, dem Tage Simonis und Judä.

Der edle Pabſt blieb noch bis Weihnachten in Deutſchland und ſuchte mit ſeiner ſo oft erprobten Weisheit das Reich zu ordnen. Die Fürſten ſchwuren von Neuem dem Kinde Treue, welches auf ſeinem zarten Haupte die erſte Krone der Welt trug. Graf Balduin von Flandern, der ſich bisher noch nicht unterworfen, kam im Dezember nach Köln und ſchloß Frieden mit dem Reich. Gottfried der Bärtige erhielt damals, wenn nicht ſchon früher, das Verſprechen, daß er nach Herzog Friedrichs Tode Niederlothringen wieder bekommen ſollte.

Die junge Kaiſerin Agnes aber, welche den Knaben erziehen und, bis er mündig, in ſeinem Namen regieren ſollte, — ſie trat den Fürſten gegenüber mit hoher, ehrfurchtgebietender Majeſtät auf und bewies im höchſten Maaße Takt und frühreife Weisheit. * Kaum ſchien man anfangs wahrzunehmen, daß Heinrichs III. eiſerne Hand nicht mehr am Steuer war.

XVII.

Fünf Kinder hatte Agnes geboren. Von ihren drei Töchtern ward die älteſte, Mathilde, in ihrem vierzehnten Jahre (1059) mit Herzog Rudolf von Schwaben vermählt. Sie ſtarb 1060. Judith ** wurde als Kind 1059 mit Salomon, dem jungen Sohne des Königes Andreas von Ungarn, verlobt. Sie hat nach deſſen Tode den Herzog Wladislaw von Polen geheirathet (1087). Adelheid war 1071 Aebtiſſin in Quedlinburg; lebte noch in den neunziger Jahren.

Erſt das ſiebente Jahr ihrer Vermählung war durch die erſehnte, ſo heiß von Gott erflehte Geburt eines Sohnes geſegnet. Höchſt wahrſcheinlich iſt Heinrich IV. am 11. November 1050 geboren; *** wie es ſcheint, gerade während einer Krankheit ſeines

* — „cujus maturam sapientiam gravesque mores timebant.“ Otbert.

** Bertz zu Lambert 1061 ſagt, ſie habe Sophie geheißen. Indeſſen ſiehe die Briefe Gregors VII. Buch II, 44. König Bela's Tochter hieß Sophie, damit iſt wohl Judith verwechſelt.

*** Das Jahr 1050 findet ſich bei Herrmann von Reichenau, der damals

Vaters. Bei den magern und doch widerſprechenden Nachrichten der Annalenſchreiber über dieſe Jahre bin ich froh, wenigſtens den Brief mittheilen zu können, in welchem der Kaiſer den jungen, aber ſchon weit geprieſenen Abt Hugo von Clügny zum Pathen bat.

„Ueber den Brief Deiner Heiligkeit — ſchrieb er — haben wir uns ſehr gefreut. Du ſprichſt Deine Freude aus über unſere Geneſung und über den Sohn, welchen der Himmel uns geſchenkt. Wir danken Dir von Herzen. Das aber tragen wir Dir beſonders auf und bitten inſtändigſt darum, daß Du nicht nachlaſſeſt, zu unſerem gnädigen Herrgott zu beten für das Wohl des Staates, die Ehre des Reiches und für unſer und der Unſern Heil, damit Gott uns Glück, den Kirchen aber und allem Volk Frieden und Ruhe ſchenke. Denn welcher Weiſe wünſchte nicht Dein und der Deinen Gebet?

„Daß Du wegen des weiten Weges nicht haſt kommen können, wie wir befohlen, verzeihen wir gern (obwohl wir Dich gern bei uns geſehen hätten), unter der Bedingung, daß Du zu Oſtern nach Goslar kommeſt, wenn das möglich iſt, damit Du, wenn wir uns dieſen Wunſch erlauben dürfen, den Knaben, über deſſen Geburt Du Dich ſo gefreut haſt, über die heilige Taufe hebeſt und als Pathe Deinen

ſeine Annalen ſchrieb, und in den Augsburger Annalen. Den Tag giebt Lambert an; aber er läßt Heinrich 1051 geboren werden. Ebenſo Ekkehard von Aurach, der zu 1056 ſchreibt, Heinrich ſei fünf Jahre alt geweſen. Berthold ſagt 1056, ſieben Jahre alt ſei er geweſen. Jedoch die Autorität Herrmann's iſt ſo überwiegend, da er gerade um 1050 ſeine Chronik ſchrieb, daß man das Jahr 1050 wird gelten laſſen müſſen. Auch Waltram (II., 33.) ſagt, Heinrich ſei 1056 ſechs Jahre alt geweſen; Bruno wiederum giebt fünf Jahre an. Dieſer Widerſpruch iſt leicht zu erklären. Wurde Heinrich am 11. Novbr. 1050 geboren, ſo war er am 5. Oktober 1056 beinahe, aber noch nicht ganz ſechs Jahre alt. — Der Verfaſſer des chronicon S. Andreae zu Cambrai erzählt den Zug Heinrichs III. gegen Balduin von Flandern, wo ihn Johann von Bethune führte. Nachdem der Kaiſer den größten Theil des flandriſchen Heeres gefangen, erzählt die Chronik, kam eine Geſandtſchaft aus dem Reich, ein Sohn ſei ihm geboren, nämlich jener Heinrich, der 50 Jahre ſpäter in dieß Land kam und die Raubburgen brach. Der Verfaſſer der Chronik ſchrieb allerdings erſt um 1133, aber er hat Leute gekannt, die damals im kaiſerlichen Lager waren. Gleichwohl hat ſeine Erzählung Manches gegen ſich. Heinrich III. unternahm einen Zug nach Flandern 1049 (nach Herrmann von Reichenau, Lambert giebt das Jahr 1050 an), allein damals führte ihn Johann von Bethune nicht. Dieſer Zug, wobei Johann ſo werthvolle Dienſte that, ging erſt unter dem Biſchof Liebert von Cambrai vor ſich, deſſen Vorgänger Gerard I. 1051 ſtarb. Flandriſche Geſchichtſchreiber ſetzen ihn in das Jahr 1054. S. Le Glay: hist. des comtes de Flandre I., 4. Freilich bedarf die flandriſche Geſchichte im 11. Jahrhundert noch ſehr einer kritiſchen Bearbeitung.

Segen über ihn sprechest. Wir wollen dann, geläutert vom Sauerteig der Sünden, am Osterfest gemeinschaftlich zum Abendmahl gehen." *

Indessen der Knabe ward nicht zu Goslar getauft. Dort leisteten zwar zu Weihnachten 1050 die Fürsten dem Kinde den Eid der Treue, aber in Köln ist er zu Ostern getauft worden von dem Erzbischof Herrmann. Derselbe salbte ihn auch in Aachen zum Könige am 17. Juli 1054. Ein Jahr vorher hatte der Kaiser ihn statt des abgesetzten Herzog Konrad zum Herzog von Baiern ernannt. ** Es wird berichtet, man habe ihn erst Konrad und dann später Heinrich geheißen. ***

Ein zweiter Sohn, welcher Konrad getauft ward, ist 1052 geboren, aber schon 1055, wahrscheinlich in Italien, gestorben. Er ward später auf der Harzburg begraben. —

Des Kaisers Tod kam sehr unerwartet. Noch konnte man sich nicht darein finden, daß die gewohnten Bande der Zucht gelöst wären. Die Mächtigen im Reich besannen sich, blickten um sich; sie wußten wohl, daß diese Uebergangszeit verwegenen Unternehmungen günstig war; aber eine Zeit lang, scheint es, hinderte sie Mißtrauen gegen einander, den aufsteigenden Begierden zu folgen.

Welche Zustände dann eintraten (sagt ein Zeitgenosse), „das muß man gesehen haben, beschreiben läßt es sich kaum." In der That, nur schwach vermag ich anzudeuten, was sich in den ersten sechs Jahren der Regierung Heinrichs IV. im Reiche zutrug, wie der wüste Sinn der Machthaber hie und da offen ausbricht, wie die Verräther wühlen und machiniren, und wie die Kaiserin ausharrt, von Gefahren umlauert, erschüttert von trüben Erfahrungen, von bangen Besorgnissen erfüllt — bis zu jenem verhängnißvollen, folgenschweren Mainachmittag, da ihr gemeldet wird, ihr Sohn sei geraubt, Erzbischof Anno von Köln fahre eben mit dem weinenden Knaben den Rhein aufwärts.

* D'Acherii spicilegium. III.

** So Herrmann von Reichenau und die Augsburger Annalen 1053. Lambert (1056) sagt, der jüngere Sohn, Konrad, sei Herzog von Baiern gewesen. Den Tod dieses Konrad setzen die Augsburger Annalen 1055, Lambert 1056.

*** Augsburger Annalen. 1050.

Die Chronisten, welche damals lebten, befleißigen sich gerade über diese Zeit einer leidigen Kürze. Manche, wie der hersfelder Mönch, wußten nicht recht, was vorging, und konnten nur von solchen Ereignissen berichten, die zu sehr in die Augen sprangen, um geheim zu bleiben; Gozechin von Lüttich hat nur allgemein charakterisirt, und die Schrift eines trefflichen, treu kaiserlichen Geistlichen aus Baiern, welche vielleicht die besten Schilderungen enthielt, ist verloren gegangen, wahrscheinlich absichtlich vernichtet. * Denn auch in jener Zeit fürchteten schlechte oder unfähige Gewalthaber das Pergament, welches ihre Verbrechen oder ihren Unverstand auf die Nachwelt bringen konnte: historische Werke, allenthalben durch Abschreiber (librarii) vervielfältigt, verbreiteten sich schneller, als man glauben sollte, und entgingen auch der Aufmerksamkeit der Großen nicht. Darum spricht der edle Bischof Otbert von Lüttich (1106) in seinem Leben Heinrichs IV., jenem herrlichen Denkmal seiner Treue: „Du räthst mir vielleicht zu schweigen, damit es nicht denen kund werde, die sich über des Kaisers Tod freuen. Du magst Recht haben, aber ich kann mich nicht bezwingen, und wenn sie mich in Stücke rissen. — Und ich kenne ja deine Treue: Du wirst diese Schrift Keinem zeigen, oder wenigstens den Verfasser nicht nennen."

Briefe der Fürsten an einander, welche uns über ihre Stimmungen und Anschläge die beste Auskunft geben würden, sind leider alle verloren, bis auf einen.

Man darf nicht voraussetzen, die deutschen Fürsten im Allgemeinen hätten damals eine Ahnung gehabt, daß es ihre Pflicht sei, die Ehre und Größe des Reiches mit vereinten Kräften zu wahren und zu mehren. Die Wenigen, denen solche Gedanken überhaupt in den Sinn kamen, warfen diese Sorge auf den Kaiser. Sie hätten gewünscht, daß er nach Außen stark, aber nach Innen schwach gewesen wäre; daß er Macht gehabt hätte, den Glanz der deutschen Krone zu behaupten, aber nicht Macht, um sie, die großen Vasallen, an tyrannischer Bedrückung und Beraubung der Schwachen und Wehr-

* Ich meine den Anonymus von Hasefeld. Er fing 1075 ein Werk an in mehreren Büchern, von denen eines „das Büchlein der Kaiserin Agnes" hieß. Ein anderes sollte die Zeit Bischof Gundaccars von Eichstädt umfassen (1057 bis 75), enthielt als Einleitung eine Uebersicht seiner Vorgänger. Nur diese ist uns erhalten.

loſen zu hindern. Doch die meiſten Fürſten und Biſchöfe ſtanden zu tief, um überhaupt an das Wohl des Ganzen zu denken; privatas spes agitantes, sine publica cura. Jedenfalls thaten ſie ihrerſeits Alles, um dem Kaiſer die Führung ſeines Amtes zu erſchweren. Es iſt widerwärtig, zu vernehmen, wie ſie ſpäter, da durch ihren Verrath Deutſchland faſt zu Grunde ging, nicht müde wurden, Heinrich IV. anzuklagen, daß er die Majeſtät des Reiches nicht aufrecht zu erhalten vermöchte. Von Rittertreue gewahrt man nichts; nein, allenthalben ſchamloſe Untreue. Der große Kaiſer iſt todt, der das Volk ſchirmte, Freiheit und Geſetz aufrecht erhielt, wer könnte ihnen nun Schranken ſetzen? Nur gegenſeitige Eiferſucht: die Kaiſerin, deren Gegenwart ſie noch wider Willen mit Scheu und Ehrfurcht erfüllt, wird zu beſeitigen ſein.

Mit Schrecken nehmen die Wohlgeſinnten wahr, welch ein Wechſel vor ſich geht, wie unerſättliche Gier nach ungerechtem Gut ſich der Gemüther bemächtigt. Liſt im Herzen, Falſchheit im Antlitz, Trug in den Worten, — ſo ſchmiedet man Ränke, ſpaltet mit ſpitzen Verläumderworten des Bruders Herz, klagt einander an, ſchürt den Bürgerkrieg und iſt leichtfertig und wankelmüthig, gleich dem Schilf im Winde. Und gerade Jene, die im Volke Gottes als Herzöge und Obrigkeit herrſchen, haben weder Scheu vor dem allwiſſenden Gott, noch Furcht vor menſchlicher Strafe, ſuchen alle das Ihre, aber nicht das gemeinſchaftliche Wohl. „Wie ſollen die den Weg des Friedens kennen, die mein Volk verſchlingen, wie man Brot ißt?“ „Sollen nicht die Hirten die Heerde weiden?“ ſpricht der Berichterſtatter mit dem Propheten. „Aber ihr freſſet das Fette und kleidet euch mit der Wolle und ſchlachtet das Gemäſtete; aber die Schafe wollet ihr nicht weiden.“ Einer ſtrebt den Andern an Reichthum und Macht zu übertreffen und achten es für nichts, wenn ſie Tyrannei üben, ſtatt zu regieren. Und halten ſie Gericht, da ſteht Frau Habſucht in der Mitte, ſtreckt die gierigen Hände nach beiden Seiten aus und ſpricht nach Wucherrecht das Urtheil. Die Biſchöfe aber haben Evangelien, Apoſtel und Kirchenväter vergeſſen und jagen weltlichem Gewinn nach; denn man gilt ja nur ſo viel, wie man hat: anderes Verdienſt, als Reichthum, giebt es nicht. *

* Schilderung Gozechins, 1066 geſchrieben.

Es trat eben ein Zuſtand ein, wie er im Lehnſtaat eintreten mußte, wenn kein mächtiger Gebieter die Vaſallen niederhielt; ein Zuſtand, wie er nach Pabſt Gregors glühender Schilderung noch gräßlicher in Frankreich herrſchte. —

Da kommt zunächſt aus dem Süden der Bote des würdigen Biſchof Rumold von Konſtanz und ſagt der Kaiſerin an, daß die Prinzeſſin Mathilde, welche ihm zur Erziehung anvertraut worden, geraubt iſt. Denn Graf Rudolf von Rheinfelden glaubt ſchneller vorwärts zu kommen, wenn er Eidam der Kaiſerin würde. Und er ſcheint Eile zu haben; Andere könnten ihm zuvorkommen. Mathilde iſt zwar erſt 11 Jahre alt — unbezwingliche Leidenſchaft wird er nicht als Grund der That geltend machen können — indeſſen eine ſo günſtige Gelegenheit könnte nicht leicht wiederkehren: er raubt das Kind. Was thun? Er iſt ein Mann, dem man ſonſt Gutes nachrühmt, und ſo ſagt ihm die Kaiſerin der Tochter Hand zu, wenn ſie herangewachſen, und das Herzogthum Schwaben obendrein, ſobald daſſelbe erledigt ſein wird.

Ein ſchlimmes Beiſpiel, das die Fürſten zuerſt aufmerkſam macht, wie viel durch den Raub der Kaiſerkinder zu erlangen iſt. Und gleich erzeugt die That böſe Verwickelungen. Denn als Herzog Otto III., Graf von Schweinfurt, um Michaelis 1057 * ſtarb, und Rudolf die herzogliche Fahne von Schwaben empfing, erſchien Graf Berthold von Zäringen ** bei Hof und wies einen Ring Kaiſer Heinrichs vor, den er einſt als Unterpfand von ihm bekommen, daß ihm Schwaben zufallen ſolle. Kaum beſchwichtigte Agnes den klugen, mächtigen Mann durch die Anwartſchaft auf Kärnthen und die Markgrafſchaft Verona, die er 1061 nach Herzog Konrads Tode erhielt. ***

Es war in dieſem Jahre 1061, daß die Kaiſerin Agnes den Heerbann der Baiern nebſt den Böhmen nach Ungarn ſandte, dem greiſen Könige Andreas zu Hülfe, welchen ſein Bruder Bela vertrieben. Ohne auf die Böhmen zu warten, drangen ſie, von Biſchof

* So Ekkehard und Berthold. Lambert giebt das Jahr 1058 an.

** Zäringen bekanntlich im Breisgau.

*** So Berthold. Lambert wiederum 1058.

Eppo von Zeiz und Graf Wilhelm von Weimar * (Markgraf von Meißen) geführt, kühn und siegreich in Ungarn vor, bis sie von Uebermacht bewältigt, sich zu einem Rückzuge entschließen mußten, der um so verderblicher war, da sie nirgends Lebensmittel fanden und zuletzt gänzlich ermatteten. König Andreas ward im Gefecht vom Pferde geworfen und zertreten, der Bischof gefangen, und auch Markgraf Wilhelm, nachdem er durch seine heldenmüthige Gegenwehr die Bewunderung der Ungarn erregt, ergab sich, durch Hunger, nicht durch das Schwert bezwungen. Vielleicht murrten die bairischen Edlen, weil kein eigener Herzog sie geführt hatte — dem Namen nach war der junge König ihr Herzog — und so setzte die Kaiserin einen der trefflichsten Ritter im Reiche über Baiern, den sächsischen Grafen Otto von Nordheim. —

In Sachsen selbst freut man sich zunächst der neuen Freiheit und führt Fehden mit Plündern und Morden. Schon im Jahre 1057 verlautete etwas von Anschlägen sächsischer Fürsten auf das Leben des jungen Königs. ** Sie wollten das Kind erschlagen (erzählt man); so würden sie sich auf angemessene Weise für die Strenge rächen, womit sein Vater regiert, — und es hätte ja vollkommen den Anschein, daß der Knabe gerade so werden würde, wie der verstorbene Kaiser: das müßte man bei Zeiten hindern. Damals erschien ein Stiefbruder des im Jahre vorher gefallenen Markgrafen Wilhelm von der Nordmark, Namens Otto, Sohn einer slawischen Mutter, der von Kindheit an in Böhmen gewesen war, um die Nordmark als sein Erbe zu fordern. Denn schon sprach man viel von Erbrecht. *** Es scheint, daß er einige Unterstützung fand,

* Lambert nennt ihn Markgraf von Thüringen, statt von Meißen. Er war Sohn des Grafen Wilhelm von Weimar, Markgraf von Meißen 1046—62. Ihm folgte sein Bruder, Otto von Orlamünde, starb 1067 ohne männliche Erben. Graf Egbert I. von Braunschweig, des Königs Vetter, erhielt dann die Mark, starb 1068, und sie kam an seinen Sohn Egbert II., der 1090 erschlagen ward. Die Mark Meißen lag ungefähr zwischen Mulde und Bober, gränzte im Süden an Böhmen, im Norden würde die Gränze etwa durch eine Linie bezeichnet, welche man von Muskau nach Torgau zöge.

** Ich werde Heinrich IV. König nennen bis zu seiner Kaiserkrönung. Die Quellen sind in dieser Beziehung häufig inkonsequent. S. Adam von Bremen III, 59. Arnulf hist. Med. III., 22. schreibt: „Wido schickte Ring und Stab an den Kaiser. Gottfried hatte dem Könige viele Dienste gethan und erhielt das Bisthum."

*** Besonders Lambert überall, während z. B. Ekkehard von Herzog Ber-

wahrscheinlich bei den Feinden der Grafen von Stade. Diese, denen die Nordmark übergeben war, halfen ihm natürlich nicht, noch halfen ihm des Königs Vettern, * die Grafen von Braunschweig, noch der greise Herzog Bernhard von Sachsen. Noch weniger ist dieß von den Bischöfen zu erwarten, einem Adalbert von Bremen, Engelhard von Magdeburg oder selbst einem Burkhard I. von Halberstadt. ** Unwahrscheinlich ist der Bericht des hersfelder Mönches, sächsische Fürsten hätten ihm zugeredet, nach der Krone des Reiches zu trachten. Dazu hätte mehr gehört, als die Unterstützung von einem Paar hundert sächsischer Ritter.

Markgraf Udo I. starb damals, sein Sohn Udo II. folgte. Um nun über die vermeintlichen Ansprüche Otto's auf die Nordmark zu entscheiden, wurden die sächsischen Fürsten von der Kaiserin auf den Peters- und Paulstag (29. Juni 1057) nach Merseburg berufen. Auf allen Wegen zogen sie dorthin: Otto selbst mit einem bedeutenden Gefolge war unterwegs bei Ballenstädt am Harz, als er die Grafen von Braunschweig, Egbert und Bruno, Vettern des Königs, wahrnahm, welche mit ihren Rittern ebenfalls nach Merseburg ritten. Sie waren (aus Privatursachen, meint der hersfelder Mönch) ihm bitter feind. Nicht lange, so halten beide Haufen, ordnen sich; das Signal erschallt, sie geben den Pferden die Sporen und sprengen auf einander los. Otto und Bruno, den Ihrigen voraus, vergessen in ihrer Wuth, sich zu decken, und stürzen beide tödtlich getroffen vom

thold von Kärnthen sagt, er habe den König gebeten, seine Würde auch auf seinen Sohn zu übertragen. Auch Lambert weiß recht wohl, daß eigentliches Erbrecht noch nicht galt. Er sagt ganz richtig 1068: „Egbert hatte seine Mark seinem Sohne erworben" (acquisierat filio suo).

* Sie und der König waren Stiefgeschwisterkinder. Die Verwandtschaft hing folgendermaßen zusammen: die Kaiserin Gisela, Tochter des Herzogs Herrmann von Schwaben, war dreimal verheirathet.

1. Ehe mit dem Grafen Bruno von Braunschweig. — 3. Ehe mit Kaiser Konrad II.

Ludolf . . . . . Stiefgeschwister . . . . . Kaiser Heinrich III.

Bruno und Egbert I. . . . Stiefgeschwisterkinder . . . Kaiser Heinrich IV.

Egbert II.

** Udo I. hatte Feinde in Sachsen. Adam v. Bremen sagt II., 74. Erzb. Alebrand war Allen lieb, nur den Frevlern verhaßt, z. B. Markgraf Udo.

Pferde. Egbert, ebenfalls schwer verwundet, stürmt, rasend vor Schmerz über des Bruders Tod, in die dichtesten Haufen der Gegner und erschlägt den jungen Sohn eines Grafen Bernhard. Jene, ohne Führer, kämpfen allmälig matter, werfen endlich die Schilde auf den Rücken und wenden sich zur Flucht. So ging diese Gefahr vorüber. —

Der alte Billunge, * Herzog Bernhard II. von Sachsen, starb 1059. Es war vergebens, daß er, der so lange gegen Kaiser Heinrich II. in Aufruhr und Feind der Bremer Kirche gewesen war, auf seinem Sterbebette unter Thränen Ordulf und Herrmann, seine Söhne, bat, Erzbischof Adalbert in Frieden zu lassen. Noch bei des Vaters Lebzeiten zog Ordulf nach Friesland, wo Jener vordem eine so blutige Niederlage erlitten hatte; denn die friesischen Bauern hatten in ihren Sümpfen die alte Unabhängigkeit aus den Zeiten der Gauverfassung behauptet, welche seit dem Aufkommen der Lehensverhältnisse überall sonst, außer in den schweizer Bergen, verschwunden war. Da verwüstete nun Ordulf die bremischen Besitzungen, ließ Leute blenden, Gesandte, die mit ihm über den Frieden unterhandeln sollten, öffentlich peitschen und kahl scheeren, und verübte andere Gräuel. Erzbischof Adalbert sprach den Bann über ihn aus und klagte bei Hofe, aber er richtete nichts aus: „unsere Grafen (sagt Adam von Bremen) spotteten des jungen Königs."

Die beiden Brüder Ordulf, welcher nach seines Vaters Tode Herzog wurde, und Graf Herrmann ragten nicht durch Geistesgaben hervor; von den Wenden ward Ordulf sogar regelmäßig besiegt, so daß selbst seine Sachsen ihn verspotteten; aber es waren ungetreue Männer und bebten nach alter wilder Sachsenweise vor einer Blutthat nicht zurück. Ordulf heirathete Wulfhild, die Tochter des heiligen Olav von Norwegen und Schwester des Königes Magnus von Norwegen und Dänemark. Gleich nach der Hochzeit erwarb er sich die besondere Zufriedenheit seines Schwagers dadurch, daß er einen dänischen Fürsten Harold meuchlerisch erschlug, welcher näheres Recht auf die dänische Krone zu haben schien, als Magnus. —

Selbst aus den kargen Andeutungen der Chronisten ersieht man,

* Das Haus der Billungen führte die Herzogsfahne in Sachsen seit Kaiser Otto I.

wie wüst diese Zeit war. Ueberall Raub und Fehde. Die gesegnetsten Gaue, wie etwa das Thal der Sieg, leiden unter dem Unwesen von Raubrittern; in Franken sind eine Zeitlang die Grafen von Gleyberg (an der Lahn) in Waffen gegen die Kaiserin (1059); in Schwaben fallen in einer Fehde Werner und Burkhard, die ersten Hohenzollern, deren die Geschichte Erwähnung thut (1061); in Baiern kämpften Bischof Heinrich von Augsburg und ein Graf Dietbald * gegen einander.

Trotzdem regierte die Kaiserin den Umständen nach, d. h. bei der geringen Hülfe, die sie bei den Fürsten fand, mit Klugheit und Nachdruck; ** wie sie besonders in den Verhandlungen mit Rom bewies. Darum war sie den Fürsten gerade lästig. Jener Bischof Heinrich von Augsburg (über dessen Insolenz die Fürsten — ungewiß, ob mit Grund — viel Klage führten) war ihr vertrautester Rathgeber, und da hatten Viele der übrigen Großen die Stirn, diese Frau, an der nicht der kleinste Makel haftete, in schamloser Weise zu verdächtigen. Ja auch darüber waren sie entrüstet, daß ihr junger König keine ordentliche Erziehung genösse; denn von jeher haben auch die schlechtesten Menschen für ihre bösen Anschläge und Thaten Rechtfertigungsgründe gefunden. Leider ist uns nicht aufbewahrt worden, welche Grundsätze über Erziehung sie hatten; nur dieß wissen wir sicher: sie haben den Knaben der Mutter entrissen und selbst erzogen, und an den Folgen jenes Raubes und jener Erziehung leidet Deutschland bis auf den heutigen Tag.

Es gab Einige unter den Fürsten, die eine edlere und ehrenhaftere Gesinnung hegten, aber sie traten nicht hervor; sie hatten nicht Theil an dem schändlichen Verrath, der im Werke war, aber sie wehrten ihm auch nicht. Das gilt z. B. von Herzog Friedrich von Niederlothringen. Auch unter den Bischöfen bewahrten Viele jene Loyalität, welche sie den Kaisern so werth machte; aber Verräther residirten gerade an den bedeutendsten Stellen: in Mainz, dem

* Ich kann nicht sagen, was für ein Graf Dietbald dieß gewesen ist. Ich glaube, er war Graf (oder Markgraf) von Vohburg, vielleicht derselbe, den Berthold 1060 erwähnt, und vielleicht jener Markgraf D., welcher in dem Briefe Bischof Günthers von Bamberg an Anno von Köln vorkommt. (siehe unten.)

** — sapienter et strenue — sagt Ekkehard von Aurach.

„goldenen Haupte des Reiches" und in Köln, „welches unter allen Städten Galliens und Germaniens, seit Trier heruntergekommen, durch Reichthum, durch seine Gebäude, seine Größe und Schönheit hervorragte." *

Der gepriesene Liutpold von Mainz starb 1060, und ihm folgte ein unwürdiger Priester, Siegfried, bisher Abt von Fulda. Der Kaiserin verdankte er seine Würde; kaum im Besitz derselben, war er Einer der Eifrigsten, die Kaiserin zu stürzen. Seit langer Zeit hatte kein mainzer Erzbischof den Zehnten verlangt, welchen von Bonifazius her die Thüringer an das Erzstift zahlen sollten. Als Abt zu Fulda würde er sich aus Leibeskräften dagegen gesträubt haben, diesen Zehnten zu zahlen; als Erzbischof von Mainz setzte er Deutschland und Rom in Bewegung, um ihn zu erhalten. Er wird 1073 mit den Fürsten gegen den König konspiriren, aber da er wieder Macht gewinnt, sein eifriger Anhänger sein; er, der sich vor Gregor im Staube krümmt und windet, wird an der Spitze der Bischöfe stehen, die denselben absetzen möchten; und da der Versuch mißlingt, wird er sich an Gregors Partei anschließen und das Haupt der Rebellen zum deutschen Könige salben. Pabst Gregor behandelt ihn gewöhnlich mit der Verachtung, die er verdient, und die Derbheit, womit er diesen Primas von Deutschland gelegentlich schüttelt, ist ganz wohlthuend und erquickend.

XVIII.

Selbst Bischof Günther von Bamberg, der als ein Mann ohne Tadel an Leib und Seele, ein Priester von großer Würde, Demuth und Frömmigkeit, ein Schönheitsstrahl von der Sohle bis zum Scheitel gepriesen wird, — selbst er schloß sich Denen an, deren blinde Habgier und Herrschsucht damals unser Vaterland fast zu Grunde richtete. Er hatte im Frühjahr 1062 einen großen Streit mit der Kaiserin über einige Güter, welche Heinrich III. ihm einst genommen, ** und schrieb damals einen Brief an den Erzbischof Anno von Köln,

* — aureum regni caput nennt Gozechin Mainz. Jene Worte über Köln rühren von Otto von Freisingen her.

** Heinrich III. hatte ihm Forchheim genommen und ferner einen Markt, Zoll und eine Münze von Fürth, welches zu Bamberg gehörte, nach Nürnberg verlegt. Gleich nachdem Anno Reichsregent geworden, erhielt Günther Beides zurück (Juli 1062). S. Ussermann ep. Bamb. prob. 36. 37.

welcher die Situation — das Mißtrauen der Verschworenen gegen einander, die bange Ungewißheit über den Ausgang des Unternehmens — trefflich zeichnet, obgleich auch er mehr zu vermuthen, als zu erkennen giebt.

— „Es ist mir auffällig (spricht er), daß Ihr über den Markgrafen D. und über den Erzbischof von Mainz, der sich gleichsam zum Haupt der Verschwörung aufwirft, Nichts geschrieben habt. Mich wundert nämlich, daß die Erklärung des Herzogs (Otto) von Baiern so bereitwillig angenommen ist, und seine Entschuldigungen so leicht Glauben gefunden haben. Gegen die trugvollen Rathschläge H.'s ist Verstellung das Beste. Also Vorsicht! Ihr kennt die Sitten dieser Zeit. Niemand weiß, was er glauben oder wem er trauen darf, und in so ungewissen Sachen ist jede Sicherheit gefährlich, jede Leichtgläubigkeit verderblich." *

Der Brief war an einen Mann gerichtet, welcher sein Leben lang der Mittelpunkt aller Verschwörungen gewesen ist, die im Reiche geschahen. Dieser Erzbischof von Köln, der heil. Anno, ist es gewesen, der das deutsche Reich gespalten hat; der Habgier und Treulosigkeit dieses Priesters verdankt Pabst Gregor seine Erfolge. Sein Leben lang hat er nur einen Zweck im Auge gehabt, den, sein Erzbisthum zu bereichern und seine Verwandten und Freunde emporzubringen: andere Rücksichten scheint er nicht zu kennen. Die unlautersten Mittel müssen ihm dienen, Verrath und Trug und Raub — mag Kaiser und Reich zu Grunde gehen — wenn nur sein Erzstift groß wird.

* Ich weiß nicht, ob man diesen Brief bisher beachtet hat. Er steht im codex Udalrici 202. „Archipraesuli A. G. licet indignus episcopus." Daß er von Günther herrührt, ist ganz unzweifelhaft. Jene Briefsammlung ist nicht chronologisch geordnet; man darf daher nicht daran Anstoß nehmen, daß er so weit hinten steht unter Briefen, die um 1090 geschrieben sind. Er erwähnt den Streit Günthers mit der Kaiserin (s. Bernold 1062). Der Erzbischof A. ist sicher Anno, nicht etwa Adalbert von Bremen. Der Markgraf D. wird nicht Dedo II. von der Lausitz sein, sondern wohl jener Dietbald, der 1059 gegen Heinrich von Augsburg eine Fehde führte. Ich möchte statt D. lieber O. lesen und Otto von Orlamünde verstehen. Die Erwähnung Otto's von Nordheim ist räthselhaft. Man wird annehmen müssen, daß er Anfangs von dem Plan der Verschworenen Nichts hat wissen wollen, später aber darauf eingegangen ist und ihnen jene oben erwähnten Erklärungen gab. Wer jener H. sei, ist ganz zweifelhaft. Heinrich von Augsburg, der Rathgeber der Kaiserin, ist sicher nicht gemeint; eher wohl irgend ein Machthaber, der sich zu den Verschworenen drängte, aber ihr Vertrauen nicht hatte.

Anno war ein Schwabe; er stammte aus dem unbedeutenden Geschlecht derer von Steußlingen.* Als Kind entwich er mit seinem Oheim, einem Domherrn zu Bamberg, heimlich aus dem elterlichen Hause, wuchs in Bamberg auf, ward Geistlicher, mit der Zeit Scholastikus und als solcher Heinrich dem III. bekannt, später Probst am Stift Simonis und Judä zu Goslar. Im Jahre 1056 ward er nach Herrmanns Tode Erzbischof von Köln.

Fast ausschließlich Männer aus den edelsten Geschlechtern Deutschlands hatten bis dahin in Köln als Erzbischöfe residirt. Als daher den kölnischen Bürgern gemeldet ward, dieser Probst aus Goslar, dessen Familie Niemand kannte, dessen Vermögen null war, solle Erzbischof werden, waren sie unwillig und riefen: „Was ist das für ein Mensch? und womit will er Köln reicher machen?" Wohl glaublich, daß zum Theil aus diesem Empfange, der Anno damals wurde,** jene fieberhafte Gier nach fremdem Gut entsprang, um sein Bisthum damit zu zieren. Noch war kein Jahr verflossen seit Kaiser Heinrichs Tode, als er in einer Urkunde sich folgendermaßen vernehmen ließ: „Der Herr hat Großes an mir gethan; darum bin ich in Sorge gewesen, wie ich ihm danken solle für Alles, was er mir erwiesen. Aber die göttliche Gnade zeigte mir einen Weg, auf dem ich meinen Wunsch erreichen konnte, nämlich den, die von Gott mir anvertraute Kirche zu bereichern. Meine Vorgänger sind fast in der ganzen Welt berühmt durch ihre Heiligkeit, ihren Reichthum, ihre hohe Abkunft; und ich habe so eifrig gewirkt, daß ich mich nun ohne Scheu ihnen gleichstellen kann." ***

Sein Aeußeres war nicht ohne Majestät; er war groß, und seine Züge voll Würde. Auch zeigte er jedenfalls viel Thätigkeit und Klugheit, wo es auf Bereicherung seines Erzstiftes ankam, oder wo man konspirirte. Zudem beobachtete er gewissenhaft die äußern Frömmigkeitsformen jener Zeit, er baute und beschenkte Kirchen, stiftete Klöster, fastete häufig, durchwachte manche Nacht im Gebet, wartete zuweilen den Mönchen in seinen Klöstern auf und diente den

* So Stälin. Wirtemb. Geschichte. Lambert sagt: mediocri loco natus.

** Vita S. Annonis bei Surius A. SS. 4. Dez.

*** Diplom über die Schenkung von Schloß Saalfeld. Lacomblet I, 192.

Armen. Ja liebenswürdig und voll Güte mag er gegen Viele ſich gezeigt haben, die ſeinem Treiben nicht hinderlich waren.

Und ſo wird Lob und Preis in reichſtem Maaße über ihn ausgeſchüttet. „Die Heiligkeit und Tugend dieſes Mannes (ſagt ein Abt in den neunziger Jahren) iſt ganz erſtaunlich für unſere Zeit.“ „Der Schall ſeiner Heiligkeit (ſpricht ein Mönch) iſt in alle Lande gedrungen. Die Steine, aus denen er Klöſter baute, werden ſein Lob verkünden, wenn die Zunge der Neider davon ſchweigen ſollte.“ — „Eine koſtbare Perle war er (ſo läßt ſich der hersfelder Mönch Lambert vernehmen), längſt für das himmliſche Diadem beſtimmt.“

Aber ſolche Ausſprüche ſeiner Bewunderer ſollen uns nicht beſtechen. Ich fürchte, dieſe koſtbare Perle war durch ſo ſchwarze Flecken entſtellt, daß ſie kein Diadem zieren konnte. Ich fürchte, er glich eher jener Frucht, die der Kreuzfahrer aus Chartres am todten Meere brach, äußerlich ſchön, aber inwendig voll ſchwarzen, übel riechenden Staubes.

Seine Hand war ſtets nach ungerechtem Gut ausgeſtreckt; er verkaufte geiſtliche Würden; er beraubte (wie Pabſt Gregor ſich ausdrückt) St. Nikolaus, um die Jungfrau beſchenken zu können; und die ſchamloſe Zähigkeit, womit er, der lauten Stimme des Volkes und der übrigen Fürſten zum Trotz, ſeinen Raub feſthielt, hat etwas höchſt Widerwärtiges. Er war ſehr jähzornig und konnte, wenn er gereizt war, ſeine Zunge weder von maaßloſem Schimpfen, noch von Blutbefehlen zurückhalten. Wenn ſeine Soldaten im Jahre 1074 kölner Bürger erſchlugen, ja Einigen die Augen ausſtachen, ſo erzählt der hersfelder Mönch freilich, manche Leute wären der Anſicht, Anno hätte davon Nichts gewußt; allein er war nicht der Mann, der vor ſolchen Gräueln zurückbebte. „Den Kölnern war er einzig theuer“, erzählt der hersfelder Mönch. Indeſſen noch lange Jahrhunderte erzählte man ſich in Köln, wie der heil. Anno einſt die Schöffen, die Häupter der Bürgerſchaft, nach Siegburg citirt hätte, weil ihm ein Urtheilſpruch von ihnen mißfallen; er hätte ihnen allen die Augen ausſtechen laſſen, bis auf Einen, der ihm manche beſondere Dienſte geleiſtet. Dem hätte er in Gnaden ein Auge gelaſſen, damit er ſeine Kollegen nach der Stadt zurück führen könne. Anno war vor Allem ein Verräther an ſeinem Könige und Vaterlande,

und ihm zunächst, wenn auch nicht allein, hat Deutschland für so manches herbe Jahrhundert voll Schmach und Elend zu danken.

Lambert irrt, wenn er meint, Anno hätte „sorgfältig dem Kaiser gegeben, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes ist." Man kann das nicht sagen von einem Manne, der sich als Regent des Reiches von dem Knaben, zu dessen Vormund er sich wider Recht aufwirft, beiläufig den neunten Theil der Geldeinkünfte des Fiskus schenken läßt; von dem kirchlichen Würdenträger, der geistliche Aemter verkauft, die Kirchen der Heiligen nicht schont und ein Kloster antastet, dessen Besitzstand so eben vom Pabst gewährleistet ist.

Lambert irrt, wenn er meint, Anno wäre „im Gericht nie vom Recht abgewichen". Nein, er war wohl geneigt, einem Mörder zu verzeihen, wenn man ihm Gold bot;* und wenn es in seinem Interesse lag, so sorgte er dafür, daß Gerichte gehalten wurden, von denen der Prophet sagt: Es kann keine rechte Sache gewinnen; denn der Gottlose übervortheilet den Gerechten; darum gehen verkehrte Urtheile.**

„Er predigte so schön — sagt Lambert — daß auch Herzen von Stein zu Thränen erweicht wurden." — Es ist möglich, daß er gewaltig predigte und nicht, wie die Schriftgelehrten; — aber wie Jesus predigte er auch nicht, wenn man nach einem uns erhaltenen Gebete urtheilen darf. In einer Urkunde, die er ein Jahr vor seinem Tode für das Kunibertstift in Soest ausstellte, betet er wider die, welche seine Stiftung antasten würden: „Gott zermalme ihnen die Zähne in ihrem Munde; ihre Kinnbacken zerbreche der Herr. Sie sollen zunicht werden, wie Wasser, Hunger leiden, wie Hunde. Ihre Arbeit soll nutzlos sein, ihre Gedanken eitel, wüste und öde ihre Wege; sie sollen den Pfad des Friedens nicht kennen. Herr, vernichte ihre Frucht auf Erden, Tod komme über sie, vernichte sie, zerstreue sie durch Deine Kraft, o Herr. Verflucht seien sie auf dem Felde; verflucht im Hause. Sie sollen Augen haben und nicht sehen, Ohren und nicht hören, Nasen und nicht riechen, Zungen und nicht schmecken, Gefühl und nicht empfinden. Aus dem Buch der Lebenden sollen sie gestrichen und in das ewige Feuer geworfen werden."

* Lacomblet. I, 196.
** Triumph. S. Remacli. I, 13.

Das ist nicht der Ton der Bergpredigt; das ist nicht der Geist dessen, der da lehrte: Selig sind die Sanftmüthigen. Gottesläſterlich und komisch zugleich klingen jene Fluchformeln, wenn man bedenkt, daß dieser Priester, der stets mit dem unerbittlichen Hasse der Jungfrau Maria, der Rache aller Heiligen und den Qualen der Hölle droht, in seiner Habgier selbst den feierlichsten Bann des Pabstes für Nichts achtet. Denn er suchte lange Jahre Kloster Malmedy von Kloster Stablo* loszureißen, obwohl Abt Dietrich eine Urkunde Leos IX. vorzeigte, welche drohte: wer jene Stiftungen des heil. Remaklus je trennen würde, der sollte verflucht sein und mit dem Teufel und seinen schwarzen Schaaren und dem Verräther Judas in den ewigen Flammen brennen.

Nur unvollkommen wird man den Geist dieses Priesters verstehen, wenn man nicht die Stellung ins Auge faßt, welche er zur Thätigkeit Hildebrands einnimmt.

Der Frevel, den Anno 1062 zu Kaiserswerd beging, schuf fünfzehn Jahre später die Schmach von Kanossa. Anno hat Hildebrand den Weg geebnet. Er hat die Hindernisse hinweggeräumt, gegen welche auch die hohe Geisteskraft des großen Mönches erlegen wäre. Er hat dem päbstlichen Stuhle zu jener Allmacht verholfen, die er Jahrhunderte lang besessen hat.

Aber man dürfte nicht glauben, daß er dieß mit Absicht und Bewußtsein gethan. Die großen Weltverhältnisse sind ihm ein versiegeltes Buch. Er hat weder Sinn für die Größe des Reiches, noch für das, was Hildebrand unter „Freiheit der Kirche" versteht. Er hat nur Köln im Auge; nur für das Allernächste reicht seine Einsicht aus. Niedrige Selbstsucht hindert ihn, über die Grenzen seines Erzstiftes hinaus zu blicken. Hätte er mit dem Blicke eines Hildebrand die Verhältnisse der Christenheit umfaßt, hätte in ihm ein Funke edler Vaterlandsliebe, ja nur christlichen Mitgefühls geglüht, — so hätte die Idee in ihm erwachen müssen, daß es seine Pflicht sei, der hohen Frau, in deren Hand das Scepter Heinrichs III. ruhte, ihr schweres Amt nach Kräften zu erleichtern; — daß es seine Pflicht sei, den hehren Glanz der deutschen Krone und die Majestät des Reiches zu

* Beide bekanntlich in Niederlothringen, Stablo im lütticher, Malmedy im kölnischen Sprengel.

wahren; — daß es seine Pflicht sei, dem Kinde des Mannes, welchem er seine Würde verdankte, sein Erbe ungeschmälert zu erhalten. Doch solche Gedanken sind fern von ihm. Er will sein Bisthum bereichern: eine andre Rücksicht kennt er nicht. Er sieht mit Betrübniß, daß er nicht zugreifen kann, wie er möchte. Nach den Krongütern steht sein Sinn; aber die Kaiserin ist im Wege: sie muß beseitigt werden.

So zeigt sich dieser Erzbischof von Köln, den man uns als einen der klügsten deutschen Fürsten des 11. Jahrhunderts schildert.

Pabst Gregor zeichnet seinen Standpunkt mit wenigen Worten: „Du bist nachlässig (schreibt er ihm im April 1074) in Sachen der Kirche. Liebst Du den heil. Petrus bloß in Köln, und nicht in Rom, so habe ich Nichts mit Dir zu schaffen, nach dem Spruche: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich."

XIX.

Mehr, als jener Brief Bischof Günthers enthält, wissen wir von der Verschwörung der Fürsten nicht; keineswegs nahmen alle Herzöge und Bischöfe an derselben Theil; doch kann man ihre Spur bis nach Italien hinein verfolgen.

Der junge König, nun in seinem zwölften Jahre, sollte seiner Mutter geraubt werden. Es war auch hohe Zeit. Denn wuchs Heinrich noch fernere sechs Jahre unter der Tutel der Kaiserin auf, so stand zu erwarten, daß der lebendige, energische Geist des Knaben sich völlig zu besonnener Manneskraft würde entwickelt haben, daß die Zeit Heinrichs III. wiederkehrte — und wo wäre den Fürsten dann die Aussicht auf das geblieben, was sie Freiheit nannten.

Freilich offen der Kaiserin den Gehorsam aufzukündigen, das wagten sie nicht. Was hätten sie auch sagen, welche Gründe angeben, mit welcher Stirn den Blick der hohen Frau ertragen können, der sie zum Theil ihre Würden verdankten?

Aber wenn es gelang, den Knaben zu entführen, dann durften sie vielleicht hoffen, daß Agnes dem Regiment entsagen würde. Zugleich war es mindestens ebenso wichtig, ihr die Reichsinsignien zu rauben. Denn das Kaiserschwert, die Armspangen, das Scepter, der Reichsapfel,* das Diadem, der lange Kaisermantel** und die

** Erwähnt von Benzo I, 9.

*** — „frisia chlamys, imperialis vestis." Benzo. 16.

Lanze des heil. Mauritius waren freilich nur todte Sachen; aber ihr Beſitz übte eine ſo große, gleichſam magiſche Gewalt, daß es ſicher zweifelhaft geweſen wäre, wer von Beiden — ob Agnes mit den Inſignien, oder Anno mit dem jungen Könige in Händen — Gehorſam gefunden hätte als Inhaber des Reichsregimentes. Geſchah es doch in dieſem Jahrhundert, daß ein Graf, dem von Feinden jene Fahne entwendet worden, durch welche der Kaiſer ihn mit einer Grafſchaft belehnt hatte, mit der Fahne das ganze Lehen verloren zu haben ſchien! Auch ſchien Heinrich IV. in ſeinem letzten Lebensjahre erſt dann dem Reiche wirklich entſagt zu haben, als er die Inſignien von Schloß Hammerſtein hatte holen laſſen.

Agnes hatte Oſtern 1062 in Utrecht gefeiert und ſich dann mit Heinrich nach der Pfalz Kaiſerswerd begeben, die damals neben dem Stift des heil. Swibertus auf einer Inſel im Rheine lag. Mehrere Fürſten hatten ſich eingefunden, darunter Graf Egbert von Braunſchweig und Herzog Otto von Baiern, der bekannter iſt unter dem Namen Otto von Nordheim, ſonſt einer der achtungswertheſten Fürſten, allein leider damals Theilnehmer an der Verſchwörung.

Es wird vielleicht nie möglich ſein, eine deutliche Anſchauung zu gewinnen von der Weiſe, in welcher der Raub des Königs ausgeführt wurde. Kaiſerswerd liegt jetzt auf dem rechten Rheinufer, wie man weiß; der Strom muß daher in ſpätern Jahrhunderten ſeinen Lauf dort geändert haben, oder es iſt der eine Arm verſandet; denn daß die Pfalz Werde damals ſich auf einer Inſel erhob, iſt ganz unzweifelhaft. Das Wort Werd bezeichnet ja gerade eine Inſel. *

Sicher bewirthete Anno die Kaiſerin und den Hofſtaat. Als Alles vorbereitet ſchien, ließ er einen beſonders ſchön gebauten Kahn an das Ufer der Inſel bringen und lud nach einem Mittagsmahl — es war im Mai — den Knaben, der gerade beſonders heiter und aufgeräumt war, mit ſchmeichelnden Worten zu einer Beſichtigung ſeines zierlichen und eleganten Fahrzeuges ein. Mit Freuden ging Heinrich auf den Vorſchlag ein und trat arglos in den Kahn mit dem Erzbiſchof, Herzog Otto und Graf Egbert.

* Man vergleiche beſonders die fundatio monast. Bruwil. in den monum. Germ. hist. XIII. S. auch Luther's Ueberſ. des Heſekiel. 26, 5.

Die Knechte ergriffen die Ruder und ſtießen haſtig vom Ufer. Heinrich erſchrak. In den Mienen des argen Prieſters und der beiden Fürſten mochte er nichts Gutes leſen: in der Meinung, es ſei auf ſein Leben abgeſehen, warf er ſich, kurz entſchloſſen, über Bord in den Strom, um ſo das Ufer zu gewinnen. Mit großer Mühe gelang es Egbert, welcher nachgeſprungen, ihn in den Kahn zurückzubringen.

„Sie beſchwichtigten ihn (erzählt der hersfelder Mönch) mit Schmeichelreden, ſo gut ſie konnten, und brachten ihn nach Köln.“

Ob der zum Tode erſchrockene Knabe noch Hülfe gerufen, ob er zu den ungetreuen Männern gefleht, ihn zu ſeiner Mutter zurückzubringen; wie er, triefend und vielleicht vor Kälte zitternd, im Kahn und weiterhin zugebracht; ob denn Niemand einen Arm gerührt zu ſeiner Befreiung; mit welchen Empfindungen Agnes die Kunde vernommen von dem Raube ihres Kindes, von der Gefahr, in der „ihr Auserwählter, der Sohn ihres Leibes“ geſchwebt — danach ſieht man ſich vergebens um in den dürftigen, trockenen Aufzeichnungen der Mönche.

Doch möchte ich nimmermehr glauben, daß die Verſchworenen jene ganze Strecke von Kaiſerswerd bis Köln, acht Meilen und gegen den Strom, zu Kahne gefahren ſind. Sicher fuhren ſie an das linke Ufer, wo eine Schaar kölniſcher Vaſallen ihrer warten mochte. Denn abgeſehen von der Unmöglichkeit, eine ſo weite Strecke kräftig zu rudern, zumal bei dem Waſſerſtande des Mai, bildet der Strom dort Krümmungen, an denen ſie leicht hätten aufgehalten werden können.

„Die übrige Menge folgte am Lande (fährt der Hersfelder Mönch in ſeiner Weiſe fort), und Viele ſchalten, daß der königlichen Majeſtät Gewalt geſchehen, und daß ſie ohnmächtig geworden.“

Was für Leute waren es, welche er die übrige Menge nennt?

Ich möchte vermuthen, daß zur nämlichen Zeit, da Anno's Knechte ihr Schifflein durch den Strom trieben, oder um Weniges ſpäter ein anderes Boot mit den Reichsinſignien von der Inſel abfuhr; die allgemeine Verwirrung, welche in der Pfalz herrſchte, konnte von andern Verſchworenen leicht benutzt werden, um ſich derſelben zu

bemächtigen. Und nun folgte der ganze Hofſtaat den Inſignien, wie ein Bienenſchwarm dem Weiſel. *

Die Kaiſerin muß ſich ganz verlaſſen geſehen haben. Was würde geſchehen ſein, wenn die edle Frau, auf deren Haupt noch das Andenken des todten Kaiſers hehre Glorie ſtrahlte, — wenn ſie es vermocht hätte, an der Spitze einer ſtattlichen Schaar, mit den Reichsinſignien in Händen, vor den Thoren von Köln zu erſcheinen, um ihr geraubtes Kind zurückzufordern, welches der große Heinrich auf ſeinem Sterbebette, vor dem Pabſte und faſt allen Reichsfürſten, ihr zur Erziehung übergeben hatte?

Es wird erzählt, ſie hätte ſich nicht herbeigelaſſen, für ihre Kränkungen Rechenſchaft zu fordern; ſondern der Gewalt der Verhältniſſe weichend, ſich auf jene Güter zurückgezogen, die ihr vom Kaiſer überwieſen waren. ** Indeſſen ſie ſcheint ſpäter mit den Fürſten in aller Form unterhandelt zu haben. Sie gedachte, der Welt zu entſagen; doch blieb ſie in Deutſchland und kam auch wohl zuweilen an den Hof bis 1065, da Heinrich mit dem Ritterſchwert umgürtet ward. Letzterer ſoll ſie auch bewogen haben, Anno zu verzeihen. Im Jahre 1065 aber machte ſie ſich auf; verließ dieß Deutſchland, wo ſie, die Franzöſin, 22 Jahre zugebracht; nahm den heil. Schleier, durchwanderte die heiligen Stätten Italiens und blieb dann zu Rom. *** Damit ſchien es, als wäre vom König und vom Reich ein guter Engel gewichen.

* Berthold ſagt ausdrücklich, daß die Reichsinſignien mit geraubt wurden, und dieß iſt höchſt wahrſcheinlich.

** — in propria, ſagt Lambert. Solche Güter hatte ſie z. B. im Lande Hadeln. Ad. Brem. III, 44. Agnes war ſehr reich. Berthold ſpricht von ihren „ſehr bedeutenden Erbgütern“ (amplissima patrimonia), die wohl in Frankreich lagen. Auch ein Abt Johannes, der ein Gebetbuch für ſie zuſammenſtellte, ſpricht von ihrem Reichthum. „Adel, Reichthum und Jugend luden Dich ein, wieder zu heirathen.“

*** Waitz nimmt an, 1069 ſei ſie nach Italien gegangen (mit Ekkehard), Bethmann 1067 (zu Siegebert). Indeſſen aus Damiani's Schrift de fluxa mundi gloria, womit er Agnes nach ihrer Ankunft in Rom beſchenkte, geht hervor, daß ſie 1065 ſchon in Rom war. „Daß ungefähr vor 2 Jahren (ſpricht er) der Mond ſich blutroth färbte, bedeutete wohl nichts Anderes, als daß durch Kadalus' Frevelthat die heil. Kirche mit Blut befleckt werden ſollte.“ — Kadalus' letzter Kriegszug gegen Rom fällt in das Jahr 1063. Im Kloſter S. Benignus zu Fruttuaria (Diözeſe Turin) ſcheint ſie nicht lange geweſen zu ſein. Daß ſie 1065 nach Rom gegangen, beſtätigt Lambert, wenn er 1072 ſagt, über ſechs Jahre hätte ſie in Italien zugebracht.

Der Plan der Böſen war gelungen.

„In welcher Abſicht (ſagt Abt Ekkehard von Aurach) Erzbiſchof Anno dieß gethan, oder warum Gott es zugelaſſen, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Aber wir wiſſen ſicher, daß daraus viel Unheil entſtanden und ſpäter immer größer geworden iſt. Denn damals fingen die Zuſtände an, die noch heute dauern: Bürgerkrieg im Reiche, Verwirrung in der Kirche, Zerſtörung der Klöſter, Verachtung des Klerus, Ausrottung aller Gerechtigkeit und Frömmigkeit."

Die ungeheure, welthiſtoriſche Bedeutung der That von Kaiſerswerd trat zuerſt an's Licht in Italien.

XX.

Pabſt Viktor hatte ſich im Sommer 1057, begleitet vom Subdiakonus Hildebrand und andern Kardinälen, nach Toskana ins Gebirge begeben. Da ſtarb er ziemlich plötzlich am 28. Juli. Den Römern (erzählt man) war er theuer wegen ſeiner Freigebigkeit. Sicher iſt es, daß bei ſeinem Tode noch Schmuckſachen von ihm zu Rom verſetzt waren im Werth von 180 Mark. Geiſtliche aus Eichſtädt wollten die Leiche nach Deutſchland ſchaffen, aber als ſie vor Ravenna vorbeikamen, fielen Einwohner der Stadt heraus, entriſſen ihnen den Leichnam und ſetzten ihn bei in der Baſilika der Jungfrau vor Ravenna, „die nach dem Muſter des Pantheon in Rom gebaut war."

Herzog Gottfrieds Bruder, der neu gewählte Abt Friedrich von Monte Caſino, war kurz vorher im Juni der Weihe wegen zu Viktor gereist.

Er nahm ſeinen Heimweg über Rom und blieb dort eine Weile, um Zierrath für das Kloſter zu kaufen. Schon war er im Begriff abzureiſen (31. Juli), als Biſchof Bonifazius von Albano in Eile angerittten kam und den Tod des Pabſtes meldete. Beſtürzt blieb er nun in ſeiner Herberge. Den ganzen Tag und noch die Nacht dazu gingen Römer, Laien und Geiſtliche bei ihm aus und ein; denn er ſtand in ſehr großem Anſehen in der Stadt. Man berieth ſich hin und her, was zu thun, wer zu wählen ſei. Darüber dämmerte der Morgen des 1. Auguſt. Friedrich ſchlug 5 Männer vor als der päbſtlichen Tiara würdig: den Kardinal Humbert, den

Biſchof von Velletri, den von Perugia, den von Tuskulum und den Subdiakonus Hildebrand. Aber die Anweſenden fanden Keinen dieſer fünf geeignet, — nein, er ſelbſt, Friedrich, ſolle Pabſt ſein. „Gottes Wille geſchehe!“ war ſeine Antwort. Einige riethen nun, man möchte auf Hildebrand warten, der noch in Toskana verweilte; allein die Uebrigen verwarfen jeden Aufſchub. Am 2. Auguſt in der Frühe holte man ihn aus ſeiner Herberge, führte ihn in die Kirche St. Petri in vinculis auf dem Esquilin; die Wahl ging vor ſich; da es gerade der Tag des heil. Pabſtes Stephan war, nannte man ihn Stephan X.* und führte ihn in den Lateran. Am folgenden Tage führten Kardinäle, Klerus und Volk den neugewählten Pabſt in Prozeſſion vom Lateran durch die ganze Stadt, über das Marsfeld und durch die Engelsburg nach der Baſilika St. Peters in der Leoſtadt, wo die Weihe vollzogen ward.

Kaum acht Monate regierte er. „Schon um Weihnachten ſah er, daß er bald ſterben würde; denn das „römiſche Fieber“ hatte ihn ergriffen, und

Nichts auf Erden beweist ſich ſo treu, wie das römiſche Fieber;
Haſt du es erſt, ſo wird es dich kaum je wieder verlaſſen.**

Der Schatz aus Griechenland, jene Geſchenke des Kaiſers Konſtantin Monomachus, befand ſich in Monte Caſino. Denn Stephan hatte im Frühjahr 1057 vor Pabſt Viktor Klage geführt über Graf Trasmund, der ihm den Schatz vor mehr als zwei Jahren geraubt, und Trasmund, in Furcht vor dem päbſtlichen Bannfluch, hatte denſelben faſt vollſtändig nach Rom gebracht. Um Weihnachten 1057 befahl Stephan dem Probſt Johannes zu Monte Caſino, alles Gold und Silber des Kloſters in der Stille nach Rom zu ſchaffen; er würde bald weit bedeutendere Schätze dafür zurückſchicken.

Man erzählte — und das iſt nicht unwahrſcheinlich — er hätte jenes Geld ſeinem Bruder Gottfried dem Bärtigen überbringen und

* „ejus vocationem de consuetudine facientes.“ Chron. Monte Cas. II, 95. Die Kardinäle ſcheinen damals den Päbſten ihre Namen gegeben zu haben. Vgl. ib. III, 66. Auch Bonizo ſagt von Viktor II.: „Die Kardinäle, wie es Sitte iſt, ſetzten ihn auf den Thron und nannten ihn Viktor.“ Bei Urbans II. Wahl ſpricht der Biſchof von Albano, Urbanum illum placere vocari Chron. M. Cas. IV, 3.

** Peter Damiani.

mit deſſen Hülfe die Normannen, die er bitter haßte, aus Italien vertreiben wollen. Auch erzählte man — und dieß iſt ganz unwahrſcheinlich — ſeine Abſicht wäre geweſen, Gottfried zum Kaiſer von Italien zu krönen. Beiden Plänen würde ſich Hildebrand, wäre er in Italien geweſen, wohl widerſetzt haben. Was würde aus der „Freiheit der Kirche" geworden ſein, wenn ein mächtiger Fürſt von Mantua bis nach Salerno gebot? Die Normannen im Süden und Gottfried im Norden — ſolch eine Lage war den Päbſten nicht gefährlich: man konnte ſich des Einen gegen die Andern bedienen, und umgekehrt. Aber Gottfried Alleinherrſcher auf der Halbinſel — dann war es um die Unabhängigkeit der Päbſte geſchehen.

Die Mönche wagten nicht, zu widerſprechen, und brachten den Schatz. Da aber Stephan ihre große Betrübniß wahrnahm, brach auch er in Thränen aus, nahm von Allem, was er aus Konſtantinopel mitgebracht, nur ein Bild und befahl, alles Uebrige nach Monte Caſino zurückzuſchaffen. *

Er begab ſich nach Toskana und ſtarb zu Florenz am 29. März 1058.

XXI.

Seit Leo eiferten die Päbſte gegen Simonie und Prieſterehe; — freilich mit geringem Erfolg: das Cölibatgeſetz wenigſtens ward faſt allenthalben ignorirt. Faſt ausſchließlich auf dieſe beiden Punkte war ihre Aufmerkſamkeit gerichtet; nur hie und da war auch eine Stimme laut geworden, es ſei Frevel, daß Laien Ring und Stab verliehen.

Jetzt nun — im Jahre 1058 — trat eine Periode ein, wo man ſich in Rom um Simonie und Prieſterehe — geſchweige denn um Laieninveſtitur — weniger kümmern konnte. Eine andere Angelegenheit trat in den Vordergrund; alle Kräfte wurden in Anſpruch genommen durch einen Streit, der nun entbrannte über die Frage: wer den entſcheidenden Einfluß haben ſollte bei der Wahl der Päbſte; und in dieſem Kampfe ſtand überhaupt die ganze ſeit Leo angebahnte Reform der Kirche auf dem Spiel.

* Die ſog. annales Romani beweiſen ſich hier als eine ſehr trübe Quelle. Was ſie über Stephan mittheilen, iſt ſämmtlich falſch.

Gleich bei der Wahl Stephans war das Recht der Kaiserin verletzt: die Römer hätten wenigstens, ehe die Weihe vollzogen ward, ihre Zustimmung einholen sollen. Stephan hat sicher wegen dieser Verhältnisse damals Hildebrand nach Deutschland geschickt; derselbe war Weihnachten 1057 am Hof zu Pöhlde am Harz. * Denn obwohl dieser Pabst auf einer seiner Synoden gebot, Niemand solle der römischen Kirche das Recht der freien Wahl bestreiten, so bestimmte er doch ebenfalls in öffentlicher Synode, unter Beistimmung Hildebrands und aller Anwesenden, Heinrich IV., so lange er regierte, sollte stets nach der Wahl eines Pabstes befragt werden, ob er sie billigte. **

Ehe er Rom verließ, versammelte er noch einmal Cardinäle und Volk und befahl unter Androhung des Bannes: wenn er sterben sollte, bevor noch der Subdiakonus Hildebrand — „unser geliebter Sohn" — der nach gemeinschaftlichem Beschluß an die Kaiserin geschickt war, wieder eingetroffen, so sollte Niemand einen Pabst wählen, sondern bis zu seiner Rückkunft der apostolische Stuhl unbesetzt bleiben.

Man sieht, in welchem Ansehen Hildebrand stand. Er kehrte zurück und fand, daß die Römer Stephans Befehl mißachtet. Jetzt begann seine folgenschwere Thätigkeit.

Es ist Hildebrand ergangen, wie so vielen Männern von ungewöhnlicher Begabung: sie büßen den Vorzug, der sie auszeichnet, nur zu oft damit, daß die übrige Welt sich in ihr Bewußtsein, ihre Denk- und Empfindungsweise nicht zu versetzen vermag und darum ungerecht über sie urtheilt — und doch ist, wie Hildebrand selbst sagt, „der gute Name die Krone aller Erdengüter." Denn in auserwählten Menschen wirkt die inwendige Kraft auf vielerlei, oft dissonirende Weise, und nicht Jedermann vermag in die verborgene geistige Werkstätte zu schauen, die so viele anscheinende Widersprüche wunderbar zu Tage fördert. Zumal aber bei dem Urtheile über Persönlichkeiten, die, wie Hildebrand, den Strom der Weltgeschichte gleichsam in ein

* Aus der Urkunde in den monum. Germ. zu Gundaccars lib. pontif. geht hervor, daß der Hof zu Pöhlde war, nicht in Merseburg, wie Lambert will.

** Epistola Bernhardi (Hildesheimensis) ad Adalbertum et Bernaldum. Gretser. opp. VI.

neues Bett geleitet, wird Vorsicht gut thun. Denn dieser Planet ist einmal so unvollkommen, daß große Neuerungen auf ihm stets nur unter furchtbaren Gräuelscenen vor sich gehen. „So lange Völker auf Erden gewesen sind, hat man nicht so schwere Zeiten gesehen!" sprach man auch zu Hildebrands Zeit; — und die Tausende, welche dabei zertreten wurden, schleuderten sehr natürlich ihren Fluch auf das Haupt dessen, der zunächst ihres Verderbens Urheber schien.

Man hört den „furchtbaren Pabst" die Rebellen zum Morden anfeuern: „Laßt nicht nach in dieser Kriegswuth! Seid getrost: wir nehmen Alles auf uns!" Man hört ihn versichern: „Es soll der Fluch nicht auf unser Haupt kommen, der da sagt: Verflucht, wer sein Schwert vom Blute fern hält!" * Und das Band des Eides, den die deutschen Fürsten ihrem Könige geschworen, zerreißt er, als wäre es Spinngewebe. Ja, er erläßt Dekrete, von denen der Prophet sagt: nach diesem Briefe werden alle Diebe fromm gesprochen, und alle Meineidigen werden nach diesem Briefe fromm gesprochen.

Und dann traut man den Ohren kaum, wenn man ihn sagen hört: „Oft habe ich zu Christus gefleht, daß er mich von hinnen nehme oder der Kirche durch mich einigen Nutzen schaffe. — Ich warte auf ihn, der mich wider Willen nach Rom zurückgeführt und mit tausend Sorgen umgürtet hat. Ich sage ihm oft: Eile, säume nicht und befreie mich aus Liebe zur heiligen Maria und zu St. Petrus!" —

„Der Verderber Hildebrand hat der ganzen Welt den Becher des Zornes Gottes zugetrunken," spricht ein frommer Mönch. „Herr, unser Gott (läßt sich ein Priester vernehmen), es haben sich Herren über uns gesetzt ohne dich!" Ja, man traut ihm zu — doch es ist eine Lüge — damals, als Heinrich zu Kanossa Buße that, hätte er den deutschen Rebellen das satanische Wort sagen lassen: „Geduldet euch! ich werde ihn noch sündhafter machen, als er schon ist."

Und wiederum, wenn Bischof Anselm von Lucca sieht, wie

* Seine Getreuen mochten ihn aufmerksam machen, daß dieß Wort ihm schädlich sein könnte. Er erklärte daher: „wer sein Schwert vom Blute fern hält" solle soviel heißen, als: „wer das Wort der Ermahnung vom Tadel fleischlich gesinnter Menschen fern hält." Reg. II., 5 und 66.

Hildebrands Feinde in Rom einziehen, ein anderer Pabſt im Lateran reſidirt, und Jener gleichſam in das Exil wandert, ſo muß er an Chriſti Leiden denken. „Es iſt, als kämen die Hohenprieſter von Neuem zu Pilatus, um Chriſti Tod zu fordern, wenn Heinrich ſo viele falſche Zeugen aufſtellt gegen den Pabſt, und Alle rufen: er iſt des Todes ſchuldig!“ —

Ja, Hildebrand meinte es mit der Menſchheit ehrlich. Wenn er es als ſein Recht in Anſpruch nahm, Kaiſer- und Königsthrone ſo gut, wie die kleinſte Grafſchaft nach ſeiner Willkür zu beſetzen; wenn er den Plan hatte, alle Fürſten der Chriſtenheit, vom deutſchen Kaiſer bis zu den unbedeutendſten Machthabern in Sardinien oder Dalmatien ſollten ſeine Vaſallen und ihm unterthan werden: ſo trieb ihn doch nicht Herrſchſucht, ſondern heiliges Verlangen, die Chriſtenheit zu beſſern. Er ſuchte nicht nach ſchwacher Menſchen Weiſe ſich ſelbſt zu täuſchen, wenn er zu Salerno ſterbend ſprach: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt; darum ſterbe ich im Elend.“

Man wird Hildebrand nur ſchlecht würdigen, wenn man nicht die ganze Weltanſchauung des Mittelalters vor Augen hat. Unſer Planet war das Centrum der Welt; die Menſchheit auf dieſem Planeten war der koſtbarſte Theil des Univerſums, um den ſich die ganze Weltregierung drehte, — und die Auserwählten unter der Menſchheit, die Chriſten, hatten ihr Haupt zu Rom in dem heiligen Manne, dem Vikar des Apoſtel Petrus. Jede Chriſtenſeele zitterte bei der furchtbaren Frage: ob ſie nach der kurzen irdiſchen Wallfahrt im Paradieſe bei den Seligen wohnen, oder ob ſie verſtoßen ſein würde zu den ewigen Qualen. Und er, der Pabſt zu Rom, hatte als Erbe vom heiligen Petrus die Macht empfangen, daß ſich auf ſeinen Wink die Thür zum Paradieſe öffnete und ſchloß.

Hildebrand wußte alſo, daß er als Pabſt an Chriſti und der Apoſtel Statt die Völker zu ſeinem Erbe und die Gränzen der Erde zu ſeiner Habe empfangen; er wußte, daß er Vermittler war zwiſchen Gott und der Welt, und daß er einſt Rechenſchaft abzulegen hatte für alle Chriſten.

Er war erfüllt von dieſer Idee, obwohl es zuweilen ſcheinen

möchte, als hätte er in den Stürmen, die er erregte, diesen seinen Leitstern aus den Augen verloren und irdischen Leidenschaften Raum gegeben. Er war eben nur ein Mensch.

Man kann sich des Zweifels nicht erwehren, ob wohl viele Päbste, wenn sie sich da betrachteten im Lateran oder Vatikan, mit allen Gebrechen menschlicher Natur behaftet, gleich andern Sterblichen, und zum Theil ungeheure Frevler — ob ein Innocenz IV., ein Pius II., ein Alexander VI., ein Julius II. wirklich selbst daran geglaubt haben, sie regierten die Welt an Christi oder Gottes Statt. Selbst in Urban II. war diese Idee nicht lebendig, aber sie war es in Hildebrand. —

Die Zeiten sind anders geworden. Die Weltanschauung des Mittelalters ist durch die Naturwissenschaften zum Theil gestürzt. Paul III. ahnte nicht, was er that, da er Kopernikus' Dedikation annahm! Zugleich haben Luther und Calvin der weltlichen Obrigkeit eine andere Stelle angewiesen, als Hildebrand ihr zugestand.

Denn nach Hildebrand ist nur die Macht der Priester zum Heil der Seelen von Gott gestiftet; die Macht der weltlichen Fürsten stammt vom Teufel. Alle Menschen, spricht er, sind gleich; und wenn die weltlichen Fürsten sich in blinder Begier und unerträglichem Hochmuth zu Beherrschern ihrer Brüder aufgeworfen, so haben sie das auf Antrieb des Teufels gethan und durch Frevel aller Art durchgesetzt. Nur solche Fürsten sind zum Herrschen berechtigt, welche die Kirche aus freiem Antrieb einsetzt, damit sie in Demuth und aus Liebe zu Gott das Volk regieren.

Er haßte die weltliche Macht nicht als solche. Ich habe erwähnt, mit welcher Achtung er von dem großen Kaiser Heinrich III. spricht; man kann überzeugt sein, daß er Heinrich, hätte er länger gelebt, in seinem trefflichen Regiment kräftig und aufrichtig unterstützt haben würde. So überhäuft er Abt Hugo von Clügny mit den bittersten Vorwürfen, als derselbe einen guten Fürsten in sein Kloster aufgenommen hatte. „Giebt es denn nicht genug Mönche, Priester, Ritter und auch Arme? Einen guten Fürsten hingegen findet man kaum irgendwo. Tausende von Christen entbehren nun ihres Schützers. Wenn unsere Ermahnung nichts nützte, rührten

dich nicht Thränen und Wehklagen der Armen, Wittwen und Waisen, nicht die Verwüstung der Kirchen?" *

Aber er kannte die Schlechtigkeit der meisten Fürsten seiner Zeit; das Elend des Volkes ging ihm zu Herzen; er wollte zunächst die Kirche „frei, keusch und rechtgläubig" machen, dann die weltlichen Fürsten der Kirche unterwerfen und so ein neues Zeitalter der Gerechtigkeit herbeiführen.

Vielleicht hat er auch, so sehr er Priester war, nie seinen Ursprung aus den ärmsten Klassen des Volkes vergessen können. Sein Vater soll ein Zimmermann gewesen sein. Daß er ein Plebejer, darüber gerade drückt ihm ein Bewunderer seine herzliche Freude aus: „Gottes Weisheit konnte nie besser für die Menschen sorgen, als dadurch, daß sie einen Mann aus der Plebs zum Haupte ihres Volkes setzte; an dessen Sitten kann nun das niedere Volk sehen, wohin es zu streben hat." ** Gerade das ward ihm und seiner Partei zum schwersten Verbrechen gemacht, daß er sich auf „die Wuth des Pöbels" stützte. Denn in der Lombardei stritten die unteren Schichten des Volkes für den Pabst; in Deutschland jagte der Pöbel die verheiratheten Pfarrer aus den Kirchen; *** und selbst in England (unter Urban II.) fand Erzbischof Anselm von Kanterbury, da er dem Pabst mehr gehorchte, als seinem normannischen König Rufus, Trost in dem Beifall des versammelten (sächsischen) Volkes und „baute darauf (sagt Eadmer), daß nach der Schrift des Volkes Stimme Gottes Stimme war."

Hildebrand war klein, sehr häßlich; sein Teint zeigte die dunkle Farbe des Südens; aber er bewies überall eine Ueberlegenheit des Geistes, vor der Jedermann sich beugte, der ihm nahe kam.

Die allgemeinen Weltverhältnisse übersah er, namentlich als Pabst, besser, als irgend einer seiner Zeitgenossen; und wo hätte er diesen Ueberblick gewinnen sollen, wenn nicht in Rom, wo sich fast täglich Pilger und Gesandtschaften aus allen Ländern der Christenheit drängten?

* Brief vom 2. Januar 1079.

** Brief des Abtes Wilhelm, Mabill. anal. S. 455. Dieß Zeugniß wird hinreichen, den Irrthum derer zu widerlegen, die Hildebrand dadurch noch zu verherrlichen suchen, daß sie ihn aus einem Grafengeschlecht abstammen lassen.

*** S. u. A. Annales Augustani. 1076.

In Deutschland hatte er sich eine Zeit lang aufgehalten; wiederholt hatte er mit Heinrich III. verhandelt, der ihn vor allen Italienern auszeichnete; noch neuerdings (1057) hatte er das Treiben am Hof der Kaiserin beobachtet. In Frankreich hatte er als Legat Leos und Viktors Synoden gehalten und Bischöfe abgesetzt. Gern erzählte er, wie er dort einen simonistischen Bischof, der hartnäckig läugnete, überführt hätte. Er forderte den Bischof auf, zum Beweis seiner Unschuld nur die Worte auszusprechen: „Gelobt sei der Vater, der Sohn und der heilige Geist." Und jener fing an: „Gelobt sei der Vater, der Sohn," — und bei dem heiligen Geist versagte ihm die Sprache. „Natürlich, ruft Damiani aus; wider den hatte er ja gesündigt." — *

In Rom hatte Hildebrand lange zugebracht, ehe Heinrich III. die Synode zu Sutri hielt, ** und seine Bekanntschaft mit den Zuständen Roms und Italiens wird ihn namentlich den deutschen Päbsten: Leo, Viktor und Stephan unentbehrlich gemacht haben.

Leo vollendete seine Ausbildung *** und ernannte ihn (einer Nachricht zufolge) zum Haushofmeister der römischen Kirche, und es ist wohl zu glauben, daß er sich damals und später viel an den Tischen der Geldwechsler sehen ließ. Auch war er (schon unter Stephan) Abt vom Paulskloster und wandte wohl dessen Einkünfte zum Theil dem apostolischen Stuhle zu. Ferner soll er Kustos des Altares zu St. Peter gewesen sein, auf dem die Pilger ihre Gaben niederlegten. † Er kannte den Werth des Geldes recht wohl und wußte, daß er besonders in Rom ohne dasselbe nichts ausrichten konnte. Das Volk mußte ab und zu durch Geldspenden aufgemun-

* Dieser Scene wohnte Abt Hugo von Clügny bei. Jener Bischof ward Mönch in Clügny und mußte Spott genug über sein Unglück ertragen. Wilh. Malmsb. III. 265.

** „St. Peter hat mich von Kindheit auf in seinem Hause liebreich genährt." Brief an Wilhelm den Eroberer vom 24. April 1080.

*** So Desid. dial. Doch bewies Hildebrand auch Leo gegenüber eine gewisse Selbständigkeit. „Leo war böse (schreibt er an Anno), daß ich eurer Kirche beistand gegen die von Trier."

† Bonizo sagt, unter Leo sei er oeconomus S. R. E. geworden; das Dekret von Brixen behauptet, unter Nicolaus II. Letzteres möchte wahrscheinlicher sein. Daß er Abt von St. Paul war, sagt das Dekret von Brixen und Lambert 1058. Daß er Kustos des Altars der Peterskirche war, berichtet Benno, und in dieser Angabe liegt nichts Unwahrscheinliches.

tert und gefesselt oder auch geradezu bestochen werden; als Archidiakonus errichtete er eine Miliz in Rom, die sicher guten Sold erhielt; und auch anderwärts waren die Anhänger mit Gelde zu versehen.

Darum hatte er meist einen sehr reich gefüllten Schatz, wie weiland Gregor VI., und ich möchte freilich nicht behaupten, daß er denselben — namentlich als Archidiakonus — immer durch lautere Mittel gewonnen hätte. * Jedenfalls, wenn er sich, ehe er Pabst ward, durch Geschenke bisweilen zur Nachsicht bewegen ließ, geschah dieß in solcher Weise, daß er von den Gebern nicht abhängig ward. Daß er aber als Pabst je eigentlich bestochen worden wäre, könnte man nicht sagen.

Bei der Wahl seiner Mittel war er überhaupt nicht skrupulös. Sicher billigte er es, daß Gregor VI. einst die päbstliche Würde gekauft hatte, um sie zu retten. Und wenn er die Priester durch die Hand der Laien zur Annahme seiner Dekrete und namentlich zur Trennung von ihren Frauen zwang, so sprach er: „Es scheint uns besser, daß wir einen bisher ungewohnten Weg einschlagen, als daß die Seelen der Menschen verloren gehen." Auch ist wohl glaublich, daß er, um der Römer Herr zu sein, mit übel berüchtigten Leuten in Unterhandlung treten mußte, wenn sie in irgend einem Stadttheile etwa die Rolle spielten, wie in späteren Zeiten der Capo Lazzaro in Neapel. Es wird ein getaufter Jude, Leo, genannt, mit dem er Geldgeschäfte machte, der „Giftmischer Gerardo der Langarm" und der „Laufejohann" aus Transtibere. **

Widerstreitende Elemente bildeten sein Wesen: Härte und Weichheit; unbeugsame Entschlossenheit und banges Zagen; kalte, abwartende Besonnenheit und kühne Verachtung der Gefahr. Um seine Macht zu gründen, benutzt er die überaus große Gunst der

* Wenrich von Trier: „Es steht fest, und noch sind Viele am Leben, die es durch unwiderlegliches Zeugniß beweisen, daß Jener auf viele Weise, besonders dadurch, daß er bei kirchlichen Prozessen seine Hülfe verkaufte, eine ungeheure Menge Geldes erwarb." Damit vgl. Damiani's Verse an Pabst Alexander II., worin er ihn ermahnt, sich nicht durch volle Geldsäcke vom Pfade des Rechts abbringen zu lassen, und Lambert 1070. Auch von Erzbischof Siegfried von Mainz wird Hildebrand (als Archidiakonus) sehr deutlich Geld angeboten. „Euer Sinn steht nicht nach Irdischem; aber da ein heiterer Geber Geld braucht, so sagt nur, was euch ansteht: ihr sollt es haben."

** Johannes Tiniosus (Tineosus) in den annales Romani.

Verhältniſſe mit allem Scharfſinn eines Italieners. Erſt dann offenbart er ſeine Abſichten, wenn er ſieht, daß ſie wohl durchzuführen ſind. Seine Grundſätze, die ſich natürlich erſt nach und nach entwickelt, erklären, wie die Biſchöfe zu Worms 1076 ganz richtig ausſprachen, allem Beſtehenden den Krieg, — aber er würde nie ſo thöricht geweſen ſein, wie etwa ſpäter Bonifazius VIII., mit denſelben zur Unzeit an's Licht zu treten.

In rührenden Klagen ſpricht er ſeinen Schmerz aus über die Verderbniß der Zeit; er bangt und bebt zurück vor der gewaltigen Aufgabe, ſie zu beſſern. Aber einmal im Kampfe begriffen, beweist er eine ritterliche Feſtigkeit: „Wir wollen lieber das Leben laſſen (ruft er aus), als von der Gerechtigkeit weichen.“ So iſt er auch außer ſich, wenn die Mönche in Monte Caſino ſich von den Normannen Geld rauben laſſen, ohne den Verſuch einer Gegenwehr zu machen. Sie hätten lieber (ſo verlangte er) alle ihre Güter verwüſten und verbrennen laſſen ſollen, als dulden, daß dem berühmten Kloſter eine ſolche Schmach geſchähe.

Keineswegs beſaß ſein Gemüth die Milde und Sanftmuth eines Leo: er erklärte es wohl für ein wackeres und würdiges Verfahren, wenn Aufrührern die Augen ausgeſtochen und die Zungen ausgeſchnitten wurden. Allein man darf nicht erwarten, daß er völlig über ſeiner Zeit hätte ſtehen ſollen, in der dieſe Strafen gewöhnlich waren. Selbſt der gute Kardinal Damiani, der ſonſt bekümmert ſein greiſes Haupt ſchüttelt, wenn er den Archidiakonus an der Spitze einer Kriegsſchaar dahinziehen ſieht, — ſelbſt er preist Kaiſer Otto III. und führt es als nachahmungswürdiges Beiſpiel an, daß derſelbe einſt „unter vielen andern großen und herrlichen Thaten“ drei Reichsgrafen blenden ließ. „Da erſchraken alle Uebrigen ſo, daß überall Friede wurde, und das Volk ſprach: durch ſechs ausgeſtochene Augen iſt das ganze Reich beruhigt worden.“

Doch erſcheint er als Pabſt milder, denn vorher. Ein Zeitgenoſſe ſagt mit Recht: „Er iſt ſehr mitleidig und voll Güte.“ * Zugleich liegt etwas *Liberales* in Hildebrands Weſen. Großen Lärm machte damals die Ketzerei des Scholaſtikus Berengar von

* Berthold 1077. Est non minimae compassionis et benignitatis.

Tours, eines der ersten Gelehrten der Zeit, der in der Abendmahlslehre nicht recht an die vollständige Verwandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut glauben wollte. Wenn nun Abt Lanfranc zu Bec in der Normandie das ganze Abendland gegen ihn in Bewegung setzte und verschiedentlich „vollständig bewies, daß Brot und Wein nach der Konsekration wahrhaftiger Leib und Blut Christi sei," so gereicht es Hildebrand zur Ehre, daß er sich des vielgeplagten Berengar annahm und ihm endlich Ruhe verschaffte.

Auch weiß er nichts von einer alleinseligmachenden Kirche. Denn wenn er gleich einmal ausspricht, es nütze den Juden und Sarazenen nichts zur Seligkeit, wenn sie ihr Gesetz hielten, so schreibt er auf der andern Seite an einen sarazenischen König: „Der allmächtige Gott, der alle Menschen selig machen will, billigt in uns nichts mehr, als daß wir Menschen einander lieben. Wir müssen diese Liebe um so mehr gegen einander hegen, da wir ja einen Gott glauben und bekennen, wenn auch auf verschiedene Weise, und täglich zu ihm, dem Schöpfer und Regierer der Welt, beten." Und wenn er ihm dann wünscht, „daß Gott ihn nach der irdischen Wallfahrt in den Schooß des heiligen Patriarchen Abraham aufnehmen möge," — so ist dieser Ausdruck zwar dem Glauben des Sarazenen angepaßt, aber er findet sich ebenso in einem Briefe an Abt Hugo von Clügny.

XXII.

Hätte doch der gute Damiani statt seiner Wundergeschichten, statt so mancher unnöthigen Abhandlung vom Lobe der Geißel, von den Eigenschaften dieser oder jener Thiergattung uns mehr berichtet von dem, was er damals sah im Lateran, im Gewirr der Straßen Roms, am „weltschuttführenden Strom" und in der Umgegend! Dennoch sind seine spärlichen Andeutungen das Werthvollste, was uns über Hildebrands Persönlichkeit und jenen Kreis von Kardinälen erhalten ist, den Pabst Leo gebildet hatte.

Als Knabe hatte Damiani in den Sümpfen um Ravenna die Schweine eines seiner Brüder gehütet. Ein anderer Bruder hatte ihm dann Mittel verschafft, daß er die Schulen in Ravenna, Faenza und Parma besuchen, Priester werden und in manchen Zweigen des Wissens ausgedehnte Kenntnisse erwerben konnte. Später ward er

Eremit im Gebirge, nicht weit vom Paſſe Furlo; und der Ruf, welchen er ſich durch ſeine Kaſteiungen, ſeine Mahnſchreiben an die Päbſte und ſeine Pamphlete gegen Simonie und Prieſterehe erwarb, war ſehr bedeutend. Schon Heinrich III. hatte ihn beauftragt, Pabſt Clemens mit ſeinem Rath zur Seite zu ſtehen. Als ihn nun Pabſt Stephan aus ſeiner Einſamkeit nach Rom berief und zum Kardinal und Biſchof von Oſtia ernannte, mochten die übrigen Kardinäle mit ehrfurchtsvoller Spannung der Ankunft des heiligen Mannes entgegenſehen. Sie mochten an den Prediger in der Wüſte denken, der ein Kleid von Kameelshaaren trug, einen ledernen Gürtel um ſeine Lenden führte, und deſſen Speiſe Heuſchrecken und wilder Honig waren.

Da war unter Andern Kardinal Humbert, ein haſtiger, ja fanatiſcher Mann, „deſſen Worte gleichwohl wie auf apoſtoliſche Wahrheit gegründet ſchienen"; es war da Kardinal Stephan, ein ehrwürdiger und ausgezeichneter Prieſter; Bonifazius von Albano, der ebenfalls zu den „Augen des Pabſtes" gehörte; der ſchlimme Elſäſſer Hugo Blankus aus Remiremont mit ſeinen ſchielenden Augen, und vor Allen Hildebrand ſelbſt. Damiani bemerkte ſogleich, welchen Einfluß der kleine Subdiakonus übte, und die Ehrfurcht, womit derſelbe ihm begegnete, ſchmeichelte ihm nicht wenig:

„Klein iſt die Tigerkatze, und doch, wie ein Pfeil, ſo behende.
„Eiſen, gering an Werth, iſt das mächtigſte unter den Erzen,
„Aber es muß dem zwingenden Bann des Magnetes gehorchen" —

nämlich er ſelbſt, Damiani, iſt dieſer Magnet. „Hildebrand (ſpricht er), der Alles bändigt, vor dem Viele zittern, — mir allein iſt er wider Willen unterthan."

Doch dieß Verhältniß ſollte ſich bald ändern. Zwar ſeine Kenntniſſe, ſein tadelloſes Leben, ſeine Unerſchrockenheit, ſeinen Eifer für die Reform der Kirche würdigte Hildebrand vollkommen. Er gab ihm nicht bloß Aufträge, wie etwa den, in einem kleinen Büchlein alle Rechte zuſammen zu ſtellen, welche die Päbſte je in Anſpruch genommen, ſondern Damiani ward auch auserkoren, etwa in Mailand (nicht ohne perſönliche Gefahr) als Legat zu fungiren, und wenn ihn Pabſt Alexander II. 1063 nach Frankreich ſchickt, ſo empfiehlt er ihn den Biſchöfen dort als den Mann, „der nach uns in

der römiſchen Kirche das größte Anſehen hat, der unſer Auge und der unerſchütterliche Grundſtein des apoſtoliſchen Stuhles iſt."

Allein mit jenen beſſeren Eigenſchaften waren ſo viele Schwächen gemiſcht, daß gar bald die Kardinäle und ſelbſt die Päbſte ihren Spaß mit ihm trieben.

Damiani war ſehr eitel und empfindlich, indeſſen ſein Weſen war ſo, daß bei näherem Umgange wenigſtens die Ehrfurcht vor ihm ſich bedeutend verminderte. Kam er mit den andern Kardinälen zuſammen, ſo regnete es Witze und Komplimente und Liebkoſungen, und endloſe Reihen von Fragen wurden gethan — worüber er hinterdrein komiſche Gewiſſensbiſſe empfand. Ferner hörte und erzählte er nichts lieber, als Geſchichten von Wundererſcheinungen (etwa, wie der verſtorbene Pabſt Benedikt IX. einem Ritter begegnet wäre bei einer Mühle, in einen Bären verwandelt, mit Eſelsohren und Schwanz) oder von kraſſen Kaſteiungen.

Einſt an einem Freitage kam Kardinal Stephan in die Kirche von Monte Caſino und war ſehr überraſcht, wie er die Fratres da alle mit entblößtem Rücken erblickte. Damiani hatte ſie überredet, ſich zur Mehrung ihrer Tugenden jeden Freitag geißeln zu laſſen. Stephan lachte herzlich, verbot aber jene frommen Uebungen als ſehr unwürdig.

Mancherlei machte auch ſeine Indiskretion zu ſchaffen. Es ſchien in Rom angemeſſen, von dem laſterhaften Leben der Geiſtlichen zu ſchweigen, um den ganzen Stand nicht dem Geſpött der Laien preiszugeben. Damiani dagegen hatte ſchon unter Leo ſein „Buch von Gomorrha" geſchrieben, worin die Laſter der Geiſtlichen mit ſehr unangenehmer Genauigkeit geſchildert und förmlich in Rubriken gebracht waren. Dieß Buch nun, „welches er mit großer Mühe zu Stande gebracht und wie ſeinen eingebornen Sohn hielt," nahm ihm Pabſt Alexander II. fort. Er gab vor, er wollte es von dem Abt von St. Salvator abſchreiben laſſen, überreichte es demſelben vor Damianis Augen, ließ es aber dann bei Seite ſchaffen und ſchloß es in einen Schrank. „Nachher (ſagt Damiani) lachte er mich aus und ſuchte mich durch Späße zu beruhigen."

Am wenigſten Umſtände machte Hildebrand mit ihm, und er beklagt ſich bitter darüber. Damianis ganzes Weſen; die Skrupel,

die er ſich machte über Hildebrands Beſtechungen und unkanoniſches Dreinſchlagen mit den Waffen in der Hand; der Vorwitz, womit er Hildebrands Pläne wohl durchkreuzte — alles dieſes war dem Letzteren zuwider. Wenn Damiani über die Schwäche ſeiner Augen, ſeine Runzeln und greiſen Haare klagte; wenn er krank war und bedauert und getröſtet zu werden wünſchte, ſo verlachte ihn Hildebrand. „Er hat Mitleid mit mir, wie ein Nero, hat mich mit Knitteln geliebkost, mit Adlerskrallen geſtreichelt.“ Da Hildebrand in einem kritiſchen Momente Geld brauchte, verſetzte er ohne Weiteres Damianis mit Gold und Edelſteinen verzierten Krummſtab und ſeinen ganzen biſchöflichen Ornat, nahm die Einkünfte zweier Bisthümer * und eines Kloſters, die Jenem übertragen waren, in Beſchlag, — und als Damiani, auf's Tiefſte gekränkt, verlangte, man ſollte ihm nur lieber alle ſeine Würden nehmen, ſo ward ihm mit einer Buße von hundert Jahren gedroht, wenn er ſeine Aemter niederlegte. „Verſchärft nur die Buße noch, entwortete er, oder werft mich in's Gefängniß, wenn jene Strafe nicht ausreicht.“

Zuweilen ward er ganz entrüſtet: Hildebrand ſpotte über ihn uud ſpräche ſchlecht von ihm. „Ich bitte meinen heiligen Satan, nicht ſo wider mich zu wüthen. Sein hochwürdiger Hochmuth falle nicht ſo hart auf mich. Der dem großen Petrus einſt Herodes' Kerker erſchloß, befreie mich armen Petrus aus den Händen Hildebrands! — Wäre ich nur, ſeit ich der römiſchen Kirche angehöre, Gott und dem heil. Petrus ſo zu Willen geweſen, wie deinen Plänen und Unternehmungen, bei denen ich deinem Willen folgte, als wären es die heiligen Canones.“

XXIII.

Als Pabſt Stephan ſtarb (am 29. März 1058), befanden ſich die Kardinäle Humbert und Biſchof Petrus von Tuskulum bei ihm in Florenz; Damiani war in Rom geblieben.

Die Edelleute in und um Rom hielten den Zeitpunkt für günſtig, ihren früheren Einfluß auf die Beſetzung des päbſtlichen Stuhles herzuſtellen. Der Kaiſer war ja todt, eine Frau führte das Scepter

* Oſtia und Gubbio nordöſtlich vom traſimeniſchen See.

des Reiches, und weder die Normannen in Süditalien, noch auch Gottfried der Bärtige in Toskana schienen dabei interessirt, daß der deutsche König fürder in Rom allmächtig sei. Also schafften sie das nöthige Geld herbei und wählten — die Grafen Gregor von Tuskulum und Gerhard von Galeria * an der Spitze — den Kardinalbischof Johann von Velletri, einen schwachen, unselbständigen Mann, der aber doch nicht ganz so unwürdig gewesen sein muß, wie ihn Damiani schildert, da noch 1057 Stephan X. ihn zum Pabst vorgeschlagen hatte. „Der Gimpel" ward er von Hildebrands Partei genannt. In der Nacht vom 4. zum 5. April wogten bewaffnete Schaaren mit großem Tumult durch die Stadt. Der neue Pabst ward trotz alles Sträubens — er hatte ebenfalls geschworen, die Wahl solle kanonisch vor sich gehen, wenn Hildebrand zurück wäre — mit Gewalt aus seiner Wohnung bei St. Maria minor geholt; ein Archipresbyter aus Ostia — (wenn der doch nur eine Seite ordentlich lesen könnte! meint Damiani) — ward ergriffen, um ihn zu konsekriren, und das Geld, welches die Edelleute an allen Ecken, auf Straßen und Plätzen austheilten, wirkte doch mächtiger, als der Widerspruch und die Bannflüche Damianis und der andern Kardinäle, die froh sein mußten, daß sie in Verstecken und durch heimliche Flucht mit heiler Haut entrannen. Nur Hugo Blankus, scheint es, wußte nicht, ob er sich nicht auf die Seite Benedikts — so hieß der neue Pabst — schlagen sollte. **

Als Hildebrand nun bei seiner Rückkehr vernahm, der alte Unfug, den schon Gregor VI. bekämpft und Heinrich III. ausgerottet zu haben schien, herrsche von Neuem in Rom, verabredete er sich mit Gottfried und mit Wibert, einem trefflichen Geistlichen aus Parma, von edler Abkunft, welchen Agnes zum Kanzler der Lombardei ernannt hatte. Auch die „Besseren" in Rom wurden gewonnen. An den deutschen Hof ward Botschaft gesandt, und die Kaiserin gab ihre Zustimmung, daß Bischof Gerhard von Florenz Pabst würde. Hildebrand rief die Kardinäle nach Siena, und Gerhard ward gewählt.

* Galeria wenige Meilen nordwestlich von Rom.

** Bonizo sagt, damals wäre er zuerst von der röm. Kirche gewichen.

Doch das ganze Jahr ging darüber hin. Nach einer Synode zu Sutri, wo Benedikt in den Bann gethan ward, zogen Gottfried, Wibert und Hildebrand mit ihrem Pabſt gegen Rom (im Januar 1059), unter einer Bedeckung von 500 Reitern, die eben hingereicht hätte, unterwegs einen Angriff abzuwehren.

Geld mußte auch hier das Beſte thun, und Hildebrand hatte an die Römer, „welche zu ſeiner Verſchwörung gehörten," ſo große Summen geſchickt, daß Transtibere für Gerhard gewonnen wurde. „Die Römer (läßt ihn ein Zeitgenoſſe ſprechen) kann ich bringen, wozu ich will, wenn ich nur Jedem einen Groſchen gebe." Man zog durch Transtibere nach der Inſel im Strome, dem Kapitol gegenüber. In den Kämpfen, die nun täglich vorfielen, unterlag endlich die Partei Benedikts, welcher aus der Stadt entwich. Da zog Hildebrand mit Gerhard nach dem Lateran, ſetzte ihn zum Pabſt ein und nannte ihn Nikolaus II.

„Und ſie gaben Geld. Viele vom Volke ſchwuren ihm Treue, und Pabſt Nikolaus ging ſelbſt durch die Straßen und zwang die Getreuen Benedikts, ihm zu ſchwören. Da leiſteten Viele den Eid mit der linken Hand und ſprachen: Weil wir mit der Rechten unſerm Herrn, dem Pabſt Benedikt, Treue geſchworen, ſo geben wir dir die Linke." *

Gottfried und Wibert verließen Rom ſogleich, und während ſie nach Norden ihres Wegs dahin zogen, ſchlug Hildebrand ohne Säumen die Straße nach Süden ein zu den Normannen. Um dem Unfug der Edelleute ein Ende zu machen, brauchte er Geld und Waffen: beides ſollten ihm die Normannen liefern. Es koſtete ihm wenig Mühe, ihre beiden Häupter, Graf Richard von Averſa und Graf Robert von Apulien und Calabrien, den man ſeit einigen Jahren Guiskard nannte, dahin zu bringen, daß ſie Vaſallen des Pabſtes wurden. Sie hatten ſchon Pabſt Leo ſolche Anträge gemacht.

* So die Annales Romani. Dieſe Parthie iſt ſicher nach Hildebrands Tode geſchrieben und enthält manches Unrichtige (z. B. daß Hildebrand zu Rom geweſen, als Pabſt Stephan ſtarb). Allein viele mitgetheilte Details haben viel Wahrſcheinliches. — Daß Gottfried und Wibert mit in Rom waren, berichtet Bonizo. Vielleicht ſind ſie abgereist, noch ehe Benedikt Rom verließ.

XXIV.

Alſo kehrte er mit 300 Normannen nach Rom zurück, zog mit ihnen und dem „römiſchen Heere" gegen die Burgen der Grafen, brach ſie von Tuskulum, Präneſte und Mentano bis nach Sutri hin und plünderte und brannte rings umher. Nur Galeria, wo Benedikt ſich beim Grafen Gerhard aufhielt, widerſtand allen Angriffen. Die Normannen kehrten heim. —

Vor Allem ſchien es nun nöthig, um für immer die Wiederkehr jener Unruhen zu verhindern, das Recht der Wahl den Händen des feilen Geſindels in Rom zu entwinden.

Schon hatte Hildebrand die Kardinäle überzeugt, „ſie wären der apoſtoliſche Stuhl und die römiſche Kirche," und ſo wurde denn an den Iden des April 1059 das Dekret erlaſſen, wonach ſie, die Kardinäle, die erſte Stimme bei der Pabſtwahl erhielten. Eine ſehr große Menge von Biſchöfen hatte ſich eingefunden. Es wird erzählt, Nikolaus wäre, da Benedikt die päbſtlichen Inſignien mit nach Galeria genommen, mit einem Goldreifen um das Haupt erſchienen, auf dem eingegraben ſtand: „Die Königskrone von Gottes Hand. Die Kaiſerkrone von Petri Hand."

Wenn der Biſchof dieſer allgemeinen römiſchen Kirche ſtirbt — hieß es in jenem Geſetz — ſo ſollen zuvörderſt die Kardinäle ſorgſam mit einander verhandeln (unbeſchadet der gebührenden Reverenz gegen unſeren geliebten Sohn Heinrich, den jetzigen König, der mit Gottes Hülfe künftig Kaiſer ſein wird, wie wir ihm auf Vermittlung ſeines Geſandten, des Kanzlers der Lombardei, Wibert, ſchon zugeſtanden, und gegen ſeine Nachfolger, welche vom apoſtoliſchen Stuhle perſönlich dieß Recht erlangt haben werden) und ſollen zu einer neuen Wahl zuſammentreten; alſo, daß die Geiſtlichen mit dem Könige Heinrich die erſten Schritte thun, die Uebrigen aber darnach folgen. Sie mögen den neuen Pabſt aus der römiſchen Kirche wählen, falls ſich ein Geeigneter findet, ſonſt aus einer andern.

Sollte die Bosheit ſchlechter und ungerechter Menſchen ſo mächtig ſein, daß eine lautere und makelloſe Wahl in der Stadt nicht vor ſich gehen kann, ſo ſollen die Kardinäle doch, wenn es auch wenige ſind, das Recht haben, den Pabſt zu wählen, wo ſie es mit dem Könige für paſſender halten.

Wenn nach geschehener Wahl Kriegsstürme oder irgend welche Umtriebe hindern, daß der Erwählte auf den apostolischen Stuhl gesetzt werde, so soll derselbe doch das Recht haben, die römische Kirche zu regieren und alle ihre Güter zu verwalten. *

Feierliche Bannflüche bedrohten den Uebertreter des Dekretes mit schrecklichen Strafen. „Er fühle den Zorn des Allmächtigen, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und der heil. Apostel Petrus und Paulus. Seine Wohnung sei öde; in seinen Zelten hause Meineid. Seine Kinder sollen Waisen, seine Frauen Wittwen, aus ihren Wohnungen sollen sie geworfen werden und betteln gehen. Der Wucherer möge seine Habe plündern und Fremde seine Arbeit vernichten." **

Man sieht, dieß Gesetz war gegen die Edelleute gerichtet: der apostolische Stuhl sollte künftig nicht das erdulden, was er nach Stephans Tode erlitten. Aber der Mitwirkung des deutschen Hofes war in sehr unbestimmten Ausdrücken gedacht, und vielleicht sprach Kanzler Wibert für sich: Das Recht auf die römische Kaiserkrone haben die deutschen Könige als Erben der Ottonen, und nicht ist es abhängig vom Belieben der Päbste. —

Es ist interessant, zu beobachten, wie verschiedenartig das Dekret von den Anhängern Hildebrands ausgelegt ward; denn etwa zwanzig Jahre später stützte die Partei des Königs sich gerade auf dasselbe. ***

Damiani sagt (1062) an einer Stelle, Kaiser Heinrich III. wäre allerdings Patrizier der Römer gewesen und hätte von ihnen das Recht erhalten, bei der Pabstwahl die erste Stimme zu haben. Und dieß selbe Privilegium hätte Nikolaus auch Heinrich dem IV.

* So war ohne Zweifel die ursprüngliche Fassung des Gesetzes. Bei Hildebrands Tode sollen fast alle vorhandenen Exemplare von einander verschieden gewesen sein. Ein von der päbstlichen Partei verfälschtes Exemplar muß Hugo von Flavigny vor Augen gehabt haben; denn dort steht der Passus über die Mitwirkung Heinrichs an einer ganz ungehörigen Stelle.

** Dieser Fluch in dem Exemplar bei Hugo von Flavigny. Anselm von Lucca behauptet, in den ältern Exemplaren fehlte es. Indessen Damiani in der discept. synod. erwähnt schon das Anathema, womit in dem Dekret gedroht wird (1062).

*** Vgl. das Schreiben der Bischöfe aus Worms (Mon. Germ. IV.) und die Streitschrift des Mönches Siegebert, welche im Anhange mitgetheilt ist.

verliehen. An einer andern Stelle dagegen belehrt er den Bischof Kadalus von Parma: „Jene Wahl muß zuerst ausgehen von den Kardinälen, darauf muß der Klerus und nach diesem das Volk zustimmen, und so wird die ganze Sache suspendirt, bis die Entscheidung des Königs eingeholt ist.“

Bischof Bonizo von Sutri († zu Piacenza 1089) bestreitet geradezu, daß jenes Dekret je existirt habe. Aber die kaiserlich gesinnten Mönche in Farfa meinten, Nikolaus hätte dasselbe erlassen um des Friedens willen zwischen Kirche und Reich, und Keiner seiner Nachfolger dürfte es umstoßen.

Bischof Anselm von Lucca schreibt um 1085, die Anhänger Heinrichs IV. behaupteten freilich, Nikolaus hätte bestimmt, nach der Wahl eines Pabstes solle die Zustimmung des Königs eingeholt und dann erst die Weihe vollzogen werden; allein jenes Dekret hätte nie Geltung gehabt: Nikolaus wäre gar nicht berechtigt gewesen, die alten Rechte des päbstlichen Stuhles umzustoßen.

Wunderbar ist der Bericht der Chronik von Monte Casino über den Abt Desiderius. Der Mönch Leo (später Kardinal und Bischof von Ostia), welcher die Chronik bis 1075 geschrieben, erzählt, daß Desiderius bei jener Synode 1059 zugegen war. Der Mönch Petrus aber, der sie von 1075 bis 1138 fortgesetzt, berichtet, der Abt hätte von jenem Dekret nichts gewußt. Als man es ihm im kaiserlichen Lager vor Rom 1083 vorgezeigt und behauptet hätte, danach dürfe kein Pabst ohne Zustimmung des Königs regieren, wäre seine Antwort gewesen: Hat Nikolaus das gethan, so hat er ungerecht und höchst thöricht gehandelt, und die Kirche kann und darf deßhalb ihre Würde nicht verlieren.“ —

XXV.

Aber Hildebrand suchte für das neue Dekret Schutz bei den Normannen. Im Sommer 1059 zog Nikolaus selbst nach Apulien und belehnte die fremden Tyrannen mit den Landen, die sie inne hatten. Ein höchst verwegener Schritt; denn so wenig Robert Guiskard für seine Herrschaft dort einen andern Rechtstitel besaß, als sein Schwert, so wenig konnte der Pabst für seine Ansprüche auf die Oberlehensherrschaft andere Urkunden vorzeigen, als etwa die Schen-

kung Konſtantins oder die Ottos I., welche gleich unächt war. Aber der Normanne bedurfte der päbſtlichen Weihe, um ſeine Macht zu ſichern, und der Pabſt bedurfte der normanniſchen Waffen, um ſeine Macht zu ſichern.

Dieſe neuen Vaſallen ſchienen Hildebrand doch eine beſſere Stütze zu ſein, als die Freundſchaft Gottfrieds in Toskana. Man weiß kaum, welch ein Leben dieſer gewaltige Fürſt in jenen Jahren führte; aber es ſcheint beinahe, als hätte es ihm wenig behagt in Florenz und an der Seite ſeines Weibes Beatrix, der er ſeine jetzige Macht verdankte. Es ſcheint, als wäre er oft über die Alpen gezogen; als hätte er ſtatt des Arno lieber den Semoy rauſchen hören am Fuß ſeiner Felſenveſte Bouillon; als hätte er lieber zwiſchen den unzugänglichen Klippen dieſer alten Stammburg ſeines Hauſes auf den Tod Herzog Friedrichs von Niederlothringen gewartet, ſtatt in Piſa oder Mantua Gericht zu halten. * Damiani wenigſtens, der ſehr davon erbaut iſt, daß Gottfried und Beatrix Enthaltſamkeit gelobt, macht ihm Vorwürfe, daß er ſeine Herrſchaft, in der faſt hunderttauſend Menſchen lebten, wie ein elendes Bauerndorf vernachläſſigte. Er war ſehr klug, ſcharfſinnig, beredt, in Kriegen und Ritterſpielen durch Stärke und Tapferkeit hervorſtechend, überdieß ſehr ruhmbegierig und ehrgeizig. Wie hatte er ſich im Kampf gegen Heinrich III. unermüdlich bewieſen! Ein Heer zu ſammeln; zu fechten und zu belagern; Tag und Nacht auf der Lauer zu liegen: daran hatte er Freude, wie kein Anderer.

Er gab den Armen Allmoſen und bewies beim Gottesdienſt oft tiefe Zerknirſchung; namentlich beſaß er die in jenen Zeiten ſo hoch geprieſene Eigenſchaft, daß er in der Kirche ganz in Thränen zerfloß. Welch ein Anblick, wenn dieſer Fürſt, dem an Macht und Anſehen Niemand außer dem Kaiſer zu vergleichen war, zur Faſtenzeit den Armen die Füße wuſch und küßte, und dabei, wie Gießbäche, aus ſeinen Augen reiche Thränenſtröme ſtürzten! —

Aber er war bei alledem ſehr unzuverläſſig und habſüchtig: leicht gab er ſein Wort und leicht brach er es. Sein Verhältniß zu Hildebrand näher zu bezeichnen, iſt unmöglich. Er hat Hildebrand,

* 1060 war er zu Pfingſten in Verdün. Calmet. hist. d. Lorr. I. Pr.

wie wir ſehen werden, in zwei höchſt kritiſchen Momenten — faſt könnte man ſagen: gerettet. Dennoch hätte Hildebrand mehr von ihm erwartet: Gottfried hat ihm Verſprechungen gethan, man weiß nicht, welcher Art; nur ſo viel weiß man, daß er ſie nicht gehalten.

XXVI.

Um das Jahr 1017 waren die erſten Normannen aus der Normandie nach Süditalien gekommen. Es waren nicht mehr jene alten Wikinger, deren leichte Kähne einſt Karl der Große mit thränenſchweren Augen am Ufer der Provence erblickt hatte. Aber noch immer gährte in ihnen der alte unruhige Geiſt, der ſie den Karolingen ſo furchtbar gemacht: ihr Sinn ſtand ſtets nach der Fremde; träger Wohlſtand, ohne Ruhm, ohne den Reiz gefährlicher Abenteuer, erregte ihnen Ueberdruß.

In der Hoffnung, anderwärts mehr zu gewinnen, (ſo ſchildern die Zeitgenoſſen) verachten ſie die heimiſchen Gefilde. Sie ſind ſehr begierig nach Eroberung und Herrſchaft, ſind ſehr liſtig und Meiſter in der Kunſt, ſich zu verſtellen. Ein Eid gilt ihnen nichts. Sie ſind höchſt beredt, ſelbſt die Knaben ſprechen, wie Rhetoren. Wo Waffen nicht ausreichen, wenden ſie Beſtechung an. Im Geben halten ſie die Mitte zwiſchen Freigebigkeit und Geiz; aber beim Nehmen zeigen ſie unerſättliche Habgier. Ueberhaupt müſſen ſie mit Strenge regiert werden, ſonſt werden ſie zügellos. Noth, Hunger und Kälte ertragen ſie leicht. Jagd und Beize; ſchöne Pferde, Waffen und Kleider; feine Speiſen und elegante Wohnungen ſind ihre Luſt.

Lockte ſie nun Fürſt Waimar von Salerno — er wollte ſie gegen die Sarazenen brauchen — durch ſeine Sendungen von ſüditaliſchen Früchten, von ſchönen Sätteln und Zäumen herbei; oder folgten ſie (was wahrſcheinlicher iſt) dem Rufe des Longobarden Melos aus Bari: einige Hunderte von Normannen kamen 1017 zu Lande nach Unteritalien, ohne Waffen, in Pilgerkleidern. Melos rüſtete ſie aus und griff nun die „Griechen" in Apulien an, d. h. die Dänen, Schweden und Alanen, aus welchen das griechiſche Heer beſtand. Denn die Normannen hatten es ſehr wunderbar gefunden, daß die Appuler ſich von den Griechen loskauften „wie Wittwen." —

Aber auf der altberühmten Ebene von Cannä unterlag Melos. Er wollte in Deutſchland Heinrich II. um Hülfe bitten, und ſtarb in Bamberg. Noch Heinrich III. trug dort Sorge für das Grab „Iſmaels, des Herzogs von Apulien, der auch Melos hieß.“

Traurig kehrten die Normannen nach Kampanien zurück; in Furcht über ihre geringe Anzahl hielten ſie ſich auf Bergen und in verſteckten Thälern. Aber die Zwietracht zwiſchen den longobardiſchen Fürſten von Kapua, Benevent und Salerno rettete ſie. Bald dienten ſie dem Einen, bald dem Andern, je nachdem ihnen mehr oder weniger gezahlt ward, aber, wie ſpäter die Condottieri, ſorgten ſie dafür, daß nicht etwa Einer der Fürſten völlig beſiegt würde, und ein Anderer ein entſchiedenes Uebergewicht erhielte. „Galliſche Klugheit überliſtete die Auſonier.“

Durch neue Schaaren aus der Normandie und auch durch allerlei verwegene Italiener verſtärkt, die wegen irgend einer Freveltat aus ihrer Heimath flüchten mußten, gründeten ſie unter Graf Rainulf die Stadt Averſa zwiſchen Kapua und Neapel, an einem Ort, wo weder Saaten und Früchte, noch Wieſen und Gehölz fehlten. Kaum war irgendwo in der Welt ein angenehmerer Ort zu finden.

Darüber vergingen mehr als zwanzig Jahre. Endlich 1040 rief ſie wiederum ein edler Longobarde, Harduin, der von dem Feldherrn des griechiſchen Kaiſers bittere Schmach erfahren, nach Apulien: Die Griechen wären Weiber, ſagte er, verſchlämmt und untauglich zum Streit. Unter zwölf Grafen, die Rainulf ernannte, zogen 500 Normannen zu Pferde, 700 zu Fuß aus; Wenige ſollen Panzer gehabt haben. Apulien ward erobert; auch die Wäringer mit ihren Streitäxten erlagen vor den normanniſchen Lanzen.

Nach einer Reihe von Wechſelfällen erhoben ſich alſo neben den longobardiſchen Fürſtenthümern zwei normanniſche Herrſchaften: um 1053 war Richard, ein Nachkomme Rainulfs, Graf von Averſa; und Humfried, einer der zwölf Söhne des armen Ritters Tankred von Hauteville in der Normandie, reſidirte zu Melfi am Aufidus als Graf von Apulien. Sein jüngerer Bruder Robert aber ſaß auf der Burg Rocca di San Marco an der Gränze von Calabrien und ſann nach, wie er Geld erhielte, um Soldaten zu werben und das Land zu erobern. —

Inzwiſchen waren ſie dem Volke entſetzlich verhaßt. Der Trotz, womit die Fremdlinge überall auftraten und Dienſte von den Einheimiſchen verlangten, und ihr ſchonungsloſes Wüthen, wo es zu erobern galt, erbitterte die Italiener aufs Höchſte. Wo die Normannen ſich einzeln ſehen ließen, auf Reiſen, ſelbſt auf Pilgerfahrten, da ergriff man ſie, zerrte ſie umher, riß ihnen die Kleider vom Leibe, ſchlug ſie und warf ſie in Ketten, ja zu Tode wurden ſie gemartert.

Pabſt Leo IX. bat Heinrich III. um Hülfe. „Die Normannen, ſprach er, wüthen entſetzlich, ſchonen nicht Greiſe, Frauen und Kinder, und plündern und verbrennen die Kirchen. Auf meine Ermahnungen hören ſie nicht.“ Aber der Kaiſer konnte Deutſchland nicht verlaſſen. Da ſammelte der fromme Pabſt in Deutſchland eine Schaar von etwa 700 Reitern, unter Werner aus Schwaben * und dem Grafen Adalbert von Kiburg. Es waren zum Theil Verwandte Leo's; Andere zogen auf Befehl ihrer Lehensherrn oder in der Hoffnung auf Gewinn mit. Viele waren auch „elende Recken“, frevelhafte Menſchen, die wegen Mord oder Friedebruch die Heimath mieden; aber Leo bedurfte ihrer, mochte auch in ſeiner gewohnten Barmherzigkeit glauben, durch dieſen Kriegszug würden ſie ihre Verbrechen ſühnen.

Es war im Sommer 1053, als dieſe Schaar die Ebene weſtlich vom Monte Gargano (das alte Samnium) erreichte. Das Getreide lag gemäht auf den Feldern. Die Normannen — 3000 Reiter und einiges Fußvolk — röſteten Korn und nährten ſich ſo; denn die Städte ringsum bedienten die Deutſchen, aber den Normannen lieferten ſie nichts.

Bei Civitella kam es am 18. Juni zum Treffen. „Wir ſuchten (ſchreibt Leo) ihre Halsſtarrigkeit durch heilſame Ermahnung zu brechen, und ſie dagegen verſprachen heuchleriſch Unterwerfung, als ſie plötzlich unſere Begleiter angriffen. Aber ſie ſind über ihren Sieg eher betrübt, als erfreut, und nach ihren großen Verluſten wird es ihnen demnächſt noch ſchlechter ergehen.“ —

Es waren Tauſende von Italienern, beſonders aus der Mark Ankona, mitgezogen, feiges Geſindel „obwohl es ſonſt in Italien,

* Vielleicht von Egisheim, ein Verwandter Leo's. Die Chronik von Monte Caſino gibt nur 500 Deutſche an.

zumal in Latium, viele tapfere Leute gab." Sie ſtanden dichtgedrängt da und wußten nicht, wie man eine Schlachtordnung paſſend aufſtellt.

Die Normannen hatten drei Abtheilungen gebildet: die eine unter Graf Richard ſollte die Italiener angreifen, die zweite unter Graf Humfried die Deutſchen, und die dritte unter Robert bildete die Reſerve.

Als nun Richard unter die Italiener fiel, flohen ſie, „wie Tauben vor dem Habicht." Aber Humfried hatte gegen die Schwerter der Deutſchen einen harten Stand. Es waren gewaltige Geſtalten, dieſe Deutſchen, weit größer, als die Normannen. „Ein muthiges und wildes Volk (ſagt Wilhelm der Appuler), aber ſie verſtehen nicht, die Pferde zu lenken, wie die Normannen. Darum ſind ihre Lanzen weniger zu fürchten, als ihre Schwerter; die ſind ſehr lang und ſcharf, ſo daß ſie oft den Feind vom Scheitel ab mitten durch ſpalten. Und ſie ſtehen feſt, wenn ſie ihre Pferde verloren haben, und wollen lieber ſterben, als fliehen; ſind zu Fuß mehr zu fürchten als zu Roß."

Da Robert ſeinen Bruder ſo bedrängt ſah, ſtürzte er mit ſeiner Schaar unter die Deutſchen. Er kämpfte, wie ein Mann, der wußte, daß es ſeine Exiſtenz galt: dreimal vom Pferde geworfen, kehrte er dreimal in den Kampf zurück. Dennoch waren die heldenmüthigen Deutſchen ſiegreich, bis ſie im Rücken angegriffen wurden. Nämlich Richard wandte von der Verfolgung der Italiener um, fiel den Deutſchen in den Rücken, und ſo umringt fielen ſie faſt Alle. Aber der Sieg war ſehr theuer erkauft. Die Normannen müſſen mit Leo unterhandelt und ihm Treue gelobt haben. * Sie baten ihn um Verzeihung und um ſeinen Segen, und nachdem er den ganzen Winter in Kapua zugebracht, geleiteten ſie ihn mit den wenigen übrig gebliebenen Deutſchen bis zur Campagna. Er war krank vor Schmerz über ſein Unglück. —

* Epist. Joh. Fiscan. bei Martene coll. ampl. I. p. 207. „Wiſſe, wenn von Rom aus der Barbarei der Italiener nicht geſteuert wird, ſo wird jenes kriegeriſche Volk der Normannen in der Treue gegen euch nicht ſehr bei der Hand ſein." Herrmann von Reichenau berichtet 1054: vor der Schlacht hätten ſie ihre Eroberungen von Leo zu Lehen nehmen wollen.

Humfried nun kehrte nach Apulien zurück und ließ die Widersetzlichen hängen und erwürgen.

In Kapua herrschte der longobardische Fürst Landulf, aber Graf Richard wünschte die Stadt zu besitzen, nannte sich 1058 Fürst, schloß Kapua ein und hungerte es aus. Dann ließ er sich zum Fürsten salben, und von Landulf war weiter keine Rede. Nur behielten die Bürger Thürme und Thore in ihrer Gewalt. Das sah er eine Weile mit an, eroberte Kampanien, kam dann zurück, versammelte die Häupter der Bürgerschaft und gab ihnen zu verstehen, es würde gut sein, wenn sie ihm auch Thürme und Thore übergäben. Da sie sich weigerten, verließ er die Stadt und schloß sie ein. Vergebens wandte sich der Erzbischof von Kapua an die Kaiserin: die Stadt mußte sich ohne jede Bedingung ergeben.

Robert inzwischen war nach seiner Rocca di San Marco zurückgekehrt, ohne Geld, um Kalabrien zu erobern. Aber er fand bald Mittel, er war ein geborner Eroberer.

„Robert Guiskard (sagt Anna Komnena) war sehr groß, blond und blauäugig, und vom Scheitel bis zur Ferse schön, wie ich von Vielen gehört habe. Achilleus hatte eine Stimme, wer die hörte, glaubte das Gebrüll einer tobenden Menge zu vernehmen; aber Roberts Schlachtruf wandte Myriaden in die Flucht."

Wie Odysseus, war es ihm gleich, ob Waffen oder List ihm den Sieg verschafften. Er war höchst ehrgeizig, klug und beredt. Er entwarf seine Pläne mit kalter Ueberlegung und führte sie aus mit der äußersten Rücksichtslosigkeit und Entschlossenheit. Als er später Durazzo belagerte, und Kaiser Alexius mit einem gewaltigen Heere (zum Theil Türken) zum Entsatz der Stadt herbeikam, sprach er zu seinen Leuten: „Ich will euch gerade heraus sagen, was ich für nöthig halte und was ich thun werde. Ich werde alle unsere Schiffe und unser Gepäck verbrennen lassen, und so wollen wir mit dem Kaiser kämpfen, wie Männer, die nichts zu verlieren haben und den Tod suchen."

Damals nun, wie er mit einer kleinen, aber höchst verwegenen Schaar in Rocca di San Marco ohne Geld residirte, lud er den reichen Herrn des benachbarten Bisignano — Peter de Turra wird er genannt — zu einer freundschaftlichen Unterredung ein. Und wäh-

rend er freundschaftlich mit ihm redete, umfaßte er ihn plötzlich, andere Normannen sprangen aus dem Gebüsch und legten Hand mit an, — so ward er fortgeschleppt, ehe seine Leute, die in der Entfernung hielten, ihm helfen konnten. Durch die grausamsten Martern soll er zu einem Lösegelde von 20000 Byzantinern gezwungen worden sein. Robert erhielt für diese That den Namen Guiskard, d. h. der Listige. Nun begann die Eroberung von Kalabrien. Inzwischen rief ihn sein Bruder Humfried nach Apulien; er lag am Tode und empfahl ihm sterbend seinen Sohn Abälard, als dessen Vormund er Apulien regieren sollte, bis jener herangewachsen. Aber Robert behielt Apulien für sich, von Abälards Rechten war fortan keine Rede; er rief vergebens die Kaiser der Griechen und der Deutschen um Hülfe an.

Das war der Mann, zu dem Pabst Nikolaus im Sommer 1059 sich begab. Wie er Richard als Fürsten von Kapua bestätigte, so belehnte er Robert mit Apulien, Kalabrien und Sizilien (welches noch den Sarazenen zu entreißen war). Robert übergab seine Eroberungen („welche er noch Keinem, der jenseits der Alpen wohnte, übertragen") dem heil. Petrus und versprach jährlich dem Pabst für jedes Paar Ochsen in seinen Ländern einen Gulden zu zahlen. Er versprach, die Güter des heil. Petrus gegen Jedermann vertheidigen und den Pabst in seiner Würde schützen zu wollen. Er übergab ihm alle Kirchen und Kirchengüter in seinen Besitzungen. Er verpflichtete sich endlich, nach dem Rath der „bessern" Kardinäle für eine würdige Pabstwahl zu sorgen, wenn Nikolaus sterben sollte.

Wahrlich, weit genug hat es Robert gebracht, seit er seinen Vater Tankred und dessen kleine Besitzung Hauteville verlassen, mit dem Bettlerranzen an der Seite und dem Pilgerstab in der Hand. Jetzt nun als Herzog will er auch wirklich in die Familien der Fürsten aufgenommen sein. Er erfährt ganz plötzlich, daß er mit seinem Weibe Alverada zu nahe verwandt ist, und als der fromme Sohn der Kirche, der er ist, entläßt er sie anständig beschenkt und bewirbt sich bei Fürst Gisulf von Salerno um dessen Schwester Sichilgaita, die ihm Jener nach einigem Bedenken gibt. Und er wird Sizilien erobern und dann die Thore von Salerno erbrechen und seinem Schwager Gisulf sein Land nehmen, gelegentlich auch

andere kleine Herzöge dort bekämpfen und die Empörungen seiner unzufriedenen Grafen zu Boden schlagen. Thut ihn der Pabst in den Bann, so wird ihn das wenig anfechten, aber Kirchen und Klöster beschenkt er überaus freigebig.

So wird sein Ruf über den Erdkreis schallen. Mächtige spanische Grafen werben um seine Töchter; Markgraf Azzo von Este erscheint in Troja mit gleichem Gesuch für seinen Sohn Hugo; ja Kaiser Michael VII. vermählt eine Tochter dieses Emporkömmlings mit seinem Sohne Konstantin. „Denke ich an diesen Jüngling (spricht Anna Komnena), nach so langen Jahren, so muß ich in Thränen ausbrechen. So groß war seine Schönheit."

XXVII.

Es berichten die sog. annales Romani, zur Erntezeit 1059 wären die Normannen wiederum nach Rom gekommen, um Galeria zu belagern. Sie scheinen damals Hildebrand und Pabst Nikolaus aus Apulien gefolgt zu sein. Graf Gerhard that es jetzt Leid, Benedikt aufgenommen zu haben, und da dieser nun fürchten mußte, man würde ihn ausliefern, stieg er auf die Mauer der Veste, fing an das römische Volk zu segnen und zu verfluchen * und sprach: Ihr habt mich wider Willen zum Pabst gemacht; gebt mir Sicherheit, und ich will euer Pabst nicht mehr sein. Da schwuren ihm dreißig edle Römer Sicherheit, daß er in Rom ruhig leben sollte. Er zog die päbstlichen Kleider aus und ging nach Rom, wo seine Mutter auf dem Viminalis wohnte bei St. Maria major, und blieb da dreißig Tage.

Dann ergriff ihn Hildebrand und ließ ihn in die Basilika Konstantins im Lateran führen, wo Pabst Nikolaus ein Concil hielt. Hildebrand zog ihm vor dem Altar die Priesterkleider aus und gab ihm eine Schrift in die Hand, damit er dieselbe abläse. Es war ein feierliches Bekenntniß von allerlei Sünden und Verbrechen, das aber eine fremde Hand verfaßt hatte, und Benedikt, der sich rein von jenen Anklagen wußte, wollte es nicht lesen. Aber Hildebrand wußte ihn so einzuschüchtern, daß er endlich mit Thränen und Seuf-

* signare et maledicere.

zen zu lesen begann. Seine Mutter stand da mit aufgelösten Haaren, jammerte und schrie, seine Verwandten schlugen sich an die Brust und zerkratzten sich das Gesicht. Darauf rief Hildebrand: „Da hört ihr, Bürger von Rom, die Thaten des Pabstes, den ihr gewählt habt.“ Nun ward Benedikt mit allem päbstlichen Ornat angethan und dann feierlich abgesetzt. Jedes priesterliche Amt ward ihm genommen, und eine Wohnung wies man ihm an bei der Kirche der heil. Agnes vor der Porta Nomentana, wo er kümmerlich lebte. Und wenn Nikolaus' Beichtvater Suppo auch erwirkte, daß es ihm später besser ging, so durfte er doch nicht Messe singen, wegen der vielen Anhänger, die er in und außerhalb der Stadt zählte. Er lebte noch, bis Hildebrand Pabst wurde, — und Hildebrand befahl ihn mit allen päbstlichen Ehren zu begraben. Unwillig — erzählen die annales Romani — hätte er geäußert: „Es war eine böse Stunde, da er mir zu Gesicht gekommen. Ich bin durch ihn in große Sünde gefallen.“

XXVIII.

Hildebrand gebot in Unteritalien und in Rom; denn er war ja doch der, welcher den Pabst leitete. Nikolaus, scheint es, war ein Mann von sanfter Gemüthsart, gelehrt und zugleich lebhaften Geistes; dabei sehr wohlthätig und täglich wusch er zwölf Armen die Füße. Es ist freilich etwas stark aufgetragen, wenn Bischof Benzo von Alba meint, Hildebrand hätte Nikolaus gehalten, wie einen Esel im Stalle; allein von ihm, wie von seinem Nachfolger Alexander II. gelten doch gleichmäßig Damianis Epigramme:

1. Wer zu Rom will leben, der mag nur offen bekennen:
   Hier herrscht mächt'ger der Herr des Pabsts, als er selber, der Herr Pabst.
2. Ehr' ich den Pabst, wie's Sitte, — so lieg' ich vor dir doch im Staube;
   Du machst jenen zum Pabst; er aber macht dich zum Gott.

Inzwischen war in Mailand ein Kampf entbrannt, welcher hoffen ließ, daß auch Oberitalien sich unter Rom beugen und die Dekrete gegen Simonie und Priesterehe annehmen würde. Denn diese waren auf der Synode im April 1059 wiederholt und verschärft worden: Priester, die ihre Frauen nicht entließen, sollten Amt und Würde verlieren; und dasselbe sollte einem Priester widerfahren, der

ſich von einem ſimoniſtiſchen Biſchof umſonſt weihen ließe. Als Nikolaus 1059 nach Melfi in Apulien kam, war ſein Hauptaugenmerk die Ausrottung der dort allgemein üblichen Prieſterehe.

Die mailändiſche Kirche nun hatte ſeit der Zeit des heiligen Ambroſius immer das größte Anſehen gehabt. Noch zu Anfang des 11. Jahrhunderts hatte Erzbiſchof Arnulf den Biſchof Ulrich von Aſti, Bruder des mächtigen Markgrafen Manfred von Suſa, weil er ſich gegen den Willen des Erzbiſchofs zu Rom vom Pabſt hatte weihen laſſen, an der Spitze der andern lombardiſchen Biſchöfe mit Krieg überzogen und ihn, ſowie den Markgrafen, zur demüthigendſten Buße gezwungen. Sie mußten nach Mailand kommen, vom dritten Meilenſteine ab barfuß gehen, der Biſchof ein Meßbuch,* der Markgraf einen Hund tragend. Vor der Thür der Kirche des heil. Ambroſius bekannten ſie förmlich ihre Schuld; dann legte der Biſchof Stab und Ring auf den Altar der Kirche, erhielt aber Beides vom Erzbiſchof wieder. Manfred ſchenkte der Kirche ſehr viel Gold, woraus ein ſchönes Kreuz gefertigt ward. Dann wurden ſie in Frieden aufgenommen.

Der Klerus in Mailand, zahlreich „wie Sand am Meere," war höchſt ausgezeichnet. Man rühmte ihm nach, in Deutſchland, Burgund, Frankreich könnte man es gleich einem Geiſtlichen anſehen, ob er aus Mailand wäre. Die Zucht, in welcher er gehalten wurde, war ganz beſonders ſtreng. In der Kirche z. B. hatten ein Archidiakonus und ein Archipresbyter die Aufſicht; wer da nicht geziemend ſang, las, ſtand, und nicht auf den erſten Blick den Fehler verbeſſerte, ward vom Archidiakonus nachher mit der Ruthe gezüchtigt, war ſeine Herkunft auch noch ſo vornehm. Berühmt war ſeit Ambroſius der Geſang in den mailändiſchen Kirchen.** Aber in Rom empfand

* „Codex". Arnulf. hist. Med. I., 18. Ich denke es iſt ein Meßbuch gemeint. Junge Leute, welche Domſchulen beſuchten, mußten bei ſolchen Gelegenheiten ein Schulbuch tragen (liber scolaris). S. Laurent. gest. ep. Vird. 11.

** Der heil. Auguſtin ſchreibt an Ambroſius: „Wie ſehr habe ich bei deinen Lobliedern und Geſängen geweint! Die Stimme deiner ſüßtönenden Gemeinde ergriff mich tief. Wie dieſe Töne in mein Ohr, drangen, ward mein Herz von der Wahrheit durchdrungen. Da entbrannte die Frömmigkeit in mir; Thränen floſſen, und mir war wohl."

man ſo große Eiferſucht gegen Mailand, daß z. B. Stephan X. in Monte Caſino den ambroſianiſchen Lobgeſang verbot.

Nach alter Sitte lebten die Geiſtlichen in der Ehe; doch durften ſie nur einmal heirathen, und auch dann nur eine Jungfrau. Mit Recht waren den Männern, ſowohl Laien als Geiſtlichen, unverheirathete Prieſter ſtets verdächtig. *

Freilich zogen die reichen Geiſtlichen wohl mit Hunden und Falken zur Jagd; der Erzbiſchof hatte einen beſondern Brühl, in dem nur Wenige jagen durften; Manche liehen ſogar Geld auf Wucherzinſen aus.

Dennoch geſtand ſelbſt Pabſt Alexander II., der in Mailand Prieſter geweſen, die Geiſtlichen dort wären gute Prediger und von trefflichen Sitten; nur ihre Ehen müßte man tadeln.

Es gab in Mailand drei Bürgerklaſſen: Kapitane (hoher Adel); Vaſſen oder Valvaſſoren ** (niederer Adel); Kaufleute. Unter den Letzteren ſtand die übrige Menge der Handwerker und Arbeiter, die Plebs.

Schon zu Anfang der vierziger Jahre hatten blutige Kämpfe, durch einen Privatſtreit zwiſchen einem Vaſſen und einem Plebejer veranlaßt, die Stadt lange Zeit beunruhigt. Doch die Plebejer waren zu mächtig und erſchlugen die Edlen „wie Drachen und Schlangen.“ Dieſe nun bauten ſechs Veſten vor der Stadt, zogen hinein mit Weib und Kind, und bedrängten die Stadt, bis die drohende Ankunft Heinrichs III. den Frieden herſtellte.

Dieſe Kämpfe waren von ganz anderem Charakter, als die ſpäteren; aber die Plebejer hatten in ihnen ihre Macht kennen gelernt.

XXIX.

Guido, 1046 von Heinrich III. zum Erzbiſchof von Mailand eingeſetzt, gehörte zum Stande der Vaſſen, und überdieß nicht zum ſtädtiſchen Klerus. Die vornehmen Geiſtlichen, aus den Familien

* Treffliche Schilderung bei Landulf sen. II., 35.

** Vaſſen und Vaſſallen werden in den Verordnungen der Karolingen immer als gleichbedeutend gebraucht.

der Kapitane, * aus deren Mitte gewöhnlich die Erzbischöfe gewählt wurden, murrten, nannten Wido einen Idioten vom Lande, wagten aber doch nicht, zu widersprechen.

Nun trat 1056 ein Diakonus Arialb gegen die Geistlichkeit in Mailand auf, predigte hie und da, wie der Sinn der Priester nur auf irdische Güter, hohe Schlösser, prächtige Häuser, weiche und schöne Kleider gerichtet wäre, und vor allen über das Thema, daß sie Frauen hätten, gleich den Laien, und ihre Aemter kauften. Denn es wurden in der That bestimmte Gebühren für die Weihen entrichtet: der Subdiakonus zahlte 12, der Diakonus 18, der Presbyter 24 Gulden.

Arialb gehörte zum Stande der Vassen und war nicht angesehen. Allein er gewann einen Geistlichen aus dem Stande der Kapitane für sich, Namens Landulf, der freilich noch nicht den niedrigsten Priestergrad, den des Subdiakonats, erreicht hatte, aber beredt war und nach Volksgunst strebte. Der Priester Arnulf, welcher diese Unruhen beschrieben, hörte Landulf einst folgendermaßen zu den Plebejern sprechen: „Liebe Herrn, seit langer Zeit wird der Erlöser in Mailand nicht mehr verehrt; lange schon irrt ihr und geht in Finsterniß; denn eure Führer sind blind. Unzucht herrscht und Simonie unter den Priestern und Dienern des Altars. Wollt ihr selig werden, so hütet euch vor ihnen und ihrem Gottesdienst; ihre Hostien sind Koth, ihre Kirchen Pferdeställe. Ihre Güter sollten alle verkauft und ihre Habe geplündert werden, hier in der Stadt und draußen auf dem Lande. Auch ich habe viele Sünden begangen: die schlimmste ist die, daß ich mit jenen Unwürdigen Gemeinschaft pflog. Hüten wir uns davor."

Die beiden Eiferer theilten sich in ihr Geschäft: Landulf bearbeitete die Plebejer in der Stadt; Arialb wiegelte das Landvolk auf.

Erzbischof Guido inzwischen, auf die Höhe seiner Stellung vertrauend, griff nicht zur rechten Zeit ein; nachher konnte er sich selbst nicht retten. Arialb hatte überdieß viel bei ihm gegolten. Jedoch beschied er, als Laien und Kleriker über die Unruhestifter vor ihm Klage führten, Arialb und Landulf zu sich in den Palast und er-

* Die Kapitane waren der ordo senatorius oder auch der ordo schlechtweg. Die Geistlichen, welche aus diesem Stande waren, hießen daher ordinarii.

mahnte ſie, das unkluge Volk nicht gegen die alten guten Sitten der ambroſianiſchen, lateiniſchen und griechiſchen Kirche aufzuhetzen. Sie hingegen erklärten, ſo lange Athem in ihnen wäre, würden ſie ſo predigen, und ſtürzten aus dem Palaſt.

Wohl möglich, daß ein Erzbiſchof aus dem Stande der Kapitane nachdrücklich und mit Erfolg eingeſchritten wäre.

Mit der Zeit gerieth das Volk in Eifer. Vergebens kamen Geiſtliche zu Landulf und Arialb, um ſie durch Kirchengeſetze zu widerlegen und zum Schweigen zu bringen. Bei ſolch einer Unterredung beriefen ſich gelehrte und beredte Prieſter auf Paulus und das Kirchenrecht, aber Jene machten dem Diſputiren bald ein Ende, indem ſie riefen: „Das Alte iſt vorbei; Alles iſt neu worden.“

Im Mai 1057 bei einer Prozeſſion gerieth ein Prieſter ſo in Wuth über Arialb, daß er ihn ſchlug. Da gingen die beiden Reformatoren auf den Markt, ließen die Glocken läuten, eine Menge von Plebejern — Männer und Weiber — ſtürzte zuſammen. Zuerſt ſprach Arialb noch einmal gegen die Ehe der Prieſter und amüſirte den Pöbel durch ſeine unzüchtigen Späße; nach ihm Landulf, beſſer und anſtändiger; erzählte von den Verbrechen der Geiſtlichen grauſige Geſchichten.

Viele, die nichts zu leben hatten und, von Schulden gedrückt, jedes Mittel ergriffen, um Frau und Kinder ernähren zu können, zollten ihnen in der Hoffnung auf Anarchie und Plünderung unbegränzten Beifall. Andere, einfältig und unwiſſend, horchten auf ihre Worte, als ſprächen Petrus und Paulus.

Sie ſtürzten in die Häuſer der Prieſter, plünderten ſie, „nicht aus Liebe zu Gott, ſondern zu ihrem Gelde,“ und jagten ihre Frauen mit Stöcken hinaus.

Die Prieſter „hoben Augen und Hände gen Himmel und unterlagen, wie Schafe den Wölfen.“ Der beſſere Theil der Bürgerſchaft, namentlich die Edelleute, ſahen dem Treiben mit Unw en zu, wagten aber nichts zu thun, ſondern zogen theils aus der Stadt, theils hielten ſie ſich ſtill. Sie nannten den Pöbel, deſſen ſich Arialb und Landulf bedienten, ſpöttiſch Pateriner, d. h. Lumpen; * aber

* Bonizo: „Paterini, i. e. pannosi.“ Entſcheidend iſt die bei Pertz zu Arnulf angeführte Stelle von Giulini: la contrada de' Rivenduglioli di *panni*

konnten doch den Lumpen nicht wehren. Die Lumpen ſelbſt feierten, arbeiteten nicht, ſondern lebten zunächſt vom Raube der ſtädtiſchen Geiſtlichkeit, und als ſie den verpraßt, zogen ſie aus den Thoren und plünderten draußen noch ärger.

An den Feſttagen aber brach Landulf mit ſeinem Anhang wohl während des Gottesdienſtes in die Kirchen und ließ die Geiſtlichen hinauswerfen.

Die Gemißhandelten wandten ſich um Schutz an Pabſt Stephan X., der den Lumpen Ruhe gebot und Guido auftrug, auf einer Provinzialſynode mit Landulf und Arialb zu unterhandeln. Allein die Aufrührer erſchienen nicht, noch achteten ſie des Anathems, das über ſie ausgeſprochen wurde. Wie einſt Clodius, oder wie ein Marat, durchzog Landulf ſtets mit einem großen Gefolge von Lumpen — Männern und Weibern — die Straßen. Tag und Nacht bewachten ſie ſein Haus, und er nannte ſie ſeine Brüder, was ihnen gewaltig ſchmeichelte.

Er ließ Alle ſchwören, daß ſie die Ehen der Prieſter und die Käuflichkeit der kirchlichen Grade ausrotten würden, und ſelbſt die Prieſter wurden einzeln durch die brüllenden Haufen gezwungen, Reverſe zu unterſchreiben, daß ſie ihre Frauen entlaſſen wollten. Sonſt wurden ihr Gottesdienſt und ihre Sakramente nach, wie vor, verſchmäht.

XXX.

Inzwiſchen gewann Arialb Rom für ſich. Er klagte bei Pabſt Stephan X. gegen die mailändiſchen Geiſtlichen: ſie wären verheirathet und Simoniſten und ungehorſam der römiſchen Kirche. Da fand er Gnade; „denn in Rom (ſagt Arnulf) wollen ſie über Alle herrſchen.“ Es ward ihm aufgetragen, eifrig bei dem begonnenen Werke zu beharren.

Nikolaus endlich ſandte Damiani und den Biſchof Anſelm von Lucca (ſpäteren Pabſt Alexander II.) als Legaten nach Mailand,

vecchi, detti da noi Pateri. — Der vornehme Arnulf kennt den Ausdruck gar nicht. Es iſt komiſch, wie er ſich die Bezeichnung paterini erklärt. Er ſchlägt in einem Gloſſar pathos auf und findet es überſetzt durch perturbatio. Alſo würden paterini wohl perturbatores ſein!

damit sie den Streit schlichteten. Mit großen Ehren wurden sie aufgenommen, und wie Damiani die Geistlichen sah, von edler Abkunft, ihre Haltung, ihre Kleidung; und bedachte, wie trefflich ihre Sitten — „wiewohl (meint Arnulf) nicht alle ohne Tadel waren" — wie schön die Aemter vertheilt: so gestand er, daß er nie einen ähnlichen Klerus gesehen.

Als er aber sagte, weßhalb er gekommen, murrte das Volk: die ambrosianische Kirche dürfe nicht römischen Gesetzen unterworfen werden; es stände dem Pabst nicht zu, in Mailand zu richten oder sonst etwas zu verfügen. Vor Allem schien es dem Volke unerträglich, daß Damiani auf der Synode den Vorsitz hatte, Bischof Anselm ihm zur Rechten und der Erzbischof zur Linken saß. Denn Guido hatte gleich auf den Vorsitz verzichtet, als Damiani denselben verlangte, ja er hatte sich bereit erklärt, auch auf einem Schemel zu Damianis Füßen sitzen zu wollen. Es entstand zuletzt ein allgemeiner Tumult, Glocken wurden geläutet, die große Tuba geblasen, von allen Seiten stürzte das Volk zum bischöflichen Palaste. „Alles drohte mir den Tod (erzählt Damiani), und Einige, wie mir meine Freunde oft gesagt, dürsteten nach meinem Blute." Die Noth der Reformatoren war so groß, daß Landulf in aller Eile gelobte, Mönch zu werden, wenn er mit heiler Haut entkäme, — ein Gelübde, das er freilich hinterdrein nicht hielt.

Indessen Guido benutzte den Moment nicht. Es gelang Damiani, sich Gehör zu verschaffen: er sprach über den alten Text, daß alle andern Kirchen von Menschen, die römische aber von Gott selbst gegründet sei; die römische Kirche bedürfte seines Lobes nicht, er wäre nur um der mailändischen Ehre willen herbeigekommen. So beschwichtigte er das Volk; es versprach, sich Damianis Befehlen zu fügen.

Guido unterschrieb, besiegelte und beschwur einen Revers, daß die böse und abscheuliche Gewohnheit, für die Weihen bestimmte Gebühren zu entrichten, aufhören, und daß er die Priester veranlassen würde, sich von ihren Frauen zu trennen. Nach ihm schwuren der Vicedominus, der Kanzler und andere Geistliche. Guido fiel vor Damiani nieder und bat, ihm eine Buße aufzuerlegen. Hundert

Jahre wollte er büßen und diese Buße durch eine jährliche Geldsumme abmachen.

Doch erzählt Arnulf, ungern hätten die Priester unterschrieben: das Gebrüll des Volkes hätte sie gezwungen. „Wahnsinnige Mailänder (ruft er aus), wer hat euch verblendet? Gestern wart ihr in Eifer für die Rechte der mailändischen Kirche: heute verwirrt ihr Alles. Wahrlich, wahrlich, diese Begebenheit ist nicht ohne Grund in die Annalen Roms eingetragen. Künftig wird man sagen, Mailand sei Rom unterworfen. Seht, schon wird euer Erzbischof wider alles Herkommen zur römischen Synode beschieden."

Ja, es mag ein vergnüglicher Anblick für Hildebrand sein: Guido muß wohl oder übel auf den päbstlichen Synoden erscheinen, gezwungen durch die Lumpen in Mailand, und mit ihm „die hartnäckigen Stiere," die lombardischen Bischöfe.

Aber zunächst glückt Guido Alles wider Erwarten. Nikolaus nimmt ihn mit gebührender Ehre auf und setzt ihn sich zur Rechten. Arialb, der ebenfalls zugegen, erhebt sich und spricht gegen ihn; aber Guido's Suffragane, besonders die Bischöfe von Asti, Novara und der edle Kunibert von Turin, antworten ihm so nachdrücklich, daß er beschämt, blaß und zitternd niedersitzt. Nur Gehorsam muß Guido dem Pabst geloben und erhält von ihm einen Ring zum Zeichen seiner Gnade.

Damit endigte die erste Epoche dieser mailändischen Wirren. Landulf verlor das Werkzeug, womit er so viel Unheil angestiftet: seine Stimme. Er ward schwindsüchtig und starb nach zwei Jahren. Arialb hielt sich ruhig, bis die Zeiten besser wurden, unter Pabst Alexander II.

Doch fraß das Unheil in der Stille weiter. In Brescia zwar ward Bischof Altmann, da er das Cölibatgesetz verkündete, von den Priestern halb todt geschlagen; aber in Kremona und Piacenza bildete sich eine Partei von Lumpen.

XXXI.

So herrscht Hildebrand über Italien: in Unteritalien durch die fremden Tyrannen; in Rom durch Geld und Waffengewalt; in Oberitalien durch den Pöbel. Bischöfe und Priester werden hier

nicht mehr die päbſtlichen Dekrete ignoriren können, wie ſie bisher gethan.

Und mit einer gewiſſen Haſt geht es weiter. Schon fordert der Pabſt aus Frankreich ſimoniſtiſche Biſchöfe vor die Synode zu Rom. An der Seinemündung erſcheinen päbſtliche Geſandte mit einem Schreiben von Nikolaus: ſie ſollen da einen Abt gegen Herzog Wilhelm von der Normandie (den Eroberer) in Schutz nehmen. Aber mit dem war es nicht leicht zu verhandeln: Hildebrand erfuhr bald, daß durch freundliches Bitten mehr bei ihm zu erreichen war, als durch Ermahnungen, oder gar durch Befehle. Er erwiederte: beträfe es Glauben und Religion, dann würde er die Geſandten des Pabſtes gern annehmen; aber wenn ihm ein Mönch in ſeinem Lande Unruhen ſtiftete, ſo würde er ihn unfehlbar an dem erſten beſten Baume aufknüpfen laſſen.

In Deutſchland ward man doch endlich unruhig über die Vorgänge in Italien, und es trat um Oſtern 1061 eine Kataſtrophe ein, von der wir freilich nur ſehr dürftige Nachrichten haben. War es der Kanzler Wibert, der über das bedenkliche Treiben der Kardinäle Bericht erſtattete? War es der Erzbiſchof von Kapua, der am Hofe erſchien, um Hülfe gegen Fürſt Richard flehte und ſicher von dem bedrohlichen Bündniß des Pabſtes mit den Normannen genaue Kunde gab? Klagten die lombardiſchen Biſchöfe über den Beiſtand, den die Lumpen in Rom fanden? Oder zürnte die Kaiſerin über die wenig ehrerbietige Weiſe, in welcher die Kardinäle das Pallium für Erzbiſchof Siegfried von Mainz verweigerten?

Um Weihnachten 1060 hatte ſie den Abt Siegfried von Fulda auf den Stuhl von Mainz erhoben, hatte dann das Pallium für ihn vom Papſt verlangt, und — es ſcheint, als hätte Nikolaus ſelbſt der Muth dazu gefehlt — die Kardinäle erwiederten, das ginge nicht an: nach den Kirchengeſetzen müßte Siegfried nach Rom kommen und perſönlich um das Pallium bitten; übrigens wüßten ſie wohl, daß die Kaiſerin ſolch eine Forderung nicht in böſer Abſicht geſtellt hätte, ſondern wegen der Unwiſſenheit ihrer Rathgeber.

Oder endlich: Gab das Geſetz über die Pabſtwahl den Anſtoß? Doch es iſt unwahrſcheinlich, daß Wibert die Kaiſerin nicht ſchon 1059 davon in Kenntniß geſetzt haben ſollte.

Bischof Anselm von Lucca *, Hildebrands größter Verehrer, und Bischof Benzo von Alba, sein giftigster Widersacher, nennen in gleicher Weise Anno von Köln als die nächste Ursache zu dem Bruch zwischen dem Pabste und dem kaiserlichen Hof, und bei der Habsucht dieses Priesters ist das wohl möglich, obwohl eine päbstliche Urkunde für ihn vom Mai 1059 von gnädigen und zärtlichen Ausdrücken überfließt. Die Fürsten (wird erzählt) hätten mit Unwillen vernommen, wie Nikolaus den Erzbischof „wegen seiner Excesse" getadelt, hätten den Pabst — so weit sie es vermocht — abgesetzt und seinen Namen beim Gottesdienst zu nennen verboten.

„Anno von Köln (sagt Benzo) übersandte ihm, nach dem gemeinschaftlichen Beschluß aller Rechtgläubigen, das Exkommunikationsschreiben, nnd da er dasselbe sah, verschied er mit Trauer und Seufzen."

Genug: Agnes versammelte etwa um Ostern 1061 ein Konzil von Bischöfen, welche in einem förmlichen Synodalbeschlusse das Verdammungsurtheil über den Pabst aussprachen und alle seine Verordnungen kassirten. Nikolaus sandte den Kardinal Stephan mit einem, wohl erklärenden und versöhnlichen, Schreiben an die Kaiserin; allein er ward nicht vorgelassen. Nachdem er 5 Tage vergebens um Audienz nachgesucht, kehrte er unverrichteter Sache nach Rom zurück; und der Tod raffte den Pabst hinweg (19. Juli 1061), ehe noch irgend ein Beschluß in dieser Sache gefaßt worden **.

XXXII.

Wir kommen zu dem Moment, wo die ganze Bedeutung der That von Kaiserswerd hervortritt.

Man fasse den Stand der Dinge ins Auge.

Noch hat Hildebrand direkt gegen den deutschen Hof nichts un-

* Zwei Anselme waren zu Hildebrands Zeit Bischöfe in Lucca. Der erste ward Pabst (Alexander II.) und starb 1073. Der zweite, welcher oben gemeint ist, regierte von 1073 bis 1086.

** Damiani discept. synodalis, geschrieben etwa im September 1062. — Die Annahme, daß jene Verdammung über Nikolaus auf dem Konzil zu Basel am 28. Oktober 1061 ausgesprochen, ist natürlich ganz unstatthaft In diesem Falle würde Damiani so argumentiren: „Weil ihr am 28. Oktober Nikolaus' Dekrete kassirt habt, so haben wir mit Recht am 1. Oktober unsern Pabst Alexander gewählt." Ein Unsinn, den man ihm nicht zutrauen darf.

ternommen. Unter einander zwar sprechen die Kardinäle davon, wie doch nur ein Pabst die ganze Welt regiere, während es Könige in Menge gebe, und daß jeder Kaiser vor dem Pabst knieen müsse, weil er, als König der Könige und als Fürst über die Kaiser, alle Menschen auf Erden an Ehren und Majestät überträfe. Allein wie hätte man praktisch aus diesen Sätzen Konsequenzen ziehen können? Zunächst wenigstens ist es auch Hildebrands aufrichtige Meinung, daß in der Einheit zwischen dem apostolischen Stuhle und dem deutschen Hofe das Heil liege: diese beiden Mächte, welche das Regiment haben über den geistigen und leiblichen Theil der Menschheit, müssen sich gegenseitig stützen *. Noch 1073, im ersten Jahre seines Pontifikates, vergleicht er den römischen Pabst und den deutschen König mit den beiden Augen, die das Licht des Körpers sind.

Freilich hat er die Normannen zu päbstlichen Vasallen gemacht, und dieser eigenmächtige Schritt scheint deutlich genug zu sagen, daß man in Rom nicht ausschließlich nach dem Regiment über die Geister strebt. Indessen die Normannen — wenigstens Robert und Richard — sind ja nicht Lehnsleute des deutschen Königs.

Im Uebrigen ist seine Thätigkeit darauf gerichtet gewesen, den päbstlichen Stuhl aus den Händen des römischen Adels zu befreien und ferner die Suprematie des Pabstes geltend zu machen über Bischöfe und Erzbischöfe in Italien, in Frankreich und Deutschland, damit dann Simonie und Priesterehe überall schwinde. —

Plötzlich spricht die Kaiserin, zum Theil auf Bitten der deutschen Bischöfe, das Absetzungsdekret aus gegen Pabst Nikolaus, und der Pabst, scheint es, sucht um Frieden nach, den man ihm verweigert. —

Fünfzehn Jahre später wird Heinrich IV., zum Theil auf Bitten der deutschen Bischöfe, das Absetzungsdekret aussprechen gegen Pabst Hildebrand, und Hildebrand wird mit dem Bannfluch antworten, wird Heinrich absetzen und zur Buße von Kanossa zwingen.

Das wird die Folge der That von Kaiserswerd sein. Jene fünfzehn Jahre werden völlig hinreichen, das Reich zu zerrütten und dem päbstlichen Stuhl eine Macht zu erwerben, die er vordem nie besessen. —

* S. Damiani de brevitate vitae pontif. Rom. und disceptatio synod. gegen Ende.

Zunächst trat gleich 1061—62 ein Zeitpunkt ein, wo alle Pläne Hildebrands in Frage gestellt wurden. Die beiden Parteien traten einander zum ersten Male gegenüber, welche später seit 1076 einen Kampf auf Leben und Tod führten. Und die Haltung der deutschen Fürsten gab 1062, wie 1076, den Ausschlag: sie retteten Hildebrand 1062 durch ihre Verschwörung gegen Agnes, wie sie ihn 1076 retteten durch offene Empörung gegen Heinrich. —

Kaum war Nikolaus gestorben, so erhob sich jene Partei in Rom, die Hildebrand mit Hülfe der Normannen überwältigt hatte, zu einem letzten, verzweifelten Versuch, dem Treiben der Kardinäle ein Ende zu machen. Sie traten für das Interesse der Kaiserin auf. „Wir verfuhren (läßt Bischof Benzo von Alba * einen der Senatoren sprechen) nach dem Herkommen und schickten Gesandte aus Klerus, Senat und Volk an den König, damit er mit denselben einen Pabst wähle." Graf Gerhard von Galeria, der Abt vom Clivus Scauri (d. h. dem Kloster San Gregorio am Cölius) und andere Römer waren es, die sich nach Deutschland aufmachten, und sie führten mit sich nicht blos den Patrizierschmuck: Mantel und Mitra, den Fingerring und goldenen Reifen, — sondern selbst die päbstlichen Insignien **. Die Stadt war in Aufruhr. Gewiß war Hildebrand nicht anwesend: vielleicht verweilte er noch in Florenz, wo Nikolaus starb. Eine Zeit lang, scheint es, war Rom ganz für ihn verloren.

Zugleich hatten sich die lombardischen Bischöfe versammelt und waren unter Wibert ebenfalls zu dem Reichstage gezogen, den Agnes berufen. Sie wollten um einen Pabst bitten, der es nicht mit den Lumpen hielte. —

Auf dem Konzil zu Basel, am Tage „Simonis und Judä", dem 28. Oktober 1061, erschien Heinrich mit den Insignien des Patriziates angethan und nach dem gemeinsamen Rath aller Anwesenden ***, unter Beistimmung der Gesandten der drei Stände in Rom †,

* Ich halte Benzo durchaus nicht für so unbrauchbar, wie es z. B. Giesebrecht thut in den annales Altahenses. Neben seinen Possen und chronologischen Irrthümern enthält er recht werthvolle Stellen.

** Damiani ep. I, 20. Berthold 1061. Bonizo VI. Benzo VII.

*** Berthold und Bernold 1061. Die Augsburger Annalen berichten fälschlich: „Erzbischöfe und Bischöfe stimmten nicht bei."

† Benzo nennt sie „primates tripartiti ordinis Romanae urbis".

ward Biſchof Kadalus von Parma zum Pabſt gewählt. Honorius ſollte er heißen. Er war Kaiſer Konrads Kanzler geweſen, ein ſehr reicher Mann *. Näheres über ſeine Perſönlichkeit wird nicht mitgetheilt. Daß Hildebrands Anhänger ihn als ein Ungeheuer, als einen hölliſchen Drachen ſchildern, verſteht ſich von ſelbſt und iſt unerheblich. Damiani beſonders beweist eine große Fertigkeit im Schimpfen und thut ſich viel darauf zu Gute, daß er ſo beißend gegen ihn geſchrieben. Hätte Leo IX. auf den Synoden zu Pavia und Mantua, und Viktor II. auf der Synode zu Florenz nicht Nachſicht mit Kadalus gehabt — meint Damiani — ſo würde er längſt ſein Bisthum verloren haben.

Agnes hätte ihn mit etwa zehntauſend Deutſchen nach Rom geleiten ſollen. Sie würde die Markgräfin Beatrix beruhigt, vielleicht ganz für Kadalus gewonnen haben; ſie würde ohne Widerſtand in Rom eingezogen, und die Normannen, wenn ſie den Kampf gewagt hätten, würden niedergerannt worden ſein.

Dann hätten die Ereigniſſe, in dieſem Jahrhundert wenigſtens, einen ganz andern Gang nehmen müſſen. War Kadalus einmal im unbeſtrittenen Beſitz des apoſtoliſchen Stuhles, dann würden Hildebrands Freunde unter den Kardinälen nach allen Richtungen hin auseinander geſtoben ſein, und Hildebrand ſelbſt wohl dieſem Rom, wo er ja nur mit Widerwillen ſich aufhielt **, für immer den Rücken gekehrt haben. Die alten Zuſtände — Selbſtändigkeit der einzelnen Landeskirchen, Einſetzung der Biſchöfe durch die weltliche Obrigkeit, und Prieſterehe — würden fürs Erſte geblieben ſein. Der päbſtliche Stuhl ſelbſt wäre nach wie vor in Abhängigkeit von den Kaiſern, ab und zu auch von den römiſchen Edelleuten geweſen. —

Allein vielleicht konnte die Kaiſerin einen ſolchen Zug nicht unternehmen. Die lombardiſchen Biſchöfe und die Grafen aus Italien, welche in Baſel waren, erklärten, Waffen und Geld herbeiſchaffen und für Kadalus' Einſetzung ſorgen zu wollen.

* Chron. Mont. Cas. II, 65. Bonizo VI. Kadalus ſchreibt er ſich ſelbſt. Die Zeitgenoſſen nennen ihn auch Kadolus, Kadalaus, Kadalous, Kadolaus. „Populi ruina" überſetzt Damiani (cadere und laos!).

** Brief vom 22. Januar 1075 an Hugo von Clügny: „Gott weiß es, gezwungen lebe ich in Rom ſeit 20 Jahren" (a viginti annis).

Inzwiſchen hatte Hildebrand ſchon einen Monat vor dem Konzil zu Baſel den Römern und Lombarden, die dort tagten, und dem deutſchen Hofe den Handſchuh hingeworfen: er hatte den kühnen Schritt gewagt, einen Pabſt zu wählen, ohne Rückſicht auf die Kaiſerin.

Er wird, mit vollkommenem Bewußtſein, daß Alles — die Freiheit des päbſtlichen Stuhls und die Reform der Kirche — auf dem Spiele ſtand, zugleich ſeine Hülfsmittel und die der Kaiſerin gemuſtert haben. Er verabredete ſich mit ſeinen Anhängern in Rom und erinnerte Fürſt Richard von Kapua, daß er geſchworen, Nikolaus' Dekret über die Pabſtwahl aufrecht zu halten „nach dem Rath der beſſern Kardinäle."

Zugleich gewann er Beatrix für ſich und ſo mittelbar Herzog Gottfried. „Die tyranniſchen römiſchen Edelleute — wird er der Markgräfin vorgeſtellt haben — deren Händen wir den Stuhl Petri entriſſen, ſammt den lombardiſchen Biſchöfen, die das ſtrenge Gericht der römiſchen Kirche fürchten, und allen denen, welche die alten Mißbräuche der Simonie und Prieſterehe erhalten möchten — ſie beſtürmen und bethören das ſchwache Gemüth der frommen Kaiſerin, als ob wir die Abſicht hätten, die Rechte ihres Sohnes zu ſchmälern! Ihre Rathgeber werden beſtochen ſein. Wir müſſen die Kirche zu retten ſuchen: es iſt nicht die Kaiſerin, gegen die wir kämpfen, ſondern die Tyrannei des römiſchen Adels und die Gottloſigkeit der lombardiſchen Biſchöfe."

Die Wahl, welche er traf, war ſehr klug. Er wählte den Biſchof Anſelm von Lucca, der in Mailand erzogen, von Erzbiſchof Guido zum Prieſter geweiht, dann einer der Geiſtlichen am deutſchen Hofe geweſen war und als ſolcher das Bisthum Lucca erlangt hatte. Sein Name begegnet uns noch in Urkunden vom Jahr 1057, aus denen ſeine Anweſenheit in der Pfalz zu Pöhlde und anderswo hervorgeht. Doch war er 1057 ſchon Biſchof. Er war reich und ein guter Redner: einen klugen und heiligen Mann nannte ihn Damiani ſchon 1059. Als ein eifriger Gönner der Lumpen hatte er 1057 unter Stephan (mit Hildebrand), und 1059 unter Nikolaus (mit Damiani) in Mailand als päbſtlicher Legat fungirt. Ohne Zweifel war dieſe Wahl der Markgräfin, welche ſich ſehr ent-

ſchieden der ſtrengen Richtung der Kardinäle hinneigte, ganz willkommen.

Bei Nachtzeit (erzählt Benzo) ſetzten ihn Hildebrand und Richard auf den apoſtoliſchen Stuhl und nannten ihn Alexander. Sicher geſchah es nicht ohne Gewalt der Waffen; denn die Bürgerſchaft war geſpalten: faſt alle angeſehenen Bürger, ſcheint es, waren gegen Hildebrand. Ob er aber damals (1. Oktober) gleich geweiht wurde, möchte zweifelhaft ſein *.

XXXIII.

Heftiger Regen (berichtet Benzo **) verzögerte Kadalus' Zug nach Rom. Zugleich verbot Beatrix den Durchzug durch Toskana. Es war etwa Weihnachten 1061.

Benzo erhielt den Auftrag, einſtweilen voranzugehen und in Rom für Kadalus zu wirken. Er bekreuzte ſich, machte ſich auf und zog mitten durch Toskana nach Rom, wobei er große Ausgaben hatte für ſeine Begleiter. Bei St. Pankraz vor der Porta del Popolo kamen ihm viele Römer in Waffen entgegen; an der Tiber ward er von einer andern Schaar empfangen, die ihn nach dem Palaſt Oktavians auf dem Palatin *** brachte, wo ſeine Herberge ſein ſollte. Da ſprach er nun täglich für die Sache des Königs. Anſelm aber und Hildebrand wagten nicht zu erſcheinen; ſie verkrochen ſich, „wie Igel, die ſich in ihre Stacheldecke wickeln."

In den einzelnen Stadtvierteln beſprachen ſich „die Weiſen": im Circus Maximus zwiſchen dem Palatin und Aventin ſollte die königliche Botſchaft vernommen werden.

Wie man hier verſammelt war, kam plötzlich von der andern

* Damiani ſchreibt ſeinen apologeticus (op. 20) an den *electus* ap. sedis. Daß dieß Alexander iſt und nicht Nikolaus, iſt mir aus mehreren Gründen wahrſcheinlich: 1) er erwähnt ſeine Reiſe nach Frankreich 1063; 2) er ſpricht von dem Biſchof von Florenz (Petrus), der erſt nach Nikolaus' Tode dort gewählt wurde. Kadalus hatte überdieß 1063 die Leoſtadt in Beſitz genommen, worauf Damiani anſpielt. — Dagegen würde ſprechen, daß er den Uſurpator Mintio (Gimpel) nennt, womit Benedikt X. bezeichnet ward. Indeſſen Mintio iſt ein allgemeines Epitheton.

** Ich habe den Text von Menken benutzt.

*** So gibt mir L. Bethmann an. Anſelm ſcheint nur den Cölius mit dem Lateran inne gehabt zu haben.

Seite „der Ketzer aus Lucca" mit Bewaffneten. „Es erſchien ſeine ſchreckliche Geſtalt, wie ein Geſpenſt aus der Hölle." Bei dem Lärm, der jetzt entſtanden (berichtet Benzo weiter), hätte er die Hand ausgeſtreckt, Ruhe geboten und dann Anſelm kräftig ins Gewiſſen geredet: er ſolle bedenken, daß ihn Kaiſer Heinrich über Lucca geſetzt, und daß er ihm und ſeinem Sohne Treue geſchworen. Wie er es wagen könne, die ihm anvertraute Kirche zu verlaſſen und ſich der Mutter aller Kirchen, der römiſchen, aufzudringen! Und in ſolcher Weiſe! Durch ſolche Mittel! Denn Hildebrand, Simons Sohn, wäre der Makler bei dieſem Geſchäft geweſen; Richard, mit blutigem Schwert umgürtet, und die Knechte des Satan hätten ihn bei Nacht auf Petri Stuhl geſetzt, nicht Senat, nicht Klerus und Volk. Er unterſage ihm jede Wohnung in Rom: er ſolle nach Lucca zurückkehren und dann an den Hof nach Deutſchland gehen, um ſich zu rechtfertigen.

Anſelm ſprach: „Ich weiß, daß ich mein Bisthum vom Kaiſer Heinrich habe, und werde meinen Eid der Treue halten. Ich werde einen Geſandten nach Hofe ſchicken und meine Abſichten kund thun."

Damit wandte er ſein Pferd um und zog mit ſeinen Leuten ab.

Auf den Vorſchlag der Senatoren nun wurden Kuriere an Kadalus geſchickt, damit er käme. „Bruder Benzo" aber blieb unter den Römern, wie mitten im Meer, in beſtändiger Furcht vor plötzlichem Sturm. „Denn außer dem genannten Adel, läßt es ſich nicht ſagen, wie viel Proteuſe in jener Stadt ſind." Er verſprach Berge von Gold, berieth ſich mit den Senatoren über die großen Angelegenheiten und ſtärkte das Volk mit den Blumen ſeiner Rhetorik. So war er allenthalben beliebt. Faſt alle Stadtviertel, behauptet er, hätte er dahin gebracht, daß ſie dem Könige Treue ſchwuren. —

Indeſſen Hildebrand hatte Geld, und das ärmere Volk — die Lumpen von Rom — hing ihm an wider die Edelleute, wie es ſpäter Rienzi anhing. Es wird in ihm ſeinen Schützer erblickt haben. —

Kadalus nun zog mit einem Heere — meiſt Bewaffnete aus Parma — durch das Gebiet von Bologna und Ravenna, über das Gebirge und kam am 25. März 1062 nach Sutri. Ein Graf Pepo befehligte ſeine kleine Armee; Kanzler Wibert begleitete ihn als des Königs Stellvertreter.

Benzo begrüßte sie in Sutri. Senatoren und die Grafen aus Galeria waren mit ihm. Er verkündete ihnen alles Gute.

Denn (erzählt er) „ich kannte Hildebrands List nicht.“ Auf den Straßen in Sutri (fährt er fort) sagten überdieß Alexanders Anhänger fälschlich aus, derselbe wolle seine Würde niederlegen. Leo, der getaufte Jude, Hildebrands Freund, lud sie nach Rom zu friedlicher Verhandlung ein. „Wir sehen, sprach er, daß des Königs Kanzler mit eurem Erwählten ist. Da wäre es des Todes würdig, ihm zuwider zu sein.“

In Rom, scheint es, herrschte zur selben Zeit großer Zwist unter den Bürgern. Als aber Kadalus mit den Seinen gegen die Stadt heranzog und am 14. April auf Neros Wiesen (nördlich von der Engelsburg) erschien, ging ihm Hildebrand mit einer gewaltigen Menge Volks entgegen. „Doch sobald sie unsere Adler * sahen, ergriffen sie die Flucht.“ Die Römer wurden geschlagen, Viele gefangen; Andere in die Tiber gesprengt. In dem Gemetzel, welches Statt fand, wurden „so Viele von dem unkriegerischen Volk erschlagen, daß man die Zahl der Gefallenen nicht kennt.“ (Damiani.)

Kadalus rückte in die Leostadt. Die annales Romani ** erzählen: Sie hätten den Pabst da gleich in der Basilika weihen können, aber sie waren dumm und wollten ihn zu St. Peter in vinculis weihen. In der Nacht nun theilte Hildebrand so viel Geld aus, daß sie am Morgen nicht durch die Stadt ziehen konnten.

Benzo dagegen giebt an, große Trauer hätte in der Stadt geherrscht, weil in dem Treffen vielen Römern Söhne oder Verwandte erschlagen worden; deßhalb hätten sie es vorgezogen, draußen zu bleiben, bis der Schmerz nachgelassen.

Auf den Rath der Senatoren gingen sie unterhalb der Stadt über die Tiber. Ringsum schlossen sich ihnen die Edelleute an. Auf den Wiesen vor Tuskulum zwischen duftenden Kräutern und Blumen

* Auch Kosmas spricht viel von den kaiserlichen Adlern. Heinrich III. „rückt mit seinen Adlern gegen den böhmer Wald.“ Er pflanzt 1042 die Adler vor Prag auf.

** Auch diese Parthie ist keineswegs völlig gleichzeitig geschrieben. Anselm wird Erzbischof von Mailand genannt.

errichteten sie ihre Zelte. Da dachten die Herren nach, wie sie die List des dämonischen Mönches zu Schanden machen könnten.

Auch drei Gesandte des griechischen Kaisers Konstantin Dukas fanden sich vor Tuskulum ein, um über ein Bündniß mit den Deutschen gegen die Normannen zu verhandeln. Benzo bewunderte ihr weißes Leinen, ihre scharlachfarbenen Mützen, ihre hellgrünen, mit Gold durchwirkten, mit Perlen und Edelsteinen gestickten Röcke, ihre goldschimmernden Talare.

XXXIV.

Unerwarteter Weise gelangt jetzt — es war im Mai 1062* — Herzog Gottfried mit einer Heerschaar in der Nähe der Stadt an. Er schlägt sein Lager an der Milviusbrücke nördlich von Rom auf und schickt Botschaft an Kadalus: „Unser Freund, der Herr Kadalus weiß, daß die Herrn von Kanossa den Pabst zu geleiten haben. Warum hat er unser Geleit abgelehnt?“ Und versprach, den ganzen Streit zu beendigen.

Er stieß mit seinem Heere zu Kadalus und beredete ihn, nach Parma zurückzukehren: es sei besser, mit List gegen Anselm zu verfahren; er wolle ihn veranlassen, nach Lucca zu gehen; die Kaiserin solle noch einmal entscheiden, und wen sie zum Pabst bestimme, den wolle er dann nach Rom führen; es sei ja sicher, daß die Kaiserin und der Hof ihre erste Wahl nicht umstoßen würden.

Er schwur (sagt Benzo) auf das Evangelium, daß er so verfahren würde, und so brach man auf, obwohl nicht ganz ohne Bedenken. Kadalus ging nach Parma.

Gottfried aber rief Anselm aus Rom und geleitete ihn nach Lucca. —

Wenn man bedenkt, daß gerade zur selben Zeit die Verschworenen zu Kaiserswerd Heinrich raubten, so kann man sich des Argwohns nicht erwehren, daß Gottfried um die Verschwörung der deutschen Fürsten gewußt hat. Er wird Anselm über die Entscheidung am Hofe beruhigt haben: die Kaiserin würde nicht mehr am Ruder sein. —

Benzo behauptet sogar, Anno habe beständig durch heimliche

* „Kaum einen Monat nach dem Treffen auf Nero's Wiesen.“ Bonizo.

Boten mit Hildebrand unterhandelt. Allein darauf ist nichts zu geben. —

Kadalus' Sache war verloren, sobald Anno das Reichsregiment übernahm; nicht als ob dieser Hildebrands Freund gewesen, sondern weil ein Pabst, welcher der Kaiserin seine Würde verdankte, Anno unbequem werden konnte. Kadalus würde den Raub des Königs gemißbilligt, er würde vielleicht geistliche Waffen gebraucht haben, um Agnes wieder ans Ruder zu bringen.

Von einer auswärtigen Politik war in der alten Welt die Rede zu Athen und Sparta, wie zu Rom und Karthago; es giebt eine auswärtige Politik in allen Staaten des Abendlandes, seit das System des europäischen Gleichgewichts entstanden ist. Im Mittelalter gab es fast nur am päbstlichen Hofe eine auswärtige Politik: die Zeit der Lehnsstaaten schien derselben nicht zu bedürfen; — wiewohl man sich in Deutschland darauf hätte verstehen sollen wegen der Verwickelungen, in welche das Reich durch die Kaiserwürde gerieth, die an der deutschen Krone haftete.

Ob die deutschen Fürsten des 11. Jahrhunderts, und speziell Anno, eine Ahnung davon hatten, daß sie um der Würde des Reiches willen die allgemeinen Verhältnisse im Auge behalten müßten, darüber werden wir genugsam belehrt durch die Anordnung, welche Anno 1062 traf: daß nämlich jedesmal der Bischof, in dessen Sprengel der junge König sich aufhielte, in den Streitsachen, die an den Hof gelangten, Recht sprechen und zugleich Sorge tragen sollte, damit das Reich keinen Schaden nähme.

Also jeden Monat etwa ein anderer Regent! — Es ist wahr, dieß Dekret ist nie in Kraft getreten; aber daß es nur möglich war, es zu erlassen, dieser Umstand zeichnet deutlich genug den Charakter jener Fürsten: gegenseitige Eifersucht und schmutzige Sorglosigkeit in Allem, was das Reich im Ganzen betraf.

Im Oktober 1062 begaben sich Anno und Siegfried von Mainz * mit dem Könige nach Augsburg. Wie es scheint, waren

* Am 24. Oktober waren in Regensburg Anno, Siegfried, Adalbert von Bremen, Burkhard von Halberstadt, Günther von Bamberg, die Herzöge Otto und Berthold, Markgraf Otto von Meißen, Pfalzgraf Friedrich von Sachsen und Graf Egbert von Braunschweig.

mit ihnen sämmtliche Verschworene von 1062 zugegen. Sie ließen es Bischof Heinrich auf das Härteste empfinden, daß die Zeit seines Einflusses bei Hofe vorbei war. Er fing bald darauf an zu kränkeln und starb im September des folgenden Jahres.

Am 27. Oktober wurde auf dem Konzil — Gottfried* und mehrere italienische Bischöfe hatten sich eingefunden — Kadalus abgesetzt. Anno gab seinem Neffen, dem Bischof Burkhard von Halberstadt, den Auftrag, Alexander nach Rom zu führen, und Burkhard vollzog denselben zur großen Zufriedenheit des neuen Pabstes. „Du hast deinen Auftrag — schreibt ihm Alexander — den Frieden der Kirche herzustellen, nach dem Befehl unseres geliebten Sohnes, des König Heinrich, freudig übernommen, und bist auf der Gesandtschaft beständig mit lauterer Liebe für uns und die römische Kirche besorgt gewesen. Du sollst unser Sohn im Geist, und die halberstädter Kirche ganz besonders die Tochter der römischen Kirche heißen." Und er übersandte ihm Mitra, Pallium und andere erzbischöfliche Insignien, zum großen Neide der andern Bischöfe und zum allerhöchsten Verdruß seines Metropoliten, Siegfrieds von Mainz.

Benzo zufolge hat auch Gottfried damals Alexander nach Rom geleitet und sich dann des Herzogthums Spoleto, der Markgrafschaft Camerino und mehrerer Grafschaften am (adriatischen) Meere bemächtigt.

XXXV.

Ferner erzählt Bischof Benzo, die Kaiserin hätte Kadalus aufgefordert, nach Rom zurückzukehren; sie würde ihm helfen: noch ständen ihr treue Fürsten zur Seite. Doch klingt das unwahrscheinlich.

Jedenfalls gelang es Kadalus, obgleich Beatrix (denn Gottfried war in Deutschland) die Päße des Appennin bewachte, mit einer Reiterschaar nach Rom zu kommen und die Leostadt zu besetzen. Die sehr hohe und feste Engelsburg ward ihm von den Edelleuten überliefert, und nun wiederhallte die weitläufige Stadt von Kampfge-

* Benzo sagt, daß Gottfried damals nach Deutschland ging. Bonizo wirft das Konzil von Augsburg mit dem von Mantua zusammen und sagt: „Auf diesem großen Konzil (in Mantua) waren auch Herzog Gottfried und Otto der Sachse, Herzog von Baiern." Ich halte dafür, daß dieß zu Augsburg war.

schrei und Waffenlärm. Alexander selbst flüchtete sich in ein Kloster auf dem Kapitolinus *. Hildebrand aber feuerte die Seinen zum Streit an: nicht bloß seine eigene Miliz, die er unter Nikolaus errichtet, sondern auch Normannen kämpften für ihn in den Straßen.

Wenn man Benzo hierin Glauben schenken darf, so hatte Kadalus' Partei eine Zeit lang im Sommer 1063 — um die Zeit etwa, da der dreizehnjährige Heinrich mit Otto von Nordheim und Erzbischof Adalbert von Bremen auf dem Zuge nach Ungarn war — sehr entschieden die Oberhand. Selbst der Lateran muß in ihren Händen gewesen sein. Benzo erwähnt ausdrücklich, daß die Normannen am Cölius und am Abhange des Quirinal, wo die beiden berühmten Kolosse standen, „das Werk des Praxiteles", große Verluste erlitten und daß sie sogar die Stadt geräumt hätten.

Indessen andere Normannen bedrohten beständig von Süden her das appische Thor; im Norden, scheint es, rüstete Beatrix; und, was das Schlimmste war, Kadalus ging das Geld aus, so daß er wenigstens auf den Pöbel in Rom nicht mehr rechnen konnte.

Alexander setzte mit Frohlocken Erzbischof Gervais von Rheims davon in Kenntniß, daß Kadalus auf einem Thurme von seinen eigenen Anhängern jämmerlich gefangen gehalten würde: sie verlangten von ihm Rückzahlung des Geldes, das sie für ihn aufgewendet.

Einer Nachricht zufolge hätte sich Kadalus mit 300 Mark Silber losgekauft, so die Engelsburg — denn dort hielt man ihn gefangen — auf einem unansehnlichen Thierlein, von einem Diener begleitet, verlassen, sich an eine Pilgerschaar angeschlossen, und wäre nach Parma zurückgekehrt. Das müßte im Winter 1063—64 passirt sein.

Wie dem auch sein möge: Kadalus' Partei war weder in Oberitalien, noch auch in Rom selbst gänzlich besiegt. Die Sachen standen noch immer zweifelhaft genug.

* Die annales Romani erzählen, bei der erste Expedition 1062 wäre Kadalus auf der Engelsburg, Alexander auf dem Kapitol gewesen. Das wird sich auf die zweite Expedition beziehen. Alexander hatte 1062 keine Ursache, den Lateran zu verlassen.

XXXVI.

Trotzdem waren Hildebrand und Alexander höchst unangenehm überrascht, als eine Botschaft Annos an sie gelangte — durch Kunibert von Turin und Gregor von Vercelli — daß er noch einmal zu Pfingsten in Mantua eine Synode halten würde, um den Streit zu schlichten, und Alexander möchte dort sich einfinden: es geschähe dieß auf die dringenden Bitten Peter Damianis *.

Der unselige Damiani! Da hatte er sich nun wieder ganz stillschweigend in Sachen gemischt, um die er sich gar nicht zu kümmern hatte. Es war ja schon Alles in Augsburg abgemacht. Und bei Damianis Indiskretion und Unüberlegtheit mußte man wahrlich gewärtig sein, daß er über Alexander und Hildebrand nachtheilig geschrieben. Er hatte ja beständig Skrupel geäußert über Hildebrands gewappnete Schaaren, sich bitter beklagt über die Beraubung seiner beiden Bisthümer; ja, er hatte Alexander gewarnt, er sollte ihn besser behandeln, sonst würde er öffentlich Klage führen müssen über Dinge, von denen er bisher geschwiegen: es würde Alexander Schande machen. Uebrigens lebte er seit einiger Zeit wieder als Eremit im Gebirge.

Von Beiden, dem Pabst und dem Archidiakonus, erhielt Damiani Aufforderungen, sogleich ein Exemplar seines Briefes an Anno nach Rom einzusenden, dann selbst zu ihnen zu kommen und Alexander nach Mantua zu begleiten. Die Briefe, sagt Damiani, wären einander sehr unähnlich: der des Pabstes wie ein wärmender Sonnenstrahl, der Hildebrands wie ein wüthender Nordwind. —

Er hatte auf seiner Legation nach Frankreich, im Sommer

* Daß dieß so geschehen, geht aus Damiani ep. I, 16. hervor. Es ist dieß für mich außer dem Uebereinstimmen der Hauptquellen der stärkste Beweis, daß das Konzil zu Mantua 1064 war. Damiani hat 1063 an Anno geschrieben. Anno nun schreibt an Alexander, daß er auf Damiani's Bitten ein Konzil zu Mantua halten wolle. Daher kann dasselbe nicht gut 1067 Statt gefunden haben. Anno hätte 1067 nicht gut sagen können, er wolle ein Konzil halten, weil Damiani ihn 1063 darum gebeten! — Bonizo behauptet, zwei Jahre wäre Kadalus auf der Engelsburg gefangen gewesen, und Stenzel meint, das wäre die Zeit von 1065—67 gewesen. Indessen 1065 hielt Kadalus z. B. in Bardi Gottesdienst, wie die Inschrift bei Affò beweist: „hic Honorius II. anti papa functiones pontificales faciebat anno Chr. 1065." Uebrigens war Anno noch am 3. Mai in Kaiserswerd, wo die Fürsten sich wahrscheinlich beriethen. Es waren da Gottfried der Bärtige, Friedrich von Niederlothringen, Gerhard von Oberlothringen, die Bischöfe Adalbert von Bremen, Siegfried von Mainz, Eberhard von Trier, Burkhard von Halberstadt u. s. w.

1063, in redlichem Eifer für Alexander an Anno geſchrieben, in einer Herberge, während ſein Pferd geſattelt wurde, und die Genoſſen ſich auf den Weg machten.

Anno (ſchrieb er) hätte zwar den ſchuppigen Hals des parmenſiſchen Thieres mit dem evangeliſchen Schwerte durchhauen; allein wenn nicht noch die letzte Hand angelegt würde, ſo drohte das Gebäude den Einſturz. „Noch ſchnaubt der ſcheußliche Drachen und beleidigt mit dem Geruch ſeines vergifteten Geldes die Naſen der Menſchen.“ Er möchte dafür ſorgen, daß in kürzeſter Friſt ein allgemeines Konzil zu Stande käme, und die Dornen dieſes verderblichen Irrthums ausgerottet würden.

„Da ſeht ihr — ſchrieb er an Alexander — was ich gegen euch geſchrieben. Soll ich für dieſen Brief ſterben, ſo halte ich den Nacken dar.“

Indeſſen es wurde ihm Beides erlaſſen, das Verhör in Rom und die Reiſe nach Mantua.

Alexander ſcheint nach Piſa zu Schiffe gekommen zu ſein; von dort zog er unter dem Schutze der Markgräfin nach Mantua. Jedenfalls kam er zu Schiffe nach Rom zurück *. Der Weg zu Lande war wohl zu unſicher.

Eine Menge von Biſchöfen aus Deutſchland und der Lombardei hatte ſich eingefunden. Kadalus ſoll (einer Nachricht zufolge) zu Aqua Nigra (an der Adda) verweilt, und von Anno den Vorſitz auf dem Konzil verlangt haben; als derſelbe jedoch verweigert wurde, zog er vor, nicht zu erſcheinen.

Was Alexander über ſeine Wahl und ſein Verfahren in Rom ſprach, genügte Anno und den Biſchöfen. Das parmenſiſche Heer, welches am zweiten Tage des Konzils in die Stadt drang, um daſſelbe zu ſprengen, ward von den Soldaten der Markgräfin hinaus getrieben, — und ſo ſchien Allen Kadalus' Sache verloren. Jedermann ſuchte Alexanders Freundſchaft: „ſie ſtürzten herbei zu ihm, wie Fiſche zur Fütterung“.

Es war wohl damals, daß Anno Kadalus' Hauptſtütze hinwegräumte, Wibert, an deſſen Stelle Biſchof Gregor von Vercelli **

* Dam. de brevitate vitae pont.
** Damiani ep. I, 20.

Kanzler der Lombardei ward, ein sonst übel berüchtigter Mann, der aber damals Alexanders Gunst sich erworben hatte.

XXXVII.

Hildebrands Sieg konnte durch nichts kräftiger besiegelt werden, als dadurch, daß die Kaiserin selbst, von welcher Kadalus eingesetzt war, — sie, die Damiani noch neulich eine Athalja genannt — mit dem heiligen Schleier umhüllt, in tiefster Demuth nach Rom kam, „vom heiligen Geist erleuchtet dem Pabst Alexander beichtete und sich von ihm eine Buße auferlegen ließ“ *.

Heinrich hatte zu Ostern 1065 Ritterwaffen erhalten. Agnes schloß damals, wie es scheint, einen Vertrag mit den Fürsten hinsichtlich der Maßregeln, die zu treffen wären, falls Heinrich vor ihr sterben sollte **, und begab sich dann nach Italien. Sie blieb meist in Rom; doch war sie einige Zeit auch im Benignuskloster zu Fruttuaria (in Piemont), und zu Monte Casino.

„Sie, die Herrin von Königreichen, demüthigte sich und ward die Magd der Armen. Sie pilgerte fast durch ganz Italien, betete bei den Reliquien der Heiligen an und brachte ihnen kostbare Geschenke dar.“

Ihr Seelenzustand ist für das Jahrhundert charakteristisch. In einem Briefe, worin sie dem guten Vater Albert und den Brüdern zu Fruttuaria die Dienste einer Magd bietet, klagt sie: „Mein Gewissen erschreckt mich mehr, als Geister und Gespenster. Ich fliehe durch die Stätten der Heiligen und suche ein Versteck vor meiner Angst; habe auch großes Verlangen zu euch zu kommen, da ich vernommen, daß euer Gebet sicher zum Heile führt.“

Und welches waren ihre Sünden?

Mit bitterlichem Weinen und Seufzen beichtete sie zu Rom Peter Damiani Alles, was seit ihrem fünften Jahre Eitles in ihren Gedanken und Ueberflüssiges in ihren Worten gewesen sein möchte. Und er konnte ihr nicht einen einzigen Fasttag zur Buße auferlegen,

* Vita Ans. Luc. bei Gretser VI. — Daß Agnes 1065 nach Rom kam, s. Buch II. Kap. 19.

** S. Gregors VII. Brief an die deutschen Fürsten vom 3. September 1076. Das Nähere ist unbekannt.

ſondern ſprach, wie der Engel in der Offenbarung: Sei getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben.

Sie kam nach Rom in ſchwarzem, grobem Gewande; auf einem elenden Maulthier; auf dem Haupte ſtatt der Krone den Schleier; um die Schultern ſtatt des Purpurs den Sack; in der Hand ſtatt des Scepters den Pſalter. Ihr zarter Hals, den ſo lange weicher Hermelin, mit Gold und Perlen geſtickt, eingehüllt hatte, ward jetzt wund durch die Berührungen mit dem rauhen Kragen ihres Kleides.

„Auf Erden — ſpricht Damiani — konnteſt du nach dem Tode des Kaiſers keinen ſo würdigen Gemahl finden; da ſuchteſt du einen Bräutigam im Himmel. Wenn ein Mädchen heirathen ſoll, ſo bringen Verwandte und Bekannte Geſchenke herbei; Säcke und Schreine werden gefüllt, damit die Frau reich ausgeſtattet zum Manne komme und ſeine Liebe gewinne. Du aber haſt deine Schätze, Gold und Perlen verſchleudert, um den himmliſchen Bräutigam zu gewinnen; deine golddurchwirkten Teppiche hängen in den Kirchen; der königliche Schmuck dient den Altären Gottes.“

Die Einkünfte ihrer Güter vertheilte ſie faſt ſämmtlich an Arme. Sie kaſteite ſich fortwährend, „lebte von ihren Thränen“ und war äußerſt demüthig. Bäder und weiche Lager mied ſie gänzlich. Sie ruhte Nachts oft auf bloßer Erde; ausnahmsweiſe auf einem Teppich oder auf Stroh, und wenn ſie ein wenig geruht, ſtand ſie ſogleich wieder auf zum Gebet. Täglich beichtete ſie, was ſie gethan und gedacht; beſtändig waren Geiſtliche um ſie, welche ihr vorlaſen, mit ihr ſpeisten, und ihr kleine Bußen auferlegten.

Ihr Tiſch war höchſt einfach und nie ohne einen Vorleſer. Feine Speiſen wurden wohl aufgetragen, allein nur zur Uebung in der Enthaltſamkeit. In der Regel koſtete ſie nicht davon. Nur zuweilen konnte ſie ſich nicht beherrſchen und aß reichlich, worüber ſie ſich nachher bei Damiani in großer Angſt anklagte.

„Aber du faſteſt ja ſo vielfach — tröſtete ſie dieſer — du haſt dem Purpur, der Krone, dem Reiche und der Ehe entſagt, biſt jetzt mit häuslicher Stille zufrieden, fliehſt den Anblick der Menſchen und bringſt die Zeit mit Beten und Singen zu!“

Zuweilen waren ihre Skrupel freilich ebenſo komiſch, wie für die

Bildung der Zeit charakteristisch, — und Damiani veröffentlicht dieselben mit seiner gewohnten Indiskretion.

Uebrigens war sie sehr arbeitsam und nähte eifrig Kleider für Arme. Kranke, besonders solche, die an Aussatz oder eiternden Wunden litten, ließ sie sorgfältig baden und pflegen. —

Wiederholt übernahm sie Legationen nach Deutschland, zuerst, um zwischen Heinrich und Rudolf von Schwaben zu vermitteln, später, um den Frieden zwischen Heinrich und Hildebrand zu erhalten. Doch ihre Bemühungen scheiterten, und da war es wohl gut, daß ihr Sinn ganz auf das Jenseits gerichtet war.

Denn sie lebte noch lange genug, um den Verrath der deutschen Fürsten ausbrechen und Dinge zu sehen, die ihr das Herz durchschnitten.

XXXVIII.

Inzwischen gab Kadalus auch nach dem Konzil von Mantua seine Sache keineswegs verloren: er hat bis zu seinem Tode 1072 Titel und Insignien als Pabst beibehalten. Es war ja auch nicht der König, der ihn seiner Würde beraubt hatte, sondern eine Partei, die sich wider Recht das Reich angemaßt. Und Heinrich wuchs heran: seit er das Ritterschwert trug, war er gleichsam mündig; auch schien Annos Einfluß bei Hofe vernichtet und eine ganz andere Politik vor der Thür zu sein, seit Erzbischof Adalbert von Bremen das Vertrauen des Königs ganz ausschließlich besaß.

So wenig man aus den dürftigen und verworrenen Angaben der Zeitgenossen eine klare Anschauung im Einzelnen gewinnt, so steht doch fest, daß die Kardinäle noch 1065 die größten Besorgnisse hegten.

Adalbert von Bremen war indessen nicht der Mann, der Hildebrands Pläne hätte vereiteln oder Anno unschädlich machen können. Er gehört zu den Menschen, wie man sie zuweilen an der Spitze von Staaten erblickt, deren Talente bei mangelnder Geistesschärfe und Charakterfestigkeit eine öffentliche Kalamität sind und nur dazu dienen, die Existenz von Reichen und Dynastieen zu untergraben.

Er besaß Gaben, mit denen er viel Gutes und Großes hätte wirken können: edle Herkunft, Reichthum, Schönheit, einen vielge-

wandten, ſchwunghaften Geiſt, ſtarkes Gedächtniß, Witz und Beredtſamkeit; zudem war er keuſch und mäßig. Allein dieſen trefflichen Eigenſchaften ward die Spitze abgebrochen durch einen maßloſen Hochmuth und eine Eitelkeit, die weit entfernt war, ein energiſcher, berechnender Ehrgeiz zu ſein. Sucht nach Ruhm und Glanz erfüllte ihn mit phantaſtiſchen Träumen und trieb ihn zu raſtloſer, krankhafter Thätigkeit, welche zu ſeinen Mitteln in keinem Verhältniß ſtand. Sein Weſen entbehrte völlig des Gleichgewichts: wie er im Glück nie zufrieden war und es namentlich verſtand, durch Selbſtüberhebung und Rodomontaden andere Fürſten zu beleidigen und ſich zu Feinden zu machen; ſo kam über ihn in Zeiten des Unglücks eine ſolche Niedergeſchlagenheit und Reizbarkeit, daß er ſeiner Sinne nicht mächtig war, und Jedermann ſeine Nähe mied.

Wie ſo ganz anders verſtand Anno von Köln zu wirthſchaften, der ſchon im zweiten Jahre ſeiner Regierung ſich rühmen konnte, daß Keiner ſeiner Vorgänger mehr, als er, für den Glanz des kölniſchen Namens gethan!

Adalbert dagegen, als er von ſeinen Schmarotzern umgeben, durch die Ruhr zum Skelett entkräftet, auf ſeinem elenden Sterbebett zu Goslar lag und bedachte, wie ſein Bisthum ruinirt, und alle ſeine Träume in Nichts zerronnen waren, mußte mit Jammern bekennen, daß er vergebens gelebt.

Er ſtammte aus dem Hauſe der Grafen von Wettin, rühmte ſich aber, die Ottonen und ſo auch die griechiſchen Kaiſer unter ſeine Ahnen zählen zu können. Schon als Domherr zu Halberſtadt und als Subdiakonus in Bremen hatte er durch ſein hochfahrendes Weſen Anſtoß erregt. Als er nun 1045 Erzbiſchof ward, that er ſich nicht wenig darauf zu Gute, daß ihn zwölf Biſchöfe zu Aachen vor dem Kaiſer und den Fürſten einſegneten.

Seine Vorgänger, meinte er, wären obſkur; er verdiente ſchon ſeiner edlen Herkunft wegen einen hohen, ja den höchſten Biſchofsſitz.

Er wollte der Patriarch des Nordens werden. Mit Haſt ging er zunächſt daran, Bremen zu verſchönern. Die Stadt war elf Jahre vorher niedergebrannt; ſein Vorgänger hatte ſie mit einer Mauer umgeben laſſen, den Bau der Peterskirche nach dem Muſter der kölniſchen begonnen und ebenſo die Gebäude für die Geiſtlichen zum

Theil aus Steinen prächtig herſtellen laſſen. Allein das genügte Adalbert nicht; er ließ die letztgenannten Gebäude einreißen, um ſchönere zu bauen; die Kirche ſollte dem Dom zu Benevent gleichen, und da es an Steinen fehlte, ſo wurde die Mauer und ſelbſt der ſchöne feſte Thurm über dem „großen Thor“ (welches im Weſten dem Markt gegenüber lag) niedergeriſſen!

So baute er an andern Orten Probſteien, Kirchen und Klöſter, die faſt ſämmtlich ſchon bei ſeinen Lebzeiten wieder einſtürzten oder eingingen.

Als den Mittelpunkt ſeines Sprengels betrachtete er indeſſen Hamburg, wiewohl ſeinen Vorgängern der Ort des ſchlechten Waſſers wegen (wie es ſcheint) nicht lieb war. Hier wohnte er ganze Sommer lang, promovirte ſeine Geiſtlichen und empfing die Geſandten aus Dänemark und Wendenland. Hier ſollte ſein Biſchofsſitz ſein, wenn er erſt Patriarch wäre, was er durch die Gunſt des Kaiſers und Pabſt Leo's zu erreichen hoffte. Der Wendenfürſt Gottſchalk förderte die Miſſionen unter ſeinen Landsleuten außerordentlich; Swen der Dänenkönig bewirthete Adalbert wohl in Schleswig mit jenen überreichlichen, wochenlangen Schmauſereien, „wie es bei den Barbaren Sitte war.“ Aber ſeine Ermahnungen an Swen, mäßiger zu ſein und von den Weibern zu laſſen, fruchteten nichts. „Dieß Laſter drückt alle jene Völker.“

Mit großem Feuer betrieb er das Miſſionsweſen, ſo daß er oft nicht beim Gottesdienſt erſcheinen konnte. „Das kleine Bremen ward faſt wie Rom beſucht, beſonders von den nordiſchen Völkern. Geſandte aus Island, Grönland und von den Orkaden holten ſich Prediger von dort.“

Da erſchien er denn ſicher inmitten der Barbaren freundlich, mild, gaſtfrei, majeſtätiſch. Auch war er eifrig für das Wohl ſeiner Prieſter beſorgt, freigebig gegen Pilger und Arme. Er wuſch wohl dreißig Armen knieend die Füße. Nichts konnte feierlicher und pomphafter ſein, als wenn er in der Marienkirche in der Altſtadt Hamburg Gottesdienſt hielt, wie er an allen hohen Feſten that. Bei der Bereitung der Hoſtie zerfloß er in Thränen. Zuweilen führte er da geiſtliche Schauſpiele auf: es geſchah wohl, daß er die Erſcheinung des Herrn auf dem Sinai nachahmte mit Weihrauchwolken, Lichter-

glanz und der Donnerstimme seiner Sänger; — vielleicht, um den Heiden die Befolgung der zehn Gebote recht eindringlich ans Herz zu legen.

„So liebte er, was glänzend, neu und unerhört war, doch Alles nach der Autorität der Schrift." —

Er sollte es erleben, daß Hamburg von den Wenden dem Erdboden gleich gemacht, daß durch seine Schuld die Bevölkerung von Bremen abnahm und der Markt leer wurde.

Er lag beständig mit den Billungen im Streit, welche die Immunität des Erzstiftes beeinträchtigten. Er verfolgte sie mit dem bittersten Hasse, den sie nicht weniger heftig erwiederten. Er versicherte oft, er würde Alles daran setzen, sein Bisthum frei und den übrigen gleich zu machen, so daß kein Herzog, Graf oder Schultheiß irgend eine Macht in demselben haben sollte. Vom Herzog Bernhard dagegen erzählte man, daß er geäußert hätte, Adalbert sei wie ein Kundschafter nach Sachsen gesetzt, um den Fremden und dem Kaiser zu verrathen, wo das Land offen wäre: so lange er oder einer seiner Söhne lebte, solle der Bischof keinen guten Tag haben.

Diese Verhältnisse bestimmten Adalbert, durch eifrigen Dienst bei Hof und auf Kriegszügen sich Kaiser Heinrichs Gunst und Schutz zu erwerben. Doch ist sein Einfluß unter Heinrich III. wohl nicht so bedeutend gewesen, wie es sein Biograph und Zeitgenosse, der Priester Adam zu Bremen, angiebt. Desto größer unter Heinrich IV.

Es war ein verhängnißvoller Moment, als ihn Anno (1062) aufforderte, an der Regentschaft Theil zu nehmen; verhängnißvoll für Adalbert und für das Reich.

Zunächst glaubte er, jetzt die Mittel zu besitzen, um sein Erzstift über alle andern zu erhöhen. Bremen war eigentlich arm, kaum vermochte es das Geld für den kostspieligen Hofdienst aufzubringen. Adalbert aber verschwendete ungeheure Summen, theils an Schmeichler und Schmarotzer, die beständig um ihn waren, theils um die Neigung der Leute zu gewinnen, welche den Hofstaat bildeten. Er entwarf Pläne der verschiedensten Art zu gleicher Zeit, von denen wenige auszuführen waren und keiner seinem Bisthum zum Heile diente. Bald suchte er an ungeeigneten Stellen Gärten, selbst Weinberge anzulegen. Bald wollte er so groß sein, wie der würzburger

Biſchof, der in ſeinem Sprengel faſt alle gräflichen und herzoglichen Befugniſſe allein ausübte; diejenigen Herzöge oder Grafen, die im bremer Sprengel Gerichtsbarkeit hatten, ſollten ſeine Vaſallen ſein; und ſo bezahlte er denn an Herzog Gottfried von Lothringen, an Graf Egbert, an Udo von der Nordmark ſo viel Geld, „daß wir arm wurden, um nur die Ehre zu haben, reiche Leute unſere Vaſallen nennen zu können.“ Bald erwarb er Klöſter und Landgüter, die er dann wieder abtreten mußte.

Für den Grafenbann in einigen frieſiſchen Diſtrikten verſchleuderte er den ganzen Kirchenſchatz von Bremen. Aber ſtatt der ſilbernen, tröſtete er ſeine betrübten Prieſter, würde er bald eine goldene Kirche herrichten und alles Weggenommene doppelt erſtatten.

Bei ſo viel ſchwunghaften Plänen und ſo wenig Berechnung, bei ſo viel Wärme und ſo wenig Klarheit des Geiſtes, war es natürlich, daß auch die ſtärkſten Doſen Schmeichelei ihm nicht zuwider waren. Solche Schmarotzer, die zu ſprechen wußten, wie er es gern hörte, gelangten durch ihn zu großem Reichthum. Unter ihnen war ein getaufter Jude, Paul, aus Griechenland, der ſich rühmte, er könne Gold aus Kupfer machen; in Hamburg würde er demnächſt eine Münzſtätte anlegen, da ſollte Kupfer eingeſchmolzen werden und in der Geſtalt von goldenen Byzantinern aus dem Prägſtock kommen. Andere rühmten ſich, Engels-Offenbarungen zu haben: der hamburger Patriarch würde bald Pabſt ſein; er würde ſeine Nebenbuhler vom Hofe vertreiben; er würde allein und lange das Reich leiten, würde ſehr alt werden, ſein Erzſtift über fünfzig Jahre behalten und endlich in der Welt das goldene Zeitalter erneuern.

Solche Sachen glaubte Adalbert und fand ſie in Träumen, Prophezeiungen und Naturphänomenen beſtätigt. Vor dem Schlafengehen ließ er ſich Märchen erzählen, beim Aufſtehen die Träume der Nacht. Auf Reiſen wurden Auſpizien beobachtet.

Dazu paßte eine gewiſſe unordentliche Lebensweiſe, wie ſie einem gewiſſenhaften Staatsmann nicht wohl anſteht. Zuweilen ſchlief er den ganzen Tag und brachte die Nacht mit Würfelſpiel hin oder Gelagen. Geſandte aber, ja ſelbſt Fürſten, ließ er Wochen lang auf eine Audienz warten.

Indeſſen hatte er bei Tiſche, ſo reichlich er ſeinen Gäſten,

ohne die er faſt nie war, auftragen ließ, nicht ſowohl an Eſſen und Trinken ſeine Freude, als an munterer Converſation, witzigen Reden, Anekdoten, Sprüchen der Philoſophen. Gern hatte er Aerzte um ſich; ſeltener ließ er Muſiker zu, die er doch zuweilen geſtattete als Gramverſcheucher.

Bei ſolchen Gelagen war es gewöhnlich, daß er ſich über die deutſchen Fürſten in jener Weiſe vernehmen ließ, die ihm ſo viel erbitterte Feinde ſchuf. Den Einen warf er Dummheit, den Andern Geiz, Vielen niedrige Herkunft, Allen aber Treuloſigkeit und Undankbarkeit gegen den König vor, der ſie vom Miſt emporgehoben. Er allein ſei dem Könige treu und zwar nicht um ſeines Vortheils willen. Freigebigkeit ſei das Wahrzeichen des Adels. So zeige er ſich. Jene aber verwüſteten ſelbſt Freundesgut, wodurch ſie ihre niedere Abſtammung verriethen. —

Wie ganz anders würde er in der Geſchichte daſtehen, wenn er vorſichtig und energiſch geweſen wäre. Er hätte durch eine beſonnene und umſichtige Politik und beſonders durch eine ſorgfältige Erziehung Heinrichs ſo ziemlich Alles wieder gut machen können, was durch die Verſchwörung der Fürſten vom Jahre 1062 verdorben war.

XXXIX.

Unter Damiani's Briefen findet ſich ein Schreiben an König Heinrich vom Jahr 1065, welches indeſſen zu inſolent iſt, als daß man glauben ſollte, es ſei wirklich an den Hof gelangt.

„In deinen Tagen (ſpricht er) iſt eine Gefahr entſtanden, welche die Bosheit aller Jahrhunderte überſteigt: der apoſtoliſche Stuhl iſt von dem parmenſiſchen Ketzerfürſten zerſpalten. Auch ſollen Einige deiner Rathgeber ſich über die Verfolgung der römiſchen Kirche freuen und es mit beiden Parteien halten, indem ſie ſich bald Anhänger des ehrwürdigen Pabſtes nennen, bald dem Erſtgeborenen des Satan Verſprechungen machen. Es ſteht zu befürchten, o König, wenn du der Spaltung der Kirche nicht wehrſt, daß auch das Reich geſpalten werde.“ —

Adalbert war 1065 gleichſam Majordomus in Deutſchland. Die Zeit, wo abwechſelnd Biſchöfe regierten, ſchien vorüber, ſeit Heinrich durch die Schwertleite in ſeinem fünfzehnten Jahre gewiſſermaßen ſelb-

ständig geworden, und Adalbert durch die Gunst des Königs an die Spitze der Geschäfte gestellt war. Damiani konnte nicht mehr, wie zwei Jahre vorher, Anno zu Hülfe rufen, „den Jojada, welcher Ahasja's Sohn vor der Athalja gerettet;" sondern an Ahasja's Sohn selbst mußte er sich wenden.

Vor dem apostolischen Stuhle hatte Adalbert große Ehrfurcht. Die alten Vorrechte desselben, meinte er, müßten erhalten werden gleich denen des kaiserlichen Thrones. Aber von der Bedeutung des Kampfes zwischen Kadalus und Alexander hatte er keine Vorstellung. —

Was Bischof Benzo in seiner „Lobschrift" auf Heinrich IV. über Kadalus' Züge mittheilt, ist freilich verworren. Es sind Aufzeichnungen, die er in großer Unruhe am Abend seines Lebens schrieb, wo sich in seinem von Natur etwas hastigen Geiste die Eindrücke, welche er zwanzig Jahre früher empfangen, wenigstens in ihrer Aufeinanderfolge verwischt hatten; und aus Ereignissen, bei denen er nicht zugegen gewesen, wie aus dem Konzil von Mantua oder den Verhandlungen eines Abgesandten der Römer mit Adalbert von Bremen, macht er höchst komische Possen. Indessen seine Briefe an Adalbert, sowie der Bericht von seiner Gesandtschaft an den Hof zeichnen die Situation zu richtig, um für unbrauchbar gelten zu können.

Daß Kadalus eine dritte Expedition nach Rom unternommen, ist nicht glaublich. Wenn man aber bedenkt, daß Gottfried 1065 — zu Ostern war er Schildträger des Königs geworden — nicht in Italien war, sondern Niederlothringen in Besitz nahm, da Herzog Friedrich im August jenes Jahres starb; daß die Freundschaft Hildebrands mit den Normannen sich lockerte; und wie höchst dringend Damiani den König aufforbert, mit den Waffen, die er empfangen, gegen Kadalus zu kämpfen: so ist es mehr als wahrscheinlich, daß Kadalus' Partei in Rom sich hielt, und Benzo wird ebenfalls dort agitirt haben.

„Was ich euch schrieb — spricht er 1064 in einem Briefe an Adalbert — scheint euch Wahnsinn und lächerliche Märchen. Ich wollte jetzt schweigen; doch der Kaiser (von Griechenland) schreibt mir durch den Erzbischof von Amalfi, wenn König Heinrich mit einem Heere nach Unteritalien käme und Festungen baute gegen die Nor-

mannen, ſo wolle er die Beſatzungen zwanzig Jahre hindurch unterhalten: griechiſche Schiffe würden mit Proviant und Geld im Buſen von Salerno ſein."

Dieſer Eifer gereicht Benzo zur größten Ehre. Er bittet Adalbert auf das Dringendſte, doch den Moment zu benutzen, um den Glanz des römiſchen Reiches wieder herzuſtellen; die Anerbietungen Kaiſer Konſtantins nicht von ſich zu ſtoßen; der ſelige Kaiſer Heinrich würde gewiß gleich aufgebrochen ſein. „Ihr werdet Decken und Fußböden der Kirchen aus purem Golde machen können."

Adalbert mag ſich über Bruder Benzo's ſeltſame Rhetorik beluſtigt haben; keineswegs war es ſeine Abſicht, ganz unthätig zu bleiben; allein die Zeit verfloß, ohne daß etwas geſchah; Kadalus' Partei ward kleinmüthig.

„Ihr ſingt andre Litaneien, als wir," ſchreibt Benzo in ſeiner Weiſe. „Wir ſingen: von allem Uebel erlöſe uns, lieber Herre Gott. Ihr aber ſingt: von allem Guten erlöſe uns, lieber Herre Gott; vom römiſchen Reich, von Apulien und Kalabrien, von Benevent und Kapua, von Salerno und Amalfi, von Neapel und Accerenza *, von dem reichen Sizilien, von Korſika und Sardinien erlöſe uns, lieber Herre Gott."

Ein Bote, den die Römer von Kadalus' Partei an Adalbert ſchickten, blieb ſechs Monate aus und brachte dann nichtige Vertröſtungen. „Hoffnung iſt eine lange Göttin", meinten die Römer.

Endlich machte ſich Benzo ſelbſt auf nach Deutſchland: Heinrich war gerade in Quedlinburg ** bei ſeiner Schweſter, der Aebtiſſin Adelheid. Nachdem er geſprochen und den König zu einem Kriegszuge nach Italien aufgefordert, „lächelte der Herr Erzbiſchof, und es lachten die Uebrigen."

Doch verſprach ihm Adalbert insgeheim, bald würde Heinrich nach Italien kommen, und Benzo brachte dieſen Beſcheid an Kadalus. Der König hatte ihn vor ſeiner Abreiſe mit Pelzen und Pferden und einem Schutzbrief für ſeine Kirche beſchenkt. So waren ſie getroſt und „ruhten, wie unter einem Wachholder." —

* A Neapoli et Gerentia ſteht im Text.

** In aula Cotelinii monasterii.

Sicher hatte Adalbert die Absicht, bald mit Heinrich nach Italien zu ziehen; vielleicht wollte er nur dessen Vermählung abwarten; sicher war es das Ziel seines Ehrgeizes, als Majordomus des Reiches und der vertraute Rath seines Königs den Streit zwischen den beiden Päbsten zu schlichten, bei der Kaiserkrönung in Rom zu glänzen und dann vielleicht mit dem ersehnten Patriarchentitel heimzukehren.

XL.

Solchen Entwürfen machten Anno und Siegfried — letzterer eben von der Pilgerfahrt nach Jerusalem zurückgekehrt — ein Ende. Im Januar 1066, auf einem Fürstentage in der königlichen Pfalz Tribur*, erhoben sie sich im Bunde mit den übrigen Fürsten gegen Adalbert, „der als offenbarer Tyrann sich die Alleinherrschaft anmaßte", und zwangen Heinrich, den „Verführer" vom Hof zu entfernen. Jetzt erst konnte mit Fug im Lateran jene Inschrift angebracht werden, welche im folgenden Jahrhundert unter Kaiser Rothbart Bischof Otto von Freisingen dort las:

Alexander regiert, und Kadalus ist überwunden **.

Ob Hildebrand damals seine Hand im Spiele hatte, steht dahin. Alexander aber zeigte sich vor Allem dankbar gegen Anno, der als ein wirklicher Bischof nicht blos für das Wohl seiner Kirche besorgt sei, sondern auch der Mutter aller Kirchen in ihrer Noth hülfreiche Hand böte, sie auf seinen Achseln emportrüge und trotz aller Hindernisse vom Wege des Rechtes nicht abwiche.

Kadalus' Partei legte endlich in Rom die Waffen nieder. Alexander, der bisher kaum seinen Sprengel gehörig hatte verwalten können, durfte jetzt erst entfernter liegende Sachen in die Hand nehmen.

Es war im Sommer dieses Jahres 1066, daß er an Herzog Wilhelm von der Normandie jenes Banner schickte, unter welchem er bei Hastings die Sachsen besiegte und England eroberte. Viele mißbilligende Stimmen erhoben sich damals und noch mehr unter Hildebrands Pontifikat, daß jenes schreckliche Blutvergießen und Verwüsten

* Bekanntlich am rechten Rheinufer, südlich von der Mündung des Main.

** Regnat Alexander; Cadalus cadit et superatur. Wahrscheinlich damianische Poesie.

der Normannen unter päbſtlicher Sanktion vor ſich ging. Aber Hildebrand hoffte auf das Beſtimmteſte, daß Wilhelm als König von England päbſtlicher Vaſall werden würde, gleich Robert Guiskard.

Die ganze franzöſiſche Ritterſchaft war in Bewegung über die Thaten der Normannen in Unteritalien, und die Eroberung Englands war wohl geeignet, jeden Kriegsmann in Frankreich zu den kühnſten Träumen von gewinnreichen Abenteuern zu entflammen. Mit Neid betrachteten die franzöſiſchen Edlen die Schätze, mit denen Wilhelm nach Rouen zurückkehrte: die golddurchwirkten Gewänder, welche Alles übertrafen, was man bisher in Frankreich Derartiges geſehen; goldenes und ſilbernes Geſchirr von unglaublich feiner Arbeit; ungeheure ſächſiſche Trinkhörner, mit Gold oder Silber verziert; ſo viel Geld, wie ganz Frankreich nicht aufbringen konnte („denn England iſt ſehr reich an edlen Metallen; es könnte die Scheuer der Ceres heißen und die Schatzkammer Arabiens“); und die jungen Söhne ſächſiſcher Edelleute, welche als Geißeln mit herüber kamen, — man war voll Bewunderung über die Anmuth dieſer langgelockten Söhne des Nordlandes; die ſchönſten Jünglinge der „behaarten Gallia“ mußten ihnen weichen; ſelbſt den franzöſiſchen Damen ſtanden ſie nicht nach an Zierlichkeit *.

Und wer irgend auf Eroberungen ſann, namentlich jene Ritter, die in Spanien gegen die Mauren kämpften, — allenthalben ſuchte man für die neuen Erwerbungen dadurch einen Rechtstitel zu erlangen, daß man ſie vom Pabſt zu Lehen nahm. Aber auch andere kleine Machthaber hielten es für gut, Vaſallen des Pabſtes zu werden. Sie machten ſich dadurch von den weltlichen Lehnsherrn unabhängig, und die Herrſchaft des Pabſtes war, wie Robert Guiskards Beiſpiel lehrte, wenig drückend. Schon unter Alexander zogen die Grafen Raimund von St. Gilles, Wilhelm von Burgund, Amadeus von Savoyen u. A. nach Rom und ſchwuren bei der Leiche St. Peters, vor vielen Biſchöfen, Aebten und Volk, mit zum Himmel gehobenen Händen Treue dem apoſtoliſchen Stuhle **.

Auf dieſe Weiſe ward Hildebrand die Politik, die er als Pabſt

* Guil. Pictav. gesta Guil. ducis.

** Brief Gregors VII. an Graf Wilhelm von Burgund, 2. Februar 1074.

befolgte, gleichsam aufgedrungen: jene Politik, die kleinen Fürsten zu päbstlichen Vasallen zu machen, durch sie die großen zu unterwerfen und so die Christenheit zu beherrschen.

XLI.

Der kleine Archidiakonus war jetzt im ganzen Abendlande bekannt als der Mann, der in Rom Alles galt, als die Seele der päbstlichen Politik.

Die weltlichen Geschäfte, welche ihm als Archidiakonus oblagen, versah er mit ungewöhnlichem Eifer: er verwaltete die Einkünfte des apostolischen Stuhles, hatte den Vorsitz in Gerichten und tummelte sein Roß inmitten der päbstlichen Miliz, die er geschaffen. Es scheint diese Armee nicht allein aus Römern, sondern auch aus fremden Söldnern bestanden zu haben, wie etwa die Schweizer des Königs von Neapel. * Sie war 1074 so zahlreich, daß Hildebrand sie für hinreichend hielt, um die aufrührerischen Normannen abzuwehren. **

Als einst Abt Hugo von Clügny seinen früheren Klostergesellen so als Archidiakonus erblickte, wie die Leute zu ihm strömten, und mächtige Herrn auf seinen Wink harrten, dachte er: „Es ist ein Mensch von unansehlichem Aeußern und niedriger Herkunft. Welcher Rathschluß Gottes macht so viel reiche Leute zu seinen Dienern? Sicher wird er noch nach größeren Ehren trachten.“ Hildebrand las wohl diese Gedanken in Hugo's Mienen. Er wandte sein Pferd, gab ihm die Sporen und rief dem Abt zu: „Du hast böse Gedanken und keine gute Meinung von mir. Diese Ehre rechne ich nicht mir zu, sondern den heiligen Aposteln.“ ***

Siegfried von Mainz schrieb im Sommer 1066 an ihn: „Wer sollte einen so großen Mann nicht lieben? Wer dürfte ihm etwas versagen?“

Er wünschte nämlich Hildebrands Fürsprache bei Alexander,

* „de nationibus gentium plurium.“ Benzo.

** Brief an Graf Wilhelm von Burgund. 2. Febr. 1074.

*** So Wilhelm von Malmesbury nach dem Bericht eines Mannes, dem Abt Hugo selbst Obiges erzählt hatte.

damit derſelbe ihm zum thüringiſchen Zehenten verhülfe, welcher ihm ſo ſehr am Herzen lag.

Den Pabſt ſelbſt bat er zur ſelben Zeit, „den jugendlichen Anfang der Regierung Heinrichs (der ſich kurz nach Pfingſten 1066 mit Bertha von Savoyen vermählt hatte) mit Rath und Hülfe zu ſtützen und ihm treulich zur Seite zu ſtehen bis zur Erlangung der Kaiſerkrone."

Denn Siegfried war allerdings kein Verräther an ſeinem Könige, ſo lange er hoffen durfte, Vortheil von ihm zu ziehen.

Heinrich — er war eben ſechszehn Jahre alt — hatte wirklich beſchloſſen, eine Romfahrt zu unternehmen und ſich zum Kaiſer krönen zu laſſen.

Es ſcheint, Hildebrand war damals in großer Noth. Von Süden her war Rom durch die Normannen bedroht: Fürſt Richard, heißt es, drang in die Campagna und verlangte das Patriziat über Rom. Auf der andern Seite ſtand die Ankunft der Deutſchen ſo ſicher bevor, daß z. B. Damiani die Florentiner aufforderte, die Wahl eines Biſchofs bis zur Anweſenheit des Königes zu verſchieben, und Abt Deſiderius von Monte Caſino ſogleich nach Amalfi eilte, um in den Gewölben der dortigen Kaufleute Seidenſtoffe zu Geſchenken für Heinrich auszuſuchen.

Nun würden die Normannen freilich vor den Deutſchen unterlegen ſein. Allein war es Hildebrand darum zu thun, daß ſie, wie zu erwarten, Heinrichs Vaſallen würden? Er hatte es vermittelt, daß ſie dem apoſtoliſchen Stuhle Treue geſchworen. Er wollte, daß ſie am Tage der Gefahr eine kräftige Stütze ſeiner Politik bildeten. Lag es nun in ſeinem Intereſſe, daß ſie deutſchem Einfluß unterworfen würden? Ja, lag es in ſeinem Intereſſe, daß Heinrich die Kaiſerkrone erhielt, ehe man ſich ſeiner Intentionen verſichert?

Und es drohten noch andere Gefahren. Heinrich würde in der Lombardei die alte Ordnung hergeſtellt haben; die Lumpen, welche gerade recht eifrig gegen die Prieſter der ambroſianiſchen Kirche kämpften, hätten die Waffen niederlegen und in ihre Handwerksbuden zurückkehren müſſen. Kurz, es ſtand zu erwarten, daß die ganze Partei, welche ſo lange auf Kadalus ihre Hoffnungen geſetzt hatte, wiederum das Haupt erhob.

Abermals war es Gottfried der Bärtige, der Hildebrand rettete. Er war vor dem Könige nach Italien gegangen und hatte Befehl, in den ersten Tagen des Februar 1067 in Augsburg zu dem gewaltigen Heere zu stoßen, welches dann über die Alpen ziehen sollte. Aber Heinrich wartete vergebens auf ihn. Und leider war des Königs Erziehung so mangelhaft gewesen, seine Umgebung so kurzsichtig oder sorglos hinsichtlich der großen Interessen des Reiches, daß er wohl völlig in Unkenntniß war, was Alles auf dem Spiele stand. Statt daher, ohne lange zu zögern, den Zug allein anzutreten, entließ er, unwillig über Gottfrieds Ausbleiben, das Heer und gab die Expedition für dießmal auf.

So lief Alles glücklicher ab, als Hildebrand hoffen durfte. Ob er es mit Gottfried so abgekartet, daß derselbe nicht nach Augsburg kam, steht dahin. Gottfried nun erschien mit Beatrix und Mathilde und einem stattlichen Heere in Rom. Die Normannen waren so sehr in Schrecken, daß Einige von ihnen Italien verlassen haben sollen. Nur Richards Sohn, Jordan, und sein Schwiegersohn Wilhelm rüsteten sich, Gottfried entgegen zu gehen. Die Uebrigen unter Richard warteten den Ausgang ab. Sie hatten beschlossen, nach Apulien zu fliehen, sobald Gottfried den Garigliano überschritte. Letzterer kam in der Mitte des Mai mit Pabst und Kardinälen nach Aquino und lieferte den Normannen, „die für ihr Leben kämpften," achtzehn Tage hindurch Scharmützel, mit abwechselndem Glücke.

Endlich kam er mit Richard zu einer Unterhandlung am Garigliano zusammen, ließ sich eine große Summe Geldes zahlen und kehrte nach Toskana zurück. * Schon im Oktober 1067 schwuren Richard und Jordan zu Kapua von Neuem dem Pabste Treue.

XLII.

Es ist, als hätten um diese Zeit diejenigen deutschen Fürsten, welche auf den Gang der Ereignisse in Italien bisher entscheidend eingewirkt, endlich selbst Bedenken gefaßt über die Politik, die sie so lange befolgt hatten.

Herzog Gottfried hatte eine Zusammenkunft mit Kadalus. „Es ist unerhört, schreibt ihm Damiani; mein Eingeweide zittert, mein Herz ist durchbohrt vom heftigsten Schmerz. Du hast mit Kadalus

* Chron. Monte Cas. III., 18. 23. Bonizo. VI. Annal. August. 1067.

Zwiesprache gehalten, den doch die ganze Kirche wie tödtliches Gift ausgespieen. Darüber schreien die Bauern auf dem Felde, die Kaufleute und Ritter. Du hast gegen diesen Antichrist mannhaft gekämpft und dich seinem kirchenfeindlichen und bösen Beginnen mit deiner erlauchten Gattin öfters widersetzt. Wer hat dich jetzt verführt? Brich die todbringende Freundschaft, kehre zurück zur Eintracht mit der katholischen Kirche."

Auch Anno, der um 1068 als Gesandter des Königes nach Rom ging, hatte eine Unterredung mit Kadalus.

Allein es war jetzt nichts mehr zu ändern. Als Anno nach Rom kam, wollte ihn der Pabst, der ihm doch seine Würde verdankte, nicht sehen, bevor er nicht für seine Gemeinschaft mit Kadalus öffentlich Buße gethan. Baarfuß mußte er, der Erzbischof von Köln und Gesandte des Königes, als reuiger Büßer vor Alexander erscheinen. Die Markgräfin Beatrix führte ihn.

Im folgenden Jahre (1069) kam Damiani als päbstlicher Legat nach Frankfurt mit dem höchst ehrenvollen Auftrage, die Würde der Königin Bertha zu schützen, von der Heinrich geschieden zu sein wünschte. Er erklärte die Sache für sündhaft; vor Allen müßte der König solch ein Beispiel nicht geben; der Pabst würde gezwungen sein, geistliche Waffen zu gebrauchen, würde auch Heinrich nie die Kaiserkrone auf das Haupt setzen können, wenn er seine Gemahlin verstieße.

Ueber die deutschen Bischöfe machte Alexander seine Herrschaft in durchgreifender Weise geltend. Schon 1068 mußte Erzbischof Udo von Trier sich zu Rom gegen die Anklage vertheidigen, daß er seine Würde gekauft. So wurden 1070 Siegfried, Anno und Bischof Herrmann von Bamberg vorgeladen. Der Letztere wurde mit vollem Recht beschuldigt, sein Bisthum gekauft zu haben. „Allein viele kostbare Geschenke besänftigten den Zorn des Pabstes, so daß er nicht nur nicht bestraft wurde, sondern sogar das Pallium und andere Zeichen der erzbischöflichen Würde erhielt." Alle drei wurden scharf getadelt, daß sie kirchliche Würden verkauften, mit Simonisten Gemeinschaft hätten und sie konsekrirten. Sie mußten schwören, solche Frevel zu unterlassen." *

* Lambert 1070. Daß Siegfried mit Anno damals in Rom war, geht

Diesen Berichten gegenüber ist es auffallend, wenn Hildebrand als Pabst 1074 behauptet, zur Zeit des Pabstes Alexander hätte sich von allen deutschen Bischöfen, unter denen Viele mit fleischlichen Sünden und dem Makel der Simonie befleckt gewesen, allein Bischof Werner von Straßburg in Rom eingefunden, sich auf sein Antlitz geworfen und um Absolution gebeten. *

Ungefähr zwei Monate vor seinem Tode, zur Fastenzeit 1073, that Alexander sogar den folgenschweren Schritt, daß er auf Bitten der Kaiserin Agnes mehrere Räthe des Königes, „die ihn von der Einheit der Kirche scheiden wollten," auf einer Synode öffentlich exkommunicirte. Es geschah dieß zum Schutz der Abtei Reichenau am Bodensee.

Freilich vermochte er außerhalb der Gränzen Italiens nicht viel durchzusetzen.** Wie indessen seine oder Hildebrand's Stellung in Italien gesichert war, beweist das Fest, welches am 1. Oktober 1071 zu Monte Casino gefeiert wurde, da der Pabst die neue, ungemein schöne Kirche einweihte, welche Abt Desiderius gebaut hatte. Mit Alexander waren Hildebrand, die übrigen Kardinäle, und viele Geistliche und Edelleute aus Rom zugegen. Aus Unteritalien hatten sich 10 Erzbischöfe und 44 Bischöfe eingefunden, überdieß Fürst Richard mit seinem Sohne Jordan und seinem Bruder Rainulf; Fürst Gisulf von Salerno, den sein Schwager Robert Guiskard seines Landes beraubt hatte; Fürst Landulf von Benevent und die Herzöge von Neapel und Sorrent. Robert Guiskard konnte nicht erscheinen: er belagerte eben Palermo.

Herzog Gottfried war am 24. Dezbr. 1069 gestorben. Beatrix und Mathilde, die nun in Toskana, wie in dem Gebiet von Mantua herrschten, neigten sich ganz jener strengen Richtung hin, welche von Rom aus gepflegt ward, und die sie von der Kaiserin Agnes mit so viel Eifer befolgt sahen.

Selbst der ehemalige Kanzler Wibert machte jetzt Frieden mit Alexander. Er erhielt 1072 durch Vermittelung der Kaiserin das

auch aus Siegfried's Brief an Alexander hervor aus dem Jahr 1071, bei Mansi XX., S. 10.

* Brief vom 15. April 1074 an Beatrix und Mathilde.

** „Was sein Vorgänger in Italien unterdrückt hatte, das suchte Hildebrand in der ganzen katholischen Kirche zu unterdrücken." Bern. 1073.

Erzbisthum Ravenna, kam nach Rom und schwur Treue dem Pabst und seinen Nachfolgern, „welche durch die bessern Kardinäle gewählt wären.“ Besonders scheint Hildebrand die Freundschaft des klugen, sittenreinen Mannes gesucht und große Hoffnungen auf ihn gesetzt zu haben.

XLIII.

Inzwischen war das obere Italien wiederum seit längerer Zeit in große Unruhen gestürzt durch die Dekrete gegen Simonie und Priesterehe.

In Florenz ward 1067 der Bischof Petrus, ein Mann von Scharfsinn und sanftem Gemüth, durch die fanatischen Mönche von Vallombrosa * der Simonie angeklagt. Sie hetzten das Volk auf und verhinderten jeden Gottesdienst. Damiani erschien als Legat von Rom und entschied die Sache unpartheiisch zu Gunsten des Bischofs, worüber die Mönche höchst aufgebracht waren. Auch die Kleriker waren, wenigstens zum Theil, dem Bischof zuwider. Und so konnten ihn weder Gottfried's Drohungen, noch die Soldaten des Podestà, ** noch Damiani's Freundschaft retten, noch Pabst Alexander selbst, der den Beweis durch das Gottesurtheil verwarf und den Mönchen befahl, im Kloster zu bleiben und nicht draußen umherzulaufen. Zwei Scheiterhaufen wurden errichtet, und ein beschränkter, ehrlicher Eiferer unter den Mönchen, Namens Petrus, war bereit, hindurchzugehen, um zu beweisen, daß der Bischof ein Simonist, und daß die Sakramente simonistischer oder verheiratheter Priester unnütz zur Seligkeit wären. Als er unversehrt hindurchkam, wuchs die Aufregung des Volkes dermaßen, daß der Bischof Ring und Stab in die Hand des Pabstes legte. Jener Mönch hieß seitdem Feuer-

* Vallombrosa ist ein Thal im Appennin, mehrere Meilen von Florenz entfernt, welches vom Flusse Aquabella durchströmt wird. Es war dicht mit Tannen bewachsen; daher Vallombrosa.

** Brief der Florentiner an Alexander II. in der vita Gualberti bei Mabillon. acta S. S. s. VI. Darin wird der „Kastellan“ oder „Burggraf“ von Florenz praeses genannt und, wie es scheint, auch potestas. „Wenn aber Einer von uns die Stadt verließe, so sollte sein Vermögen dem dominium potestatis verfallen sein.“

Uebrigens sagt Damiani von Bischof Petrus: mitis est animi et perspicacis ingenii.

petrus, ward ſpäter Kardinal und Biſchof von Oſtia. Hildebrand ſoll bei dieſen Unruhen die Mönche eifrig unterſtützt haben. —

In Mailand hausten die Lumpen ſchlimmer, denn je. Sie hatten die ambroſianiſche Kirche unter Rom gebeugt; aber der Kampf loderte von Neuem auf, da die Fanatiker, welche an ihrer Spitze ſtanden, den Klerus nicht hinlänglich gedemüthigt ſahen, und weil wahrſcheinlich in der Zeit, da Kadalus mächtig war, die Gelöbniſſe, welche Damiani 1059 mit Hülfe der Lumpen erzwungen, nicht gehalten wurden.

Arialb hatte etwa im Jahre 1063 — es waren ungefähr ſieben Jahre ſeit dem erſten Ausbruch dieſer Unruhen verfloſſen — des verſtorbenen Landulf Bruder, den Ritter Herlembald, der zum Stande der Kapitane gehörte, an die Spitze der Lumpen geſtellt. Er war der allertrefflichſte Ritter, mit röthlichem Bart, ſchmächtigem Geſicht, Adleraugen, Löwenbruſt, von ſchönem, ebenmäßigem Körperbau und wunderbarem Muth. Er ſprach ſelten und dann bedächtig, war im Kriege ſtreng „wie Cäſar," ſonſt aber gelaſſen und mild. Er war verlobt geweſen und hatte vernommen, ſeine Braut ſei von einem Geiſtlichen verführt worden; war darauf heimlich nach Jeruſalem gepilgert und trug ſich nun nach ſeiner Rückkehr mit dem Plan, in ein Kloſter zu gehen.

Anfangs wies er Arialb's Ermahnungen von ſich, verweigerte es überhaupt, ſich in die Streitigkeiten zu miſchen; aber Liebe zu ſeinem Bruder Landulf, deſſen Beſtrebungen er als ihm überkommenes Vermächtniß anſah, und die Vorſtellungen Hildebrand's änderten ſeinen Entſchluß. Nachdem er ſich mit Mönchen und Eremiten (dieſen Feinden der reicheren, eleganteren Weltgeiſtlichkeit) beredet, ging er nach Rom, um den Pabſt zu befragen. Alexander ſoll doch Bedenken getragen haben, den Bürgerkrieg von Neuem anzufachen; bis man * Hildebrand herbeirief, der im päbſtlichen Palaſt mit wohnte und „die römiſche Miliz kommandirte, wie ein General." Herlembald kehrte zurück mit einer päbſtlichen Fahne zum Kampf gegen die Ketzer und dem Auftrage, die Feinde Chriſti bis zum Tode zu bekämpfen.

* Nach Landulf hätte Arialb Hildebrand gerufen; indeſſen nach Andreas (vita Arialdi) war Arialb nicht in Rom.

XLIV.

So ſtand alſo dieſer gewaltige Ritter an der Spitze der Lumpen, „der feilen Menge, deren Stimmen und Arme der ſchnöde Lohn bewegt.“ Jeden Uebelthäter, der ſich ihm anſchloß, hielt er für einen guten, wackern Mann und litt nicht, daß ſeine Verbrechen beſtraft wurden. Er bildete ſich eine tüchtige Kriegsſchaar aus tapfern jungen Männern, die ihm Treue ſchwören mußten. So uſurpirte er die biſchöfliche Gewalt: „vor der Welt prächtig in Kleidern, Pferden und Waffen, aber heimlich vor Gott wie ein Eremit in groben Gewändern.“ Da er kein beſonders großes Haus beſaß, ſo zog er in die Pfalz vor der St. Viktorskirche, zu der ein ſchöner großer Hof und Garten gehörte, wo man Pferde und Maulthiere in Menge unterbringen konnte. Der beſſere Theil der Bürger, zumal die Kapitane, ſahen dieß Treiben mit Beſorgniß an, dachten aber nicht an organiſirten Widerſtand, wie es gewöhnlich geſchieht in ſolchen Fällen.

Stand ein Geiſtlicher, der den Lumpen nicht gefiel, am Altar, um Meſſe zu halten, ſo riſſen ſie ihn herunter. Einſt (heißt es) erließ Herlembald — „weil er Geld für ſeine Lumpen brauchte“ — den Befehl: alle Prieſter, die nicht durch zwölf Zeugen beweiſen könnten, daß ſie ſeit der Weihe ihr Gelübde gehalten, ſollten ihre Habe verlieren. Da legten die Lumpen Pfriemen und Nadel und ſonſtiges Handwerkszeug bei Seite, die Eſeltreiber ließen ihre Eſel im Stalle ſtehen, liefen umher, ſteckten den Prieſtern bei Nacht heimlich Frauenkleider in die Fenſter, brachen dann in die Häuſer und plünderten ſie aus, weil ſie Weiber beherbergt hätten.

Die andern lombardiſchen Biſchöfe luden inzwiſchen den mailändiſchen Klerus ein, Mailand zu verlaſſen und bei ihnen zu bleiben. Aber „ſie wollten lieber zu Hauſe leiden, als in der Fremde in Freuden leben.“ In der That würden ihre Gegner Alles gewonnen haben, wenn ſie den Kampfplatz geräumt hätten.

Auch den Gottesdienſt ſuchte Arialb zu ändern; waren es nun beſtimmte Faſttage zur Pfingſtzeit, die er verwarf, oder öffentliche Gebete, die in Mailand ſeit alter Zeit nach dem Himmelfahrtstage gehalten wurden. Aber da war das Volk uneins; es gab Schlägerei; auch die Lumpen waren zum Theil gegen Arialb; man kämpfte

mit Schwertern und Steinwürfen. Sechs Menſchen blieben todt. Da Herlembald und die andern „Getreuen“ das vernahmen, „ſtürzten ſie ſich auf das freche Volk und hieben es zuſammen, wie ſchlechtes Vieh.“ —

Als der Abt vom Kloſter St. Celſus ſtarb, wollte Erzbiſchof Guido einen Nachfolger einſetzen; aber Herlembald verbot es; die Mönche und das Kloſtergeſinde waren auf ſeiner Seite; daſſelbe geſchah, als der Abt von St. Vincenz ſtarb. Guido's Aebte, ſprach Herlembald, wären Simoniſten; er könne ſie nicht im Kloſter dulden.

„Wunderbare Zuſtände (ruft Prieſter Arnulf aus, der damals in Mailand war), aber wunderbarer, daß Rom ihnen günſtig iſt. Oft erhält er Geſandtſchaften und Briefe mit dem apoſtoliſchen Siegel und behauptet, er handle ſo nur auf des Pabſtes Befehl. Das dumme Volk, welches nicht weiß, was rechts oder links iſt, verläßt ſich darauf und verwirft den Gottesdienſt der Prieſter, als wären ſie Alle Simoniſten. Auch rühmt er ſich von Rom eine Fahne erhalten zu haben wider ſeine Feinde. Aber es iſt Sünde, ſo etwas zu glauben. Wir ſind euch, ihr Herrn in Rom, nicht zuwider; aber es ſcheint billig, daß das Kirchenrecht von einem Gottesgelehrten gehandhabt werde, nicht von einem unwiſſenden Laien.“

XLV.

Die Lumpen beſchloſſen 1066, da ihre Gönner in Rom über Kadalus geſiegt hatten, auch in Mailand den Kampf mit einem Schlage zu beendigen. Herlembald eilte nach Rom mit einem Schreiben Arialds an den Pabſt, er möchte entſcheiden, was mit Erzbiſchof Guido geſchehen ſolle, dem Ehebrecher, Simoniſten und Meineidigen.

Um Pfingſten kehrte er zurück mit einem Briefe Alexanders, wonach Guido exkommunicirt war. Das ſchien Vielen eine Schande für die Stadt. Wie konnte der Pabſt den Bann ausſprechen über den Erzbiſchof, ohne daß derſelbe vorgeladen und verhört war, auf die bloße Anklage der Lumpen hin?

Guido klagte von der Kanzel dem Volke, was geſchehen; ihm gegenüber ſtanden Arialb und Herlembald, um zu antworten. Es entſtand Streit; die Parteien ſonderten ſich; der Kampf begann.

Einige der Lumpen ſtürzten ſich auf Guido, riſſen ihm die Kleider vom Leibe und ſchlugen ihn mit Stöcken halb todt; dann rasten ſie durch die Straßen „wie Säue grunzend“ und plünderten den erzbiſchöflichen Palaſt.

Jetzt endlich beſchloſſen die Kapitane und die beſſern Bürger, den Skandal nicht länger zu ertragen, ſondern ſich gegen die Lumpen zu waffnen und die Schmach des Erzbiſchofs, dem ſie Treue geſchworen, zu rächen. Guido ſelbſt ſprach das Interdikt über die Stadt aus, ſo lange Arialb in den Mauern wäre.

Da hielt Letzterer es für gerathen, zu entweichen. Er floh im Dunkel der Nacht von einem Schlupfwinkel zum andern, ward aber endlich von den Lumpen, die ihn begleiteten, verrathen und fiel zu Legnano in die Hand derer, die nach ſeinem Leben trachteten. Es waren Vaſallen der Frau Oliva, einer Nichte Guido's, die auf der Burg Arona wohnte. Sie befahl ihn nach Iſola madre zu bringen im Lago maggiore. Hier ward ihm die Frage vorgelegt, ob er Guido als Erzbiſchof anerkännte, den die römiſche Kirche durch das Pallium beſtätigt hätte. Er erwiederte: „So lange ich ſprechen und richtig denken kann, werde ich ihn nicht als Erzbiſchof anerkennen.“ Darauf ſchnitten ihm die Knechte der Oliva die Zunge aus dem Munde und ließen ihn halbtodt in ſeinem Blute liegen. Damit er aber nicht gefunden und von Herlembald gerächt würde, ließ ihn Oliva am folgenden Tage in aller Stille begraben in der Burg Valtravaglia; auch goß man die Grube voll Waſſer, damit der Leichengeruch das Geſchehene nicht verriethe.

Eine verweste Leiche, die man am Ufer des Teſſin gefunden, ſoll damals Herlembald als Arialb's Körper übergeben worden ſein. Der Irrthum, heißt es, hätte ſich erſt etwa fünfzehn Jahre ſpäter aufgeklärt.

Umſonſt trieb Herlembald von Stadt und Land Schaaren zuſammen, um Guido und ſein ganzes Geſchlecht auszurotten, weil er an Arialb's Ermordung ſchuld ſei. Die Getreuen des Erzbiſchofs widerſtanden ihm, wiewohl ſie die Habe der Geiſtlichen nicht retten konnten.

Aus Rom erſchien im Juli 1067 von Neuem eine Geſandtſchaft, um Frieden zu ſtiften. Es waren der Kardinal und Biſchof

Mainard von Silva Candida und der Kardinalpresbyter Johannes Minutus. Von Guido's Exkommunikation war weiter keine Rede: vielleicht hatten sie Auftrag, ihn zu absolviren.

Am 1. August erließen sie ein Edikt, worin Simonie und Priesterehe auf's Neue verpönt, zugleich aber auch die Thaten der Lumpen scharf gerügt wurden. Auf bloßen Verdacht hin sollte kein Geistlicher verurtheilt werden. Kein weltlicher Richter in Mailand sollte Gewalt haben über Geistliche, sondern Klagen wider dieselben dem Erzbischof vorlegen. Wenn freilich der Erzbischof keine Notiz davon nähme, dann sollte der Richter, in dessen Bezirk der Geistliche wohnte, befugt sein, ihm das Messesingen zu wehren. Kein Laie dürfe Kircheneinkünfte für sich in Beschlag nehmen, noch irgend einen Geistlichen an seinem Vermögen beschädigen. Den Geistlichen und Laien, die geschworen, simonistische und verheirathete Priester zu einem andern Leben zwingen zu wollen, und deßhalb Raub, Brandstiftungen und vielerlei Gewaltsamkeiten begangen hätten, untersagten sie dieß Treiben gänzlich. Sie sollten auf sich selber achten und mit Klagen über Geistliche sich an den Erzbischof, an andere kirchliche Würdenträger in Mailand oder an die Suffraganbischöfe wenden. —

Unwillig über dieß Edikt ging Herlembald nach Rom, um sich mit Hildebrand zu besprechen. Der Kampf sollte in kurzer Frist in sein drittes Stadium treten und hier nicht wenig dazu dienen, Hildebrand gegen König Heinrich zu erbittern.

XLVI.

Wäre indessen Deutschland nicht zerrüttet, und wären Heinrichs Erzieher besser gewesen, so würden alle jene Erfolge Hildebrand's in Italien das Pabstthum nicht zu jener unerhörten Machtstellung erhoben haben, welche es in den siebziger Jahren des elften Jahrhunderts einnahm.

Auf die Zwietracht der deutschen Mächte gründete man in Rom die Hoffnung des Sieges. „Solche Ansichten — spricht wohl in einer kritischen Stunde ein Kardinal zu einem andern — dürfen wir die Deutschen nicht hören lassen; sonst möchten sie bald einig werden."

Die Zerrüttung des Reiches hatte ihren Grund in Heinrich's Erziehung. Die herrlichsten Gaben waren ihm von der Natur verliehen: scharfer Verstand, feuriges Blut, weiches Gemüth, Schönheit des Antlitzes und der Gestalt. * Seine Mutter, die Kaiserin, würde sicher alle Tugenden des Vaters in ihm geweckt, sie würde ihn zur rechten Zeit über die Zustände des Reiches und des Abendlandes, sowie über seine Pflichten belehrt; die edle Frau würde durch ihr besänftigendes und ehrfurchtgebietendes Wesen, durch Wort und durch Beispiel den Feuergeist des Sohnes in heilsamer Zucht gepflegt haben, und so würde er eine Zierde des deutschen Thrones gewesen sein.

Es lag nicht in den Wünschen der deutschen Fürsten, daß dieß geschähe. Sie sahen mit Besorgniß, wie sich die energischen Gaben Heinrichs unter der Mutter Obhut entwickelten. Man könnte allerdings nicht sagen, daß jene Fürsten 1062 den Knaben geraubt hätten in der teuflischen Absicht (gleich einem Dionys), seine Fähigkeiten zu ersticken. Sie wollten zunächst das Regiment in Händen haben und sich bereichern; und nur entfernter lag im Hintergrunde die noch verhüllte Absicht, Heinrich's Jugend so zu benutzen, daß er nicht einst herrschen möchte, wie sein Vater, der fromme Kaiser, geherrscht hatte.

Von jeher hat man es jenem fanatischen merseburger Priester Bruno nacherzählt, Agnes' Erziehung sei für den unbändigen Sinn des Knaben zu gelinde gewesen; Anno habe ihn vergebens in strenger Zucht gehalten; seine guten Absichten seien vornehmlich durch Adalberts arglistige Nachsicht vereitelt worden.

In Wahrheit verräth Agnes nirgends eine übergroße Weichheit des Gemüthes, noch nimmt man auf der andern Seite wahr, daß Anno es als seine Pflicht erkannt hätte, Heinrich nach weisen, festen Grundsätzen zum Manne zu bilden.

Es ist der stärkste Beweis für Heinrichs edle Natur, daß er, trotz fast gänzlichen Mangels an richtiger Unterweisung und an guten Vorbildern, und trotz der verderblichen Einflüsse, die in den Jünglingsjahren nur zu sehr auf ihn wirkten, der Mann ward, als wel-

* „Der schöne Kaiser öffnete seine schönen Lippen und sprach u. s. w." Kosmas von Prag II.

cher er ſich ſpäter zeigte. Denn er war „trotz alledem" jeder Zoll ein König. Ein Abt, der ihm keineswegs treu anhing — einer der Kreuzfahrer vom Jahre 1101 — geſteht, daß unter den Lebenden Keiner ſo wie Heinrich des kaiſerlichen Diadems würdig geweſen an Adel, Geiſt, Tapferkeit, Kühnheit, und an Schönheit und Eleganz des Leibes.

Nicht ſeine Schuld war es, daß es ihm in den verhängnißvollen, entſcheidenden Jahren ſeines Lebens noch an beſonnener Ueberſicht der Weltverhältniſſe gebrach. Seiner Erzieher Unverſtand und frevelhafte Fahrläſſigkeit hatte ihn in die bittere Lage verſetzt, daß er erſt aus den Folgen ſeiner Fehler lernen mußte, wie er hätte handeln ſollen; und die Fehler, die er 1070, 1075 und 76 beging, hat er durch die verzweifeltſten Anſtrengungen nicht wieder gut machen können.

XLVII.

Keiner der Geiſtlichen, die am Hofe dienten oder ſonſt Gelegenheit hatten, das Treiben der Reichsverweſer zu beobachten, hat uns genauere Kunde hinterlaſſen über Heinrichs Entwickelung in jenen kritiſchen Jahren, da „ſein zartes Alter männlicher Kraft entgegenwuchs." * Wie er die gewaltſame Trennung von der Mutter verſchmerzt, wie er gelernt und geſpielt, mit welchen Empfindungen er zugebracht unter ſeinen Vaſallen, die ſich das Reichsregiment angemaßt, davon können wir uns ſo wenig eine Vorſtellung machen, wie wir uns eine Vorſtellung machen können vom Stoff und Schnitt ſeiner Kleider, oder etwa von Anno's Palaſt in Köln oder der Kaiſerpfalz zu Goslar. Es iſt nicht denkbar, daß Agnes nicht ab und zu bei Hofe erſchienen wäre, um Heinrich zu ſehen. Erzbiſchof Adalbert paradirt ſchon in einer Urkunde vom Juni 1062 neben „unſerm geliebten Magiſter Anno" als „unſer Vormund und Getreuer." **

Sie ließen ihn mit Seinesgleichen ſpielen (ſagt Benzo) und herrſchten an ſeiner Statt. Anno ſteckte die öffentlichen Einkünfte

* „nostra tenera aetas ad virile robur anhelans." Urk. vom 16. Okt. 1065 bei Lacomblet I.

** „patronus noster et fidelis." Urkunde vom 27. Juni 1062 bei Lappenberg.

ein. Durch die Hand des Königs belehnten sie ihre Verwandten und befestigten so ihre Macht.

Natürlich erschien Heinrich bei öffentlichen Verhandlungen als Repräsentant der königlichen Würde. In seinem Namen gingen die Schenkungen vor sich, mit denen Anno die Eifersucht einzelner Fürsten besänftigte, die nicht zur Verschwörung zugezogen worden, * oder womit Anno selbst belohnt wurde „für seine Treue und großen Verdienste." Er präsidirte im Oktober 1062 dem Konzil zu Augsburg, wo in seinem Namen Kadalus abgesetzt wurde.

„Er that, was man ihm vorschrieb; wie die Fürsten es bestimmten, gab er den Einen Würden und Güter und nahm sie Andern; dabei leitete sie ihr Gewinn, nicht der Vortheil des Reiches. In Wahrheit: sie haben ihn nicht bedient, sondern beherrscht." **

Rohheit und Ehrgeiz der Fürsten traten jetzt ohne Scheu in einer Weise hervor, die alle Guten erschreckte. „Denn da der König noch so jung war (erzählt Mönch Lambert), konnte Jeder ungestraft thun, was ihm in den Sinn kam." Es gab fast keinen Zügel, als die Eifersucht der Fürsten gegen einander. Je mehr Macht, desto größere Schlechtigkeit, sagt ein Zeitgenosse.

Und ein anderer: „Als die Fürsten regierten statt der Kaiserin, da galten die Rechte der Kirche und des Staates herzlich wenig; da doch ein Staat nur durch Gesetze erhalten werden kann. Ehrgeiz und Habsucht der Fürsten, unmäßige Begier der Bischöfe und Aebte, welche den jungen Geist des Königs lieber nach ihren Sitten, als zum Guten zu bilden suchten, zerstörten Kirche und Staat."

XLVIII.

Weihnachten 1062 ward zu Goslar gefeiert. Als am heiligen Abend Heinrich mit Fürsten, Bischöfen und Aebten zum Gottesdienst in die Kirche trat, fand er die Diener des Bischof Hezel von Hildesheim in Streit mit den Dienern des Abtes Widerad von Fulda.

* z. B. die Schenkung von Schloß Ratzeburg an Herzog Ordulf von Sachsen 1062, datirt aus Köln, „auf Bitten unserer geliebtesten Getreuen, der Erzbischöfe Anno und Adalbert." Wedekind. Heft 9.

** Otbert: de vita et obitu H. IV.

Sie waren an einander gerathen, als die Stühle für die geistlichen Würdenträger hingestellt wurden. Nach altem Herkommen nämlich hatten die fuldischen Aebte nicht nur den Vorrang vor allen übrigen Aebten in Deutschland, sondern saßen auch bei Versammlungen der Geistlichkeit zur Seite des Erzbischofs von Mainz. *

Bis auf die neueste Zeit hat man es in Deutschland auf Reichstagen, in Kirchen, bei Gastmählern für eine sehr wichtige Frage gehalten, ob man seine Stelle weiter „oben" oder weiter „unten" einnähme.

Bischof Hezel, ein sehr reicher und heftiger Mann, gedachte diesem lahmen Abt, der ganz ohne Konnexionen und von niederer Herkunft war, nicht zu weichen: innerhalb seines Sprengels, sagte er, dürfe Niemand den Vorrang vor ihm beanspruchen, außer dem Erzbischof von Mainz. Schon schritten die Diener der beiden Kirchenfürsten vom Wortwechsel zum Handgemenge, als Herzog Otto dazwischen kam und den Streit zu des Abtes Gunsten entschied, der nun zufrieden auf den Platz neben Siegfried zu hinkte.

Zur Feier des Pfingstfestes 1063 indessen, da der Hof wiederum in Goslar war, traf der Bischof Vorbereitungen, um nöthigenfalls mit Gewalt den Vorrang vor dem Abt zu erstreiten. Otto von Nordheim war, wie es scheint, auch dießmal zugegen, aber von Hezel bewogen, nicht für Widerad Partei zu nehmen. Dem Grafen Egbert von Braunschweig wird Hezel ein hildesheimisches Lehen versprochen haben; für diesen Preis versteckte er sich mit mehreren seiner Ritter hinter dem Altar, und als nun am Samstag Abend vor dem Beginn des Gottesdienstes der Streit zwischen den Dienern von Neuem ausbrach, sprang er mit seinen Leuten hervor und trieb die Fuldischen mit Stöcken und Faustschlägen aus der Kirche. Jetzt erscheint der Hof; Heinrich, die Fürsten und Bischöfe nehmen Platz; vielleicht nach einigem Zögern auch Widerad, tiefgekränkt, sich von Siegfrieds Seite vertrieben zu sehen. Schon stimmen die Priester einen Hymnus an,

* Vielleicht nur innerhalb der mainzer Provinz. In einem Diplom vom Jahr 1049, worin Heinrich III. dem Bischof Adalbero von Würzburg jede bischöfliche Gewalt über Fulda abspricht, ist von jenem Vorrange der fuldischen Aebte vor Bischöfen keine Rede; sondern nur davon, daß er allein unter dem Pabst stände und unter den deutschen Aebten den Vorsitz hätte. S. Cod. dipl. Fuld. 752.

als plötzlich die fuldiſchen Ritter, von den Dienern des Abtes aus ihren Herbergen gerufen, mit dem Schwert in der Fauſt hereinſtürzen. Ohne Scheu vor dem Könige und den Fürſten fallen ſie erbittert die Hildesheimer und Egberts Leute an; ein heftiger Kampf beginnt, die Kirche wiederhallt vom Geſchrei der Streitenden, vom Aechzen der Verwundeten, das Blut ſtrömt auf dem Fußboden. Biſchof Hezel ſelbſt gewinnt einen erhabenen Ort, von wo er „wie ein Kriegstrompeter“ die Seinen anfeuert, tapfer zu kämpfen und ſich nicht durch die Heiligkeit des Ortes beirren zu laſſen: er nähme Alles auf ſich.

Vergebens ruft Heinrich dazwiſchen und beſchwört die Wüthenden bei ſeiner königlichen Majeſtät. Wer hätte auf des Knaben Stimme hören ſollen — er war noch nicht 13 Jahre alt — da die angeſehenſten Fürſten, Siegfried, Anno und Otto, nichts thaten. Endlich, von ſeinen Rittern ermahnt, ſich ſelbſt in Sicherheit zu bringen, ſchritt er, von einem dichten Knäuel Bewaffneter umgeben, aus der Kirche und kehrte in die Pfalz zurück.

Die Hildesheimer, welche ſich vorher zum Kampf gerüſtet, behaupteten endlich den Platz, trieben ihre Gegner aus der Kirche und ſchloſſen die Thüren. Draußen indeſſen ſammelten ſich die Fuldiſchen — Manche kamen erſt jetzt mit den Waffen aus ihren entlegenen Quartieren herbei — und warteten, daß die Hildesheimer herauskämen. Aber die Nacht und vielleicht auch die endliche Dazwiſchenkunft der Fürſten machten dem Streit ein Ende. —

In dieſer Weiſe hatten einige Jahrzehnte vorher die Gefolge der Erzbiſchöfe von Mailand und Ravenna in den Straßen Roms einander blutige Kämpfe geliefert über den Vorrang ihrer Herren. —

„Am folgenden Tage (ſchreibt der hersfelder Mönch) war ſtrenge Unterſuchung.“ Indeſſen der Biſchof hatte die Gnade des Hofes zu erwerben gewußt; und auch Graf Egbert fand Verzeihung vor dem Richterſtuhl ſeiner Genoſſen von Kaiſerswerd. Denn ausdrücklich ſagt Lambert, daß Anno und Otto damals an der Spitze der Geſchäfte ſtanden *.

Alle Schuld ward auf den Abt gewälzt: er habe das Blutbad

* Lamb. 1063. quorum tunc arbitrio resp. administrabatur.

angeſtiftet; daß er mit Vorbedacht zu ſolchem Zwecke herbeigekommen, dieß könne man aus der Menge der Bewaffneten erſehen, mit denen er ſich eingefunden, obwohl doch gar keine Gefahr gedroht hätte. Biſchof Hezel aber, um die Entweihung der Kirche zu rächen, ſprach den Bann aus über die fuldiſchen Ritter, welche am Kampfe Theil genommen; gleichviel, ob ſie erſchlagen oder am Leben geblieben waren.

Offenbar ging die Abſicht der Fürſten lediglich dahin, die reiche Abtei Fulda zu plündern.

„Da man von allen Seiten auf ihn losfuhr (erzählt Lambert), ſo würde er ſeine Würde verloren haben*, wenn nicht Geld ihn gerettet hätte. Er verſchleuderte die fuldiſchen Beſitzungen und kaufte ſich und die Seinen theuer los.“

Dieſe Geſchenke erhielten Biſchof Hezel, die verwundeten Hildesheimer und ſicher auch Siegfried, Anno und Herzog Otto. Wenn indeſſen der Hersfelder den König Heinrich unter den Empfängern nennt, ſo wird man annehmen müſſen, daß der Abt zur Strafe eine Summe an den Fiskus zahlte; denn Heinrich hatte gewiß bei der ganzen Sache ſo gut wie nichts zu entſcheiden.

Tiefgebeugt kehrte Widerad nach Fulda zurück. Da erwartete ihn noch größeres Ungemach. Die Mönche hatten immer ſein herbes und unfreundliches Weſen gehaßt; auch oft Klage geführt, daß er zu viele Kloſtergüter an Ritter vergäbe und ihren Unterhalt verminderte. Noch neuerdings hatte Reginboto, der fuldiſche Bannerträger, welcher an den Wunden ſtarb, die er im goslar'ſchen Streit empfangen, vor ſeinem Verſcheiden den Mönchen ein ſehr werthvolles Pferd vererbt, damit ſie für ſeine Seele beteten. Ohne ſie zu befragen, hatte es Widerad an einen Laien verſchenkt. Dieß Pferd nun verlangen die Mönche. Vergebens ſucht der Abt ſie durch Thränen und Bitten zu beſchwichtigen. Sie denken bei dieſer Gelegenheit vielleicht ſein Regiment ganz abſchütteln zu können, und ſo beſchließen die Jüngern, da er an den Hof zurückgekehrt iſt, ebenfalls dorthin zu gehen und wider ihn zu klagen. Ein Kreuz wird vorangetragen, ein Geſang angeſtimmt: ſo geht die Prozeſſion dahin. Die ältern Mönche, be-

* Privatus abscessisset.

richtet der Hersfelder, wären mit Wehklagen hinterdrein gezogen, da sie ihre jüngeren Gesellen nicht hätten zurückhalten können.

Indessen es kam anders, als sie dachten. Noch ehe sie an den Hof gelangten, gaben Anno und Herzog Otto sie in Widerads Hand. Denn die älteren Mönche hatten einen Brief durch Einen aus ihrer Mitte vorausgeschickt, um bei Hofe zu melden, welche „äußerste Noth" sie zu diesem Schritte getrieben. So wußte man von ihrem Vorhaben. Widerad ließ sie durch seine Reisigen nach dem Kloster zurückbringen und dann auf den Rath seiner Ritter nach Laienrecht bestrafen. Einige wurden öffentlich mit Ruthen gepeitscht, kahl geschoren und aus dem Kloster geworfen, Andere ebenfalls derb gezüchtigt und in benachbarte Klöster geschickt. Doch wurden die Strafen nicht nach der größeren oder geringeren Schuld, sondern nach der vornehmeren oder niedrigeren Abkunft zugemessen.

Solche Vorfälle konnten die Achtung vor dem Mönchstande, der schon ohnehin vielfach angefeindet wurde, nicht gerade erhöhen.

Lambert, der damals wenige Meilen abwärts im Fuldathale zu Hersfeld lebte, erzählt diese Begebenheit, wie sie oben mitgetheilt worden, und fügt hinzu, von dem ehemaligen Reichthume des so berühmten und einst so blühenden Klosters fände man kaum eine Spur mehr. Doch gesteht er Widerad zu, daß er ein Mann von großer Frömmigkeit, von „ungemeiner Heiligkeit" gewesen.

Seinem Bericht gegenüber klingt es sonderbar, wenn ein Mönch, der 1062 von St. Emmeran in Regensburg nach Fulda ging und hier bis 1066 zubrachte, versichert, er habe jene vier Jahre ganz nach Wunsch in Ruhe und Frieden verlebt. *

XLIX.

Auch Kaiser Otto III. war als Kind von seinem Oheim, Herzog Heinrich von Baiern (späterem Kaiser Heinrich II.), seiner Mutter geraubt worden; allein die übrigen Fürsten zwangen denselben zur Herausgabe des Knaben. Anno, an der Spitze einer mächtigen Verschwörung, hatte dergleichen nicht zu fürchten. Indessen ebenso wenig

* Othlon. de ipsius tentationibus. Mab. vet. anal. 116 ff. — Ibique per annos quattuor cum transquillitate magna commoratus. Und: optatae tranquillitatis dono ibidem potitus.

durfte er wagen, allein den Regenten zu spielen. Er war ein Emporkömmling, und man argwöhnte ganz recht, daß er seine Stellung als Erzieher des Königs zur Bereicherung seiner Verwandten und Freunde mißbrauchen würde.

Ich vermuthe, ursprünglich übernahm er bei Hofe das Amt des Lehrers und Erziehers (magister), während Adalbert als Vormund (patronus) im Ganzen und Großen die Interessen des Königs wahrnehmen sollte. Und dann sollte, nach Anno's Bestimmung, jedesmal der Bischof, in dessen Sprengel gerade der Hof sich befand, die Einkünfte der Krone verwalten, als Pfalzrichter die weltlichen und geistlichen* Streitsachen erledigen, welche an die Kurie kamen, und die innere, sowie auch die auswärtige Politik leiten, so weit es damals nöthig war.

Letztere Bestimmung hat nie Geltung gehabt, wie es in der Natur der Sache lag. In diesem Falle würde z. B. der verhaßte Bischof Heinrich von Augsburg im Oktober 1062, als die Fürsten Kadalus absetzten, Reichsregent gewesen sein. Dagegen ist es sehr bemerkenswerth, daß noch in der Zeit, wo Heinrich selbständig regierte — z. B. in seinem neunzehnten Lebensjahre — Bischöfe gleichsam als Minister an der Spitze der Geschäfte standen, die er nach dem Rathe der Fürsten zu dieser Stellung berufen hatte. So Hermann von Bamberg 1069 und später. **

Im Sommer 1063 scheint Anno sein Erzieheramt beschlossen zu haben; jedenfalls wurde es seitdem oft unterbrochen; und anständig genug war sein Honorar, wenn man es so nennen darf. Vom 14. Juli dieses Jahres, aus Goslar, ist die Urkunde datirt, laut welcher Heinrich ihm und seinen Nachfolgern „auf Bitten der Erzbischöfe Adalbert von Bremen und Engelhard von Magdeburg und des Bi-

* Das Pfalzgericht entschied auch in geistlichen Sachen. Abt Norbert erzählt vom Bischof Benno II. von Osnabrück, der eine Zeit lang Pfalzrichter war: examinabat synodalia ecclesiastica potestate; praesidebat publicis negotiis regia majestate. So klagten bei Hof der Abt von Fulda gegen den Bischof von Würzburg, der Abt von Stablo gegen Erzbischof Anno, die Mönche von Fulda gegen ihren Abt.

** Urkunde Heinrichs von 1069 bei Heineccius ant. Goslar.: Hermanno Bambergensium episcopo eo tempore in curia communi principum nostrorum consilio negotia omnia administrante. Und triumph. S. Remacli: qui provisor regiae domus erat tunc temporis (1071).

ſchofs Burkhard von Halberſtadt, und wegen ſeiner großen Verdienſte" den neunten Theil der jährlichen Geldeinkünfte des Fiskus ſchenkt. Wie lange dieß Geld erhoben worden, iſt unbekannt.

Im Auguſt zog Heinrich mit Erzbiſchof Adalbert und Herzog Otto nach Ungarn, um den jungen König Salomo, den Verlobten ſeiner Schweſter Judith, in ſein Reich einzuſetzen. Nämlich König Bela, Salomo's Oheim, der ihn vertrieben, war geſtorben, und Bela's Sohn, Geuſa, verzichtete auf den Thron zu Gunſten ſeines Vetters. An dieſer Expedition nahm Anno nicht Theil; er blieb als Regent zurück. Herzog Otto führte den Oberbefehl; ihm ſchenkte Salomo's Mutter zum Dank ein Schwert, von dem man ſagte, Attila hätte es geführt.

L.

Mancherlei Anſtoß erregte Anno's Streben, ſeine Verwandten und Günſtlinge zu hohen Kirchenwürden zu befördern. Sein Neffe Burkhard, der nach ihm Probſt zu Goslar geweſen, erhielt ſchon 1058 das Bisthum Halberſtadt. Seinem Bruder Werner oder Wezel, bisher Probſt an der Kirche Maria at gradus * zu Köln, verſchaffte er 1063 das Erzbisthum Magdeburg, ausdrücklich gegen den Willen der dortigen Geiſtlichkeit. Einen andern Verwandten, Kuno von Pfullingen aus Schwaben, ließ er durch den König 1066 zum Erzbiſchof von Trier ernennen, ohne die Zuſtimmung von Klerus und Volk in der Stadt einzuholen; er ward erſchlagen, bevor er Trier erreichte. Auch Sieghard, Patriarch von Aquileja ſeit 1068, und Biſchof Eberhard von Parma, der bis 1072 Kleriker zu Köln war, ** werden unter denen genannt, die Anno ihre Würde verdankten.

Von größerem Intereſſe iſt es, in den Berichten der Zeitgenoſſen nachzuforſchen, welch ein Verhältniß eigentlich beſtand zwiſchen König Heinrich und ſeinem „geliebten Magiſter" Anno. Da treten in den Vordergrund der Mönch Lambert aus Hersfeld und jener ungenannte Mönch aus Kloſter Stablo im lütticher Sprengel, welcher

* S. Lacomblet I, 196.

** S. Bonizo l. VI. g. E. Dieß hat Lappenberg (zu Adam von Bremen in den monum. Germ.) überſehen. Kadalus iſt natürlich nicht gemeint.

den „Triumph des heiligen Remaklus" geſchrieben. Beide ſchildern freilich ſehr verſchieden.

Anno hatte neben andern Schöpfungen, durch die er ſein Erzbisthum zierte, drei Klöſter geſtiftet: Siegburg, wo vordem die räuberiſchen Soldaten des Pfalzgrafen Heinrich von Lothringen hausten, Grafſchaft am Aſtenberg in Weſtfalen und Saalfeld, welches ihm auf ſein unermüdliches Bitten die Königin Richeza von Polen geſchenkt hatte. Denn es gehörte zu ihren Alodien. Als er 1068 in Italien war, kehrte er im turiner Sprengel im Kloſter zu Fruttuaria ein und ward von der ſtrengen Zucht, die dort herrſchte, dermaßen erbaut, daß er den Abt erſuchte, Einige der Fratres nach Deutſchland mitnehmen zu dürfen, um in ſeinen Klöſtern dieſelbe Disziplin einzuführen. Das Volk ſtaunte die Fremdlinge mit tiefer Ehrfurcht an; hie und da ahmten die Biſchöfe Anno's Beiſpiel nach, und ſo ward auch Lambert 1071 von ſeinem Abt Ruthard auf mehrere Monate nach Siegburg und Saalfeld geſchickt, um die neue Kloſterordnung kennen zu lernen.

Lambert fand, daß die alte Disziplin doch beſſer zur Regel St. Benedikts ſtimmte. Deſto mehr bewunderte er die ſchönen Gebäude, den Schmuck der Kirchen, die reichen Einkünfte, und vor Allem das Auftreten des berühmten Erzbiſchofs ſelbſt, der namentlich in Siegburg ſehr gern verweilte. Mit nicht geringer Befriedigung nahm er die Devotion wahr, mit der Anno die Mönche verehrte, als wären ſie ſeine Herrn; wie er Schweigen und jede andere Kloſterregel ſo genau beobachtete, als müßte er, gleich den Mönchen, täglich im Kapitel für ſeine Uebertretungen Rede ſtehen und den Urtheilſpruch erwarten; wie er auf den Befehl des Abtes, ja des Dekans, trotz der wichtigſten Geſchäfte, ſogleich ſich erhob und ihre Aufträge vollzog, „wie ein ſchnöder Sklav"; wie er die Speiſen, welche täglich mit höchſter Sorgfalt zubereitet wurden, ſelbſt auftrug, den Trank miſchte und den Mönchen mit mehr Eifer aufwartete, als ein Bedienter. War es ein Wunder, daß Lambert „einen ſo großen Mann" * aufs Höchſte verehrte und liebte, der ihm vielleicht ſelbſt im Refektorium Serviette, Löffel und Meſſer zurecht gelegt, den Becher mit Wein gefüllt, und

* Tantus vir heißt Anno im Chron. Andag. 11.

seine Portion Rheinlachs oder Pasteten * vorgesetzt hatte? — In der That sucht er die großen Fehler in Anno's Charakter nach Kräften zu verhüllen und Unrecht, welches derselbe gethan (z. B. die Usurpation des Klosters Malmedy), auf den König zu wälzen.

„Mit dem Könige (erzählt er) war Anno oft gespannt; er tadelte ihn oft scharf wegen des vielen Unrechtes, welches auf seinen Befehl oder mit seiner Erlaubniß im Reiche geschah. Dann drohte der König voll Zorn, er würde Alles verbrennen, was Anno besäße; meist aber bat er selbst ab und versprach ihm, er sollte Macht haben über ihn und das ganze Reich; nur möchte er ihm treu und nicht immer so zuwider sein. Bald war er der vertrauteste Freund des Königs und gleichsam Mitregent; bald, wenn er über die Uebelstände im Reiche heftig schalt, wurde er mit Schmach vom Hof verwiesen, und — (denn Lambert liebt volle Posaunenstöße) — die ganze Macht des Reiches aufgeboten, um seinen Namen zu vernichten."

Diese Schilderung, welche das Verhältniß Anno's zum Könige etwa von 1065 bis 1072 zeichnen soll, ** hat nicht mehr Werth, als die Behauptung, Heinrich habe zu Ostern 1065, da er Ritterwaffen empfing, sogleich mit Feuer und Schwert gegen Anno ziehen wollen, um sich für die Lebensgefahr zu rächen, in die er durch die Schuld des Erzbischofs 1062 gerathen. *** Lambert schildert nur zu oft ohne Anschauung und selbst ohne Nachdenken. Gleich im Juni 1065 schenkte Heinrich dem Erzbischof das Kloster Malmedy.

LI.

Ohne Vergleich werthvoller sind die Schilderungen des Mönches, welcher den Triumph des heiligen Remaklus verfaßt hat. Er ist nicht nur selbst öfters bei Hof gewesen, um mit seinen Brüdern wider

* Artocreae (so) werden oft unter den Mönchsgerichten genannt, verschieden zubereitet; z. B. zum Abendessen für jeden Mönch eine Pastete, 5 Eier und 1 Käse enthaltend.

** Lamb. 1075. Daß der Zeitraum von 1065 bis 1072 gemeint ist, nicht etwa die Periode nach Ausbruch des Sachsenkrieges, geht aus dem Zusammenhange hervor.

*** Lambert nimmt vielmehr an, zu Weihnachten 1064 habe die Schwertleite Statt gefunden.

Anno zu klagen, hat nicht nur die Weise, wie Anno mit Heinrich umging und zu ihm sprach, gesehen und gehört, sondern auch die Schrift vor der Veröffentlichung seinem Abt Dietrich, einem Manne von gemäßigter Sinnesart, zur Durchsicht übergeben. * So enthält dieselbe verhältnißmäßig wenig Unglaubwürdiges. Die Erbitterung, welche der Mönch sicher gegen Anno empfunden hatte, war sehr gemildert worden durch das Andenken an die Tage zu Lüttich, wo der heilige Remaklus selbst durch zahllose Wunder sein Kloster aus Anno's Händen befreite.

Der heilige Remaklus hatte zwei Klöster gestiftet, Stablo und Malmedy, die etwa acht Meilen südöstlich von Lüttich ziemlich nahe bei einander lagen; doch gehörte Stablo zum lütticher, Malmedy zum kölnischen Sprengel. Beide Klöster, hatte er bestimmt, sollten ewig unter einem Abt stehen und eng verbunden bleiben; und diese Bestimmung hatten die Kaiser, und besonders noch neuerdings Pabst Leo IX. mit feierlichem Bann bekräftigt.

Indessen die Mönche zu Malmedy wünschten einen eigenen Abt zu haben und unter Köln zu stehen; und „da nun diese für alle Guten so traurige Zeit kam, die Sitten so verderbt, und die Habgier der Fürsten so groß wurde, versuchten sie, ihren Plan durchzusetzen." Sie wandten sich schon damals an Anno, als noch Agnes regierte, und er versprach ihnen seine Hülfe.

Im Sommer 1065 schenkte der König — oder vielmehr Adalbert, nach Lamberts Bericht — den einflußreichsten Fürsten Reichsabteien: Herzog Otto erhielt Kloster Altaich an der Donau; Herzog Rudolf Kempten an der Iller; Erzbischof Siegfried, der im August von seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe zurückkehrte, die Abtei Seligenstadt am Main; Adalbert nahm für sich Neu-Corvey an der Weser und das überaus reiche Kloster Lorsch bei Worms **; Anno Malmedy, Kornelismünster bei Aachen und Vilich bei Bonn. *** Selbst Rumold von Konstanz erhielt

* Dieß geht hervor aus dem Prolog zum zweiten Buche.

** Die Schenkungsurkunden bei Lappenberg; datirt aus Oschersleben vom 6. September 1065.

*** Am linken Ufer der Sieg, nahe der Mündung.

Rheinau, aber er bat Heinrich 1067 selbst, dem Kloster seine alte verbriefte Freiheit wiederzugeben.

Schmerzlich genug war es allen diesen Kongregationen, ihre alte Reichsunmittelbarkeit eingebüßt, die Freiheit und den Schutz verloren zu haben, welchen ihre frühere Stellung unter dem Könige gewährte, und der Willkür eines Herzogs oder Bischofs preisgegeben zu sein. * Der Abt von Lorsch konnte gleich dem von Stablo Schutzbriefe der früheren Kaiser und Leo's IX. aufweisen. Die Mönche in Stablo aber büßten zugleich einen Theil ihres Unterhaltes ein.

Am Peter-Paulstage (29. Juni) 1065 war Hofhaltung zu Trier. Abt Dietrich von Stablo beherbergte Anno im St. Maximinskloster, dessen Abt er ebenfalls war. Da ließ nun Heinrich auf Bitten Dietrichs die Schutzbriefe für Stablo öffentlich verlesen, erneute die Bestimmungen der früheren Kaiser, — und unmittelbar darauf beredete man ihn, dieselben umzustoßen.

„Es fiel ihnen nicht schwer, von dem arglosen Könige zu erlangen, was sie wollten." **

Auf dem Heimwege nach Stablo erfuhr Abt Dietrich, der nicht ahnte, was inzwischen vorgefallen, daß kölnische Beamte im Namen Anno's Malmedy in Besitz genommen.

Zunächst indessen stieß Anno auf einen Widerstand, den er nicht erwartet hatte. Der greise Herzog Friedrich von Niederlothringen war Vogt der beiden Klöster, ein Mann von erprobter Treue und Redlichkeit. Er ließ Anno entbieten, wenn ihm an seinem Leben und seinem Erzbisthum etwas läge, so möchte er seine Pläne auf Malmedy aufgeben. Er rüstete, ließ Proviant nach Malmedy schaffen, befestigte einen Hügel in der Nachbarschaft flüchtig mit Wall und Graben, und ging daran, das Kloster zu befestigen.

Die Regenten *** geriethen in höchsten Zorn: der Herzog und Abt wären Reichsfeinde; beide wurden gleichsam im Namen des

* Klöster, die unter Bischöfen standen, litten oft sehr durch Erpressungen. So forderte z. B. Bischof Herrmann von Metz unaufhörlich Geld vom Kloster St. Tron.

** Tr. S. Rem. I, 3. bei Chapeaville gesta pontif. Leod. II, 523 (besser in den manum. Germ. hist. XIII) „Non erat eis difficile, obtinere quae vellent a regis simplicitate."

*** Consules nennt sie Adam von Bremen.

Königes an den Hof geladen zur Rechenschaft. Dem Abt ward gedroht, wenn er nicht erschiene, solle er Alles verlieren, was er vom Könige zu Lehen trüge. Herzog Friedrich war sehr aufgebracht, nahm die Botschaft nicht an, klagte über die Pfaffen, welche den König verdürben *, schickte aber endlich doch einen Stellvertreter mit dem Abt nach Tribur, wo der Hof zu Anfang des August sich aufhielt. Man setzte dem Abt heftig zu, doch weigerte er sich standhaft, seinen Krummstab, das Zeichen seiner Würde, herauszugeben. ** Sonst sah er hinlänglich, daß die Kurie nicht im öffentlichen, sondern im Privatinteresse regiert wurde. ***

Jetzt traf ihn das Unglück mit verdoppelten Schlägen. Wenige Wochen, und er hatte die Leiche seines Schützers, des guten Herzog Friedrich, in die Gruft zu senken. Derselbe starb am 28. August und ward in Stablo begraben. Anno nahm nun Malmedy in Besitz; die Klosterleute leisteten ihm den Eid der Treue; es wurden Befestigungen errichtet, und das Kloster dem Abt von St. Nikolaus zu Brauweiler untergeben.

Die Mönche in Brauweiler freilich führten (etwas später) selbst bittere Klage über den Erzbischof. Religiös genug wäre er gewesen (sagt Einer von ihnen), allein zuweilen hätte er doch nach Willkür, nicht nach Recht gehandelt.

LII.

Abt Dietrich verzweifelte daran, allein dem so mächtigen und gewandten Anno Widerstand zu leisten. Er machte sich auf, Herzog Gottfried dem Bärtigen entgegen, der jetzt herbeikam, um die Herrschaft von Niederlothringen anzutreten, und ging mit ihm an den Hof nach Goslar. Es war, wie es scheint, im Herbst 1065. †

* „Rex depravatus consilio sacerdotum." I, 5.

** Triumph. I, 6. Der Abt wird drei Krummstäbe gehabt haben, einen für Stablo, einen für St. Maximin, einen für Malmedy. Letzterer wird gemeint sein. Uebrigens muß er denselben später doch herausgegeben haben; denn 1071 war er in Anno's Händen.

*** A quibus privato magis, quam publico negotio curia regi videbatur. I, 6.

† Diese Annahme würde allerdings nicht zu Lambert stimmen. Auch folgt im Triumph. S. R. I, 14 der Ausdruck: eodem anno, wo 1056 gemeint ist.

Gottfried erhielt die Herzogsfahne und ward zum Befehlshaber der lothringiſchen Ritterſchaft ernannt. Als nun der Abt ſeine Klage vorbrachte, Viele ihm Recht gaben und meinten, man ſolle dem Könige die Wahrheit nicht verbergen; endlich ſogar in förmlicher Gerichtsverhandlung (bei welcher Gottfried — er war jetzt Vogt von Stablo — den Vorſitz hatte) einſtimmig das Unrecht verdammt wurde, welches dem Kloſter geſchehen war: ſo ſchien der Sieg der gerechten Sache entſchieden zu ſein. Wäre Gottfried energiſch in Anno gedrungen, wie ſeine Pflicht es erheiſchte, ſo war damit Alles beendet. Aber der Erzbiſchof bot dem habſüchtigen Herzog ein Lehen* und erlangte Friſt bis zur nächſten Kurie. Es war eben eines der Gerichte, von denen Gozechin ſagt: „Frau Habſucht ſteht in der Mitte und ſtreckt nach beiden Seiten die gierigen Hände aus.“ Wie konnte die arme blinde Frau Themis dabei beſtehen?

Der Abt inzwiſchen war unermüdlich, vertheilte die Koſtbarkeiten ſeiner Kirche unter die Leute bei Hof, und Heinrich erlaubte ihm, zur Faſtenzeit in Aachen zu erſcheinen. Er ſelbſt, der König, — ſo erzählt der Mönch — nahm Geld und verſprach die Herausgabe von Malmedy, wenn er eine gewiſſe Summe erhielte. Doch berichtet er in demſelben Athem, Heinrich hätte verſprochen, nach dem Recht zu entſcheiden, wenn ſich durch die Urkunden ſeiner Vorgänger die Schenkung an Anno umſtoßen ließe. Aber auch dieß geſchah nicht. Der Erzbiſchof blieb hartnäckig und den König, „den er wie einen Sklaven beherrſchte,“ leitete er durch ſeine böſe Liſt vom Pfade des Rechtes ab.

Als die guten Mönche zu Stablo vernahmen, wie auch dießmal ihr Hoffen zunicht ward, ergriffen ſie in ihrer Verzweiflung die Bahre mit dem Schrein, der das Skelett des heiligen Remaklus barg, hoben ihn auf die Schultern, verließen das Kloſter in Prozeſſion und ſchlugen den Weg nach Aachen ein. Mancher Bauersmann folgte dem Zuge.

Vor der Stadt ſchon kam ihnen der Abt entgegen und ermahnte

* Es ſcheint nicht recht klar, ob Gottfried das Lehen nicht ſchon empfangen hatte. „Nisi quod suspectum habens eum pro beneficio, *quod ex eo tenebat*, facere dubitavit, id ipsum avaritia impediente.“ Doch iſt nimmermehr anzunehmen, daß Anno etwa ein ſolches Lehen dem Herzog würde genommen haben, falls er ihn damals zur Herausgabe von Malmedy gezwungen hätte.

ſie dringend zur Umkehr. Denn die Mönche in Malmedy hatten den Erzbiſchof von dem Vorhaben der Brüder von Stablo in Kenntniß geſetzt, und er hatte nicht nur den Geiſtlichen zu Aachen verboten, dem Heiligen die üblichen Ehren zu erweiſen, ſondern auch dem Abt gedroht, er ſolle ſeine Würde verlieren, wenn er nicht ſeine Mönche im Zaume hielte. Aber ſie weigerten ſich, ihm zu gehorchen, und ſetzten den Weg fort. Er rang die Hände und ſchrie, er wäre ein unglücklicher Menſch.

Mit Jammern und Wehgeſchrei trugen ſie den Heiligen erſt in die Marienkirche, dann vor die königliche Pfalz. Wunderbar, daß Einige von ihnen — darunter auch der Mönch, welcher dieß Alles aufgezeichnet — vor den König gelaſſen wurden. Heinrich ſprach kein Wort und war ſehr verdrießlich. Anno dagegen rief: „Unſer Herr hat nichts Unrechtes begangen, wenn er etwas verſchenkt hat, was ihm gehört; noch habe ich eurem Heiligen Leides gethan, wenn ich das Geſchenk angenommen.“ Die Mönche wollten ihre Pergamente vorweiſen, die Privilegien und Schutzbriefe der Kaiſer und Päbſte; wurden aber für jetzt verabſchiedet.

Da ſie nun vor der Pfalz noch ſtanden und ſchrieen, rief Biſchof Einhard von Speier ihnen zu: „Packt euch fort mit eurem Gerippe und eurem unvernünftigen Geſchrei. Wie könnt ihr wagen, vor dem Könige und ſeinen Getreuen ſolchen Lärm zu verführen.“ Sie wurden ſehr aufgebracht, aber Herzog Gottfried beſchwichtigte ſie und rieth ihnen, den Heiligen die Nacht über bei St. Adelgunde beizuſetzen. So gingen ſie von dannen, und es ward ihnen ſogar Hoffnung, am nächſten Tage Recht zu erlangen; denn als Heinrich gegen Abend nach den Bädern ging, äußerte er ſich dahin, er wolle die Mönche befriedigen.

Dennoch erreichten ſie nichts. Anno hatte ſich ſchon am Tage vorher aus dem Staube gemacht und Gottfried aufgetragen, ſeine Sache zu führen. Er hatte denſelben an das Lehen erinnert, welches er von ihm empfangen, und an den Eid der Treue, den er ihm geleiſtet.

Als nun die Urkunden verleſen waren, und Heinrich, durch ſeines Vaters und ſeine eigene Autorität überwältigt, im Begriff ſtand, den Mönchen gerecht zu werden, ſprach Gottfried, ſein Lehnsherr

Anno ſei abweſend; ſein Lehnseid verpflichte ihn, dagegen zu proteſtiren, daß ein Urtheilſpruch wider denſelben gethan würde, ohne daß er ſich vertheidigen könne.

So handelte ihr Vogt, der ihnen Hülfe verſprochen hatte. Aber „es war damals wie eine Epidemie unter den Fürſten, Verſprechungen zu geben, ſchöne Worte zu machen, und Nichts zu halten.“

Die Sache ward verſchoben, bis Anno zugegen wäre; die Mönche nahmen ihren Heiligen und kehrten weinend nach Stablo zurück.

LIII.

Die Aachener Quellen waren vielleicht dem ſechszehnjährigen Könige nicht ſehr zuträglich. Nach Oſtern 1066 erkrankte er zu Fritzlar ſo ſchwer, daß die Aerzte ihn aufgaben. Vor Schmerz ſchrie er oft laut auf. Man erinnerte ihn an Malmedy, und er trug Erzbiſchof Siegfried von Mainz, dem „Biſchof von Fritzlar“ * und dem Grafen Egbert, ſeinem Vetter, auf, die Sache zu ordnen. Da er aber genas, ſo entſchlüpfte Anno auch dießmal, „die glatte Schlange“.

„Denn, ich weiß nicht, wie es kam (ſpricht der Mönch), auch das Schwerſte wagte der König ihm nicht abzuſchlagen, ſogar gegen ſeinen Eid.“

Heinrich kam ſelbſt im Sommer oder Herbſt dieſes Jahres mit ſeiner jungen Gemahlin Bertha, die ihm nach Pfingſten erſt angetraut worden, nach Stablo; da gab er dem heiligen Remaklus in aller Form Malmedy zurück.

„Deß ſind wir Zeugen, die wir es geſehen und gehört haben, obwohl er es ſpäter aus Furcht vor dem Erzbiſchof ſündhafter Weiſe in Abrede ſtellte.“

Noch einmal zu Weihnachten in Bamberg trug der Abt ſeine Klage vor. Alle Anweſenden ſprachen für ihn, und der König ſelbſt — erzählt der Mönch — hatte den beſten Willen, nur wollte er nicht

* Fritzlar war kein Biſchofsſitz. In Buraburg bei Fritzlar gab es allerdings eine Zeit lang Suffraganen von Mainz; aber im elften Jahrhundert wird kein ſolcher genannt. Sollte vielleicht ein Chorbiſchof gemeint ſein? Daß es deren damals gab, geht z. B. aus der Stiftungsurkunde vom Kloſter Siegburg hervor. Lacomblet. I, 202. Es waren dieß Prieſter, die zur Aushülfe als Biſchöfe gebraucht wurden, ohne den Biſchöfen gleich zu ſtehen.

ohne Anno's Zustimmung verfahren. Dieser aber wußte von Heinrich sogar das Versprechen zu erlangen, ihn nie mehr mit dieser Sache behelligen zu wollen. —

Ein Brief des Pabstes Alexander für den Abt wirkte auf Anno „wie Eisen auf Diamant." Ja als der Abt zu Rom selbst klagte, im Jahr 1068, da der Erzbischof als Gesandter des Königes dorthin kam, wußte Letzterer sich zu verantworten und einer Entscheidung auszuweichen: nur der deutsche Hof, sprach er, könnte in der Sache das Recht ermitteln.

LIV.

Kaum hatte Heinrich je eine glänzendere und edlere Schaar von Fürsten und Bischöfen um sich versammelt, als zu Anfang des Mai 1071 zu Lüttich im Palast des greisen Bischof Dietwin. Es waren da Rudolf von Schwaben und der ungetreue Welf von Baiern, vielleicht weniger, um ihrem Herrn zu dienen, als um zu sehen, „wo das Land offen wäre"; es war da der jüngere Herzog Gottfried von Lothringen, Sohn des Bärtigen, klein und bucklig, aber vor Allen ausgezeichnet durch Macht, Klugheit und Beredsamkeit; es waren da die Bischöfe Anno von Köln, Wilhelm von Utrecht, Dietrich „der Große" von Verdün, * der treffliche fromme Mann, welcher Heinrich stets so treu blieb; der finanzenkundige Hermann von Bamberg, mit dessen Latein es bedenklich stand; von fernher aus dem Rhonethal Ermenfried von Sitten; Gregor von Vercelli, der Kanzler der Lombardei; und mit ihrem Beichtvater, Bischof Liebert von Cambrai war, sicher im Trauerkleide, die reizende und unglückliche Gräfin Richilde von Mons erschienen, um am deutschen Hofe Hülfe zu suchen gegen ihren bösen Schwager, den Mordstifter Robert den Friesen. **

„Es war bekannt gemacht worden im römischen Reich, wer eine Klage bei Hofe zu führen hätte, sollte nach Lüttich kommen."

Auch den Abt Dietrich hatte Heinrich dorthin beschieden und ihm versprochen, wenn Anno's Sinn irgendwie zu beugen wäre, wolle

* „Theodoricus Virdunensis ep., qui Magnus vocabatur." Gesta Trev.
** S. die Urkunde für Dietwin bei Chapeav. II. vom 11. Mai 1071. Falsch ist das Datum für diese Urkunde bei Miräus III.

er ſich ſelbſt bemühen, daß Malmedy wieder an Stablo käme. Der Abt hatte indeſſen die ſechs Jahre her ſo viele Ausgaben fruchtlos verwendet, daß er an irdiſcher Hülfe verzweifelte und den Mönchen geſtattete, von Neuem mit dem Skelett des Heiligen bei Hofe zu erſcheinen. Und wie ſie die Bahre auf die Schultern hoben — der Abt war ſchon in Lüttich — wurden ſie ein wunderbares Leben in dem Schrein gewahr: er war ſo leicht, und es kam ihnen vor, als ob er flöge. Kaum konnten ſie unten ſo ſchnell gehen, wie er oben ſie vorwärts zog: es war kein Zweifel, daß der Heilige im Schrein ſelbſt Sehnſucht empfand, St. Lambert in Lüttich zu beſuchen.

Nach einigen Bedenken zog Biſchof Dietwin mit ſeinen Klerikern den Mönchen entgegen. Unzähliges Volk wogte in den Straßen, als ſie einzogen.

Heinrich war es bitter leid, daß er jene Schenkung je gethan. Er beauftragte den Biſchof von Vercelli, vertraulich mit Anno zu ſprechen; aber der ſoll erwiedert haben, er hätte geſchworen, lieber zu ſterben, als von Malmedy zu laſſen.

Ganz unverſtändlich würde Heinrichs Auftreten bleiben, wenn man nicht annähme, daß der Erzbiſchof es ſicher meiſterlich verſtand, in ſeines Herrn Seele die empfindlichſten Punkte zu treffen und ihn ſo zu beherrſchen. „Du haſt mir das Kloſter feierlich gegeben — wird er ihm vorgeſtellt haben — willſt du nun dein königliches Wort brechen?“ —

In den Höfen,* welche man damals durchſchreiten mußte, bevor man in die eigentlichen Pfalzen der Biſchöfe gelangte, wurden — ſicher unter einer Ueberdachung — die Tiſche aufgeſchlagen, an denen man bei günſtigem Wetter und feierlichen Gelegenheiten offene Tafel hielt. So trafen die Kölner am Mittwoch in der Oſterwoche 1074 gegen Abend ihren Erzbiſchof Anno im Hofe noch ſpeiſend, als ſie ſeinen Palaſt ſtürmten. Anderwärts finden wir wohl, wie bei einem ähnlichen Vorfalle ein Ritter des Biſchofs auf den „Eßtiſch im Hof“ ſpringt, um von dort herunter gegen die herantobenden Bürger zu fechten.

* Daß es nicht etwa im Vorſaal der Pfalz war, geht aus Tr. S. R. II, 16 und 19 hervor. Auch II, 8 wird geſagt, im pomoerium wäre es geweſen. Die mensa pransoria aulae in der Pfalz zu Laon erwähnt Guibert von Nogent de vita sua.

Es war am 9. Mai. Bischof Dietwin hatte seine Gäste placirt und bewirthete sie mit einem königlichen Mahle. Da sah man plötzlich die Mönche von Stablo mit ihrem Schrein in den Hof treten, hinter ihnen eine unabsehbare Volksmenge, Alle in tiefster Devotion. * Wunderbare Scene, die nun eintrat. —

Leser, in jenen Hof möchte ich dich versetzen und mit dir die Räume des guten alten Dietwin durchwandern; die Wände, die Dächer, Thürme und Fenster, die Zimmer und das Hausgeräth betrachten; ich möchte mit dir an jene Tafel treten und dir die Stühle, die Servietten, das Geschirr und die Speisen darin zeigen; die Reihen entlang gehen und die einzelnen Fürsten und Priester beschauen: den jungen König Heinrich mit seinen blitzenden Augen; die sanfte Königin, fröhlich in der Hoffnung nahen Mutterglückes; die bekümmerte Richilde mit ihrem Sohne Balduin, und die Hofdamen; ich möchte dich ihre Kleider, ihren Goldschmuck, ihre ungeschliffenen Steine sehen, ich möchte dich auf ihre Manieren achten und ihrer Conversation lauschen lassen. — Und jetzt die Prozession! die dunkeln Mönchsgestalten, die da herein schreiten, und das Volk hinter ihnen: welche Trachten! welche Röcke, Hosen, Schuhe und Hüte! — Und in allen Gesichtern ein fremdartiger Zug, in den Augen ein ungewohnter Ausdruck, der uns erinnert, daß acht Jahrhunderte voll der gewaltigsten Entwickelung zwischen uns und ihnen liegen.

Aber die Fackel der Göttin, die mich durch die Hallen unserer Altvordern führt, wirft nur ein düsteres Licht. Alle Umrisse schwanken und verschwimmen; nur nebelhaften Schemen gleich ziehn sie an mir vorüber, die Starken und die Schönen, die Guten und die Verräther, von denen ich rede. —

Der Sprecher der Mönche trat vor und bat den König um Mitleid für sein Kloster. Die Tafel war sicher unterbrochen: alle Gäste horchten auf, was geschehen würde. Als Heinrich, verstimmt und gereizt, auf den Erzbischof blickte, ob der nichts zu sagen hätte; dieser aber ebenfalls schwieg: setzte jener Sprecher hinzu: „Warum verstummst du, Herr König, um dieses einen Mannes willen und ge-

* Dietwin an Immad von Paderborn (bei Martene collectio I.): cum admirabili plebis multitudine simul ac devotione.

horchst ihm, wie ein Schüler, in ungeziemender Unterwürfigkeit? * Und ihr Bischöfe und Fürsten, scheut ihr euch für das Recht zu sprechen?"

Anno fand endlich Worte und rief mit entstelltem Gesicht: „Was habe ich euch gethan? welchen Heiligen gekränkt? Ich habe nichts angerührt, was euch gehört."

Bischof Herrmann von Bamberg, damals des Königes Haushofmeister, begann: „Ist euer Gesuch gerecht, so hat mein Herr beschlossen, demgemäß morgen im allgemeinen Gericht zu entscheiden; wir werden nicht dulden, daß in seinem Reich etwas Unrechtes aufkomme, so lange die Stimme der Geistlichkeit noch etwas gilt."

Die Mönche indessen, so oft getäuscht und hingehalten, waren zum Aeußersten entschlossen. Unvermuthet setzten sie ihren Schrein mit der Bahre ** auf die Tafel: „da ist der, dem der König Unrecht thut."

„Deinetwegen muß ich mir dieß bieten lassen", sprach Heinrich zu Anno. „Wie lange soll ich dergleichen ertragen." — Der Erzbischof schimpfte nur über die Verwegenheit der Mönche. Mit sanfteren Worten gab ihnen Heinrich die Versicherung, es sollte ihnen am nächsten Tage ganz gewiß ihr Recht werden; aber es wäre jetzt nicht der Moment zu gerichtlichen Verhandlungen. Auch die Bischöfe ermahnten sie, die Bahre fortzutragen. Die zarte Königin, weichen Gemüthes, saß da und weinte, da sie nichts helfen konnte.

Wie die Mönche nun so unbeweglich standen, sprang Anno auf, ergriff Heinrichs Rechte und schrie: „Was sitzest du so zum Schimpf da? Diese frechen Mönche haben ihre bäuerische Hand an dich gelegt und der königlichen Majestät Gewalt angethan, als ob sie uns zwingen wollten, ihnen den Willen zu thun."

Er traf den richtigen Ton. Heinrich erhob sich und ging in

* Der Verf. des triumph. S. R. hat im zweiten Buche Manches hinzugesetzt, was nicht ganz so passirt sein mag. So die Gespräche zwischen Anno und Heinrich, die er nicht angehört hat. Wenn ich bedenke, wie ängstlich um dieselbe Zeit Siegfried von Mainz war, „bei seinem Herrn anzustoßen", so möchte ich nicht glauben, daß der Sprecher so unziemlich zum König geredet haben sollte. Ob er „Du" oder „Ihr" zum Könige sagte, ist mir zweifelhaft. Eine Eidesformel für Priester fängt an: „Daz ih dir hold pin N. demo piscophe." Dagegen nennt in der „Schwabenehe" der Freier seine Dame „Ihr". —

** Feretrum sagt Dietwin in dem Briefe an Immad.

die Pfalz. Alle Gäste verließen die Tafel. Die Mönche wollten mit der Bahre ebenfalls dem Könige folgen; allein die Diener hinderten sie.

Heinrich war in der That höchst aufgebracht. Man sprach davon, die Mönche sollten ungefähr, wie einst die von Fulda, gestraft, und der Heilige selbst an den Bischof von Bamberg geschenkt werden.

Draußen im Hof herrschte inzwischen großer Lärm. Die Mönche schrieen über die Ungerechtigkeit des Königs, ja im Zorn vergaßen sie ihre frommen Gebete, traten an den Schrein und schalten das Skelett: „Jetzt sieht man, nichtsnutziger Alter, was du vermagst, da der König bei deiner Ankunft von dannen geht, statt unsere Bitten zu erfüllen.“ Plötzlich brachen die starken eichenen Dreifüße, auf denen die Tafel lag, zusammen, wie Wachs: man sah, daß die Wunderkraft des Heiligen zu wirken begann. Einen Diener, dem das Bein beim Sturz der Tafel verletzt war, heilte er sogleich; eine blinde Frau erhielt plötzlich das Augenlicht wieder. Schon konnte der Hof das Volk nicht fassen, welches hereindrängte.

Der Mönch berichtet, Heinrich habe, in Furcht vor der Strafe des Himmels, Anno umzustimmen gesucht: „Wir handeln nicht recht. Kann der Himmel uns gnädig sein bei diesen Klagen wider uns? Wir laden den Unwillen des Volkes, selbst der Fürsten auf unser Haupt. Ich habe nie thörichter gehandelt, als da ich dir das Eigenthum des Heiligen übergab.“ Der Erzbischof aber hätte erwiedert: „Auf mich falle die Schuld. Wälze Alles auf mich, was man dir zur Last legt. Glaube doch den Menschen nicht so leicht: diese Wunder werden erlogen, um uns einzuschüchtern. Besser würde es sein, sie zu strafen für ihre Verwegenheit, die dich, den Herrn des römischen Reiches, und die Deinen von der Tafel vertrieben haben.“

Vergebens bemühte man sich, die Mönche mit dem Heiligen aus dem Hof zu bringen. Das Zureden des Abtes blieb fruchtlos. Die Diener, welche auf Anno's Befehl hinaus gingen, um die Bahre fortzuschaffen, fürchteten sich vor der tobenden Menge und erklärten, sie könnten nichts thun; sie würden ihr Leben aufs Spiel setzen. Vergeblich war es sogar, daß Bischof Dietwin und die Fürsten unter die Menge traten und den Mönchen vorstellten, es hieße die königliche

Majeſtät beſchimpfen, wenn ſie thäten, als wollten ſie derſelben Zwang anthun.

Allmälig dunkelte es: die Mönche beſchloſſen, die Mainacht hindurch neben ihrem Schrein auf dem Hofe zu wachen. Ein Volksſänger, der mit ſeiner Truppe ſich in Lüttich eingefunden, hatte ſchon in ſeiner Herberge den ganzen Vorfall in Verſe gebracht, kam nun herbei und ſang ſein Lied. Und nicht wenig Troſt empfanden die müden Mönche, als er ihre Leiden ſo im Liede berichtete, und der Chor miteinſtimmte. —

In der Frühe endlich verließen ſie den Hof und trugen den Heiligen in die Marienkirche, wo St. Lambert lag. Es war ihnen auf das Beſtimmteſte erklärt worden, ſie würden durch jene Belagerung der Pfalz nichts erreichen.

Nicht lange, ſo gerieth die ganze Stadt in eine unbeſchreibliche Bewegung. Tauſende von Menſchen umlagerten die Marienkirche. Denn die beiden Heiligen wirkten im Verein die herrlichſten Wunder: blinde Frauen wurden ſehend, Verwachſene erhielten gerade Glieder.

Als die Kunde zur Pfalz drang, blieb doch Anno ungläubig. Er ſandte zwei Diener nach der Kirche, um ſich zu überzeugen. Sie fanden in einem Säulengange der Kirche einen Menſchen, der ſo kontrakt war, daß er ſich kaum bewegen konnte; hoben ihn auf, trugen ihn vor den Altar und warfen ihn auf den Fußboden, wie ein Bund Heu. Alsbald ſtreckte er ſeine Glieder, richtete ſich am Altar in die Höhe, und ſtand da, ſo wohlgeſtaltet und ſchön, daß man ihn kaum wieder erkannte.

„Ich erzähle hier nur, was ich geſehen habe — ſchreibt der Mönch — und was mit mir viele Tauſende von Menſchen aus verſchiedenen Ländern geſehen haben.“

Gleichwohl zweifelten Heinrich und der Erzbiſchof, ob nicht Alles Betrug ſein möchte, und Letzterer weigerte ſich hartnäckig, Malmedy freiwillig herauszugeben; bis endlich Biſchof Lietbert, der ebenfalls nach der Kirche gegangen war, zurückkam, die Wunder beſtätigte und mit den andern Biſchöfen und Fürſten den König bat, den Heiligen, der jetzt ſichtlich ſelbſt ſein Eigenthum forderte, nicht länger unbefriedigt zu laſſen.

Wie in Furcht, erhob ſich Heinrich von ſeinem Sitz und ſprach

zu Anno: „Ich sehe, es läßt sich nicht länger verschieben. Gieb mir also zurück, was ich dir übel berathen verliehen habe; denn selbst wider deinen Willen würde es meine Pflicht sein, dem Heiligen das Seinige zurückzuerstatten.“

„Wenn es einmal Gottes Willen ist und nicht anders geschehen kann“ — erwiederte der Erzbischof — so nimm das Gut zurück, oh Herr, welches du mir gegeben hast.“ Damit reichte er ihm den Stab des heiligen Remaklus, den er in der Hand hielt.

Heinrich schritt also mit einigen Dienern aus der Pfalz und wie er zur Kirche kam und die Menge der Menschen erblickte, welche sich freuten und Gott priesen, verwunderte er sich und sprach zu seinen Begleitern: „Es wird uns Mühe kosten, da hindurch zu kommen.“ Kaum gelang es denselben, ihm Bahn zu brechen. Als er endlich vor den Altar kam, ergriff er den Stab, welchen ein Diener ihm nachtrug, legte ihn über den Schrein und sprach: „Nimm hier dein Gut zurück und zürne mir nicht.“ Dann beugte er sein Haupt, betete und verließ die Kirche eilenden Schrittes.

Ein Tedeum, welches die Geistlichen sangen, beschloß den Triumph des heiligen Remaklus.

Lange Jahre nachher noch feierten die Mönche in Stablo jenen Tag, da ihr Heiliger sich so mächtig und siegreich bewährt hatte. Heinrich selbst spricht in einer Urkunde, die er neunzehn Jahre später ausstellte, davon, wie er in seiner Kindheit, durch die schlechten Rathschläge gewisser Leute irre geleitet, Stablo und Malmedy hätte trennen wollen. „Aber da wir zu Ostern 1071 in Lüttich Hof hielten, würdigte uns der allmächtige Gott des Anblickes der Wunder, die er durch den heiligen Remaklus vor unsern Augen vollbrachte, und so ward es offenbar, daß jene Trennung wider Recht vor sich gegangen.“ —

Anno selbst beweist bei diesen Händeln nicht gerade Eigenschaften, die ihn zum Erzieher und Vorbilde für Heinrich befähigt hätten. Von dem Knaben, den er beherrscht und einzuschüchtern weiß, jene Schenkung zu erlangen, den feierlichen Schutzbriefen der Kaiser und Päbste zuwider; dem Könige dann, da er sein Unrecht einsieht und es gut zu machen wünscht, zu imponiren; dem Unwillen Heinrichs, den Ermahnungen des Pabstes, der lauten Stimme des

Volkes, der Meinung der Fürsten und den Thränen der Königin mit eiserner Stirn Trotz zu bieten, um jenes elenden Raubes willen — soll man glauben, daß ein solcher Mann im Stande gewesen wäre, edle Grundsätze in Heinrichs Seele zu pflanzen? Ja wenn er dem Könige mit jener Stimme, die (nach dem Bericht des hersfelder Mönches) zu Köln in den Kirchen so große Rührung schuf, erhabene und hochherzige Gesinnungen gepredigt hätte, würde derselbe ihn mit Geduld haben anhören können? —

Es erzählt der hersfelder Mönch, daß Anno im Jahre 1072 nach Ostern (da Erzbischof Adalbert eben gestorben war) auf Bitten Heinrichs und mit Zustimmung aller Reichsfürsten noch einmal Regent ward. „Da kehrte das Reich zu seiner früheren Würde zurück; der Zügellosigkeit ward Einhalt gethan. Der König wies alle Klagen an den Erzbischof, und dieser entschied überall ohne Ansehen der Person. Die Bedrücker der Armen wurden gestraft, die Burgen der Raubritter zerstört und Viele der Letzteren in Ketten geworfen. Kurz, er regierte so, daß man zweifelhaft war, ob er des bischöflichen oder königlichen Titels würdiger wäre, und auch in dem Könige, der in Putz und sorglosem Müßiggang fast unterging, erweckte er die Tugenden des Vaters wieder."

Diese paradiesische Zeit dauerte nur ein Vierteljahr. * „Denn da nicht Vernunft, noch Jahre, noch eines Freundes Vorwürfe dem Leichtsinn des Königs ein Ziel setzten (spricht der gute Mönch mit seinem kurzen Gedächtniß); da er täglich schlimmer ward und ohne Scham jedes Verbrechen begieng, das ihm einfiel; da die Fürsten von Furcht bewältigt wären, und Niemand wagte, den Sünder auch nur mit leiser Stimme zu ermahnen: so bedachte der Erzbischof endlich, daß seine Bosheit erfüllt sei, daß sein verhärtetes Gemüth nicht durch Vernunft noch Zeit gebessert werden könnte, und bat ungefähr ein Jahr vor dem Ausbruche des Sachsenkrieges um Urlaub von Staatsgeschäften."

Eitle Deklamation, in welcher der Mönch sich selbst widerspricht

* Lambert scheint selbst im Unklaren zu sein, wie lange sie gedauert hat. Er sagt 1072, nach Ostern hätte Anno's Regiment begonnen. Er sagt zu Anfang des Jahres 1073, Anno hätte den Hof verlassen. Und 1075 sagt er, ungefähr ein Jahr vor dem Ausbruche des Sachsenkrieges hätte er um Urlaub gebeten. (Juli 1072.)

und seine Unkenntniß der Menschen und Zustände verräth, oder in seinem Aerger über den thüringischen Zehnten mit Absicht die Wahrheit entstellt. Ich werde darauf zurückkommen.

LV.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß Heinrichs Herz gleich zu Anfang mehr an dem milden, freundlichen Erzbischof von Bremen hing, als an dem heftigen Anno. Sicher blieb in seiner Seele das Andenken an jene Rheinfahrt von 1062 lange frisch genug, um Vertrauen und Hingebung nicht aufkommen zu lassen. Das Amt als Erzieher wählte Anno vielleicht, weil es seinem herrischen Charakter zusagte, oder weil er den Knaben beherrschen zu müssen glaubte, da er sein Herz nicht gewinnen konnte. Allein es war schwierig und undankbar: Anno nahm, wie es scheint, zwischen Heinrich und Adalbert die Stellung ein, welche man so oft Hauslehrer und Gouvernanten, jene unglücklichen Geschöpfe, zwischen ihren Zöglingen und deren Eltern einnehmen sieht. Er frischte seine Schulmeisterkünste von Bamberg her auf, ließ Heinrich lesen und schreiben; überwachte ihn bei Tische, in der Kirche, beim Aufstehen und beim Schlafengehen; schalt und keifte vielleicht, wenn der Knabe den Griffel falsch hielt, wenn er anders stand, ging oder um sich blickte, als jener es schicklich fand; — und kamen dann Stunden, wo der mürrische Magister den Rücken wandte, und Heinrich leicht aufathmete, so trat ihm etwa der feine, liebenswürdige Vormund entgegen, streichelte ihm die Wangen, sprach liebreiche Worte und ließ ihn mit den Edelknaben am Hof sich ergötzen. Denn, wie zu Heinrichs III. Zeit, so wurden auch damals Jünglinge aus edlen Geschlechtern am Hofe erzogen: namentlich aus Schwaben, wie es scheint.

Welches Vergnügen wird der Knabe 1063 empfunden haben, da er im Herbst mit Adalbert und Herzog Otto „zu den Heumen fuhr", mit kriegerischem Pomp, begleitet von sächsischen und bairischen Rittern! Aber die Mönche schweigen fast gänzlich von diesem Zuge nach Ungarn, und die Volkslieder, in denen solche Begebenheiten stets gefeiert wurden, sind nicht auf uns gekommen.

Ueberhaupt hielt Adalbert es für gut, am Hofe ein heiteres, glänzendes Leben zu schaffen. In großer Zahl fanden sich Schau-

ſpieler, Sänger, Spaßmacher und dergleichen Leute bei ihm ein. Gefielen ihre Leiſtungen, ſo behielt er ſie bei ſich; ſonſt entließ er ſie reich beſchenkt.

„Auf dieſe Weiſe (ſagt der Prieſter Adam von Bremen) wollte er die Leute bei Hof amüſiren, Majordomus werden und ſeine Kirche empor bringen.“

Ich bin überzeugt, daß dieſe Künſte, wodurch Adalbert zu ſteigen gedachte, auf den jungen König hin und wieder erſchlaffend wirkten; ich denke, ſie haben es verſchuldet, daß man ſpäter wohl über den Jüngling Klage führen durfte, an Putz und Jagd und Spiel fände er mehr Freude, als am Rechtſprechen; ich denke, ſie wirkten doppelt ſchädlich um die Zeit, da er Ritterwaffen erhielt (1065). Sie hatten zur Folge, daß man bei Hofe wohl vernahm

Geſang
Verbuhlter Lieder, deren gift'gem Klang
Das offne Ohr der Jugend immer lauſcht.

„Das war ihr ärgſter Verrath (klagte der getreue Biſchof Otbert), daß ſie ihm, der doch wie unter Schloß und Riegel zu halten war, in ſeinem knabenhaften Treiben volle Freiheit ließen, um ſo von ihm herauszulocken, was ſie begehrten.“

Völlig widerwärtig erſcheinen dieſe Bemühungen Adalberts, wenn man bedenkt, was 1063 bis 65 in Italien vorging. Mit niedrigen Poſſenreißern die Zeit zu verbringen, ſtatt über die Intereſſen des Reiches zu wachen, Bruder Benzo's Bitten zu erhören und Kadalus zu helfen! —

Adalbert hat nicht, wie Anno, ſeine Stellung benutzt, um Verwandten und Freunden Reichthum und Einfluß zu verſchaffen. „Unſer Erzbiſchof hielt es für unwürdig (ſpricht Adam), einen der Seinen in die Höhe zu bringen. Er mochte nicht, daß der König oder ſonſt ein Magnat denſelben Wohlthaten erwies, da er ſelbſt ſie ebenſo gut oder beſſer belohnen könnte.“ Doch hauptſächlich an die Schmarotzer, die er nur zu ſehr hegte, verſchwendete er nach Laune unbillig große Summen.

Deſto eifriger war er beſtrebt, ſein kleines Erzbisthum durch neue Erwerbungen zu vergrößern, und um Heinrichs willen muß ich genau auf dieſelben eingehen.

Am 27. Juni 1062 ward ihm zu Allstedt bei Querfurt — der Ort gehörte zu den Besitzungen seines Bruders, des Pfalzgrafen Friedrich — der königliche Hof Lesum übertragen, welcher nördlich von Bremen lag, im Gau Wigmodia. Die Urkunde sagt aus, diese Schenkung sei auf Bitten der Erzbischöfe Anno und Siegfried, des Bischof Burkhard und des Grafen Otto von Orlamünde (Markgrafen von Meißen) geschehen. Lesum war ein bedeutendes Gut; es enthielt 700 Mansen. Dazu kam nun noch der Forst in demselben Gau und — Adam zufolge — im Lande Hadeln an der Elbmündung reiche Besitzungen. Alle diese Güter waren indessen ein Theil der Morgengabe der Kaiserin Agnes. Sie verlangte als Entschädigung neun Pfund Goldes oder 648 Byzantiner.

Im Oktober 1062 schenkte ihm der König zu Regensburg die Grafschaft Stade und die Grafschaften in Friesland, welche einem Grafen Bernhard und dem Grafen Egbert von Braunschweig gehörten. * Doch ist die Urkunde über Egbert's Grafschaft nicht erhalten; die andere über Bernhard's Grafschaft ist vom 24. Oktober datirt.

Die Grafschaft Stade gehörte Udo, dem Markgrafen der Nordmark. Er verstand sich dazu, seine Grafschaft an den Erzbischof zu übertragen und dessen Vasall zu werden; aber Adalbert mußte ihm dafür so viel Stiftsgüter zu Lehen geben, daß Udo nun den dritten Theil des Erzbisthums inne hatte. „Wir wurden arm (sagt Adam an der schon citirten Stelle), um nur die Ehre zu haben, reiche Leute unsere Vasallen zu nennen."

Die Grafschaften in Friesland kaufte er von Bernhard und Egbert für Geld, nicht für Ländereien. Sie lagen an der Ems und nördlich vom Zuyder See. Hier gehörten nämlich dem Grafen Egbert die Grafschaften Staveren, Ostergau und Westergau in der heutigen holländischen Provinz Friesland. ** Bernhard's Besitzungen lagen nur zum Theil in Friesland, andere gehörten zu Westfalen und Engern.

Graf Herrmann, der Billunge, Bruder des Herzog Ordulf,

* S. Adam. III., 48.

** S. die Urkunden Heinrich's IV. für Bischof Konrad von Utrecht aus den Jahren 1077 und 1086 bei Heda hist. ep. Ultraj. Utrecht 1642.

ward ebenfalls Lehensmann des Erzbiſchofs und begleitete ihn als ſolcher 1063 nach Ungarn. Nach der Rückkehr erwartete er durch ein großes Lehen beſonders belohnt zu werden, und da er es nicht erhielt, fiel er mit ſeinen Reiſigen in die bremiſchen Beſitzungen, raubte und verwüſtete, führte Rinder- und Pferdeheerden hinweg und zerſtörte des Erzbiſchofs Burgen bis auf den Grund. Doch war Adalbert jetzt mächtig genug, um ihn zu ſtrafen. Das Pfalzgericht verurtheilte Herrmann zur Verbannung aus dem Reich; erſt nach Jahresfriſt ward er zurückgerufen; als Preis für dieſe Begnadigung ſchenkten die Billungen an das Erzſtift fünfzig Manſen.

König Heinrich ſelbſt, betrübt über die Verwüſtung der bremiſchen Kirche, ſchenkte ihr ſilberne Vaſen, goldene Leuchter und Weihrauchgefäſſe; ferner gegen hundert gottesdienſtliche Gewänder (pallia). So kamen auch für Hamburg reiche Geſchenke an. Der Werth dieſer Gaben in Gelde läßt ſich natürlich nicht beſtimmen, beſonders nicht der Preis jener Gewänder; doch ſei es erwähnt, daß zu Anfang des 12. Jahrhunderts ein Biſchof von Prag fünf Pallien bei der regensburger Judenſchaft für fünfhundert Mark Silbers verſetzte. Sicher gaben Perlen und Edelſteine denſelben einen ſo hohen Werth. —

Ich halte hier einen Augenblick inne, um über eine Behauptung zu ſprechen, die ich bei einigen Autoren unſerer Tage finde, daß nämlich „Heinrich's Buhlerinnen mit den Edelſteinen der Kirchengefäſſe geſchmückt einhergingen.“ *

Es iſt mir nicht zweifelhaft, daß dieſelbe auf jener Stelle Adams beruht, wo er erzählt, es ginge das Gerücht, der Erzbiſchof hätte an Heinrich für die Grafſchaft Bernhard's tauſend Pfund Silbers gezahlt, die er nur durch Plünderung der Kirche hätte beſchaffen können. „In einer beweinenswerthen Stunde ward der geſammte Kirchenſchatz verſchleudert. Dennoch brachte er kaum die Hälfte der erforderlichen Summe auf. Wir hörten, gewiſſe Leute hätten Edelſteine aus den heiligen Kreuzen gebrochen und an Buhlerinnen verſchenkt.“ **

* Schloſſer und danach Haſe, Kirchengeſch. §. 184.

** Adam III., 45. Gemmas sanctarum crucum distractas audivimus a quibusdam meretriculis donatas.

Genau genommen ist von Heinrich hier nicht die Rede. Indessen ich halte das ganze Gerücht für falsch. Adalbert hatte für die Grafschaften in Friesland und Westfalen an die Grafen Egbert und Bernhard, denen sie gehörten, * Geld zu zahlen, nicht an den König. Man könnte mit gleichem Rechte annehmen, Heinrich hätte sich für die Grafschaft Stade bezahlen lassen. Adam klagt ausdrücklich, Egbert hätte nur zu große Summen erhalten, — und es ist wohl zu bedenken, daß Heinrich damals, als der Erzbischof jene Grafschaften erwarb, ein Knabe von noch nicht zwölf Jahren war! Es ist widersinnig, zu glauben, daß er zu jener Zeit von seinem Vormunde tausend Pfund verlangt und eingesteckt hätte.

Ferner erzählt ja Adam kurz vorher, wie reich Heinrich im Jahre 1063 oder 64 gerade die bremische Kirche beschenkt habe; und jene Gaben mögen doch immerhin an tausend Pfund werth gewesen sein.

Kurz: Adam wird Bernhard's und Egbert's Buhlerinnen im Auge haben, wie er ein wenig später über die Buhlerinnen des Markgrafen Udo und des Herzog Magnus Klage führt. **

Im September 1065 erhielt Adalbert endlich die beiden Reichsabteien Korvey und Lorsch. In Korvey scheint er keinen Widerstand gefunden zu haben. Der hersfelder Mönch erzählt, er hätte dem Abt Saricho aufgebunden, der Bischofssitz zu Pola in Istrien sei vakant, den sollte der Abt nun erhalten; Letzterer hätte in der That die weite Reise angetreten, aber unterwegs erfahren, der Bischof von Pola sei am Leben, worauf er heimgekehrt. Vielleicht eine Fabel oder wirklich ein Irrthum des Erzbischofs, durch eine falsche Nachricht veranlaßt; denn was konnte die Lüge nützen? Der Abt regierte das Kloster doch nach wie vor.

Die Aebte von Korvey und die Aebtissinnen von Herford lagen mit den Bischöfen von Osnabrück in Streit über den Zehnten, welchen Letztere von ihnen zu fordern berechtigt waren. Adalbert ver-

* Adam III., 48. Nur unter der Annahme könnte man jenes Gerücht gelten lassen, daß Bernhard die Grafschaft verlor, Adalbert sie kaufte und tausend Pfund an den Fiskus zahlte. Indessen Bernhard besaß die Grafschaft noch 1066.

** Ebend. Andere können nicht wohl gemeint sein.

weigerte denſelben, wie zu erwarten. Noch dreizehn Jahre ſpäter ſpricht es Heinrich aus, wie er damals Osnabrück in jener Sache Unrecht gethan „angeſtiftet durch gewiſſe Räthe, die damals ſeine Jugend geleitet hätten."

In eine ſehr unangenehme Lage gerieth der König durch den Widerſtand, auf welchen Adalbert zu Lorſch traf. Die Diener des Letzteren, welche dem Abt Ulrich meldeten, daß er dem bremer Erzbiſchof untergeben wäre, entgingen kaum thätlichen Mißhandlungen. In der That hatte noch Pabſt Leo IX. feierlich verboten, das Kloſter irgend zu beläſtigen und es unter den beſondern Schutz der römiſchen Kirche geſtellt. Ja von König Heinrich ſelbſt war der Abt noch um Oſtern dieſes Jahres 1065 für ſeine treuen Dienſte belobt worden. Denn der Hof war damals in Worms, und viele Fürſten zugegen, weil Heinrich Ritterwaffen erhielt. Da wird der Abt von Lorſch ſicher reichlich zum Unterhalt der hohen Gäſte beigeſteuert, und Adalbert das ſo ſtattlich begüterte Kloſter mit Gier in's Auge gefaßt haben. Freilich eine ſchöne Erwerbung! Zwölfhundert Ritter dienten dem Abt. Und mit welchem Behagen preiſen die guten Fratres die Butter ihrer Kühe, die Milch ihrer Schafe, ihr Maſtvieh, ihr feines Weizenbrot und das köſtliche Blut ihrer Trauben!

Die zahlreichen Ritter des Abtes beſchloſſen, ihn zu vertheidigen.

Heinrich ſchrieb ihm, er wundere ſich, daß er ſo ungehorſam wäre und ſeine Stellung ſo wenig kännte. „Wir haben vernommen, du beabſichtigeſt Aufruhr. Bedenke, welches das Ende ſein würde. Wir befehlen dir, bei Verluſt unſerer Gnade, und wenn du in unſerem Reiche irgend etwas behalten willſt, zu Allerheiligen (1. Novbr.) nach Goslar zu kommen."

Ulrich gehorchte nicht.

Von Neuem ſchickte Heinrich einen Boten nach Lorſch und ſchrieb „dem Mönch Ulrich", er ſei erſtaunt über die Frechheit, mit der jener eine königliche Abtei wider den Willen des Königs behalten wolle und „unſerm Vormund Adalbert, dem wir dieſelbe gegeben", ungehorſam ſei. Er ſolle dem Ueberbringer ſeinen Stab abliefern.

Zugleich befahl er den Mönchen, Ulrich ferner nicht zu gehorchen.

Der Abt begab sich nach Mainz, wie es heißt; indessen seine Ritter riefen ihn zurück. Sie waren entschlossen, jeden Angriff auf das Kloster mit Gewalt abzuweisen, und bauten zum Schutz desselben in der Nähe die Starkenburg auf dem Berge Burkhelden.

LVI.

Ich möchte glauben, daß besonders diese Verwickelungen den Fürstentag in der königlichen Pfalz Tribur * veranlaßten, im Januar 1066, wo Adalbert gestürzt wurde.

Nur kurze Zeit hatte zwischen dem Letzteren und Anno Freundschaft bestanden. „Obgleich ihre Zunge Frieden sprach, war ihr Herz voll tödtlichen Hasses." Anno sah, wie sein Einfluß bei Hofe allmälig schwand; es war ihm sicher hinterbracht worden, wie bitter sich der bremer Erzbischof unter den Höflingen über die niedere Herkunft, Habsucht und Untreue mancher Reichsfürsten äußerte; er mochte vielleicht Schlimmeres befürchten, wenn nicht bei Zeiten vorgebeugt würde.

Bei der feierlichen Wehrhaftmachung des Königes am dritten Ostertage 1065 (29. März) scheint er nicht zugegen gewesen zu sein. Diese wichtige Feier ging zu Worms vor sich — die Pfalz in Goslar ward um die nämliche Zeit durch eine Feuersbrunst zerstört — ** die Kaiserin hatte sich eingefunden; „im Namen des Herrn" ward Heinrich mit dem Schwert umgürtet, wahrscheinlich von Adalbert; Erzbischof Eberhard von Trier soll den Segen über ihn gesprochen haben; Herzog Gottfried wurde sein Schildträger.

Doch erst im Herbst des Jahres traten die Häupter der Verschwörung von 1062 zu einem Bunde wider Adalbert zusammen. Es waren besonders Anno, Siegfried und Herzog Otto; wenigstens wird der Letztere vor Allen als derjenige genannt, der die beiden Klöster Korvey und Lorsch in Schutz nahm.

Erzbischof Siegfried war im August 1065 von seiner Pilger-

* Bekanntlich Mainz gegenüber, im obern Rheingau, wo auch Lorsch lag.

** S. Berthold und Bernold. 1065. Lambert giebt irriger Weise an, das Fest sei Weihnachten 1064 zu Goslar gefeiert worden.

fahrt nach Jeruſalem zurückgekehrt. Da nämlich Oſtern in dieſem Jahre auf den 27. März fiel, an welchem Tage Chriſtus nach der Annahme der Kirche wirklich auferſtanden iſt, und das Volk 1064 vielfach davon ſprach, das jüngſte Gericht würde mit dem nächſten Oſterfeſte hereinbrechen *, ſo hielt Siegfried es für gut, noch vorher nach Jeruſalem zu wallfahrten. „Um meiner Miſſethaten willen und aus Sehnſucht nach droben (ſprach er) will ich das heilige Grab verehren und küſſen und den Herrn, den ich im Fleiſch nicht ſehen kann, wenigſtens an jener Stätte anbeten, wo einſt ſeine Füße geſtanden haben."

Es zogen mit ihm die Biſchöfe Otto von Regensburg, Günther von Bamberg, Wilhelm von Utrecht und Geiſtliche in großer Zahl, darunter aus Aachen der Domprobſt Altmann und aus Mainz der erzbiſchöfliche Vicedominus Herrmann, — im Ganzen ſicher eine glänzende Schaar von tauſend Mann, die mit großem Pomp einherzog und ſelbſt unter den Barbaren unvorſichtig mit ihren Schätzen prunkte. Sie hatten große Gefahren zu beſtehen. Etwa ſechs Meilen von Jeruſalem, am Berge Ephraim, wurden ſie von Räubern aus der Wüſte angefallen, Einige der Pilger getödtet und ihrer Kleider beraubt; Wilhelm von Utrecht blieb nackt und halbtodt auf der Straße liegen; ein Arm war ihm faſt lahm geſchlagen. Die Andern flüchteten in ein Gehöft und wurden dort vom Charfreitag bis zum erſten Oſtertag von den Räubern belagert. Da befreite ſie der Fürſt von Ramleh; denn Wilhelm von Utrecht und andere Pilger hatten ſich zu ihm geſchleppt, und ihm Kunde gebracht von dem kecken Anfall der Wüſtenbewohner, die ſchon längſt jene Gegenden beunruhigten.

Für dießmal ging die Gefahr vorüber: der jüngſte Tag kam nicht, und damit ſchien es, als wäre „die Sehnſucht nach droben" nicht länger nöthig. Denn da im Juli 1065 auf der Heimkehr Biſchof Günther in Ungarn erkrankte, ſo ſandte Siegfried's Vicedominus Herrmann ſchleunig an ſeine Freunde, die daheim ſeine Güter verwalteten, ſie möchten keine Koſten ſcheuen, um ihm das Bisthum Bamberg zu erwerben. So ward er Günther's Nachfolger, — und

* Vita Altmanni. Gretser. opp. VI.

bei Allem, was er damals zur Erwerbung und später bei der Verwaltung des Bisthums that, war Siegfried Mitwisser und Theilnehmer. *

Adalbert brachte die letzten Monate des Jahres 1065 in Goslar zu, wo die Pfalz gewiß schon wieder hergestellt war durch Heinrichs Hauptbaumeister, den Archipresbyter Benno, der als Dompropst in Hildesheim für Bischof Hezel so viele herrliche Gebäude errichtet hatte und sich besonders auf die Maurerkunst trefflich verstand. Er meinte, unmöglich könnte er den König in den Händen der Menschen lassen, die ihn so umherzerrten, ** und wenn er so im Kreise seiner Schmarotzer saß, erwärmte er sich an schönen und unklaren Plänen, wie er demnächst ein goldenes Zeitalter herstellen und aus dem Reiche Gottes alle Uebelthäter vertreiben würde, besonders jene, die Hand an den König gelegt oder die Kirchen beraubt hätten. Sein Verfahren gegen Lorsch und Corvey scheint er dabei übersehen zu haben.

„Nicht viel Unterhalt — erzählt der hersfelder Mönch — hatte der Hof in Goslar. Außer den geringen Einkünften der Krongüter und den erzwungenen Lieferungen einiger Aebte ward alles Uebrige gekauft. Das geschah aus Haß gegen den bremer Erzbischof, wider den Alle klagten, er wolle allein im Reich herrschen als offenbarer Tyrann."

Im Januar 1066 war der Fürstentag zu Tribur. Auf Einladung Anno's und Siegfried's kamen sie dort zusammen, *** wie es heißt, obwohl jene Curie möglicherweise vom Könige selbst angesetzt worden ist. Mit großem Gefolge zog Heinrich hin: außer Adalbert begleiteten ihn mehrere Bischöfe, deren Namen leider nicht genannt werden, sonst würden jene Parteikämpfe deutlicher sein.

Die Erzbischöfe von Mainz und Köln hatten die letzten Monate wohl benutzt. Natürlich war es nur Neid, was sie trieb. Adalbert hatte Schenkungen erlangt, gegen welche wenigstens Siegfried's Er-

* Lambert. 1075.

** intra manus trahentium. Adam.

*** So Adam und Lambert. Es könnte auffallen, daß die Fürsten sich in einer königlichen Pfalz versammelten wider den König. Doch geschah dieß auch 1076.

werbungen zu Nichts zusammenschrumpften. Was wollte sein Seligenstadt bei Aschaffenburg gegen Lorsch bedeuten?

Es erhob sich ein so heftiger Sturm gegen Adalbert, „den Zauberer und Verführer," daß Heinrich ihn nicht halten konnte. Er mußte ihn vom Hof verbannen. *

Ich will den hersfelder Mönch reden lassen. Er malt mit kräftigem Pinsel, aber nur zu oft mit falschen Farben, und versteht sich schlecht auf Gruppirung, so daß die Schilderung verworren bleibt und Vieles unerklärt läßt.

„Alle blickten den König finster an. Der düstere Spruch lautete: er sollte dem Reich entsagen oder den Erzbischof von Bremen von seinem Rath und der Gemeinschaft der Regierung trennen. Der Letztere rieth ihm, in der nächsten Nacht mit den Reichsinsignien zu entfliehen und zu warten, bis dieser Sturm sich legen würde. Schon ließ Adalbert am Abend des Königs Schätze von den Trabanten hinaustragen, als dieser Anschlag plötzlich zu den Dienern des Königes gelangte, welche sofort zu den Waffen griffen, die Pfalz umgaben und die Nacht hindurch wachten. Früh hätten sie den Erzbischof fast thätlich mißhandelt. So ward er schimpflich vom Hof verjagt, mit allen Gönnern seiner Tyrannei. Freunde des Königes begleiteten ihn, um ihn unterwegs zu schützen."

Räthselhafte Skizze, in der man Parteien im Kampf sieht, von denen bisher keine Rede gewesen, und bei denen man keine Feindschaft voraussetzt. Trabanten, die des Königs Schätze hinaustragen, in Streit mit den Dienern des Königs! Gönner Adalberts, vom Hofe fliehend, geleitet von Freunden des Königes! — So viel man sonst erfährt, war ja Adalbert bei den Leuten am Hofe beliebt. — Auch glaube ich, daß jener „düstere Spruch" in dieser Form Erfindung des Mönches ist.

Auch Abt Ulrich von Lorsch war mit einem höchst glänzenden Gefolge von Rittern in Tribur erschienen. Triumphirend zog er am 2. Februar in sein Kloster ein.

Adalbert kehrte nach Bremen zurück, besang sein Unglück und

* exilium sagt Adam III., 58.

rächte sich mit Psalmen an seinen Feinden. Aber alle seine Gedanken blieben auf den „unseligen Hof" gerichtet.

Nicht geringe Schadenfreude empfanden die Billungen über sein Schicksal. Der jetzt zwanzigjährige Magnus, Herzog Ordulfs Sohn, — „ein trefflicher Jüngling, wie der hersfelder Mönch sagt, der im Frieden das Gute und Gerechte über seine Jahre hinaus liebte, im Kriege aber an Kühnheit und Tapferkeit Niemandem nachstand" — rühmte sich, er werde die rebellische Kirche bändigen. Er zog mit seinen Reisigen gegen Bremen, um den Erzbischof selbst zu fangen und so den langen Streit mit einem Schlage zu beendigen. Bei Nacht entwich Adalbert heimlich aus der Stadt und hielt sich ein halbes Jahr auf seinem Gute Lochtum bei Goslar auf. Da aber Magnus fortfuhr, die Stiftsgüter zu verwüsten, so blieb ihm nichts übrig, als einen schmachvollen Vertrag mit „dem Tyrannen" einzugehen. Magnus ward sein Vasall und erhielt dafür tausend Mansen zu Lehen, wogegen er sich verpflichtete, die so theuer erkauften Grafschaften in Friesland, welche die Grafen Egbert und Bernhard trotzdem für sich behielten, dem Stift endlich erwerben zu wollen.

So blieb dem Erzbischof kaum der dritte Theil seines Stiftes; denn alles Uebrige hatten Udo und Magnus inne.

„Auch die Höfe des Erzbischofs und die Zehnten der Kirchen, von denen Geistliche, Wittwen und Arme bestehen sollten, nahmen Laien hin, so daß Buhlerinnen mit Raubrittern bis heute die Güter der Kirchen verprassen und des Bischofs und der Diener des Altars spotten. Dadurch erreichte der Erzbischof nichts, als daß Udo und Magnus ihn nicht aus dem Erzstift vertrieben."

In der That war sein Loos traurig. An einem Weihnachtstage, wie es scheint, 1068,* bewirthete er Magnus und viele andere Gäste. In alter sächsischer Weise wurden die Gäste nach dem Mahl sehr ausgelassen und laut, was dem Erzbischof höchlich mißfiel. Er winkte den Priestern und ließ sie den Gesang anstimmen: Hymnum cantate nobis. Als der Hymnus beendigt war, und der Lärm von

* Wenn nämlich die Annahme Lappenbergs (s. monum Germ.) richtig ist, daß Adam 1068 nach Bremen kam. Denn er war zugegen bei dieser Scene.

Neuem begann, ließ er sie singen: Suspiravimus * pacem, et non venit. Und als zum dritten Male das Toben anhub, hob er die Tafel auf, indem er mit lauter Stimme sprach: Converte, domine, captivitatem nostram, — worauf der Chor erwiederte: Sicut torrens in austro. Er ging mit den Priestern hinaus und vergoß bittere Thränen.

Oft dachte er Mönch zu werden, oder als Missionar im Slawenlande, in Schweden, oder im fernen Island zu sterben.

Im Uebrigen war es nicht leicht, in seiner Nähe auszuhalten: er war oft seiner Sinne nicht mächtig vor Scham und Schmerz über den Unverstand, den er als Regent bewiesen hatte. Nirgends zeigte er das mehr, als in seinem Wüthen gegen die Stiftsunterthanen. Er haßte dieselben, weil Einer der Priester — vermuthlich ein Bauerssohn aus dem Sprengel — einst 1056 zu Pöhlde seinen Bruder erstochen hatte, den Pfalzgrafen Dedo, einen trefflichen, gerechten Mann, der noch sterbend für den Mörder bat. Auch hingen sie mehr an ihrem Herzog, als an ihrem Erzbischof, waren betrügerisch und höchst lasterhaft. Daher ließ er sie für die geringsten Vergehen in Ketten werfen oder strafte sie an ihrem Vermögen, indem er mit Lachen sagte, Schaden am Leibe sei der Seele gut.

„Er lebte vom Raube der Armen und von den Gütern der Klöster," sagt Adam. „Aus dem so reichen Hospital der bremer Kirche ward in der Zeit von 1066 bis 1072 den Armen keine Gabe gereicht, welches um so trauriger war, da in jenem Zeitraum Hungersnoth herrschte, und allenthalben auf den Straßen arme Leute todt gefunden wurden."

Ich möchte glauben, daß besonders seit 1069, wo er an den Hof zurückkehrte, dieß schlimme Treiben seinen Anfang nahm. Denn es war vielleicht nicht möglich, auf andere Weise die Kosten, welche der Hof verschlang, aus der armen bremer Parochie zu beschaffen. Adalberts Beamte waren maßlos hart gegen das Volk, um nur Geld aufzubringen. Unschuldige wurden gepeitscht und gefoltert, aus dem Hause geworfen und in's Elend getrieben; reiche Leute kamen an den

* Im Text steht sustinuimus?

Bettelstab; selbst die fremden Kaufleute wurden geplündert; sichtlich schmolz die Bevölkerung zusammen.

Es war nicht wohlgethan, daß Heinrich Adalbert 1069 wieder an den Hof berief. Er trat behutsam auf, um die Fürsten nicht zu beleidigen, versöhnte sich mit Anno und seinen andern Feinden, nahm aber dann die alten Pläne wieder auf, und wirkte bei den Verwickelungen, die seit 1070 eintraten, gewiß nicht gut auf den König ein.

LVII.

Im Sommer 1066 begann Heinrich selbständig zu regieren: Erzbischof Siegfried bittet den Pabst Alexander um diese Zeit wiederholt, des Königes immer im Guten zu gedenken und den jugendlichen Anfang seiner Regierung mit Rath und Hülfe zu fördern, bis er dereinst zum Kaiser gekrönt würde. Dabei standen ihm Fürsten, Bischöfe und Edle zur Seite: für das Finanzwesen vornehmlich Bischof Herrmann von Bamberg, wie schon erwähnt, der noch im Frühjahr 1075 an Pabst Gregor schreibt, wie ihn die Gnade des vortrefflichsten Herrn Königes wider seinen Willen zu den Reichsgeschäften gezogen, welches er nur angenommen hätte in der Hoffnung, seiner Kirche zu nützen.

Nach Pfingsten 1066, eben von einem jener heftigen Krankheitsanfälle genesen, die ihn in diesen Jahren so häufig quälten, vermählte sich Heinrich zu Tribur mit seiner Braut Bertha von Savoyen. Er war noch nicht sechszehn Jahre alt, die Königin sicher nur um Weniges jünger.

Ein buntes Wogen und Drängen von Fürsten und Fürstinnen, Rittern und Damen, Priestern und Sängern und allerlei Volk aus Italien, Burgund und Deutschland, herrschte sicher bei dem großen Feste im obern Rheingau und in Mainz. Man erhält eine Ahnung von diesem Treiben, wenn man erfährt, wie zwei und zwanzig Jahre vorher Heinrich's Vater, der fromme Kaiser, bei seiner Vermählung in der Pfalz Ingelheim (westlich von Mainz im Nahegau) unendliche Schaaren von Schauspielern und Volkspoeten abfertigte. Er befahl ihnen, die Pfalz zu verlassen: unbeschenkt und unbewirthet mußte Jeder seine Straße heim ziehen. Aber man erfährt nichts von der Hochzeit zu Tribur, als daß Bertha feierlich von den Fürsten

zur Königin gewählt und (vielleicht zu Mainz) gekrönt wurde; sonst muß man zufrieden sein, wenn etwa Bernold, der Mönch zu St. Blasien im Schwarzwald, zum Jahre 1066 die Worte notirt: „König Heinrich heirathet Bertha, die Tochter eines gewissen Otto in Italien und der Adelheid."

Goldene Träume von Glanz und Glück mochten die Seele der jungen Fürstin umgaukeln, als sie die Eingezogenheit, in der sie aufgewachsen, verließ, um zur Königin des deutschen Reiches gekrönt zu werden. Wie bittere Erfahrungen warteten ihrer! Sie war mit Heinrich an jenem Weihnachtsfeste zu Zürich 1055 verlobt worden, als Heinrich fünf Jahre alt war; vielleicht wurde sie in einem deutschen Kloster erzogen; aber ob Heinrich sie je vor der Vermählung erblickt hat, weiß man nicht. Er empfand jetzt, da sie ihm angetraut war, einen unüberwindlichen Widerwillen gegen diese Verbindung, obwohl er lange den Schein zu retten suchte.

Erst drei Jahre nach der Hochzeit, nach Pfingsten 1069, auf einem Fürstentage zu Worms, trat er mit dem Geheimniß hervor. Er erklärte den Fürsten, die Königin hätte nichts begangen, was eine Verstoßung rechtfertigen würde; aber eine unbesiegbare Abneigung erfüllte sein Herz wider sie; er bäte, daß man in die Scheidung willige, damit sie dann beide eine glückliche Ehe schließen könnten.

Es sei noch einmal erwähnt, wie leichtfertig die Machthaber in jener Zeit ihre Ehen auflösten, die fast durchgängig nach äußeren Rücksichten geschlossen wurden. Im Jahre vor dem Wormser Fürstentage (1068) starb Heinrich's Vetter, Graf Egbert von Braunschweig, seit 1067 Markgraf von Meißen. Er hatte zur Gemahlin eine Tante der Königin, Irmengard, die eine Schwester der Gräfin Adelheid von Turin und Wittwe des Herzog Otto von Schwaben war, welcher 1057 starb. Egbert war eben im Begriff, ihr den Abschied zu geben, * um Adele von Brabant, die Wittwe seines Vorgängers Otto von Orlamünde, zu heirathen, als ihn der Tod ereilte. Er hatte keinen andern Grund, als den, daß Adele interessanter, schön und hochfahrenden Sinnes war. — Im Jahre nach jenem Fürstentage (1070) beschimpfte Welf, seit Weihnachten 1070

* repudium scribere.

Herzog von Baiern, seinen Namen damit, daß er seine Gemahlin Ethelinde verstieß. Nicht der Schatten eines Grundes rechtfertigte ihn: er schickte sie ihrem Vater, Otto von Nordheim, zurück, weil derselbe des Königs Gnade nicht hatte, und ein Vortheil aus jener Verbindung nicht mehr zu erwarten schien. — Auch Rudolf von Schwaben muß diese Praxis wiederholt geübt haben, wenn die Worte wahr sind, welche 1081 einer der achtungswertheſten Schriftsteller jener Zeit über ihn schrieb: „Drei Frauen, die ihm feierlich angetraut waren, hatte er zu gleicher Zeit. Wir kennen sie und können ihre Namen nennen.“ *

Zu Heinrich's Rechtfertigung sollen diese Anführungen nicht dienen — obwohl Jeder, der das Leben kennt, sein Benehmen entschuldigen wird — wohl aber zum Beweise, daß die deutschen Fürsten später wenig Grund hatten, unter den Motiven ihrer Rebellion den Kummer der Königin anzuführen.

Etwas in der neueren Zeit fast Unerhörtes sei geschehen, schrieb Erzbischof Siegfried — an den sich Heinrich vornehmlich gewandt hatte — dem Pabst Alexander. „Denn euer Sohn, unser König Heinrich, wollte vor einigen Tagen seine Gemahlin verstoßen; er wollte von ihr, der er verbunden worden durch feierliche Vermählung und Krönung, geschieden sein, ohne irgend eine Ursache anzugeben. Entsetzt über dieß Abenteuer, widersprachen wir ihm auf den Rath der Fürsten, die in der Pfalz zugegen waren, in's Angesicht und sagten ihm, wenn er nicht einen bestimmten Grund angäbe, so würden wir ihn, ohne Furcht vor der königlichen Majestät und vor seinem Schwerte, sobald euer Befehl uns dieß auftrüge, aus dem Schooße der Kirche stoßen.“ — Heinrich hätte — fährt er fort — seine Abneigung vorgeschützt; die Königin aber seine Aussagen, auf Siegfried's Erkundigung, bestätigt. „Wir waren sehr bestürzt und betrübt.“

Schließlich bittet er den Pabst um Rath, um ein Schreiben und um Gesandte, den Fall zu prüfen und zu entscheiden.

Ein neuer Fürstentag — so beschloß man — sollte in den ersten

* S. den sog. Brief des Bischof Dietrich von Verdün, den der Scholastikus Wenrich zu Trier verfaßt hat, bei Martene und Dürand. thes. anecd. I.

Tagen des Oktober zu Mainz zusammentreten: da sollte die traurige Sache ihre Erledigung finden.

Der hersfelder Mönch meint, Siegfried hätte des Königes Begehren unterstützt, um auf diese Weise zum thüringischen Zehnten zu gelangen, und es ist wohl möglich, daß er nicht so tapfer gesprochen, wie er es dem Pabste schildert.

Zu Rom ward Peter Damiani auserkoren, um bei diesem wichtigen Anlaß des Pabstes Stelle zu vertreten, und es ist dieß fast das letzte Mal, daß der alte Mann in dieser Geschichte auftritt: noch eine kurze Frist, und er steht an seines Lebens Gränze. Vielleicht bewirkte es die Kaiserin Agnes, daß er gerade die Mission erhielt; vielleicht gab sie ihm Weisungen und Rathschläge auf den Weg.

Siegfried hatte ohne Heinrich's Wissen dem Pabst geschrieben; es gebrach ihm in jeder Weise an Muth, offen und selbständig wider den König aufzutreten. Als Heinrich zur festgesetzten Frist nach Mainz zog, und unterwegs vernahm, ein päbstlicher Legat sei angekommen, beschloß er, nach Sachsen umzukehren. Kaum beredete ihn seine Umgebung, die Fürsten, welche doch nach Mainz beschieden wären, nicht vergeblich warten zu lassen. Er ging nach Frankfurt und lud die Fürsten dorthin.

Damiani — wie oben erzählt — setzte die Meinung des Pabstes auseinander: die Sache sei sündhaft; der König vor Allen dürfe nicht solch ein Beispiel geben; er würde die geistlichen Waffen gebrauchen müssen, würde ihn auch nie zum Kaiser krönen, wenn er von diesem Vorhaben nicht abließe.

Die Fürsten stimmten dem Kardinal bei und baten Heinrich, seine Ehre und die Majestät des königlichen Namens nicht durch solch eine That zu beflecken; auch zu bedenken, welcher Schaden dem Reiche erwüchse, wenn er den Eltern der Königin Ursache zum Abfall gäbe.

So sprach er: „Ist das eure unabänderliche Meinung, so will ich mich bezwingen und die Last, die ich nicht abwerfen kann, ertragen, wie ich es vermag.“ Er ließ Bertha an den Hof zurückrufen, aber verließ Frankfurt sogleich, um ihren Anblick zu meiden, und begab sich mit kaum vierzig Rittern nach Goslar. Die Königin folgte mit dem Hof und den Reichsinsignien. Mit Mühe brachten seine

Vertrauten ihn dahin, daß er ihr entgegen ging; doch nahm er sie dann ungewöhnlich liebreich auf.

So vergingen die drei ersten Jahre dieser Ehe. Doch war Heinrichs Gemüth edel und selbst weich: Bertha's sanftes Dulden, ihre liebende Hingebung vermochte er nicht mit Kälte anzusehen. Es ist nicht wahr, wenn der hersfelder Mönch erzählt, der König habe beschlossen, seine Gemahlin so zu halten, als ob sie für ihn nicht in der Welt sei. Sie gebar im August 1071 zu Mainz ihr erstes Kind, einen Sohn, der aber gleich nach der Taufe starb und auf der Harzburg begraben wurde.

Dennoch sollte sie auf Erden ein ruhiges Glück nicht finden. Nur zu bald, nachdem sie endlich des Königes Herz gewonnen, sehen wir andere Leiden auf sie einstürmen: ihr Gemahl im Kampf mit den verrätherischen Fürsten, vom Pabst in den Bann gethan, gequält von tausend nagenden Sorgen, erbittert über den Treubruch seiner Vasallen und die Pläne Hildebrands; — und sie selbst bald mit ihm fliehend auf geheimen Wald- und Gebirgspfaden, bald ihm folgend auf schaurigen Wegen durch die Winterschrecknisse der Alpen, bald von ihm getrennt und etwa in getreuen Städten, wie Worms, Nürnberg, Regensburg, oder in einsamen Burgen angstvoll auf Botschaft harrend, welche Wendung der Krieg nehmen, und wie es mit ihrem Gemahl stehen mag, der im Kampf auf Tod und Leben begriffen ist wider das Haupt der Verräther, den Gatten ihrer Schwester Adelheid.

Da wird sie Trost gefunden haben in der Beschäftigung mit ihren drei Kindern, deren herrliche Anlagen mit der größten Sorgfalt ausgebildet wurden. Von den beiden Söhnen kam der ältere, Konrad, am 12. Februar 1074 im Kloster Hersfeld zur Welt; der jüngere, Heinrich, 1081 geboren, war erst sechs Jahre alt, als seine Mutter starb. Die einzige Tochter, Agnes, Kaiser Rothbarts Großmutter, wurde später in ganz Deutschland, wie es scheint, als die Ausgezeichnetste der Frauen bewundert. Wann sie geboren, ist unbekannt; vielleicht 1077. * Noch als zartes Kind (1079) ward sie mit dem Ritter Friedrich von Hohenstaufen verlobt, als ihr

* Heinrich ging im Januar 1077 nach Italien „mit seiner Gemahlin und seinem kleinen Sohne," sagt Lambert. Agnes wird nicht erwähnt.

Vater denſelben zum Herzog von Schwaben ernannte; und er wird darüber vor Allem hochgeprieſen: Klugheit, edle Herkunft und untadlige Sitten hätten ihn berühmt genug gemacht; aber ſeine höchſte Zierde ſei ſeine Gemahlin geweſen, des Kaiſers Tochter, die unvergleichliche und hochberühmte Agnes. * In den neunziger Jahren wird ſie ſein Weib geworden ſein; als er 1105 ſtarb, ſtanden ſeine beiden Söhne, Friedrich und Konrad, noch im Kindesalter. Agnes vermählte ſich 1106 mit dem Markgrafen Leopold III. von Oeſtreich und lebte noch lange genug, um ihren Sohn Konrad auf dem deutſchen Kaiſerthrone und ihren Enkel Friedrich als den Hoffnungsvollſten unter den Fürſten zu ſehen. Sie ſtarb 1143 im September, faſt doppelt ſo alt, wie ihre Mutter, die ſchon 1087 das Zeitliche ſegnete, etwa im ſechs und dreißigſten Lebensjahre.

XLVIII.

Hier führt mich der Verlauf der Erzählung zu den Verläumdungen, welche die Rebellen ſeit dem Jahre 1073 über Heinrichs Leben ausſprengten, und von denen man noch heutzutage in ſo vielen Geſchichtsbüchern lieſt.

Ich gehe mit großer Zuverſicht auf dieſen Punkt ein; indem ich den Leſer bitte, ſich zu erinnern, mit welchen Lügen 1062 der Ruf der frommen Kaiſerin Agnes von deutſchen Fürſten angetaſtet wurde, und ferner der Worte des Prieſters Berthold von Konſtanz zu gedenken: „Myriaden von Lügen waren überall verbreitet.“ Ich möchte nicht ſagen, daß Heinrichs Jugend makellos verfloſſen ſei; nein, ich bin überzeugt, daß er ſo wenig unſträflich war, wie etwa Karl der Große, oder ſein Vater, der edle Kaiſer, der ſich keineswegs unempfindlich zeigte gegen Frauenſchönheit. Das war auch ſein einziger Fehler, ſpricht ein Mönch; „dieß Laſter ſtört ja mehr, als alles Andere, die Ordnung in der Welt.“ Aber wenn der feurige Jüngling, wie er ſelbſt ſich ausdrückt, den Lockungen ſchmeichelnder Jugend, ſeiner eigenen Freiheit und Ungebundenheit und dem Beiſpiele der jungen Edelleute am Hofe erlag, dann durften doch

* Abt Ekkehard von Aurach zu 1105: clarissimo et singularis ac inclitae famae Adelheidae, filiae imperatoris, matrimonio decoratus. Indeſſen überall ſonſt heißt ſie Agnes.

hierüber jene Fürsten keine Klage führen, die ihn einst der Obhut der Mutter entrissen, noch jene, welche die That von Kaiserswerd *geduldet* hatten. Ja, ich will glauben, daß er in jenen Jahren bis 1073 so wenig tadellos lebte, wie später der edle, ritterliche Heinrich IV. von Frankreich; obwohl in keiner Weise so lasterhaft, wie der gepriesene Wilhelm III. von England geschildert wird, oder andere Fürsten, die uns näher stehen.

Etwas Näheres wissen wir nicht, und selbst die eben zugestandene Annahme wird zum Theil wieder erschüttert, wenn man bedenkt, wie treffliche, weise Männer beständig um Heinrich waren, ein Graf Eberhard von Nellenburg, Bischof Benno von Osnabrück, Eppo von Zeiz, deren Rathschlägen er folgte.

„Von des Königs Verbrechen" — spricht zum Pabst Gregor Einer der Besten unter den Zeitgenossen, der mit den meisten Fürsten wohlbekannt und öfters am Hof war — „haben wir in deiner Schrift gelesen; haben auch vernommen, daß die Verkünder deines Evangelii die Kunde davon über den Erdkreis verbreiten. *Wir wissen davon nichts und glauben davon nichts.*" *

Dem Pabst selbst wurden jene Verläumdungen erst gegen Ende des Jahres 1075 hinterbracht; ich glaube, durch Bischof Burkhard von Halberstadt, den fanatischen Rebellen, der zur Zeit des Sachsenkrieges wiederholt durch Gesandte mit Gregor verhandelte.

„Denn — sagt der getreue Bischof Otbert von Lüttich — da sie sahen, daß er nicht zu besiegen war, so dachten sie, seine Macht auf andere Weise zu schwächen. Sie dichteten ihm Verbrechen an, wie sie nur giftiger Haß zu ersinnen vermochte (die mir aber zu schmutzig und ekelhaft sind, als daß ich sie niederschreiben könnte),

* Bischof Dietrich von Verdün (oder in seinem Namen der Priester Wenrich von Trier) a. a. O. Nos haec ignoramus, nos haec non credimus. Die Autorität dieses vortrefflichen Mannes, der dem Schauplatz der Begebenheiten so nahe stand, ist überwältigend. Uebrigens ist die Schrift, welche bei Martene Thes. I. mitgetheilt wird, wirklich der Brief, welchen Wenrich gegen Hildebrand verfaßt hat. Professor Waitz zweifelt daran, weil sie der Beschreibung Siegeberts (ut seniorem increpans) nicht entspräche. Indessen entscheidend ist die Beschreibung Manegolds: „In jenem Briefe stellt sich der Bischof, als wäre er des Pabstes Freund; er bittet gleichsam um Belehrung und schüttet dabei das ganze Gift der Feinde aus." S. Manegoldus contra Wolfelmum 24. bei Muratori Anecd. IV.

Wahres mit Lügen vermischend, und verklagten ihn bei dem Pabst." *

In Sachsen wurden diese Verläumdungen etwa 1073, vielleicht auch erst 75 erdichtet: ich glaube, in Halberstadt und Magdeburg, wo Erzbischof Anno's Sippschaft residirte: durch solche Mittel sollte der wilde und doch träge Sachsenstamm wider seinen König aufgestachelt, überhaupt die öffentliche Meinung und vor Allem der Pabst gegen ihn bearbeitet werden.

In der That läßt sich die Genesis jener Lügen verfolgen bis in den erzbischöflichen Palast zu Magdeburg hinein. Hier lebte damals unter Erzbischof Wezel's Vertrauten ein Priester Bruno, der 1079 nach Merseburg übersiedelte und die Ruhe der Jahre 1081 bis 83 benutzte, um eine Geschichte des Sachsenkrieges zu verfertigen. Während der hersfelder Mönch bei allgemeinen Redensarten von Heinrichs bösen Begierden und Schandthaten stehen bleibt und über jede Einzelnheit schnell hinwegschlüpft, gleichsam als fühlte er den Boden unter sich wanken: so gebührt dem Priester Bruno das Verdienst, etwa ein Dutzend jener Anekdoten aufbewahrt zu haben, die von des Königs Blutdurst, Ruchlosigkeit und Ausschweifungen handeln.

Diese Anekdoten sind durchgehends plump angelegt ** und tragen, trotz Bruno's Versicherung, daß er nur ganz gewisse Thatsachen mittheilen wolle, *** das Gepräge der Lüge breit und handgreiflich vor sich her. Dennoch würden sie uns stutzig machen können, wenn es sich ihm nicht nachweisen ließe, daß er aus Haß und Bosheit gegen den König ausdrücklich wider besseres Wissen die Unwahrheit sagt.

Er berichtet bei einer Gelegenheit, die unten wiederkehren wird,

* Otbert schrieb 1106 de vita et obitu H. IV.: conflctis conscriptisque super eo criminibus, quae pessima et immundissima potuit odium et livor excogitare, et quae mihi scribenti et tibi legenti nauseam pararent, si ea ponerem.

** Z. B. Kap. 7., welches Heinrichs Verhältniß zu seiner Gemahlin darstellen soll. Ist es möglich, daß man diese Geschichte in Sammlungen von Volkssagen aufnehmen kann? Der Ursprung der Volkssagen ist überhaupt ein sehr zweifelhafter; aber absichtliche Erdichtungen des Parteihasses sind am Wenigsten dahin zu rechnen.

*** Kap. 12.

wie die sächsischen Edlen im Juli 1073 vor einem Theile des sächsischen Heerbannes ihre Beschwerden aus einander setzen. Dieser schlechten Darstellung zufolge tritt auch Erzbischof Wezel auf und klagt: zweimal sei Heinrich mit Mord und Raub in Magdeburg eingedrungen.

Nun steht es fest, daß dergleichen nie geschehen ist; und der Erzbischof hat ganz sicher solch eine Klage nicht vorgebracht. Es läßt sich nicht nur kein Moment für diese Kriegszüge gegen Magdeburg ausfindig machen; es erwähnt nicht nur kein Zeitgenosse diese Ereignisse; sondern — und dieß ist der stärkste Beweis — Bruno selbst schweigt gänzlich davon. Er hat es sich zur Aufgabe gestellt, alle Beschwerden wider den König zusammenzustellen. Nun lebte er ja in Magdeburg; er mußte Heinrich mit seinen wilden Kriegern haben in die Thore dringen sehen; seine Augen mußten das Blutbad und das Plündern erblickt haben. Und von alle dem kein Wort? Soll man annehmen, daß dieser Priester, dem kein Koth zu schmutzig ist, um damit den Ruf seines Königes zu bewerfen, über jene Dinge ein so tiefes Stillschweigen beobachten würde, falls sie überhaupt geschehen wären? Würde er nicht das Aechzen der Sterbenden, das Wuthgeschrei der Kämpfenden, das Strömen des Blutes zur Elbe hinab pomphaft beschrieben haben?

Bruno erzählt an einem andern Orte, im Frühjahr 1075 hätte eines Tages der Erzbischof seine Vertrauten zu sich gerufen. Er zeigte ihnen ein Pulver, das ihm der König durch einen Mönch übersandt mit dem Bescheid, es sei eine heilsame Medizin für allerlei Krankheit, von der Kaiserin Agnes aus Italien ihm geschickt; indessen da dem Könige doch so wenig zu trauen, möchte es gut sein, das Pulver erst zu untersuchen. Er streute ein wenig davon auf ein Stück Brot und reichte es einem Hunde. „Wir sahen, wie derselbe auf der Stelle starb, und freuten uns, daß der Erzbischof eine solche Medizin nicht gekostet hatte."

Will man annehmen, daß dieß wirklich so passirt ist,* so ergiebt

* Es ist natürlich möglich, daß Bruno selbst diese Geschichte erfunden hat. L. Giesebrecht (Wendische Geschichten. II.) meint, wahr müßte sie sein, da Bruno als Augenzeuge spräche! — — Eine schlechte Bürgschaft! Den Beweis hätte 1070 auch Egino, der falsche Ankläger Otto von Nordheims, und jeder Titus Oates für seine Lügen beibringen können.

ſich folgende Alternative: Iſt es wahrſcheinlicher, daß der König, der eben das ganze Reichsheer gegen die Sachſen aufbot, durch ſolch ein Mittel einen der Unbedeutendſten unter ſeinen Gegnern aus dem Wege zu räumen ſuchte; — oder iſt es wahrſcheinlicher, daß der Erzbiſchof, der eben den drohenden Angriff fürchtete, durch ſolch eine Unwahrheit dem Könige hat Feindſchaft erwecken wollen?

Die Entſcheidung kann nicht zweifelhaft ſein. Gerade zu jener Zeit, da Bruno ſchrieb (1082), lebte im Kloſter Hersfeld unter Abt Hartwig mit Lambert zuſammen ein Mönch, Namens Waltram, der ſpäter Biſchof zu Naumburg wurde. Er ſpricht in ſeiner Schrift über die Einheit der Kirche (1092): „Chriſtliche Liebe hat der Kaiſer auch an ſeinen Feinden geübt," — * und ich finde dieſen Satz allenthalben bewahrheitet, wenn Heinrich auch wider jene Rebellen, die ihn mit dem Schwert angriffen, um der Majeſtät des Reiches willen das harte Recht des Krieges walten ließ.

Und warum erwähnt Erzbiſchof Wezel in dem Manifeſt, welches er kurz nach jenem angeblichen Vergiftungsverſuch im Namen aller Sachſen erließ, keine Silbe von dieſen ſchrecklichen Verbrechen des Königes? **

Die widerwärtigſte jener Schmutzgeſchichten iſt die, in welcher Bruno erzählt, wie Heinrich ſeine Schweſter *** Adelheid, Aebtiſſin zu Quedlinburg, auf eine Weiſe beſchimpft habe, gegen welche der Frevel des Sextus Tarquinius wie ein verzeihlicher, muthwilliger Jugendſcherz erſcheinen würde. Dieſe Geſchichte — mit der ich mein Buch nicht beſudeln will — † erhält ſcheinbar dadurch Gewicht,

* De unit. eccl. II., 29. Caritatem autem imperator hostibus quoque suis exhibuit.

** Bruno c. 42.

*** Ich will kein Gewicht darauf legen, daß Bruno c. 8., um die Sache noch rührender zu machen, Adelheid Heinrichs einzige Schweſter nennt, während er c. 83. Judith erwähnt, die Königin von Ungarn.

† Der wißbegierige Leſer kann ſie finden in Leo's Univerſalgeſch. II., deutſch und lateiniſch. Uebrigens hält ſie Prof. Leo für wahr und urtheilt demgemäß über Heinrich IV. Es iſt ungefähr, als wenn man nach Heberts Delationen über Marie Antoinette urtheilen wollte.

Auch Pertz meint in ſeiner Ausgabe Bruno's: „Er wird beſchuldigt, faſt Unglaubliches über Heinrich zu erzählen. Jedoch auch in unſerer Zeit haben wir Dinge, die Vielen unglaublich ſchienen, mit unſern Augen geſehen und unſern Ohren gehört."

Wie wahr iſt das Wort: calumniare audacter! — Sollen wir etwa

daß auch der hersfelder Mönch darauf anspielt, wiewohl dieß nur beweist, daß die Rebellen sie nach Kräften verbreitet hatten.

Man sollte denken, es sei nicht nöthig: aber es ist in der That nöthig, nachzuweisen, daß jenes Kapitel bei Bruno eine Lüge ist.

Von Adelheid erfährt man sehr wenig. Sie ist vielleicht in Quedlinburg erzogen worden, wie häufig Töchter aus fürstlichen Häusern in Frauenstiftern aufwuchsen, z. B. hier in Quedlinburg, zu Anfang des Jahrhunderts, Agnes von Weimar, die Mutter des Erzbischof Adalbert von Bremen. Schon 1069 war sie Aebtissin; sie ernannte damals Magnus, den Sohn Herzog Ordulfs, zum Schirmvogt der quedlinburgischen Besitzung Soltau (mehrere Meilen östlich von Verden), und die Urkunde darüber ist in einem ruhig energischen Geiste verfaßt, wie man ihn bei einer Tochter Heinrichs III. voraussetzen möchte, — wiewohl die Redaktion vielleicht nicht ihr Werk war. Später wird erwähnt, wie sie am 13. Juni 1071 bei der Einweihung des halberstädter Domes zugegen gewesen, mit ihrem Bruder, mit der Königin und deren Tante Irmengard und vielen Fürsten.

Dann verliert man sie aus den Augen für einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren; erst 1089 und 90 taucht ihr Name wieder auf.

Man sollte erwarten — wenn es Wahrheit wäre, was die Rebellen berichten — ihr Körper wäre unter der Last der Schmach, die ihr Bruder ihr angethan, zusammengebrochen; Schmerz und Scham hätten ihr Gehirn zerrüttet: man sollte wenigstens meinen, sie hätte jeden Verkehr mit Heinrich gemieden.

Nichts von alledem. Sie ist immer ihres Bruders treueste Freundin und Helferin gewesen. Heinrich vertraute nicht nur im Winter 1089, da er in Thüringen Krieg führte, seine zweite Gemahlin Praffede * ihrem Schutz an; sondern, als im Sommer 1090 der jüngere Markgraf Egbert von Meißen, jener unermüdliche Rebell, in einer abgelegenen Mühle an der Selke erschlagen und damit der

gläubig lauschen, wenn uns französische Geschichtschreiber noch immer von den vices infames du grand Frédéric erzählen, an die bis jetzt in Deutschland Niemand glauben will?

* Praxedis und Eupraxia wird die russische Dame genannt. Ich bediene mich jenes italienisirten Namens, der uns aus Manzoni geläufiger ist.

Aufruhr in Sachsen gestillt wurde: behaupteten Heinrichs Feinde, die Vollbringer der blutigen That wären von der quedlinburger Aebtissin ausgesandt worden, die ihren Bruder auf diese Weise von einem so gefährlichen Gegner hätte befreien wollen. *

LIX.

Sicher ist es dagegen, daß bei Hofe bis 1073 mit geistlichen Aemtern Handel getrieben wurde. Pabst Alexander hatte noch kurz vor seinem Tode auf Bitten der Kaiserin mehrere Räthe Heinrichs exkommunicirt, als der Simonie schuldig; und da sie nicht vom Hofe verbannt wurden, und zwischen Pabst Gregor und dem Könige ernster Zwist hierüber zu entbrennen drohte, that Agnes, tiefbekümmert um des Sohnes Heil, ihr Aeußerstes, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Heinrich folgte den Bitten der Mutter — „der Bringerin des Segens und Heiles," wie er sie nennt — um so bereitwilliger, da er sich durch die Verschwörung der sächsischen Fürsten in großer Noth befand. In der Mitte des August 1073, wie es scheint, — im Kloster Hersfeld, nach der kühnen Flucht durch den Harz — schrieb er jenen demüthigen Brief, welchen Gregor gegen Ende des September zu Kapua empfing. „Wir haben gesündigt (spricht er) im Himmel und vor Euch und sind nicht werth, Euer Sohn zu heißen." Er gesteht, daß er nicht nur Kirchengut angetastet, sondern auch Unwürdigen und Simonisten Kirchen verkauft hätte, ** statt dieselben zu vertheidigen, wie es sein Amt wäre. „Jetzt aber wird Euer Gebot überall befolgt."

Wer möchte deßhalb einen Stein auf Heinrich werfen, — wer, der weiß, welches schimpfliche Verfahren er Jahr aus Jahr ein von den Häuptern der deutschen Geistlichkeit befolgt sah, von seinem Erzieher Anno, seinem Vormunde Adalbert und dem Primas von Deutschland, Siegfried, den Pabst Gregor noch 1074 daran erinnert, daß er ohne die übergroße Gnade der römischen Kirche gar nicht im Amt bleiben könne? — Es war nur eine der hundert traurigen

* Bernold. 1090. „Markgraf Egbert von Sachsen wird überfallen und erschlagen, wie man sagt, durch die List der Aebtissin von Quedlinburg, einer Schwester König Heinrichs."

** vendidimus. Reg. Greg. VII. L. I.

Folgen der böſen That von Kaiſerswerd, wenn die Bemühungen Kaiſer Heinrichs um Ausrottung der Simonie unter ſeinem Sohne keine Früchte trugen.

Allerdings taſtete er Kirchengut an, wenn er, arglos und unerfahren, wie er war, auf das Dringen jener Biſchöfe ihnen und andern Fürſten Reichsabteien ſchenkte. Nur kann ihm keine Schuld beigemeſſen werden; man müßte denn annehmen wollen, er hätte ihnen dieſe Schenkungen mit Gewalt aufgedrungen, wie etwa Herzog Rudolf von Schwaben 1077 mit Jammern an Pabſt Gregor berichtet, wider ſeinen Willen ſei er König geworden: die Fürſten hätten ihn dazu gezwungen!

Auch ward Heinrich ſicher von jungen Rittern am Hof, die nicht begütert waren, häufig angegangen, er möchte ihnen geiſtliche Lehen verſchaffen, und ſo plagte er wohl einen Abt von Reichenau (am Bodenſee) um Kloſtergüter für jene Ehelleute ſo heftig, daß derſelbe ſeine Würde niederlegte (1071). Doch dieß war keineswegs eine ungewöhnliche Praxis. Klagt doch Abt Dietrich von Stablo und St. Maximin, wie er ſelbſt auf Kaiſer Heinrichs III. heftiges Dringen einen großen Hof mit vielen Thränen einem Ritter habe zu Lehn geben müſſen!

Wenn er indeſſen z. B. als Knabe von vierzehn Jahren einem Grafen Werner, der am Hofe Dienſte that, ein hersfeldiſches Dorf ſchenkte, ohne den Abt zu befragen, ſo fällt die Schuld auf Adalberts Haupt. „Sie behaupteten (ſo klagt der hersfelder Mönch), dem Könige ſtände über die Aebte in den Reichsabteien dieſelbe Gewalt zu, wie über ſeine Wirthſchaftsbeamten auf den Krondomänen und die Rendanten des Fiskus.“ Aber es ſcheint übertreibende Deklamation, wenn der Mönch erzählt, von jenen beiden Männern, Adalbert und Werner, wären damals Bisthümer und Abteien, ja ſelbſt die geringſten geiſtlichen und weltlichen Aemter, nur für unbillige Summen Geldes verkauft worden. Das müßte in den Jahren von 1063 bis 65 geſchehen ſein. „Die Biſchöfe und Herzöge verſchonten ſie noch, (ſpricht er) nicht aus Frömmigkeit, ſondern aus Furcht.“ Und von Abteien, die damals gekauft worden wären, weiß man nichts.

Ueberdieß legte der gepriesene Anno dem Könige dieselbe Gewalt über die Reichsabteien bei. *

Es steht fest, daß Herrmann von Bamberg sein Bisthum (1065) kaufte, und von den Geschenken, die er bei Hofe austheilen ließ, hat vielleicht auch der König, damals fünfzehn Jahre alt und noch unter Adalberts Leitung, einen Theil empfangen. Andere, wie Werner von Straßburg (1065) oder Heinrich von Speier (1067), verpflichteten sich vielleicht, den Rittern des Königs Lehen zu ertheilen: der Letztere wenigstens bedachte verschiedene Edle so reichlich mit seinen Stiftsgütern, daß er mit seinem Hofstaate zuweilen kaum ein halbes Jahr zu leben hatte.

Ob Embricho von Augsburg (1063), vordem Probst zu Mainz, seine Würde durch Schenkungen erwarb, ist unbekannt; jedenfalls war der König dabei schuldlos. Dagegen ist ohne Simonie zu seinem Bisthum gelangt Altmann von Passau (1065); sicher auch Udo von Trier (1066), Benno II. von Osnabrück (1067), Sieghard von Aquileja (1068) und Pibo von Toul (1069; beide vorher Kanzler am Hof); Adalbert von Worms (1070): Herrmann von Metz (1072); — und alle Bischöfe im Reich, die seit 1073 ernannt wurden.

Im Jahr 1069 übergab Heinrich das Bisthum Konstanz einem Domherrn aus Magdeburg, Namens Karl, welcher zugleich Probst der neuen schönen Kirche auf der Harzburg war. Die Domherrn aus Konstanz hatten schon eine Wahl getroffen, kamen nun am 2. Februar 1070 nach Augsburg, wo der König gerade verweilte, und baten um Bestätigung derselben. Er befahl ihnen indessen, Karl anzunehmen. Ungern leisteten sie dem Befehle Folge und noch ehe Karl von Erzbischof Siegfried ordinirt worden, führten sie im Namen des Stiftes Beschwerde über ihn in Rom: er schalte im Bisthum wie ein Tyrann und vornehmlich verschleudere er die Schätze der Kirche an seine Gönner, die ihm die neue Würde verschafft. In der That soll er Kirchengefäße, Meßgewänder, silberne Altarplatten und andern Schmuck über die Seite gebracht haben.

Als daher Siegfried 1070 mit Anno und mit Herrmann von

* S. oben die Kurie zu Aachen. Kap. 52.

Bamberg zu Rom war, befahl ihm Pabſt Alexander, die Sache durch ein Konzil deutſcher Biſchöfe entſcheiden zu laſſen, bis dahin aber die Weihe nicht zu vollziehen. Später ließ er dem Erzbiſchof durch Legaten, die etwa Weihnachten 1070 mit einem päbſtlichen Schreiben eintrafen, dieſen Befehl wiederholen.

Heinrich, dem Karl ſehr werth war, empfand nicht wenig Verdruß über dieſe Verzögerungen: er ſchickte wiederholt Boten an Siegfried mit Bitten und Befehlen, Karl die Weihe zu ertheilen.

„Doch der ehrwürdige Siegfried (ſo ſchreibt des Erzbiſchofs Sekretär), klug wie eine Schlange und ohne Falſch wie eine Taube, entgegnete, das könne nicht ohne Prüfung vor ſich gehen: es ſeien gewichtige Stimmen zu ihm gedrungen, daß jener nicht durch die Thür in den Schafſtall gekommen, ſondern auf der heimlichen Leiter ſimoniſtiſcher Gottloſigkeit hineingeſtiegen ſei.“

Er war in der That in großer Noth. „Ich habe von dem Könige, meinem Herrn, viel zu leiden gehabt (klagt er dem Pabſt) und fürchte, es wird mir und meiner Kirche noch ſchlimmer ergehen, wenn mich nicht Sankt Petrus mit ſeinem Schlüſſel ſchützt vor der königlichen Gewalt.“

Nun vernahm er obendrein, Heinrich wolle Karl mit Geſandten nach Rom ſchicken, damit er ſich dort rechtfertige und vom Pabſt die Weihe erhalte. „Bitte (ſchreibt er), laßt mich nicht ſitzen in dieſer Verlegenheit. Ihr habt mir verboten, ihn zu weihen; wenn Ihr ihn nun weihet, ſo wird mein Fürſt mir ungnädig ſein* und mir vorwerfen, aus Mißgunſt hätte ich ihn nicht weihen wollen.“ Er bittet den Pabſt, in dieſem Falle Karl nach Mainz zur Ordination zu ſenden. —

Dieſe Verhandlungen zogen ſich anderthalb Jahre hin. Bürgerkrieg wüthete in Thüringen, Heſſen und Weſtfalen, da Otto von Nordheim, erbittert über ſeine Aechtung, zu den Waffen gegriffen hatte. Auch Siegfried mußte mit der mainzer Ritterſchaft gegen ihn ausziehen. —

Karl verlangte zuletzt ſelbſt, durch ein Konzil verhört zu werden. Am 15. Auguſt 1071 ward daſſelbe eröffnet. Vorſitzer waren

* Videbor peccasse principi meo.

die Erzbiſchöfe Siegfried, Gebhard von Salzburg und Udo von Trier. Neun Biſchöfe hatten ſich eingefunden: Adalbero von Würzburg, Gundakkar von Eichſtädt, Herrmann von Bamberg, Benno von Osnabrück, Werner von Straßburg, Heinrich von Speier, Embricho von Augsburg, Ermenfried von Sitten und Heribert von Modena.

Die fehlenden Suffraganen von Mainz hatten ſich brieflich entſchuldigt mit Krankheit oder mit Geſchäften für den König. Doch waren eigentlich alle Biſchöfe Deutſchlands zu dem Konzil beſchieden.

Die Biſchöfe kamen in der „größeren Kirche“ des heiligen Martin zuſammen. Ein Gebet eröffnete das Konzil; dann bewillkommte man ſich, die Sitze wurden geordnet, und nun „Simon mit ſeinen Anhängern“ feierlich verdammt. Damit ſchloß die erſte Sitzung.

Am folgenden Tage wollte man, nachdem einzelne Biſchöfe das Eine und Andere aus ihren Diözeſen zur Entſcheidung vorgelegt, zur Hauptſache ſchreiten, der konſtanzer Angelegenheit, als der König, der ebenfalls zugegen war, den Befehl gab, die Sache auf den folgenden Tag zu verſchieben. Er wollte vorher mit den einzelnen Biſchöfen verhandeln und ſie zu Karls Gunſten ſtimmen.

Am dritten Tage, vor Eröffnung des Konzils, begaben ſich die Kirchenfürſten zu Heinrich und baten ihn, der Gerechtigkeit Gehör zu geben. Jedoch möchte ich glauben, daß die Biſchöfe von Speier, Straßburg und Bamberg ſich bei allen dieſen Verhandlungen mehr im Hintergrunde hielten. Und er hörte ſie mit Sanftmuth an, ward nicht heftig „und, was bei Gewalthabern ſo ſchwer iſt, verletzte die Prieſter durch kein beleidigendes Wort,“ ſondern entſchuldigte ſich und ſagte, er, der König, wiſſe ſich rein in dieſer Sache; ob Karl Leuten aus ſeiner Umgebung unerlaubte Verſprechungen gethan, wiſſe er nicht; er hätte denſelben als Probſt längſt liebgewonnen und ihm aus Huld, keineswegs um Gewinnſt, das Bisthum übergeben; wenn jener dieß ſein königliches Wohlwollen vergiftet hätte, ſo wolle er der Gerechtigkeit nicht zuwider ſein.

So kam man zur Kirche. Karl wurde vorgelaſſen, auch die Domherrn aus Konſtanz baten um Gehör.

„Erſt regneten die Prieſter des Herrn Worte der Weisheit, wie

Wolken.“ Dann verlas der Prälatus* der konſtanzer Kirche die Anklage gegen Karl: er hätte das Bisthum gekauft und verwüſtet. Die Domherrn verſicherten, ſie könnten dieſe Ausſagen beweiſen. Karl beſtritt Alles. Der Tag ging darüber hin.

Der König ſuchte dabei, wie der hersfelder Mönch erzählt, bald die Vorwürfe der Domherrn zu widerlegen, bald ihr Gewicht auf ſchlaue Weiſe zu ſchwächen; oft auch verwies er ihnen ihre vorlauten und frechen Reden mit ſtrengen Worten.

„Was Karl in der folgenden Nacht mit ſich verhandelt (berichtet Siegfrieds Sekretär), und wie ihn ſein Gewiſſen ſchlug, zeigte der nächſte Tag. Wir glaubten, er würde nun ſeine Unſchuld beweiſen; aber er ertrug den Anblick des Konzils nicht länger, ſondern richtete ſich ſelbſt und gab Ring und Stab dem zurück, von welchem er ſie mit Unrecht empfangen hatte.“

Er ſprach nur, nach den Beſtimmungen des Pabſtes Cöleſtin dürfe keiner Kirche ein Biſchof aufgedrungen werden wider ihren Willen. —

Die Biſchöfe beſchloſſen, es ſollte Alles, was ſich auf dieſem Konzil zugetragen, aufgezeichnet, und dieß Schriftſtück im Archiv der mainzer Kirche niedergelegt werden. Der Styl deſſelben beweist, daß es von dem Geiſtlichen herrührt, welcher Siegfrieds Briefe verfaßt hat.

Karl ſelbſt kehrte nach Magdeburg zurück und ſtarb dort wenige Monate ſpäter, im Dezember. —

Das Lehnweſen war es, jenes Gewirr von Verleihungen und Uebertragungen, welches in den rohen Gemüthern ſo große Habgier ſchuf, daß zuletzt faſt Niemand ſich ſcheute, in ſchimpflicher Weiſe Geſchenke zu fordern, zu bieten und anzunehmen.

In vielen Klöſtern waren die Bande der Disciplin ſehr gelockert: die Mönche befaßten ſich vielfach mit Wuchergeſchäften und bettelten bei den Machthabern um Abteien. „Laien konnten mit ihnen nicht wetteifern“, ſagt der hersfelder Mönch. „Der Verkäufer wagte nicht ſo viel zu fordern, wie der Käufer zu geben bereit war. Die Welt

* Der praelatus bekleidete im Domkapitel das Amt, welches der Prior im Kloſter bekleidete. Er hatte die innere Disciplin zu überwachen.

ſtaunte, wie Kröſus' Schätze an Leute kämen, die außer Kleidung und Unterhalt nichts zu beſitzen vorgäben."

So ſoll Abt Meginward aus Hildesheim 1069 für vieles Geld die Abtei Reichenau erlangt haben; aber von ſeinen Rittern und, wie oben erwähnt, vom Könige ſelbſt um Lehen für die Edelleute am Hof bedrängt, dankte er ab.

In Reichenau folgte ihm ein Abt Robert aus Bamberg, welcher der Banquier genannt wurde. Indeſſen was der hersfelder Mönch zum Jahre 1071 über ihn berichtet, leidet an jener Maaßloßigkeit, welche ihn ſo häufig zu Entſtellungen hinreißt.

„Robert (ſo erzählt er) zahlte für ſeine Würde tauſend Pfund Silbers in den Schatz des Königes." Er hat vielmehr die Abtei erhalten für Kloſtergüter, welche er an einige „Räthe" Heinrichs als Lehen gab. Hierüber entſtand gerade Streit zwiſchen Gregor und dem König. Möglich indeſſen, daß Heinrich auch Geld erhalten, obwohl es mir unwahrſcheinlich iſt.

„Schon als Mönch (ſchreibt er weiter) hatte derſelbe unermeßliches Geld zuſammen gewuchert und harrte mit Seufzen auf den Tod der Biſchöfe und Aebte. Ja er war ſo wahnſinnig, außer den heimlichen Geſchenken an die Räthe bei Hof,* dem Könige hundert Pfund Goldes — (etwa achttauſend Dukaten heutzutage) — zu verſprechen, damit Abt Widerad von Fulda, der ſo heilige Mann, abgeſetzt würde. Und dieß wäre geſchehen, wenn nicht einige Männer dem Könige offen widerſprochen hätten.

„Dieſer falſche Mönch iſt an Allem Schuld; er hat die Mönche in ſo übeln Ruf gebracht, daß ſie nun in hieſiger Gegend nicht nach ihrer Rechtſchaffenheit, ſondern nach ihrem Gelde geſchätzt werden. Durch dieſen Menſchen iſt es aufgekommen, daß die Abteien bei Hofe öffentlich verkauft werden, und Niemand ſo viel fordern kann, daß er nicht gleich einen Käufer fände, da die Mönche nicht in der Befolgung der Regel, ſondern in Wucher und Prozenten mit einander wetteifern."

Uebrigens behielt Robert die Abtei nicht lange: Pabſt Alexander that ihn in den Bann, und Heinrich nahm ihm den Stab (1072).

* Auricularii.

Er erhielt vom Bischof Herrmann von Bamberg Kloster Gengenbach in Baden (an der Kinzig), eine arme Abtei, und der Versuch, sie in die Höhe zu bringen, kostete ihm das Leben. Als er einem seiner Ministerialen ein Klosterlehen nehmen wollte, ward er nebst mehreren Mönchen aus Bamberg erschlagen.

Jedenfalls ist unter Andern Abt Hartwig von Hersfeld 1072 nicht für Geld eingesetzt worden; schwerlich auch Werner von Corvey 1071; und die zuletzt angeführten Worte des hersfelder Mönches klingen um so wunderbarer, wenn man seinen Bericht von jener Abtwahl liest, welche am 1. Dezember 1075 zu Bamberg vor sich ging. Der König wollte an diesem Tage in Gemeinschaft mit den Fürsten einen Abt von Fulda ernennen; denn Widerad war am 16. Juli gestorben. Als wäre ein Wettkampf ausgeschrieben, strömten Aebte und Mönche von verschiedenen Orten herbei, um die Würde zu erhalten, und versprachen goldene Berge, ungeheure Lehen und Reichsdienste.

„Der König (spricht der hersfelder Mönch selbst) verabscheute ihre Schamlosigkeit auf das Aeußerste, und während sie ihn noch bestürmen, ruft er plötzlich einen Mönch aus Hersfeld, Namens Rüdiger,* der in Geschäften für sein Kloster von Abt Hartwig an den Hof geschickt worden, zu sich, giebt dem überraschten Manne den Stab in die Hand, wählt ihn und bittet die fuldischen Mönche und Ritter dringend, ihn ebenfalls zu wählen. Alle stimmten freudig bei, und obwohl er seine Unerfahrenheit, Kränklichkeit, und die Abwesenheit seines Abtes vorschützte, nahm er auf Zureden der anwesenden Bischöfe die Sache endlich an."

In ähnlicher Weise verfuhr Heinrich, als die Mönche und Ritter von Lorsch sich nach Abt Ulrichs Tode über die Wahl des Probstes geeinigt hatten. Jedermann glaubte, der König würde die Wahl des verdienten Mannes bestätigen. Indessen Heinrich scheint überall der althergebrachten Initiative, welche Klerus und Volk bei den Wahlen der Aebte beanspruchen konnten, nicht günstig gewesen zu sein. Als sie bei Hof erschienen, ergriff er plötzlich einen andern Mönch aus Lorsch, Namens Adalbert, der mit den Uebrigen herbeigekommen, und gab ihm zum Staunen Aller den Stab.

* Ruozelinus = Ruotger.

In dieſen Fällen zeigt ſich der junge König nicht überall unſträflich, nur kann ein ſchwerer Tadel ihn nicht treffen, wenn er ſich nicht ganz der verderblichen Einflüſſe erwehrte, welche ſeit ſeinem zwölften Jahre das Beiſpiel ſeiner Erzieher und der höchſten kirchlichen Würdenträger auf ihn übte. Und wie ſchön bricht überall ſeine edle Natur durch! Die Argliſt verrätheriſcher Fürſten und der Unverſtand kurzſichtiger Annalenſchreiber wälzte freilich alles Unrecht, das im Reiche geſchah, auf ihn, als den Urheber.

Nur auf den König! Legen wir dem König
Leib, Seele, Schulden, bange Weiber, Kinder
Und Sünden auf —

LX.

Heinrich nahm in dieſen ſeinen Jünglingsjahren, wie zu erwarten, wenig Antheil an dem, was draußen jenſeits der Gränzen des Reiches ſich begab. Natürlich drang der Schall von Robert Guiskards Waffenthaten im fernen Süden zu ſeinem Ohr; und das Herz mochte ihm ſchlagen, als er im Spätjahr 1066 von der Schlacht bei Haſtings vernahm und von jenem Würgen, durch welches Herzog Wilhelm, mit dem er nach Oſtern zu Utrecht Freundſchaft geſchloſſen,* die Krone von England und unvergänglichen Ruhm gewann.

Vielleicht trieb ihn die Kunde von dieſen kriegeriſchen Thaten, die das ganze Abendland in Aufregung verſetzten, zu dem Plane, im Februar 1067 das deutſche Heer nach Italien zu führen, um ſich etwa zu Oſtern jenes Jahres in Rom zum Kaiſer krönen zu laſſen. Wir haben geſehen, wie unbedacht er dieſe Romfahrt aufgab. Wunderbar, daß Niemand ihm zuredete, trotz Herzog Gottfrieds Ausbleiben aufzubrechen!

Auch in die Wirren, welche Flandern ſeit 1070 zerriſſen und freilich auf franzöſiſchem Boden ausgefochten wurden, griff er nur mit läſſiger Hand ein, indem er die Wahrung der Reichsintereſſen Herzog Gottfried dem Buckligen übertrug, welcher in der That Robert dem Frieſen mehr als gewachſen war.

Von dieſem Manne, der ſeit mehreren Jahren in Holland ſich

* S. Bouquet XI. die Annalen in der Einleitung.

ſtill gehalten und auch ſpäter, nachdem er Flandern erobert, ſich weder in Deutſchland noch in Frankreich unter den Fürſten ſehen ließ, erzählte man fabelhafte Dinge, die der hersfelder Mönch mit ſeiner eigenthümlichen Eloquenz aufſtutzt.

Er war der jüngere Sohn Balduins V. von Flandern.

Der hersfelder Mönch erzählt, in Flandern ſei es ſeit Jahrhunderten Sitte, daß jeder Markgraf ſeinem Lieblingsſohn ſeinen Namen und die Herrſchaft vererbe; * die übrigen Brüder müßten jenem unterthan ſein, oder in der Fremde „ſich bemühen, durch eigene Thaten groß zu werden, ſtatt in Trägheit und Müßiggang ihre Armuth mit dem eiteln Ruhme der Ahnen zu tröſten."

So rüſtet der Vater Schiffe aus und befiehlt Robert, ſich „wenn er ein Mann ſei, in fremden Ländern durch eigene Tapferkeit ein Reich und Schätze zu erwerben." Er will Gallizien erobern, landet an einer unbekannten Küſte und verliert im Kampf mit den Bewohnern des Landes faſt alle ſeine Genoſſen. Heimgekehrt erhält er eine neue Flotte vom Vater: ein Sturm bricht aus, die Schiffe zerſchellen, nackt und von Allem entblößt wird er ans Ufer geworfen. Da ſchließt er ſich in ärmlichen Kleidern an Pilger nach Jeruſalem an; er will nach Konſtantinopel, wohin ihn die Normannen in des Kaiſers Dienſt ſchon oft gerufen, um ihm den griechiſchen Thron zu übergeben. „Aber der Kaiſer von Griechenland erfuhr dieſen Plan und ließ alle Flüſſe bewachen, über die man nach Griechenland kömmt, damit man ihn gleich dort tödte."

Nun beſchließt er, die fremden Völker in Ruhe zu laſſen, bricht in Friesland ein, „welches an Flandern gränzt, und wo einſt Graf Dietrich und nach ihm ſein Bruder Florenz herrſchten", wird zweimal geſchlagen; endlich aber, da die Frieſen des Krieges müde ſind und ſehen, daß er entſchloſſen iſt, zu ſiegen oder zu ſterben, unterwerfen ſie ſich ihm freiwillig.

Da dieß ſein Bruder, Graf Balduin, vernimmt, — „denn der

* Ich brauche kaum zu erinnern, daß es unſinnig iſt, einem Lieblingsſohne ſeinen Namen zu hinterlaſſen. Als derſelbe getauft wurde, konnte Balduin V. nicht wiſſen, daß er dereinſt ſein Lieblingsſohn ſein würde. Auch wich Balduin VI. von jener angeblichen Sitte ſogleich ab.

Vater war schon alt und krank gestorben" — rüstet er sich, ihn zu vertreiben.

Der hersfelder Mönch verfaßt eine lange Botschaft, durch welche Robert seinen Bruder Balduin den Guten von diesem Zuge nach Friesland hätte abhalten wollen; er läßt ihn um Mitleid flehen, führt das Völkerrecht an und die Rechte der Brüderlichkeit, „die auch den Barbaren für heilig und unverletzlich gälten": „er sei aus der Heimath verstoßen, des väterlichen Erbes beraubt, von der großen Herrlichkeit seiner Ahnen zur äußersten Armuth gebracht worden, habe fremde Nationen mit Krieg überzogen, Länder und Meere aufgerührt, kurz nichts unterlassen, um seinem Bruder wegen seines Antheiles am väterlichen Erbe nicht beschwerlich zu werden."

Trotzdem zieht Balduin nach Friesland, wird von Robert besiegt und, da er, um das Treffen herzustellen, unbesonnen in die dichtesten Haufen der Feinde reitet, erschlagen. Nun bringt Robert in Flandern ein und verlangt es als sein Erbe. —

So weit diese Erzählung, die der Mönch vielleicht von einem Volkssänger vernommen und in seiner Zelle kunstreich verarbeitet hat. Aber in Wahrheit ist Alles anders geschehen.

Von den beiden Söhnen Balduins V. wuchs sein späterer Nachfolger, Balduin, am Hofe Kaiser Heinrichs auf. * Er kehrte zu seinem Vater zurück, noch ehe derselbe mit Gottfried dem Bärtigen Aufruhr wider den Kaiser begann. Um 1050 nun, da der Graf des benachbarten Hennegau, Herrmann, gestorben war, drang Balduin V. mit Heeresmacht in die Grafschaft und schloß Richilde, Herrmanns Wittwe und Erbin von Hennegau, in dem festen Mons ein, bis sie sich bereit erklärte, den jungen Balduin, seinen Sohn, zum Gemahl anzunehmen. So ward derselbe Graf von Hennegau. Freilich hätte des Kaisers Zustimmung zu dieser Ehe eingeholt werden müssen, wie sie einige Jahre später nöthig gewesen wäre zu der Vermählung Gottfrieds des Bärtigen mit Beatrix von Toskana. In der That zog Heinrich wider Balduin, allein er starb, noch ehe der Letztere unterworfen war, und Agnes mußte sich entschließen, im Dezember 1056 auf dem Fürstentage zu Köln das Geschehene gut zu heißen. Auch

* Tomelli hist. hasnon. monast. bei Marten. thes. III.

war der junge Balduin ein trefflicher Prinz, geziert durch Herrſchertugenden, die man damals ſelten wahrnahm.

Sein Bruder Robert war, vielleicht in einem Kloſter, mit großer Sorgfalt erzogen worden, ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann.* Ob er in ſeiner Jugend auf Abenteuer und Eroberungen in der Fremde ausgezogen, weiß man nicht. Doch ſcheint es in der That, als hätte er mit ſeinem Vater und ſeinem Bruder nicht ganz in Eintracht gelebt.** Sicher iſt, daß er etwa zehn Jahre nach ſeines Bruders Vermählung ebenfalls um eine Wittwe in der Nachbarſchaft warb.

Nachdem nämlich Graf Dietrich IV. von Vlaardingen*** im Mai 1048 zu Dortrecht von Kölnern und Lüttichern erſchlagen war, folgte ihm ſein Bruder Florenz, welcher mit Gertrud von Sachſen, einer Tochter des Herzog Bernhard,† vermählt war. Auch er fiel im Sommer 1061 in einer Fehde†† und hinterließ mehrere unmündige Kinder, von denen der älteſte Sohn, Dietrich, erſt im zehnten Jahre ſtand.

Robert bot Gertrud ſeine Dienſte an und vermählte ſich mit ihr im Jahr 1063 zu Oudenarde, in Gegenwart ſeines Vaters und vieler flandriſcher Barone. Er erhielt als ſein Erbtheil eine große Summe Geldes und ſoll überdieß alle die Länder erhalten haben, welche ſein Vater ſeit 1056 vom deutſchen Reiche zu Lehen trug: die Grafſchaft Aalſt, das Waasland, die vier Aemter und den ſüdlichen Theil der Seelande. Dagegen ſchwur er auf die vier Evangelien, nie auf Flandern ſelbſt Anſprüche zu erheben, ſondern ſeinen Bruder und deſſen Nachkommen im Beſitz der Grafſchaft ungeſtört zu belaſſen.††† Seitdem ward er der Frieſe genannt.

* Vir literatus nennt ihn Pabſt Gregor Reg. IX, 34.

** Das chron. S. Andreae (Cambrai), welches freilich erſt ſechszig Jahre ſpäter geſchrieben iſt, behauptet, Vater und Bruder hätten ihn verſtoßen, weil ſie ihn für einen Baſtard gehalten. Die Flandria generosa (hundert Jahre ſpäter geſchrieben!) ſagt, er ſei patri minus, matri magis carus geweſen.

*** Sein Sohn Dietrich V. ſoll ſich zuerſt Graf von Holland genannt haben. Dieſe Grafſchaft beſtand aus den beiden heutigen Provinzen Nordholland und Südholland; die letztere hieß damals Holtland, die erſtere Weſtflingen.

† So die geneal. comit. Flandriae, 1120 verfaßt. Andere machen ſie zu einer Schweſter Bernhards.

†† Gegen die Frieſen, wie es ſcheint. Heda (hist. ep. Ultraj.) nennt den Grafen von Kuyk als den, welcher ihn erſchlug; derſelbe hätte gegen Florenz Krieg geführt im Bunde mit den Biſchöfen von Lüttich und Köln und dem Markgrafen von Brandenburg!

††† Das chron. S. Bertini (eine freilich ſpäte Quelle) erwähnt den Eid, den

So lange sein Vater und Bruder lebte, verhielt er sich ruhig; man vernimmt nichts von ihm; doch ist wohl anzunehmen, daß er für Gertrud wider die rebellischen Friesen zu fechten hatte. Bischof Wilhelm von Utrecht wagte vielleicht nicht ihn anzugreifen, wie er anfangs beabsichtigen mochte; denn er ließ sich im Frühjahr 1064 von Heinrich nicht nur den Besitz jener Güter bestätigen, „welche Graf Dietrich III. und dessen Söhne der utrechter Kirche entrissen und um derentwillen die Kaiser Heinrich II., Konrad II. und Heinrich III. viele Kriege geführt", sondern ließ sich die Grafschaften Westflingen und Holland selbst schenken. *

Balduin V. starb am 1. September 1067 zu Lille, welches er erbaut hatte; Balduin VI. drei Jahre später 1070. Er ward der Gute genannt und hoch gepriesen als Schützer der Wittwen, Waisen und Armen. Demüthig erschien er bei der Messe stets mit einem Gefolge von Armen, trug fast nie Waffen und ritt allein, einen Falken auf der Faust, umher; hielt aber den Frieden so kräftig aufrecht, daß der Bauer Nachts den Pflug auf dem Felde und seine Hütte unverschlossen lassen konnte.

Die Berichte über die Katastrophe, welche nach seinem Tode eintrat, sind sehr verworren. **

Wahrscheinlich war der Verlauf folgender: Balduin hatte bestimmt, von seinen Söhnen sollte Arnulf in Flandern regieren, Balduin in Hennegau; und stürbe Einer von ihnen, so sollte der Ueberlebende in beiden Ländern herrschen. Richilde schaltete nun als Re-

er in Oudenarde geleistet; die geneal. c. Fl. die pecunia maxima, die er erhalten. Ob er die Reichslehen erhielt, möchte zweifelhaft sein, so lange nur Meyerus, der flandrische Herodot, für diese Nachricht Bürgschaft giebt. Ihm schreiben die Neueren nach, Warnkönig u. A.

* Dir Urkunden bei Heda, vom 30. April und 3. Mai datirt aus Kaiserswerd, sicher ächt.

** Die kurze Darstellung bei Warnkönig (flandrische Reichs- und Rechtsgeschichte 1837) enthält manchen Fehler! noch mehr aber die von Le Glay (hist. des comtes de Flandre I. 1843). U. A. verwechselt er Gottfried den Buckligen mit seinem Vater (S. 192—93), erzählt, man hätte 1071 gedroht, Herzog Bernhard von Sachsen († 1059) wolle Robert zu Hülfe kommen; und was die Chronologie anbetrifft, so liest man bei ihm: Balduin V. stirbt 1069, 1. September; Balduin VI. regiert drei Jahre und stirbt am 17. Juli 1071 (S. 189); nun vergeht einige Zeit, wo Richilde regiert, bis Robert sie bei Kassel besiegt am 20. Februar 1070! (S. 198.) In dieser Weise ist der ganze Abschnitt über Robert den Friesen behandelt.

gentin an Arnulfs Statt* und erbitterte die deutſchen Vläminger im Norden von Flandern, namentlich die Bürger von Brügge und Ypern, durch neue Steuern, während es ſcheint, daß ſie im Süden unter den Wallonen ſtarken Anhang hatte. Robert ſetzte ſich mit den Vlämingern in Verbindung, drang etwa im Winter 1070 in Flandern ein mit ſeinen wilden Frieſen und beſetzte das Land bis nach Caſſel,** jener Burg auf einem Hügel, von dem man zweiundbreißig Kirchthürme umliegender Dörfer und bei hellem Wetter ſelbſt die von Laon ſieht. Auch Lille öffnete ihm die Thore.

Ein berühmter Held, Wilhelm, Osberns Sohn, Graf von Eſſex und Hereford, Truchſeß von der Normandie und Großſchatzmeiſter von England, der um Richildens Hand warb und ſie leidenſchaftlich liebte, kam mit Soldaten ihr zu Hülfe. Allein als er einſt mit geringer Begleitung nach einer von Richildens Burgen ritt, fiel er in einen Hinterhalt des Frieſen und ward erſchlagen. ***

Jetzt rief ſie den jungen König Philipp von Frankreich herbei, deſſen Oheim und Vormund Balduin V. geweſen. Am Fuße der Burg Caſſel, bei dem Dorfe Bavinkhoven, kam es zum Treffen, in welchem Robert mit den Vlämingern und Frieſen die Schlachtreihe der Wallonen und Franzoſen durchbrach, der junge Arnulf verrätheriſch von einem ſeiner Vaſallen erſchlagen und Philipp mit ſeinen Grafen und Biſchöfen zur Flucht gezwungen ward.

Richilde ſelbſt fiel in die Hände ihrer Feinde; und Robert ward auf der andern Seite von dem Grafen Euſtache von Boulogne (Vater Gottfrieds von Bouillon) gefangen und nach St. Omer gebracht; aber die Bürger belagerten das Kaſtell und zwangen den Befehlshaber deſſelben, Robert frei zu laſſen. „Auch Richilde ward ihrer Haft entlaſſen, und ſo der Krieg mit wechſelndem Glücke weiter geführt.“ Es ſcheint, daß ſie gegen einander ausgewechſelt wurden. †

Sicher iſt, daß der Ritter Gerbald, welcher Arnulf erſchlug —

* Nimium simplex nennt ihn eine zweifelhafte Nachricht. Die Flandria generosa 19, ſagt: mirae probitatis juvenis.

** Castellum.

*** So Wilhelm von Malmesbury.

† Der Bericht der Flandria generosa (um 1170 geſchrieben!) iſt verworren. Daß Richilde und Robert gegen einander ausgeliefert wurden, erzählt Siegebert.

und zwar auf Anſtiften Roberts, wie es heißt — einige Jahre ſpäter nach Rom pilgerte und die Hände, welche ſeinen Herrn erſchlagen, dem Pabſt Gregor darbot, damit er ſie ihm abſchlagen ließe. Gregor ließ ſeinen Oberkoch rufen, übertrug ihm die Exekution und befahl ihm leiſe, wenn Gerbald zittere, mit dem Beile zuzuhauen; halte er aber ſtill, dann ſolle er nicht ſchlagen. Gerbald bewies ſich ſtandhaft, und Gregor ſprach zu ihm, ſeine Hände gehörten jetzt dem Herrn; er ſolle über Clügny nach Hauſe zurück kehren und thun, was ihm Abt Hugo riethe. Er blieb als Mönch zu Clügny. * —

Herzog Gottfried nun drang im Sommer 1071 in Holland ein und überwand den Frieſen — bei Leyden, wie man ſagt — in einem mörderiſchen Treffen, in welchem faſt das ganze Heer des Letzteren fiel. Er flüchtete ſich nach franzöſiſch Flandern, wohin Gottfried um ſo weniger folgen konnte, da König Philipp wenige Monate nach der Schlacht bei Caſſel Robert zu Gnaden angenommen, mit Flandern belehnt und ſich ſogar mit deſſen Stieftochter Bertha vermählt hatte.

Richilde gewann ſomit nichts, weder durch die anfängliche Hülfe König Philipps, noch durch Gottfrieds glänzenden Sieg, noch ſelbſt dadurch, daß ſie Hennegau von Biſchof Dietwin von Lüttich zu Lehen nahm. Auch lag Gottfried, wie es ſcheint, mehr daran, Holland für ſich zu erobern, als Richilde zur Herrin von Flandern zu machen. Sie machte Frieden mit Robert; ihr Sohn Balduin behielt Hennegau, und ſie ſelbſt ging ſpäter in das Kloſter Meſſines, wo ſie bis zu ihrem Tode 1086 mit Kaſteiungen und Pflege der Kranken zubrachte. Auch eine Pilgerfahrt nach Rom unternahm ſie in ſehr gefährlicher Zeit (1082).

Dieſe Geſchichten lernt man — abgeſehen von dürftigen Notizen bei lothringiſchen und engliſchen Chroniſten — beſonders aus den Aufzeichnungen der Mönche von St. Bertin (in der heutigen Stadt St. Omer) kennen. Hier ſchrieb zuerſt 1120 ein Mönch „Genealogieen der Grafen von Flandern", welche ſpäter andere Mönche überarbeitet und mit neuem Stoffe — aus Volksliedern oder auch aus der Phantaſie geſchöpft — vermehrt haben. Richilde erſcheint in dieſen ſpäteren Chroniken als eine Tyrannin, blutdürſtig

* Chron. Andagin. 24.

wie ein Raubthier, und mit Zauberkünsten begabt, so daß sie z. B. Hagelwetter schafft, um ihre Feinde zu verderben. *

Vielleicht wird es noch gelingen, namentlich mit Hülfe von Schenkungsurkunden u. dgl., mehr Licht in diese düstere Stelle der flandrischen Geschichte zu bringen. **

Robert der Friese lebte bis 1093, ohne an den Kämpfen Theil zu nehmen, welche seit 1076 das Abendland spalteten. Sein schwer beladenes Gewissen trieb ihn 1086, nachdem er noch vorher ein Stift von zwanzig Chorherren in der Peterskirche zu Cassel gegründet, zu einer Pilgerfahrt nach Jerusalem. Auf der Rückreise bewirthete ihn Kaiser Alexius zu Konstantinopel und sprach sicher mit ihm über das Projekt eines allgemeinen Krieges der Christen gegen die Türken. Erst 1091 traf er wieder in Flandern ein. ***

Seit seiner Regierung waren die flandrischen Grafen im Grunde unabhängig. „Ich, von Gottes Gnaden Fürst und Monarch von Flandern" schreibt sich sein Sohn Robert II. †

LXI.

Traurig war sicher 1071 der Zustand jener Gegenden, wo Roberts und Gottfrieds Kriegsschaaren sich tummelten, und so schrie, Ostern (8. April) 1072 das Volk in Utrecht zu Heinrich über die Leiden, darunter die Armen, Wittwen und Waisen, die Kirchen und Klöster seufzten.

Wenn selbst Kaiser Heinrich weiland Raubnester in Schwaben niederbrennen mußte und Mühe hatte, etwa die Rechte immuner Sprengel vor der Habgier benachbarter Fürsten zu schützen, so konnte das Reich bei den „jugendlichen Anfängen" seines Sohnes, 1066

* Mittheilung von L. Bethmann. S. dessen treffliche Einleitung zu den geneal. com. Flandriae und zur Flandria generosa in den Monum. Germ. hist. XI.

** In Kluit's hist. crit. com. Holland. I. steht, Robert der Friese hätte 1076 dem König Heinrich zu Köln den Lehnseid geleistet. Ich möchte die Richtigkeit dieser Nachricht bezweifeln. Die Thatsachen, welche die Neueren aus Meyerus abschreiben, bedürfen noch der Bestätigung aus authentischen Quellen, wenn gleich dieser vortreffliche Geschichtschreiber überall das Ansehen, in dem er steht, wohl verdient.

*** Gertrud von Sachsen nennt ihn „mein Herr, der glorreichste Markgraf Robert mit dem Barte, der Jerusalempilger."

† Miraeus II. lib. 3. cap. 23. „Princeps monarchius."

und ſpäter, nicht wohl ein Bild behaglicher Glückſeligkeit bieten. Gewaltſamkeit tobte allenthalben, wie ein wildes Thier, gegen die Schranken des Geſetzes.

Gleich im Sommer 1066 geſchah, durch Anno's Nepotismus veranlaßt, eine ruchloſe Blutthat, welche Heinrich, damals todtkrank zu Fritzlar, nicht zu hindern vermochte. Am Oſterſonntag war Erzbiſchof Eberhard von Trier, mit dem höchſten Ornat angethan, ziemlich plötzlich geſtorben. Eilends ſuchte Anno ſeinem Neffen Konrad aus Pfullingen in Schwaben, der in Köln das Amt eines Probſtes bekleidete, die hohe Würde zu verſchaffen. Heinrich geht auf ſein Geſuch ein. Ohne Wiſſen und Willen des Volkes in Trier erhält Konrad Ring und Stab, und Anno läßt ihn mit großem Pomp und vielen Rittern den Weg in ſein eben erworbenes Stift antreten.

Inzwiſchen iſt Trier in Aufruhr, daß das alte Wahlrecht durch Klerus und Volk für nichts geachtet wird. „Und nun ein Probſt aus Köln, ohne daß man uns fragt! Sollen die Kölner Gewalt haben über Trier?“ — Während man ſich ſo erbittert und erhitzt, wird am Mittwoch, dem 17. Mai, gegen Abend die Nachricht gebracht, am nächſten Tage werde der deſignirte Erzbiſchof einziehen; er werde im Dorfe Bittburg (vier Meilen von Trier) übernachten; Biſchof Einhard von Speier ſei bei ihm, um ihn im Namen des Königes dem Klerus und Volke vorzuſtellen und dann einzuſetzen. Die Aufregung treibt das Volk zu den frevelhafteſten Entſchlüſſen. Man zieht die Lärmglocken. Der Vogt, Graf Dietrich, ein heftiger junger Mann, ruft ſeine Reiſigen zuſammen. Sie ſetzen ſich zu Pferde und ſchlagen den Weg nach Bittburg ein.

Mit der Frühdämmerung waren im Dorfe die Knechte der Biſchöfe gerade mit Putzen beſchäftigt und mit dem Satteln der Pferde, als Dietrich mit ſeinen Leuten hereinſprengte. Vergebens griffen die Knechte zu den Waffen; ſie wurden in die Flucht geſchlagen, Pferde und Gepäck eine Beute der Trierer. Ein Theil der Letzteren war gleich anfangs nach der Herberge der Biſchöfe geritten. Sie erbrachen die Thür, drangen in das Schlafgemach, wo Einhard und Konrad von dem Getöſe ſchon erwacht waren, und raubten zunächſt ihre ſämmtliche Habe. Dann ließen ſie Einhard, ausgeplündert, wie er

war, laufen; Konrad ward gebunden und unter Lachen und Spotten nach Schloß Urzich geschleppt.

Angstvoll mochte er dort auf Befreiung warten. Aber sein Oheim, der doch später gegen die kölnischen Bürger so schnell ein Heer aufbrachte, that nichts. Und Heinrich war so krank, daß er sich um Reichsgeschäfte nicht kümmern konnte. Vielleicht hielt man auch die Sache nicht für dringend, und so ward Konrad jämmerlich erschlagen, vielleicht an demselben Tage, als Heinrich, eben genesen, zur Feier des Pfingstfestes nach Hersfeld zog.

Am Donnerstag vor Pfingsten (1. Juni) ward er von Dietrich vier Reisigen übergeben; die sollten ihn tödten. Sie führten ihn auf einen benachbarten Hügel, entkleideten ihn bis aufs Hemd, legten ihm eine Binde um die Augen, banden ihm die Hände auf dem Rücken fest — und dann stürzten sie ihn an der steilsten Seite hinunter, um zu versuchen (wie sie sagten), ob Gott ihn gewählt hätte. Aber der Abhang war zerklüftet und mit Gestrüpp bewachsen: der unglückliche Priester blieb daran hängen, verletzt, aber keineswegs todt. Die Mörder waren grausam genug, ihn noch zweimal hinaufzuschleppen und hinunterzustoßen. Endlich schlugen sie ihn mit ihren Schwertern todt, bedeckten die Leiche mit Dornen und Gesträuch und meldeten Dietrich, sein Befehl sei vollstreckt. Fast vierzig Tage lang lag die Leiche den Strahlen der Sommersonne ausgesetzt; aus Furcht vor Dietrich wagte Niemand sie zu beerdigen. Endlich faßten Bauern aus Lonset an der Mosel Muth, hoben bei Nachtzeit den Leichnam auf und begruben ihn vor der Kirche im Dorfe (8. Juli). —

Jetzt kam der fromme Bischof Dietrich von Verdün, Suffragan von Trier, mit einer Schaar von Rittern herbei, um den Todten an einem passenden Ort beizusetzen. Aber es dauerte eine Weile, ehe er entdeckte, wo die Leiche hingeschafft war; denn die Bauern in Lonset läugneten, daß sie dieselbe bestattet, und versicherten, sie wüßten nicht, wo sie geblieben wäre. Zuletzt wagte Einer von ihnen, dem Bischof die Stelle heimlich anzuzeigen. Er ließ den Leichnam ausgraben und nach dem Kloster Tholey schaffen (25. August).

Heinrich soll heftig erzürnt und Willens gewesen sein, ganz Trier zu strafen. Auch Siegfried meldete dem Pabst „den grausamen und unerhörten Mord des designirten Bischofs von Trier, den

die Mörder überfallen, beraubt, umhergeſchleppt, endlich jämmerlich umgebracht hätten", und bat ihn, ſein Anathem auf das Haupt der Thäter zu ſchleudern.

Graf Dietrich ward aus dem Reiche verbannt. Er beſtieg in Italien ein Schiff, um nach dem heiligen Lande zu fahren, und Niemand hörte mehr von ihm. Man nahm an, das Schiff ſei im Meere verſunken.

Ein Bruder des Grafen Eberhard von Nellenburg,* Namens Udo, Domherr zu Trier, ein ſchöner, beredter, anſehnlicher und frommer Mann, wurde Erzbiſchof. —

„Viele Ritter fallen im Bürgerkrieg! — In Sachſen herrſcht Bürgerkrieg! — Franken leidet an innerlichem Zwiſt!" Das ſind die dürftigen und doch ſprechenden Berichte der Annaliſten. ** Und wenn dann Erzbiſchof Adalbert kläglich ſchildert, wie die heidniſchen Slawen jenſeit der Elbe wider die Chriſten wüthen, ſo erläßt Heinrich wohl (Weihnachten 1068) ein Edikt über einen Gottesfrieden, bringt ſelbſt bei ſtrenger Kälte mit einem Heere von Sachſen über die Elbe und die gefrorenen Sumpfniederungen der Havel unter die Lutizier, erſchlägt viel Volk, brennt Ortſchaften nieder und führt große Schaaren von Gefangenen mit ſich fort. *** Allein man ſchloß nicht Frieden und Verſöhnung in Deutſchland, wie er befohlen: in ſeiner nächſten Umgebung geſchah wohl eine raſche, blutige That, die er nicht hindern konnte.

„Konrad, ein Schwabe, ward von den Rittern des Königes getödtet, und man ſagte, der König hätte es befohlen." So erzählt Abt Ekkehard von Aurach und meint, Heinrich hätte ſich dadurch viel Feindſchaft erweckt.

Etwas Sicheres erfährt man eigentlich nicht über dieſe Sache, außer daß Heinrich 1071 eine fromme Stiftung gründete auf Vermittelung des Erzbiſchof Adalbert, Werners von Straßburg, Hezels

* Nellenburg nicht weit vom Bodenſee, nördlich von Konſtanz. Graf Eberhard war ſchon 1066 am Hofe.

** S. Berthold 1066, 1067, 1070.

*** Berthold 1069 . . . viriliter devastat. Siegebert 1069. Annal. Laubiens. 1069.

von Hildesheim und des Grafen Eberhard von Nellenburg „für die Seele unſeres getreuen Konrad von Kirchberg." *

Nur der Prieſter Bruno, damals noch zu Magdeburg, kennt den Fall ſehr genau. Konrad befindet ſich zu Goslar und erhält vom Könige Befehl, zu ihm nach der Harzburg hinüber zu kommen, „wohin außer den Genoſſen und Helfershelfern ſeiner Verbrechen Niemand kommen durfte, der nicht beſonders gerufen war." Konrad wirft ſich ſogleich auf ſein Pferd; wie er in den Wald kömmt, ſieht er Reiſige im Hinterhalt und eilt in eine benachbarte Kirche, obwohl er nicht glaubt, daß es auf ihn abgeſehen iſt. Nun geht ihm der Führer des Hinterhaltes, Burkhard, Burggraf von Meißen, nach, fordert ihn auf, nur getroſt ſeinen Weg fortzuſetzen, es ſolle ihm nichts geſchehen; — Konrad traut nicht, geht aber doch mit, wird an einen abgelegenen Ort geführt und ermordet. „Nie hat Jemand erfahren, weßhalb er getödtet worden." Nur ſagte man, aus Eiferſucht hätte ihn der König umbringen laſſen.

„Heinrich — fährt Bruno fort — um den Verdacht von ſich abzuwälzen, ließ die Mörder durch alle ſeine Freunde verfolgen, Konrad ehrenvoll begraben und vergoß viele Thränen. Aber Jedermann wußte, daß Konrad auf ſeinen Befehl erſchlagen war."

„Denn — ſagte dieſer weiſe Thebaner an einem andern Orte — er war gegen Freund und Feind gleich grauſam; nur wüthete er zuerſt gegen ſeine Freunde, ſo daß ſeine Feinde daran erſahen, was ihnen bevorſtand." **

Der hersfelder Mönch war ſelbſt Zeuge des tiefen Schmerzes, womit Heinrich ſeinen Freund, den Ritter Leopold von Mersburg,*** im Auguſt 1071 im Kloſter Hersfeld beſtattete. —

Es iſt der Mühe werth, dieſe Umgebung des Königs näher ins Auge zu faſſen. Denn die ſächſiſchen Fürſten klagten 1073 hauptſächlich gegen die Räthe des Königes, und wenn man ſie hört, ſo ſollte man denken, die Habſucht dieſer Räthe hätte den Sachſenkrieg

* Leuckfeld: antiquit. Poeldens. — Cf. Ekkehard von Aurach 1057. — Bruno Kap. 11.

** Kap. 55. cf. Kap. 10.

*** Mersburg am Bodenſee.

veranlaßt. „Seit unſer Herr, der König, ins Jünglingsalter trat und ſelbſtändig ward“ — heißt es in ihrem Manifeſt vom Jahr 1075 — „ſeit er den Rath ſeiner Fürſten verwarf und ſich der Leitung derer anvertraute, die das Recht nicht achten,* ſuchte er uns ungebührlich zu bedrücken, unſerer Güter zu berauben und dieſelben ſeinen Vertrauten zu geben, aus keinem andern Grunde, als weil Jene wenig oder nichts beſaßen und ſahen, daß unſer Land höchſt fruchtbar war.“

Von dieſen Beſchwerden werde ich weiter unten handeln. Folgt man mit Aufmerkſamkeit dem Bericht des hersfelder Mönches, ſo wird man betroffen, was die Rebellen eigentlich meinen mochten. Auch er legt dem Burggrafen Meginfried von Magdeburg in jener Standrede, die er 1073 als Geſandter der ſächſiſchen Fürſten zu Goslar an den König gehalten haben ſoll, die Worte in den Mund: „er möchte die höchſt niedrigen Menſchen,** durch deren Rathſchläge er ſich und das Reich zu Grunde gerichtet, vom Hof jagen und die Reichsgeſchäfte den Fürſten übergeben, wie es ſich gebührte.“

Jene Rede hat der gute Mönch ſich freilich zum größten Theile erdacht.

Seit dem Fürſtentage zu Tribur finden wir zunächſt als Räthe und gleichſam erſte Miniſter Heinrichs Anno, Siegfried, vor Allen Herrmann von Bamberg, von dem Heinrich 1069 ausdrücklich ſelbſt ſagt, daß er auf den Rath der Fürſten zu dieſer Stellung berufen ſei, und welcher noch 1071 und wiederum 1074 in derſelben erſcheint. Seit 1069 gewann Adalbert ſeinen Einfluß zum Theil wieder, jedoch erzählt der hersfelder Mönch, daß Heinrich 1071 beſonders den Rathſchlägen des Grafen Eberhard von Nellenburg folgte, „eines ſehr weiſen Mannes.“ Auch Anno erblicken wir in höchſt kritiſchen Zeiten am Hof und im Sommer 1072 war er eine Zeit lang allein Regent des Reiches.

Im Sommer 1073 (berichtet der Mönch) waren es die Biſchöfe Eppo von Zeiz und Benno von Osnabrück, „nach deren Rath Heinrich ſowohl vor als nach dem Ausbruch der Unruhen Alles that.“

* Qui nec aequum, nec bonum considerant. Bruno Kap. 42.

** „Vilissimi homines.“ Bruno nennt Kap. 102. die Nellenburger principes nobilissimi.

Von Eppo wissen wir wenig; er kommandirte 1061 die Baiern zugleich mit Wilhelm von Orlamünde auf dem Zuge nach Ungarn, ward oft in Staatsgeschäften gebraucht, und es steht fest, daß er zu allen Zeiten, auch 1076, wo der Abfall ungefährlich und selbst gewinnbringend schien, bei dem Könige ausharrte; desto genauere Kunde aber haben wir, daß es im ganzen Reiche kaum einen zweiten Mann gab, der so wacker, klug, geschickt und treu gewesen, wie Benno von Osnabrück.

Wiederum spricht der hersfelder Mönch, da er erzählt, daß Probst Robert aus Goslar Bischof von Bamberg geworden (30. November 1075): „Das war ein Mann vom schlechtesten Rufe beim Volk; denn er war immer der vertrauteste Rath des Königs gewesen, und man sagte, er sei der Hauptanstifter von Allem, was der König Schlechtes wider die königliche Majestät begangen."

Nun verdiente aber Robert vollkommen, daß ihn Heinrich nicht nur zum Pathen eines seiner Kinder machte (wahrscheinlich des jüngsten), sondern ihn auch wohl mit den Worten ehrte: „So wichtige Geschäfte können nicht von Statten gehen ohne deine große Weisheit, trefflichen Rath und Treue, *, die uns bisher so oft in Noth und Streit zur Seite gewesen." Einen würdigen Mann nennt ihn Dietrich von Verdün, und ein Geistlicher in Bamberg schrieb ihm das Epitaph:

> Trost und Stütze der Armen, der Welt Zier, Blume des Klerus,
> Auch dein Fleisch und Gebein löset zu Asche sich auf. **

Wer waren endlich jene Räthe, die das Recht nicht achteten?

Es waren die jungen schwäbischen Ritter, welche am Hofe Dienste thaten, zum Theil mit Heinrich aufgewachsen, einst seine Spielgenossen, später seine Freunde und Vertrauten: vornehmlich die Söhne des Grafen Eberhard, die Brüder Berthold und Leopold von Mersburg, vielleicht schon Friedrich von Hohenstaufen, vor Allen aber Ulrich von Godesheim. Ob Burkhard, der Burggraf von Meißen, welcher ebenfalls hierher gehört, ein Schwabe gewesen, möchte zweifelhaft sein. Jener Graf Werner, welcher 1063 und 64 oft genannt wird,

* Maxima sapientia, consilium egregium et fides. Cod. Ud. 191.
** Cod. Ud. 13.

war im Januar 1066, als er Heinrich zum Fürstentage in Tribur begleitete, erschlagen worden. Er hatte sich in Ingelheim einquartirt; seine Reisigen nahmen im Dorfe die Bedürfnisse für sich und die Pferde mit Gewalt, wie üblich; die Bauern widersetzten sich, Werner wollte seinen Leuten beistehen und erhielt von einem der Bauern einen Schlag mit der Keule über den Kopf, woran er bald starb.

„Den Stamm der Schwaben (spricht der hersfelder Mönch) liebte der König besonders, und Viele von ihnen, die von niedriger oder gar keiner Herkunft waren, * hatte er zu den Ersten am Hof erhoben; nach ihrem Wink wurden alle Reichsgeschäfte abgemacht."

„Er vernachlässigte die Fürsten, hatte beständig nur Schwaben um sich und bestimmte diese zu seinen geheimen Räthen und Ministern." **

So hätten, nach des Mönches Darstellung, die Sachen etwa im Juni 1073 gestanden; aber sein Bericht leidet hier wiederum an jener nachlässigen Uebertreibung, die ihm eigenthümlich ist. Er erzählt fast in demselben Athem, nach dem Rath der Bischöfe Eppo und Benno wäre Heinrich damals in allen Stücken verfahren. —

Der Mönch kommt auf diese Ritter später an einer merkwürdigen Stelle zurück, wo ihm Heinrichs Heldenkraft wider Willen einen Ausruf der Bewunderung entlockt. Er hat dieselbe vielleicht damals geschrieben, als der König der Rebellen gefallen und Heinrich nach Rom aufgebrochen war, um den Pabst zu vertreiben.

„Jener Mensch (spricht er), im Purpur geboren und erzogen, bewies, wie es ihm bei so hohen Ahnen, so hohen Würden und Titeln zukam, in allem Unglück stets königlichen Sinn und wollte lieber sterben, als besiegt werden. *** Er hielt es für schimpflich, eine Beleidigung nicht zu rächen; er hatte Leute um sich, von niedriger Herkunft, aber höchst klug und tapfer, † welche sprachen, wie es ihm gefiel, sein krankes Gemüth, welches schon von selbst zu Zorn und

* Obscuris et paene nullis majoribus orti. Lamb. 1073.

** Auricularii a secretis, procuratores tam familiarium, quam publicorum negotiorum.

*** Lamb. 1076. Verum ille homo, in imperio natus et nutritus, ut tantos natales, tantos prosapiae fasces ac titulos decebat, regium in omnibus semper adversis animum gerebat, mori quam vinci malebat.

† Mediocri loco nati, sed consilio ac manu promptissimi.

Verwegenheit neigte, zu allen möglichen Dingen * erhitzten, und damit sie ihm unentbehrlich wären, das Reich ewig in Unruhe zu erhalten suchten. Diesen Rathgebern folgte er, wollte von den Fürsten nichts wissen, sondern vielmehr ihre Autorität ganz unterdrücken und vernichten."

Das Gespräch dieser jungen Ritter, wenn sie etwa mit Heinrich auf den Rundreisen durch das Reich, oder am Kamin in der Pfalz zu Goslar, oder auf Jagden in den Harzbergen über öffentliche Verhältnisse sich unterhalten mochten, hat ohne Zweifel auf den König eingewirkt. Einer von ihnen, Leopold von Mersburg, trägt mit die Schuld an einem der größten Fehler, die Heinrich während seiner Regierung beging.

Hauptsächlich erregten indessen die Vortheile, die sie aus ihrer Stellung zogen, den Neid der Großen. Heinrich bedachte sie mit Lehen, sorgte dafür, daß sie von den Aebten Klostergüter erhielten, und suchte ihnen reiche Erbinnen zu Frauen zu verschaffen. **

„Er wollte — er suchte — er beabsichtigte uns unsere Besitzungen zu entreißen, um sie den Leuten bei Hofe zu geben!" klagten 1073 die sächsischen Rebellen.

Bis zum Jahre 1070 freilich waren keineswegs ausschließlich oder vorherrschend schwäbische Ritter am Hof: wir erblicken bis dahin als Heinrichs Günstlinge auch die Freunde und Waffenbrüder des gewaltigen Otto von Nordheim, und in dieser Zeit erscheint sein Thron wie auf unerschütterlichen Grundvesten errichtet. Traurig, daß tückischer Verrath, Neid und Unbesonnenheit ihn so bald unterhöhlen sollten!

Noch 1069 unterdrückte Heinrich einen Aufstand in Thüringen gleichsam mit spielender Hand. Der bejahrte Dedo, seit Kaiser Konrad Markgraf von der Lausitz, *** hatte im Jahre 1069 Adele von Brabant geheirathet, Tochter des Grafen Lambert von Löwen

* Zu allen möglichen Dingen! Solche vage Allgemeinheiten verleiden nur zu oft die Lektüre Lamberts.

** Ekkehard 1068. „Man klagte, der König verheirathete Töchter vornehmer Leute an niedrig Geborene."

*** Die Lausitz oder Ostmark erstreckte sich von Quedlinburg bis zur Spree und bestand hauptsächlich aus der heutigen Niederlausitz. Die Oberlausitz war damals der Hauptbestandtheil der Mark Meißen.

und Wittwe seines Stiefsohnes Otto von Orlamünde. Der Letztere hatte, als Markgraf von Meißen, in Thüringen mehrere Reichslehen besessen, welche nach seinem Tode, da er nur drei Töchter hinterließ, an das Reich heimfielen. Dedo, von der stolzen und heftigen Adele beredet, forderte vom Könige die Lehen, auf welche er keinerlei Anspruch erheben konnte, und da Heinrich, der sie vielleicht unter seine Ritter vertheilen wollte, die Forderung abwies, so beschloß der sonst ruhige und bedächtige Markgraf Aufruhr. Ein Schritt, zu dem ihn seine verwegene Gemahlin trieb, der aber ganz unbesonnen war, wenn man nicht annimmt, daß benachbarte Fürsten ihm Hülfe versprachen.* Es war im Sommer 1069; Heinrich verhandelte eben mit den Fürsten über Auflösung seiner Ehe. Er sammelte sogleich ein gewaltiges Heer, rückte in Thüringen ein, nahm die Burgen Beichlingen und Burgscheidungen, und Dedo ergab sich, da er sah, daß Widerstand vergeblich war. Einige Monate ward er gefangen gehalten, verlor einige seiner Güter, darunter Solnitz bei Dessau, aber behielt seine Mark.

In Heinrichs Umgebung erscheinen zu dieser Zeit Siegfried, Anno, Burkhard von Halberstadt, Eppo von Zeiz, Benno von Osnabrück und Otto von Nordheim. **

Vor allen Andern aber zeigte sich Dedo's eigener Sohn, Dedo III., den vielleicht des Vaters neue Heirath und das Wesen der Stiefmutter verdroß, thätig für den König. Er war ein junger Mann von herrlichen Gaben, innig befreundet mit Otto von Nordheim, der ihm als Pfand seiner Zuneigung „das Schwert Attila's" geschenkt hatte, jene Dankesgabe der Königin von Ungarn. Auch Heinrich zeichnete ihn sehr aus. Bald nach jenem Kriegszuge gegen seinen Vater ward er indessen — auf Anstiften der Stiefmutter, wie man sagte — ermordet, an einem Orte und auf eine Weise, die verräth, daß auch fürstliche Pfalzen damals sehr einfach gebaut waren. Es wurden häufig Mordthaten in dieser Weise verübt. ***

* Ekkehard 1070. Dedi marchio non sine Saxoniae principum consilio tyrannidem in partes regias orditur.

** S. bei Dronke cod. dipl. Fuld. 764. die Urkunde über den thüringischen Zehenten von 1069, datirt aus Mühlhausen, freilich ohne Datum, aber sicher in jene Zeit zwischen Pfingsten nnd Michaeli gehörig, wo Dedo rebellirte.

*** So starb Herzog Gottfried von Lothringen 1076; auch der blinde Jaromir, Bruder Herzog Ulrichs von Böhmen. S. Kosmas I.

LXII.

Wiederum komme ich zu einem Hauptwendepunkte in dieſer Geſchichte, einem Wendepunkte, ſo verderbenſchwanger, wie es nur eine Folge der That von Kaiſerswerd ſein konnte. Denn dieſer Frevel war ja die Pandorabüchſe für Deutſchland. Als an jenem Maitage Anno's Kahn mit dem Kinde Kaiſer Heinrichs den Rhein dahinfuhr — könnte man denken — ſtand der böſe Genius unſeres Vaterlandes am Ufer und rieb triumphirend die Hände:

Unheil, du biſt im Zuge!
Nimm, welchen Weg du willſt —

Heinrich hätte auf der Welt keine beſſere Stütze ſeines Thrones finden können, als die Zuneigung Otto von Nordheims.

Dieſer Fürſt war in jeder Weiſe des großen Anſehens würdig, deſſen er in Deutſchland genoß: ein tapferer Ritter, ein beſonnener Feldherr, ein Schützer des Rechtes, bewies er in ſeinem ganzen Weſen und Treiben ein Maaß, wie man es unter den Herzögen jener Zeit nur etwa an dem jüngeren Gottfried wahrnimmt. Selbſt als Rebell erſcheint er achtungswerth.

Leider hatte er ſich, wenn auch mit Zögern, bei der Verſchwörung 1062 betheiligt; hatte ſich ſpäter auch Kloſter Altaich ſchenken laſſen; doch ſteuerte er ſonſt dem Unrecht, welches geſchah, nach Kräften: er ſchützte den Abt von Fulda 1063 und ſpäter die Klöſter Lorſch und Corvey. Unzweifelhaft hing er treu am Könige bis zu jenem Momente, da ihn eine ſchmachvolle Intrigue zur Verzweiflung brachte und in das Lager der Feinde Heinrichs trieb. Noch war Heinrich zu unerfahren, um ſeine Lage zu überſchauen; ſonſt hätte er Otto durch jedes Mittel an ſich ketten, ihn nicht von der Seite laſſen; er hätte ſeinen Rathſchlägen lauſchen, ſeiner Klugheit, ſeinem redlichen und ritterlichen Sinne ſich und das Reich anvertrauen müſſen. Das erkannte der weiſe und treue Biſchof Robert von Bamberg wohl, als er Heinrich 1076 rieth, Otto, der bis dahin das Heer der ſächſiſchen Rebellen geführt, zum Regenten von Sachſen zu erheben.

Um ſo mehr hätte Heinrich ſo handeln müſſen, da Otto bis 1070 eine ganz iſolirte Stellung einnahm, vielleicht gerade, weil

sein Charakter wenig zu dem der meisten übrigen Fürsten stimmte. Traurig genug ist die Rolle, welche wir fast alle deutschen Fürsten dieses Jahrhunderts spielen sehen; aber kaum irgendwo beluden sie sich mit größerer Schmach, jene großen kirchlichen und weltlichen Würdenträger — ein Siegfried, Anno, Herzog Rudolf und Ordulf — als in diesem Jahre 1070, da sie nicht nur keinen Finger rührten, kein Wort sprachen, um Otto zu retten, sondern, wenigstens zum Theil, sich beeilten, ihn völlig zu stürzen.

Von drei Seiten sehen wir Otto hauptsächlich angefeindet: von vielen bösen Menschen, denen seine Macht und sein Ruhm im Wege war, und denen er um des öffentlichen Wohles willen zuwider gehandelt hatte; * von jenen unbesonnenen jungen Rittern in Heinrichs Umgebung, die sein Ansehen bei Hofe nicht gern sahen; ** endlich — und dieß ist das Auffallendste — von seinen Landsleuten, den sächsischen Fürsten. ***

Es waren hessische Edelleute — ein Graf Adalbert mit seinen vier Söhnen, und ein Graf Giso, der das Schloß Hohenlinden in den Bergen zwischen Biedenkopf und Wetter besaß — welche die Intrigue zu Otto's Verderben ersannen. Sie stifteten einen verwegenen Schurken, Namens Egino, einen heruntergekommenen Raubritter, zu einer Klage wider Otto an, indem sie sicher voraussetzten, daß es zu einem gerichtlichen Zweikampfe schwerlich kommen, und jedenfalls Zwietracht zwischen Otto und dem Könige entstehen würde.

Egino beschuldigte also Otto, derselbe habe ihn wiederholt zu bereden gesucht, daß er den König umbrächte. Als Beweis zeigte er ein Schwert vor, welches der Herzog ihm zu jener That geschenkt; erklärte sich auch bereit, in jeder Weise die Wahrheit seiner Aussage

* Lamb. 1070. quos ratione communis commodi aliquando offenderat.

** Derf. 1071 erzählt, daß Leopold von Mersburg besonders bezweckt hätte, Otto vom Hofe zu verdrängen (de palatio ejiciendum).

*** Derf. 1070. Der verdiente Wedekind macht in einer seiner „Noten" dem alten Historiker Schmidt den Vorwurf, er ginge gut kaiserlich über Heinrichs Zusammenkunft mit dem Dänenkönig (1071) stillschweigend hinweg. Er vergißt, daß er selbst in seiner übrigens werthlosen Darstellung des Sachsenkrieges gut sächsisch verschweigt, daß gerade die sächsischen Fürsten Otto verurtheilten.

zu erhärten. „Einige der Getreuen des Königes nahmen ihn in Schutz.“ *

Sobald die Sache ruchbar ward, eilten Otto's Feinde herbei, um den Funken des Argwohns, der in Heinrichs Seele geworfen war, zu nähren.

Er setzte einen Fürstentag zu Mainz an (Juni 1070), und da Otto die Anklage für falsch erklärte, sollte er, „der große Held, mit jenem Menschen kämpfen, den er nie gekannt hatte.“ ** Es ist keineswegs glaublich, daß Heinrich hierbei eigenmächtig verfuhr. Die anwesenden Fürsten werden jenen Spruch gethan haben. Am ersten August sollte Kurie zu Goslar sein, und der Zweikampf dort Statt finden.

Otto, entrüstet über die tückischen Ränke seiner Feinde, war gleichwohl zum Kampf entschlossen, selbst wider jenen Schurken, der, obgleich von ritterlicher Herkunft, so tief unter ihm stand. „Die Fürsten aber (erzählt der hersfelder Mönch) schüttelten die Köpfe, es sei unwürdig, daß ein so edler Mann, der bei Allen den besten Namen hatte, mit jenem Menschen kämpfen sollte, der seinen Adel durch Diebstahl, Raub und Frevel längst verwirkt hätte.“

Um so schmachvoller für sie, wenn diese Nachricht wahr ist. Wenn sie Otto schuldlos glaubten, was hielt sie dann ab, — jene Priester des Höchsten, jene Fürsten, die ja sämmtlich beim Namen des Herrn den Rittereid geschworen — was hielt sie ab, ihr Urtheil freimüthig zu Gunsten des Bedrängten auszusprechen? Und wenn das Aeußerste ihnen drohte, hätten sie nicht um so lauter für das Recht sprechen müssen?

Aber sie stehen da — ein Theil wäscht tugendhaft die Hände — der andere sinnt nach, welcher Vortheil aus der Sache zu ziehen ist. —

Es wird nicht recht klar, was die Katastrophe herbeiführte.

Der hersfelder Mönch berichtet: Otto kam am 1. August mit einer Schaar von Rittern in die Nähe von Goslar und ließ den König bitten, sicher erscheinen und seine Sache führen zu dürfen;

* Ekkeh. 1071.

** Ders. Jedoch berichtet Ekkehard, Otto hätte sich geweigert, gegen Egino zu kämpfen.

dann wäre er bereit, seine Unschuld in der Art darzuthun, wie die Fürsten es für angemessen achten würden.

„Des Königs Antwort war hart: er verspreche ihm weder auf dem Wege nach Goslar, noch während der Untersuchung Frieden und Sicherheit; * er erwarte, daß er sich in Goslar stelle und wenn er schuldlos sei, auf Gott vertrauend mit seinem Ankläger kämpfe; thäte er das nicht, so würde er, der König, ihn für überwiesen halten."

„Da schien es — so fährt der Mönch fort — seinen Freunden nicht sicher, noch würdig, daß er sich dem Zorn des Königes preisgebe, da er nicht einmal sicher erscheinen dürfe, ehe noch seine Schuld erwiesen, was doch allen Angeklagten gestattet sei. So zog er sich, da er Gnade nicht hoffen durfte, auf seine Güter zurück, um lieber in den Waffen sein Heil zu suchen, statt sich wie ein Vieh hinschlachten zu lassen."

Die Kunde des Mönches scheint mir ungenau. Warum hätte Otto überhaupt Sicherheit gefordert, deren er ja nicht bedurfte, so wenig, wie die andern Fürsten, die nach Goslar kamen? Er würde in die Stadt eingezogen sein unter dem Schutze des königlichen Bannes, wie jeder Pilger oder Kaufmann, der im Lande reiste. Er durfte keine Gnade hoffen! Soll das heißen, der König würde ihn haben verbannen oder hinrichten lassen, selbst wenn er Egino überwunden? Waren die Zustände im Reiche danach angethan? Glichen die deutschen Fürsten jenem schimpflich zitternden Senat, von dem Tiberius oder der Schlächter Domitian die Verurtheilung ihrer Opfer forderten?

Es scheint vielmehr (wie Abt Ekkehard von Aurach berichtet), daß Otto schließlich dennoch es unter seiner Würde hielt, mit dem schurkischen Ankläger zu fechten.

„Am folgenden Tage (2. August) ließ der König die sächsischen Fürsten über ihn richten, weil er aus Sachsen stammte, und weil diese ihn am meisten haßten wegen Privatstreitigkeiten. Sie erklärten, er sei des Hochverrathes offen überwiesen, und wenn er gefangen würde, sollte er hingerichtet werden."

* Lamb. 1070. se ei nec in veniendo, nec in causa dicenda pacem aut securitatem polliceri.

Das sind die Worte des hersfelder Mönches. Es ist widerwärtig zu lesen, wie dieser Annalist dieselben sächsischen Fürsten eine kurze Zeit darauf pathetisch gegen Heinrich deklamiren läßt, „er hätte die falsche Anklage und schändliche List eines verbrecherischen Menschen schamlos zu Otto's Verderben gemißbraucht." *

So war Otto seinen Feinden preisgegeben: zunächst ward gegen seine Habe gewüthet. Denn „es ist Gesetz und Völkerrecht — wie Heinrich bei einer späteren Gelegenheit spricht — daß offenkundige Feinde des Königes die offene Verfolgung des ganzen Reiches tragen müssen. Sie haben sich durch ihren Treubruch außerhalb des Gesetzes gestellt und sind ihrer Güter zu berauben." **

Aus bloßer Raubgier fielen sofort einige Ritter in die ihnen zunächst gelegenen Besitzungen Otto's, plünderten, brannten; erschlugen oder verstümmelten die Bauern, welche sich zur Wehr setzten; selbst die Kirchen wurden nicht verschont, die er erbaut hatte.

Heinrich selbst ließ Otto's Verwandte schwören, daß sie ihm nicht helfen würden, oder nahm Geißeln von ihnen, sammelte ein Heer und zerstörte Otto's Schloß Hanstein an der Werra. Schloß Desenburg bei Paderborn, gut verproviantirt und nicht leicht zu erobern, ward von der Besatzung übergeben. Die Güter, welche Otto's Gemahlin, Richinza, Wittwe des Grafen Herrmann von Werla, in Westfalen besaß, wurden von Heinrichs Reisigen in der rohesten Weise verwüstet. Wenn man dem hersfelder Mönch Glauben schenken darf, so wurden nicht nur viele reiche und schöne Dörfer zerstört, sondern auch die Bauernweiber, deren Männer sich in Wälder und Berge geflüchtet hatten, gemißhandelt. „Schuldlose Menschen, auf denen nicht der geringste Verdacht lastete, litten von ihrem eigenen Könige solche Grausamkeiten, daß Barbaren nicht schlimmer hätten hausen können."

Es war dieß die gewöhnliche Weise in welcher bis zum 18. Jahrhundert Kriege geführt wurden.

* Ders. 1074 (Januar): ad quem extinguendum falsa criminatione et pessimo nefarii hominis artificio impudenter abusus sit. Das ist Erfindung des Mönches und höchst charakteristisch für ihn. Selbst Bruno's Darstellung des Gerstunger Friedens (1074) übertrifft die seinige.

** Urkunde Heinrichs vom 30. Okt. 1077 gegen Egbert. Bei Heda hist. ep. Ultraj.

Wo inzwiſchen Otto verweilte, erfährt man nicht; vielleicht in Süddeutſchland bei ſeinem Schwiegerſohn, dem Grafen Welf. Er fiel endlich, um ſich zu rächen, mit etwa dreitauſend Reiſigen in Thüringen ein, verbrannte die reichen Dörfer, welche zum königlichen Fiskus gehörten; führte viel Beute hinweg, bereicherte ſeine Ritter mit derſelben, und „machte ſie dadurch treu“ — wie die bezeichnenden Worte des Mönches ſind. Es ſteht nicht zu erwarten, daß dieſelben, welche meiſt nur Hoffnung auf Beute zu Otto's Kriegsgenoſſen gemacht hatte, in des Königs Dörfern barmherziger gehaust haben werden, als Heinrichs Reiſige in Otto's Dörfern.

Plündernd kam Otto nach Eſchwege an der Werra. Da kamen Einige ſeiner Bauern zu ihm gelaufen und klagten, daß ihnen nichts gelaſſen wäre, als das nackte Leben. Otto vertheilte einen Theil ſeiner Beute unter ſie, ermahnte ſie zu Geduld und Gottvertrauen und bat ſie, für ihn zu beten, da ſie nicht für ihn fechten könnten.

Inzwiſchen griffen thüringiſche Ritter, welche ſeit einigen Jahren einen Bund gegen Räuber errichtet hatten, erbittert über Otto's Plünderungszug in ihrem Lande, zu den Waffen, verfolgten ihn in großer Anzahl und griffen ihn am 2. September unfern Eſchwege an. Sie hätten mit mehr Sicherheit eine Heerde Bären angreifen können, als das Heer des Geächteten. Beim erſten Anprall geworfen, jagten ſie entſetzt davon, Graf Rüdiger von Bielſtein (an der Werra), der Haupturheber des Angriffs, lief ſchneller, denn der Wind. Etwa dreihundert von den Thüringern fielen, von Otto's Leuten blieb Einer todt, zwei waren verwundet.

Otto ließ zum Rückzug blaſen, blieb noch bis zum Abend dort, wo er ſein Lager aufgeſchlagen, und entließ dann die meiſten Ritter* ſeines Heeres in ihre Heimath. Vielleicht hatte er vernommen, daß der König mit ſeinem Heere aus Weſtfalen im Anmarſch wäre. Er ſelbſt ging mit einer Schaar, die ihm genügend ſchien, über den Harz oder das Thal der Leine hinauf nach Sachſen und brachte hier — etwa in der Gegend von Verden, nördlich von der Aller — bis Weihnachten zu, indem er theils vom Plündern (königlicher Domä-

* principes ſagt Lambert.

nen), theils von den Gütern seines Freundes, des Billungen Magnus, lebte.

Denn Magnus war mit Otto durch innige Freundschaft verbunden, wie einst der junge Dedo, und es gereicht ihm zur höchsten Ehre, daß er nicht nur im August seinen Vater, den Herzog Ordulf, verließ, um die Gefahren seines geächteten Freundes zu theilen, sondern selbst im folgenden Januar entschlossen war, im letzten verzweifelten Todeskampf an seiner Seite zu fallen.

Heinrich war im September nach Goslar gegangen, um vor Allem diese ihm so theure Stadt gegen einen Angriff Otto's zu schützen. In den Weihnachtstagen waren, wie es scheint, bei ihm versammelt Anno, Adalbert von Bremen, Eppo von Zeiz, Benno von Osnabrück, Adalbert von Worms (der erst neulich Bischof geworden), Heinrich von Speier, Werner von Straßburg, die Herzöge Ordulf von Sachsen, Rudolf von Schwaben und Welf, der Schwiegersohn Otto's. *

Der Mannsstamm des erlauchten, mit den Karolingen so eng verwandten Hauses der Welfen war 1055 ausgestorben mit Welf III., Grafen von Ravensburg und Herzog von Kärnthen. Seine Schwester Kunigunde war an den Markgrafen Azzo II. von Este verheirathet, und aus dieser Ehe entsprang Welf IV., der Stammvater der späteren Welfen. Er war ein Mann von heftiger Gemüthsart, kriegerisch, eigennützig und treulos. Als Erbe der welfischen Stammlande in Schwaben (zwischen dem Bodensee und dem Lech) hatte er Ethelinde, Tochter Otto's von Nordheim, geheirathet.

Anfangs soll er den Schwiegervater 1070 mit Rathschlägen und selbst mit einer Kriegerschaar unterstützt, auch seine Gemahlin von Neuem durch feierlichen Eidschwur seiner standhaften Treue ver-

* Lambert berichtet, Heinrich hätte Weihnachten zu Goslar gefeiert, dort hätte Welf durch Herzog Rudolfs Vermittelung das Herzogthum Baiern erhalten. Nach Weihnachten wäre der König nach Baiern aufgebrochen. — Nun steht bei Lacomblet I., 216 eine Urkunde, in welcher alle oben im Text genannte Bischöfe und Fürsten als Zeugen aufgeführt sind, (subvenientibus nostris fidelibus). Bei Lacomblet ist dieselbe vom 29. Dezember 1072 aus Worms datirt, Die Indiktion weist auf das Jahr 1071; allein da Herzog Ordulf schon im März 1071 gestorben ist, so möchte ich statt „Worms 1071" lieber setzen „Goslar 1070". Am 6. Januar 1071 war Heinrich noch in Goslar. — Uebrigens ist die ganze Urkunde zweifelhaft, wie so viele aus der damaligen Zeit.

ſichert haben. * Bald aber ſchien es ihm vortheilhafter, eine entgegengeſetzte Politik zu verfolgen: er entzog Otto ſeine Hülfe, ſchickte ihm Ethelinde zurück, und dann verſchleuderte er reichliche Geſchenke an Geld und Gütern, um an Otto's Statt Herzog von Baiern zu werden — „zum allgemeinen Abſcheu", wie der hersfelder Mönch ſagt.

Herzog Rudolf ſcheint dieſen Abſcheu nicht getheilt zu haben: durch ſeine Vermittelung erhielt Welf am Weihnachtsfeſte 1070 die Herzogsfahne. Und Keiner der anweſenden Fürſten hatte ſo viel Muth und Ehre, um ſeine Stimme dawider zu erheben. Wer unter uns vermag es, bei ſolchen Stellen unſerer Geſchichte ſich eines Gefühles der Scham zu erwehren! Doch ich werde nur zu bald von traurigeren Dingen reden müſſen.

Heinrich brach ſogleich nach Baiern auf, um die Großen dieſes Herzogthums darüber zu beſchwichtigen, daß er, ohne ſie zu befragen, einen neuen Herzog über ſie geſetzt hatte. Sächſiſchen Fürſten übertrug er die Vertheidigung von Goslar.

Otto hatte nun keine Hoffnung mehr: ſeine Güter waren verwüſtet, ſein Herzogthum einem Andern übertragen: er faßte den verzweifelten Entſchluß, dem Könige nicht mehr auszuweichen, ſondern einen ehrenvollen Tod zu ſuchen. Mit der kleinen Schaar von Freunden, die ritterlich bei ihm aushielten — darunter auch Magnus — ging er im Januar nach Heſſen, befeſtigte den Haſungenberg (am Habichtswalde zwiſchen Diemel und Eder, einſt St. Heimerads Aufenthalt), verproviantirte ſich aus den umliegenden Dörfern und wartete auf den König.

Heinrich bot ſofort von allen Seiten Truppen auf, um ihn anzugreifen. Es ſchien ein Kampf bevorzuſtehen, wie jener, in welchem vierzig Jahre früher Ernſt von Schwaben und Werner von Kyburg erſchlagen wurden.

Indeſſen der weiſe Graf Eberhard von Nellenburg bedachte, wie blutig ein Sieg über jene grimmigen Geächteten ſein würde, begab ſich zu Otto und beſchwor ihn, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen: noch ſei nicht alle Ausſicht auf Gnade dahin; wenn er ſich dem Kö-

* Lamb. 1071. per jusjurandum altera jam vice matrimonio fidem dixerat.

nige ergäbe, so verspreche er ihm, daß er Gnade finden und Alles zurückerhalten würde, was er durch das Recht des Krieges verloren.

Otto gab seinen Vorstellungen Gehör, und auch Heinrich war eines Krieges müde, den die Fürsten lässig führten, da nichts mehr zu rauben übrig war.

Der hersfelder Mönch sagt freilich, aus Liebe zu Otto hätten die Fürsten sich so lau bewiesen. Indessen die Proben dieser Liebe haben wir in reichlichem Maaße kennen gelernt.

Es ward Friede. Otto erhielt zunächst Frist bis Ostern (24. April), dann bis Pfingsten (12. Juni), um sich feierlich zu unterwerfen, und zwar unter Bedingungen, welche die Fürsten für angemessen achten würden. Er entließ seine Freunde. Einer seiner tüchtigsten Anhänger, ein Graf Retheri, ward auf dem Wege zur Heimath von Widersachern erschlagen.

Am 1. Pfingsttage kamen Otto, Magnus und die andern Edlen, welche im Aufstande gewesen, nach Halberstadt. Sie wurden zunächst einzeln verschiedenen Reichsfürsten in Haft gegeben, um nach einer bestimmten Frist von Neuem vor dem Könige zu erscheinen.

Sehr glänzend war die Feier jenes Pfingstfestes zu Halberstadt. Bischof Burkhard weihte das neue Münster ein, welches er gebaut hatte. In der Prozession am 13. Juni erblickte man eine große Zahl von Fürsten, die Königin, Heinrichs Schwester Adelheid, die Markgräfin Irmengard, und vor Allen Heinrich selbst in vollem Königsornat. Er war außerordentlich heiter und vergnügt.

Im folgenden Jahre, am Pfingstfeste (27. Mai 1072) nahm er in Magdeburg Otto zu Gnaden an; doch verlor derselbe, gleich Dedo früher, einen Theil seiner Güter. Magnus dagegen ward nicht freigegeben.

Der Grund scheint folgender: Magnus hätte nach seines Vaters Tode (28. März 1071) Herzog von Sachsen werden sollen; indessen als Rebell verlor er, gleich Otto, nach dem Spruche der Fürsten, sowohl seine übrigen Güter, als das Anrecht auf die Herzogswürde. Magnus protestirte dagegen, indem er vielleicht einwendete, daß er bei seines Vaters Lebzeiten, da er noch nicht Herzog gewesen, gegen den König gefochten und deßhalb wohl die Güter, die er damals besessen, aber nicht sein Erbrecht verwirkt hätte.

Heinrich verlangte von ihm, daß er Verzicht leiſten ſolle, und da Magnus ſich ſtandhaft weigerte und erklärte, lieber ſein ganzes Leben hindurch in Haft bleiben, als ſich ſeines Erbrechtes begeben zu wollen, * ſo ward er auf der Harzburg gefangen gehalten.

Dieß Alles war nun der Anlaß zu unendlichem Unheil. Heinrich hatte unbeſonnen, „jugendlich dreinfahrend," wie der hersfelder Mönch ſchreibt, ſich des redlichſten Freundes, der treueſten Stütze beraubt, und die ſchlimmen Folgen dieſes Fehlers ſtürmten in Kurzem faſt überwältigend auf ihn ein. „Das war der Same (ruft Abt Ekkehard aus) aus dem leider der Keim unaufhörlicher Kämpfe und Empörungen aufſchoß."

Otto's Freunde fanden einigen Troſt und Genugthuung in dem traurigen Ende, welches Egino und ſeine Anſtifter, ſowie ſein Hauptſchützer am Hof nahmen.

Leopold von Mersburg, der vor Allen gegen Otto geſprochen haben ſollte, begleitete Heinrich im Juli 1071 nach Mainz, wo jenes Konzil über den deſignirten Biſchof Karl von Konſtanz richten ſollte. In Kloſter Hersfeld bewirthete ſie Abt Ruthard. Nach dem Mahle eilten ſie zu den Pferden: Leopold ſprang in den Sattel; er hatte einen Falken auf der Fauſt, welcher plötzlich die Schwingen regte, als wollte er zur Jagd auffliegen; der Ritter, indem er auf das Thier achtete, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte von der Seite. Dabei glitt ſein Schwert aus der Scheide; er fiel hinein und lebte nicht lange mehr. **

Es war dieß jenes „Schwert Attila's," welches Otto von der Mutter König Salomo's von Ungarn 1063 empfangen und ſpäter dem jungen Dedo geſchenkt hatte. „Nach deſſen Tode kam es an den König" (erzählt der hersfelder Mönch), welcher es an Leopold gab. —

Die Grafen Giſo und Adalbert wurden 1073 in Schloß Hohenlinden erſchlagen: „in einer Privatfehde" (ſagt der Mönch), vielleicht von Anhängern Otto von Nordheims. Egino ſelbſt ward im Sommer 1072, da Anno an der Spitze der Geſchäfte ſtand, wegen Räuberei angeklagt. Anno ließ ihn mit Ketten beladen dem Volke

* So Lambert 1073.
** Lamb. 1071. Bruno Kap. 81.

zeigen, „damit daſſelbe ſich an des Königes Strenge labe.“ Im folgenden Jahre ergriffen ihn Bauern, wie es ſcheint,* in irgend einer Raubſpelunke und blendeten ihn. So konnte er ſein gewohntes Handwerk nicht weiter betreiben, ſondern mußte von Thür zu Thür betteln.

Jene ſächſiſchen Fürſten dagegen, die Otto zu Goslar verurtheilt hatten, verſöhnten ſich mit ihm. Bald ſollte er an ihrer Spitze im Felde ſtehen wider den König.

LXIII.

„Andere meinten, Adalbert ſei ſchuld,“ ſpricht Abt Ekkehard, wo er von den Klagen über Heinrich berichtet.

Seit 1069 kam derſelbe wieder an den „unſeligen“ Hof, und da er nun leiſe auftrat und ſich hütete, durch unbeſonnenes Schwätzen und aufgeblaſenes Weſen die andern Fürſten aufzubringen, ſo war der Einfluß, den er durch vertraute Rathſchläge übte, um ſo mächtiger.

Otto's Aufſtand und Magnus' Betheiligung dabei verſchafften ihm jene großen Grundſtücke wieder, welche er dem Letzteren vor einigen Jahren hatte zu Lehen geben müſſen. Er nahm nun die alten Pläne wieder auf, vor Allem wollte er endlich das hamburger Patriarchat begründen. Mit Rückſicht hierauf veranſtaltete er 1071,** vielleicht zu Anfang des Juli, zu Bardewik (bei Lüneburg) eine Zuſammenkunft Heinrichs mit Swen, dem Könige von Dänemark, wie er vor Jahren eine ähnliche zwiſchen Swen und dem verſtorbenen Kaiſer bewerkſtelligt hatte.*** Der Däne wird Heinrich dort den Eid der Treue geleiſtet haben, wie er es einſt dem Kaiſer gethan.

Aber die ſächſiſchen Fürſten verbreiteten ſpäter über dieſe Zuſammenkunft Gerüchte, die in den aufgeregten Zeiten, welche bald folgten, leicht in Umlauf kamen und Glauben fanden: die beiden Könige hätten ſich gegen die Sachſen verbündet, welche Heinrich ja ſämmtlich mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte; wenn Letzterer

* provinciales. Lamb. 1073.

** Ich ſetze dieſe Zuſammenkunft etwa zwiſchen die Pfingſtfeier zu Halberſtadt und das Konzil in Mainz (Aug. 1071). Adam von Bremen verlegt es in das Jahr 1070, doch iſt ſeine Chronologie ſehr verworren. S. III., 59.

*** Adam III., 17.

mit dem übrigen Reichsheere von Süden her über die Sachsen her fiele, würde Swen mit den Dänen über die Elbe bringen.

Auch um Lorsch und Corvey quälte Adalbert den König, welcher ihn gebeten haben soll, doch lieber andere, doppelt so große Güter zu wählen; und da der Erzbischof ausdrücklich nur jene Klöster zu besitzen wünschte, so hielt ihn Heinrich mit Vertröstungen hin.

Daß er auf Magnus' Schicksal und die Politik Heinrichs, welche mit der Gefangenschaft des Sachsenherzogs vielleicht in Verbindung stand, durch seine Rathschläge eingewirkt, ist mir unwahrscheinlich, weil er mehr denn zwei Monate eher starb, als das endgültige Urtheil über Otto und seine Freunde gesprochen ward.

Dagegen ist er es vielleicht gewesen, der dem Könige rieth, durch den Bau von Burgen am Harz sich für Norddeutschland eine feste Stellung zu sichern, an welcher Empörungsversuche der unruhigen sächsischen Großen scheitern müßten. *

Im Uebrigen war sein Wesen ebenso unleidlich, wie früher. Um 1069 etwa hatte ihn sein Bruder, der Pfalzgraf Friedrich, in Lesum besucht, um ihm den Kopf zurecht zu setzen; allein er richtete nichts aus und ging heim mit Klagen über jene Schmarotzer, die den Erzbischof in's Verderben stürzten.

Seit jenem Jahre 1069 war er krank, und Todesvorzeichen traten häufig ein. Die Arzneien machten ihn nur kränker; oft litt er an Ohnmachten; auch verhehlten ihm die Aerzte seinen Zustand nicht. Aber seine Schmarotzer prophezeiten, er würde leben, bis er seine Feinde zum Schemel seiner Füße gemacht, und auf diese Krankheit würde Gesundheit und Glück folgen.

Trotz seiner Schwäche mochte er nicht vom Könige weichen, noch sich den Staatsgeschäften entziehen: in einer Sänfte ließ er sich vom Rhein nach der Donau und von dort nach Sachsen tragen; auch klagte er nie, wollte selbst bei den heftigsten Schmerzen nicht gepflegt sein und legte sich erst drei Tage vor seinem Ende. Im März 1072 ergriff ihn in Goslar die Ruhr: aber er besorgte nach wie vor Staatsgeschäfte, obwohl die Krankheit seine Kräfte völlig verzehrte.

* Vers. III., 36. Er scheint anzunehmen, daß der Burgenbau schon 1065 begann.

In dieser Zeit kamen Erzbischof Wezel und andere Bischöfe* nach Goslar und wünschten, mit Adalbert über Sachen zu verhandeln, die nicht näher bezeichnet werden. „Aber ich weiß nicht, wodurch gereizt (sagt Adam), ließ er sie draußen stehen und sagte, seine Krankheit wäre so unleidlich, daß er sich vor Niemand sehen lassen könnte."

Dieß ist sicher die ächte, ursprüngliche Form jener tragischen Geschichte, in welcher der Priester Bruno berichtet, daß die Mißachtung, mit der König Heinrich die sächsischen Fürsten einst in Goslar behandelt, der Anstoß zum ganzen Sachsenkriege gewesen wäre.**

In Bremen inzwischen sahen die Priester bedeutungsvolle Vorzeichen: Kruzifixe waren feucht von Thränen; Hunde und Schweine liefen in die Kirchen und waren kaum vom Altar fern zu halten; vor der Stadt kämpften Wölfe und Eulen wider einander.

Endlich kam der Tag der Auflösung. Die Aerzte mochten ihm nicht sagen, wie nahe sein Ende bevorstände; nur Notbald, der Hauptprophet in seiner Umgebung, versprach Besserung. So lag er, zwischen Furcht und Hoffnung schwebend.

Man erzählte in Bremen, bald, es seien nur wenige Zeugen bei seinem Verscheiden zugegen gewesen, denen er jammernd in der letzten Stunde gesagt, er hätte vergebens gelebt; bald erzählte man, seine Umgebung hätte ihn verlassen gehabt, um zu Tische zu gehen, als der Todeskampf eingetreten wäre; und allein wäre er gestorben.

„So liegst du denn allein (spricht Adam), von den Deinen verlassen, in der hohen Pfalz! Wo sind nun deine Aerzte, Schmeichler und Heuchler? Sie waren deine Tischgenossen und weichen von dir am Tage der Prüfung."

Und er vergißt alle Beschwerden, die er über seinen Erzbischof noch eben geäußert, und bricht in die Worte aus: „Nur die Armen, die Wittwen, Waisen und Pilger klagen bei deinem Tode. Auch wir können sagen, daß Niemand dir zu vergleichen war in der Milde gegen Pilger, in der Auszeichnung der Geistlichen."

Adalbert starb am 16. März 1072.

* et fratrum alii. Ad. III., 63.

** Bruno. 23.

Er hatte vergebens gelebt: seine Pläne und Träume waren in nichts zerronnen; Bremen war durch ihn arm geworden, Hamburg durch die Wenden niedergebrannt, — „sie sind uns jetzt überlegen (schreibt Adam etwa 1075); Gott hat sie uns zur Geißel gesetzt" — die Fundamente des nordischen Patriarchats, welche er mit allzu hastiger Hand gelegt, zerfallen und zertrümmert.

Immerhin aber ein merkwürdiger Mann, und von großer Bedeutung in unserer Geschichte, — freilich weniger durch das, was er gethan, als durch das, was er unterlassen; weniger durch Gutes, das er geleistet, als durch Fehler, die er begangen hat.

LXIV.

Anno — so erzählt der hersfelder Mönch — nahm im Sommer 1072, * nachdem er mehrere Monate erster Minister des Königs gewesen, Urlaub, indem er sein Alter vorschützte, welches ihn untauglich mache zur mühevollen Reichsverwaltung. „Der König stimmte leicht bei; denn längst hatte er bemerkt, daß Jener an seinen bösen Leidenschaften und jugendlichem Leichtsinn Anstoß nahm, und denselben auch zu steuern suchte, soweit es mit der königlichen Majestät vereinbar war. Als er fort war, ergab sich der König allen möglichen Schandthaten, ohne jeden Zügel der Scham und Mäßigung."

Die Bischöfe Benno und Eppo waren um Heinrich: auf jene Worte des Mönches ist wenig oder nichts zu geben.

Vielleicht wußte Anno von den Stürmen, die sich in Sachsen und auch in Süddeutschland wider Heinrich vorbereiteten, und zog sich daher bei Zeiten zurück. Er bewies ja noch 1071 in Lüttich bei dem Lärm um Malmedy dem Könige gegenüber so viel Zähigkeit und wußte ihm so sehr zu imponiren: sollte er dieß 1072 nicht mehr vermocht haben?

Daß er von da ab bis zum Tode (im Dezember 1075) in seinem Kloster Siegburg geblieben; den Rest seines Lebens mit Wachen und Fasten, mit Gebet und Almosen zugebracht, und nur in der größten Noth von dort gewichen wäre — wie der hersfelder Mönch

* Lamb. 1075.: ungefähr ein Jahr vor dem Ausbruche des Sachsenkrieges.

will — verhält sich keineswegs so, wie der Mönch aus seinen eigenen Annalen hätte ersehen können.

Bei der Rebellion betheiligte er sich, so weit es seine Sicherheit zuließ. Dennoch gerieth er, durch die kölnischen Bürger und seine eigenen Diener angeklagt, in die größte Noth, in der er den Beistand der heil. Kunibert, Klemens nnd Ewald anrief und durch solche Hülfe kaum gerettet wurde. *

Gegen Ende des Juli 1072 sehen wir ihn noch auf dem Fürstentage zu Worms, wo er sich für die Treue Herzog Rudolfs verbürgt.

Ein Blick nach dem Süden Deutschlands zeigt mehr, als alles Andere, welch ungeheuren Fehler Heinrich beging, als er auf die Einflüsterungen der Feinde Otto von Nordheims hörte. Die Verhältnisse waren dort — zum gänzlichen Nachtheil der königlichen Gewalt — vollkommen umgewandelt.

Bis 1070 hatte Heinrich von den süddeutschen Herzögen nichts zu fürchten: Herzog Berthold harmonirte sicher wenig mit Rudolf von Schwaben; sicher hegte er gegen diesen Fürsten selbst bittern Groll, da er ihn durch den Raub der Prinzessin Mathilde um das schöne Schwaben gebracht und genöthigt hatte, fern im Südost jene rohen kärnthischen Slawen an der Mur und Drau zu beherrschen. Und hätten sie dennoch sich verbündet und schlimme Pläne geschmiedet, so wäre ihre Macht durch Baiern, wie durch einen Keil, zerspalten worden: die Baiern hingen treu am Könige, und ihr Herzog Otto war kein Freund Herzog Rudolfs; man sieht dieß an der Eile, mit welcher der Letztere Welf an Otto's Stelle zu setzen suchte.

Seit 1071 hat Rudolf an Herzog Welf einen Freund, der zwar kein Muster von Rittertreue, aber dennoch zu Verrath und Aufruhr ein passender Genosse ist. Und als wäre damit noch nicht genug geschehen, sorgen seit 1073 Leute bei Hof (wie es scheint) selbst dafür, daß auch Berthold, ein Mann von hoher Geisteskraft, ** vornehmlich von großer Beredsamkeit, sich an Welf und Rudolf an-

* Lacomblet I., 218.

** Effehard 1057: omnia consiliorum machinamenta, quibus satis pollebat.

ſchließt, und ſo dort im Süden die drei erſten Gewalthaber einmüthig bereit ſein werden, bei Gelegenheit vom Könige abzufallen, während im Norden die Fürſten argwöhniſch den Bau der Harzburgen betrachten, und Otto von Nordheim, bisher der Hort des Reiches, auf Mittel ſinnt, ſeinen getreuen Magnus aus der Haft zu befreien.

Doch möchte ich die Nachricht des hersfelder Mönches bezweifeln, daß Berthold ſchon 1072 zu Bamberg, ohne vorgeladen zu ſein, ſeines Herzogthums entſetzt wäre. * Erſt 1077, da er den Gegenkönig mit gewählt hatte und ſchützte, erblicken wir den Grafen Markwart von Eppenſtein (in Steyermark), Heinrichs Verwandten, als ſeinen Nachfolger. **

So mächtig und unheilvoll waren die Folgen jener tückiſchen Klage wider Otto von Nordheim. Noch 1069 war der Zuſtand des Reiches für Heinrich ſo günſtig: der Süden, Oſten und Weſten ohne jeden Keim der Rebellion; im Norden wird Dedo im erſten Anlauf niedergerannt. Im Jahre 1070 wird Otto geſtürzt: Heinrich ahnt nicht, daß er den Eckſtein ſeines Gebäudes in Trümmer ſchlagen läßt! — Und ſeit 1071 haben die Ungetreuen Macht an den entſcheidenden Stellen.

Heinrich wußte leider wiederum — ſeiner Erziehung gemäß — nicht, was er that. Es war das Werk der Verſchwornen von Kaiſerswerd, daß er in der bitterſten der Schulen lernen mußte: erſt durch die Folgen ſeiner Fehler ward er beſonnen und ein Mann.

Ueber Rudolf von Schwaben ſelbſt ſind die Urtheile der Zeitgenoſſen natürlich ſehr verſchieden. Die Feinde des Königes ſprechen nur mit dem höchſten Lobe von ihm, und es iſt ganz ſicher, daß er im höheren Alter, in den letzten drei Jahren ſeines Lebens, als Gegenkönig in Sachſen ſich nicht nur tapfer bewies, ſondern auch für gute

* Lamb. 1073. Die Darſtellung iſt konfus: Heinrich ſetzt Berthold ab, welches ohne allen Lärm vor ſich geht, wie wenn er ihm eine ſeidene Schnur geſchickt hätte. Sechs Monate darauf iſt Berthold „zufällig" am Hof, „um irgend eine Privatſache, ich weiß nicht welche," zu verhandeln. Bei dieſer Gelegenheit — ebenfalls beiläufig, wie es ſcheint — betheuert ihm Heinrich, daß er keinem Andern ſein Herzogthum gegeben; er ſolle ſein Recht nicht verlieren u. ſ. w. Berthold weiß wohl, daß dieß Verſtellung iſt, aber nimmt die Satisfaktion an.

** Cas. S. Galli. contin. II., 7.

Rechtspflege sorgte: er konnte freilich nicht anders handeln, sonst war er verloren.

Selbst Bischof Otbert von Lüttich, der indessen Rudolf wohl nie gesehen, bricht in die Worte aus: „Habgier, verderbliche Pest, welche die Tugend selbst zum Laster herabzieht! Dieser Rudolf, ein trefflicher Herzog, ein Mann von großem Lobe und Ansehen im ganzen Reich, der Wahrheit und Recht übte, bewährt in allen Tugenden, — der, von Habgier getrieben, bricht seine Treue und giebt seine Ehre preis!"

Desto heftiger wird er getadelt in dem Manifest Bischof Dietrichs von Verdün, eines Mannes, der ihn lange Zeit hat beobachten können: „Unverbesserlich schlecht, ein Deserteur, ein Verräther, — so haben wir ihn mit unsern Augen gesehen, mit unsern Ohren gehört. Drei Frauen, die ihm feierlich vermählt waren, hatte er zu gleicher Zeit. Wir kennen sie und können ihre Namen nennen."

Rudolf war ohne Zweifel habsüchtig, ehrgeizig und treulos. Man kann sich selbst des Gedankens nicht erwehren, daß er gleich nach Kaiser Heinrichs Tode und noch später die Krone des Reiches im Auge hatte, die ja vakant war, wenn der einzige Sohn des Kaisers starb. Es scheint, daß er mit aller Macht danach strebte, mit dem Königshause verwandt zu werden: er vermählte sich erst mit einer Schwester des Königs, die er noch als Kind raubte, und nachher mit einer Schwester der Königin, Namens Adelheid. Es scheint verdächtig, daß er 1073 dem Pabst Gregor devote Briefe sendet, gleichsam, als wolle er Frieden stiften zwischen Gregor und Heinrich. Seit diesem Jahre rückt die Krone ihm allmälig näher: endlich 1077 wird er König der Rebellen, indem er mit Jammern dem Pabst schreibt, er sei nicht schuld, die Fürsten hätten ihn gezwungen; und behauptet so einige Jahre jene Würde, in der traurigsten Weise, unter tausend Bitternissen, von seinen nächsten Verwandten, selbst von Fürsten seiner Partei verlassen.

Seit 1072 soll Heinrich großes Mißtrauen gegen ihn gehegt haben. Man sollte fast denken, es hätte damals eine Zahl von Rittern — gleich jenen Grafen Giso und Adalbert — sich die Aufgabe gestellt, durch Bosheit und Ränke jeder Art Zwietracht zwischen dem

König und den mächtigſten Reichsfürſten zu ſäen. Möglich, daß ſolche Ritter in Heinrichs nächſter Umgebung waren.

„Rudolf — ſo erzählt der hersfelder Mönch — war von ſeinen Feinden beim Könige angeklagt, er führe Böſes im Schilde gegen König und Reich, weßhalb er oft an den Hof geladen wurde, um ſich zu rechtfertigen. Er wußte ſich ſchuldlos, aber das Beiſpiel Otto's und Anderer, die der König ungeſetzlich verurtheilt hatte, * ſchreckte ihn und ſo wollte er ſich nicht unbeſonnen in Gefahr ſtürzen."

Er rief die Kaiſerin Agnes, einſt ſeine Schwiegermutter, aus Rom zu Hülfe, und ſie verließ Italien mit vielen Aebten und Mönchen — darunter Heinrichs Pathe, der berühmte Abt Hugo von Clügny — zum großen Schmerze Peter Damiani's, falls jener Brief damals geſchrieben iſt. „Rom trauert, St. Peters Kirche jammert, ganz Italien trägt Leid. Warum habe ich in Eure Abreiſe gewilligt? Warum nicht Euer Pferd aufgehalten?" Er ſollte ſie nicht wiederſehen: er ſtarb im Februar 1072.

Am 25. Juli traf ſie mit Heinrich in Worms zuſammen und „nahm jeden Verdacht von Rudolf hinweg;" die Erzbiſchöfe von Köln und Mainz gaben ihr Wort für ihn. Dann zog ſie ſogleich von dannen, „alſo daß man wohl ſah, daß ſie nicht aus fleiſchlicher Liebe zu ihrem Sohne, ſondern für das Gemeinwohl dieſe Sache übernommen hatte."

Gleichwohl (ſo erzählt der Mönch) blieb die Spannung zwiſchen Heinrich und dem Herzog, ſelbſt noch 1073, wo der König am Palmſonntag zu Eichſtädt ihn „und Andere, die gefährlicher Umtriebe beſchuldigt waren, zu Gnaden annahm."

Herzog Gerhard von Oberlothringen war im Jahre 1070 geſtorben; ſein Sohn Dietrich folgte, ein wackerer Mann, doch erfährt man faſt ſo wenig von ihm, wie von ſeinem Vater. Beide hielten ſich ſtill: Dietrich blieb dem Könige ſein Leben lang treu, ohne ſich gerade für ihn in Gefahren zu ſtürzen. Er bot ſich 1079 dem Pabſt an als Vermittler zwiſchen ihm und dem Könige, worauf Gregor meinte, der Herzog ſei ihm zu wenig bekannt." **

* Lambert erzählt ſelbſt, daß Otto durch einen Spruch der Fürſten, nicht des Königs, verurtheilt wurde.

** Brief vom 3. März 1079 an Mathilde (Reg. VI. 22.): ille enim non est adeo notus nobis.

In Niederlothringen war Herzog Gottfried der Bärtige schon am 24. Dezember 1069 gestorben. Krank hatte er sich aus Italien nach Bouillon schaffen lassen; da ließ er den frommen Abt Dietrich von St. Hubert rufen, und als derselbe in das Zimmer trat und den mächtigen Fürsten in Todesschwäche erblickte, sprach er: „Den Stolzen hast du zu Boden geworfen, wie einen Verwundeten.“ Gottfried erwiederte: „Lieber Vater, nichts kann wahrer sein.“ Bitterlich weinend beichtete er und überreichte dann dem Abt seufzend sein Schwert, zum Zeichen, daß er dem weltlichen Dienste entsage. Die Umstehenden vergossen Thränen, wie sie ihn so demüthig sahen, den berühmten Patrizier von Rom, * Burggrafen von Ankona, Markgrafen von Pisa, Herrn von Toskana, Grafen von Verdün und Herzog von Niederlothringen, den gewaltigen Gegner des Kaiser Heinrich. Er ließ sich aus der Burg über die Brücke tragen nach der St. Peterskirche, die jenseit des Semoy lag, nahm ein elfenbeinernes Kästchen des Markgrafen Bonifazius, voll köstlicher Reliquien, und sprach, als er sich vor dem Altar befand, durch einen Spruch des Pabstes Alexander sei er von der Markgräfin Beatrix getrennt; er habe nun gelobt, von ihren gemeinschaftlichen Besitzungen ein Kloster zu gründen, sei aber zu krank, um dieß Alles anzuordnen; er bäte den Abt die Sache zu übernehmen.

Diese Besitzungen waren aber Lehen und in den Händen von Rittern, welche entrüstet über die Anordnungen des kranken Herzogs murrten; auch an den Mienen des jüngeren Gottfried nahm der Abt wahr, daß derselbe unzufrieden sei, und sprach die Bitte aus, lieber einen Andern zu beauftragen. Gottfried merkte, was vorging, und machte seinem Sohne heftige Vorwürfe: so viel hätte er ihm erworben; er möchte ihn nun nicht jener Kleinigkeit berauben, durch die er für sein Seelenheil zu sorgen gedächte. Der Sohn versprach, Alles zu thun, und gab dem Vater einen Kuß als Pfand, daß er Wort halten würde. Dann überreichte Gottfried dem Abt jenes Kästchen und ließ sich noch einmal vom Sohne die Rechte geben, daß er Dietrich bei der Gründung des Klosters helfen wolle.

„Auch diese Kirche St. Peters“ — fuhr er fort — „vermache

* Chron. Andagin. 23. Es scheint, daß er jenen leeren Titel vom Pabst erhielt. Nach dieser Chronik ist Gottfried am 21. Dez. gestorben.

ich den Mönchen (von St. Hubert); ferner dieſer Kirche tauſend Pfund von meinen Schmuckſachen, meinem Golde und Silber, mit Zuſtimmung meiner Frau Beatrix, mit deiner Zuſtimmung und der deiner Braut Mathilde."

Der Abt ließ ſchnell Einige ſeiner Mönche herüber holen aus dem Kloſter, und Gottfrieds Miene ward heiter, als er den Klang der Glocken vernahm, welcher den Dienſt der Mönche verkündete.

In Verdün wollte er begraben ſein, wohl in der Marienkirche, die er 1047 verbrannt hatte. Am Tage, wo er Bouillon verlaſſen wollte, ließ er ſich noch einmal in die Peterskirche tragen, ſagte dem Abt und den Mönchen Lebewohl und befahl im herrſchaftlichen Backhauſe * das Mahl anzurichten. Da ſpeiste er Bettler; denn andere Gäſte, als Arme, wollte er nicht mehr um ſich haben. Auch das Backhaus ſchenkte er den Mönchen in St. Peter.

Nach ſeinem Tode wollte der junge Gottfried von der Gründung eines Kloſters nichts wiſſen. Seine Getreuen riethen ihm, ſich ſeine Ritter, in denen ſeine Macht beſtehe, nicht zu entfremden: ſein Vater ſei ſchwachſinnig geweſen, als er jene Anordnungen beſchloſſen. So erklärte er dem Abt, es ſei jetzt nicht an der Zeit, die Zahl ſeiner Ritter zu vermindern, um Mönche unterzubringen.

Große Mühe hatte Abt Dietrich von dem Auftrage, der ihm geworden: er pilgerte 1074 nach Rom und klagte beim Pabſt; aber weder dieſer, noch Dietwin in Lüttich, noch Erzbiſchof Anno konnten ihm helfen. Endlich kam Biſchof Herrmann von Metz am 2. Adventſonntage 1074 nach Bouillon — es war ein ſehr kalter Winter — und ward von Gottfried prächtig aufgenommen. Nach dem Nachtimbiß wies ihm der Herzog ſein eigenes Bett an, während er ſelbſt auf einem anderen Lager in demſelben Zimmer ſchlief. Mit dem erſten Hahnenſchrei nun ſtanden drüben bei St. Peter die Mönche zu den Vigilien auf; der Abt war ebenfalls bei ihnen. Der Biſchof wunderte ſich, zu ſolcher Stunde Glocken läuten zu hören und fragte den Herzog nach der Urſache. Gottfried erwiederte, es wären die Mönche bei St. Peter, welche die Vigilien hielten: ſie hätten jene Kirche als ein Vermächtniß ſeines Vaters. „Wir Un-

* bannalis furnus.

glücklichen", sprach der Bischof, „die wir in weichlichem Leben Gott vergessen! Glücklich jene, die nicht mitternächtlicher Schlaf, noch Kälte des Winters vom Dienste Gottes abhält. Du am Unglücklichsten, da nicht Gottesfurcht, noch Liebe zum Vater dich hindert, so frommen Mönchen das Ihrige zu entziehen."

Durch solche Worte ward Gottfried gerührt; der Abt ward reichlich entschädigt.

Er war übrigens der Trefflichste unter den Fürsten, ebenso an Macht den andern Herzögen überlegen, wie besonders an Klugheit und durch das Maaß, welches er in seinem Thun und Treiben offenbarte. * Wie gewaltig hält er den Frieden in seinem Herzogthum aufrecht! Und zugleich erfüllt ihn eine Menge von Entwürfen: bei Leyden zerschmettert er das Heer Roberts des Friesen, um holländisches Gebiet zu gewinnen; und dann veranlaßt ihn seine Stellung in Italien, an eine Eroberung Sardiniens zu denken. Nur hätte er Mathilde zehn Jahre früher heirathen sollen: sie war ungefähr 28 Jahre alt im Januar 1074, ** da er sie heirathete; ihr Charakter fest ausgeprägt, und jene asketische Richtung, welcher sie ihr Leben lang sich hingab, viel zu tief gewurzelt, als daß sie seinem Willen und Wesen sich hätte anschmiegen können. Kaum einige Wochen scheint sie bei ihm gelebt zu haben; dann kehrte sie zu ihrer Mutter zurück. Zu Ostern 1074 sang sie schon wieder in der Kirche zu Pisa mit ihrem frommen Beichtvater Bischof Anselm von Lucca zusammen aus einem und demselben Buche. ***

Welch eine Stellung hätte dieser große Fürst einnehmen müssen, hätte er länger gelebt! Mit seiner Kunde von den Zuständen und Personen in Italien und in Rom, mit seiner Einsicht und Energie, seinem Feldherrntalent — vor Allem bei seinem Haß wider den Pabst — man sollte glauben, er hätte 1076 noch Alles retten können. Da trifft ihn der Mörder, den Robert der Friese aussendet; und Heinrich hätte nunmehr Deutschlands Schicksal erkennen mögen,

* totius vitae temperantia. Lamb. 1076.

** Am 3. Januar 1074 schreibt Gregor an Mathilde; egregiae indolis puella heißt sie in der Adresse. In dem Briefe an Wilhelm von Burgund vom 2. Februar heißt Gottfried gener Beatricis.

*** Chron. Andag. 25.

wie Hannibal Karthago's Schicksal erkannte, als ihm seines Bruders Kopf gebracht wurde.

Erzbischof Siegfried — um von diesem Manne noch zu reden — war von Michaeli 1071 bis Pfingsten 1072 sehr schwer krank: der Schlag hatte ihn gerührt. * Gegen Ende des Sommers verließ er Mainz, um, wie er vorgab, nach S. Jago zu pilgern; aber in Clügny (8. Sept.) eröffnete er plötzlich seinen Begleitern, er wolle hier unter Abt Hugo als Mönch bleiben. Ein Schreiben der mainzer Geistlichkeit brachte ihn indessen sehr schnell zur Umkehr: schon (schrieben sie) stritten sich Viele um den erzbischöflichen Stuhl; der Besitz des Erzstiftes an Ländereien würde angetastet; hie und da würde geraubt, Anderes von königlichen Beamten in Anspruch genommen. So verließ er das Kloster und kam am 30. November in der Stadt an.

Im Winter dieses Jahres etwa schrieb er einen Brief an Wezel von Magdeburg und Burkhard von Halberstadt, der merkwürdig genug ist: er klagte über die Burgen, welche der König in seinem Sprengel errichtet, und deren Besatzungen die Güter seiner Kirche beraubten; sie möchten sich doch mit Anno in Verbindung setzen; ihn trenne zwar keine Feindschaft von Anno, allein sie wären auch nicht so nahe befreundet, um sich gegenseitig ihre Geheimnisse anzuvertrauen. Das würde dem ganzen Reich von Nutzen sein; denn wenn sie zusammenhielten, würde überall Friede herrschen.

LXV.

An zwei Punkten vornehmlich lag der Zündstoff zum Aufruhr: dort wo Otto von Nordheim hauste, und dort, wo Rudolf von Schwaben sein Wesen trieb. Aber noch, möchte ich glauben, hatten diese beiden Sphären nichts mit einander gemein: die Rebellion in Sachsen begann, ohne daß Rudolf darum wußte.

Man kann nicht läugnen, daß die deutschen Fürsten zum Theil die Bedeutung des Kampfes, der seit 1073 Deutschland zerriß, wohl erkannten. Sie hatten das Bewußtsein, daß es sich jetzt entscheiden müsse, ob die Macht des Königs, oder ob die Macht der kleinen

* Cod. Ud. 132.

Fürſten künftig in unſerem Vaterlande gelten ſollte. „Er vernachläſſigt uns!“ klagten ſie. „Er will allein über Alle herrſchen; außer ihm ſoll es keinen Herrn im Reiche geben.“ *

Dieſe Beſorgniß, in den Gränzen ihrer Herzogthümer und Grafſchaften nicht vollkommene Herrſchergewalt üben zu können, iſt die eigentliche Triebfeder ihres Handelns und läßt ſie jede andere Rückſicht des Patriotismus vergeſſen. Wie haſtig verbünden ſie ſich mit dem Pabſt gegen ihren König, da ſie allein ihn nicht bewältigen können! Und in dieſem Bunde gelingt es ihnen allerdings, durch hundertfältigen Verrath, die Macht der Krone zu brechen: die Zerriſſenheit unſeres Vaterlandes und des Pabſtes Allmacht gingen Hand in Hand.

Freilich ging Deutſchlands Macht und Glorie zu Grunde. Allein was lag daran! „Diejenigen Fürſten — ſagt der hersfelder Mönch 1077 — denen die Würde des Reiches am Herzen lag, waren betrübt und zürnten einander, daß, während ſie einander zerfleiſchten, die Macht der Barbaren ſo gewachſen wäre, daß der Böhme ſchon zum dritten Male in Deutſchland geplündert, und nun der Polenherzog zur Schmach des Reiches das Königsdiadem ſich angemaßt hätte.“ Wer ſind dieſe Fürſten? Die ſächſiſchen Rebellen wenigſtens — vor Allen Burkhard von Halberſtadt und der jüngere Egbert von Braunſchweig — tragen kein Bedenken, gegen ihren König gerade die Hülfe der Polen anzurufen.

Was den deutſchen Fürſten eigentlich am Herzen lag, das zeigten ſie bei der Wahl des Gegenkönigs zu Forchheim (an der Regnitz) am 13. März 1077: ſie ſetzten feſt durch gemeinſchaftlichen Beſchluß, und der Pabſt beſtätigte denſelben, daß die königliche Macht nicht mehr erblich ſein ſollte, wie es bisher geweſen; ſondern der Sohn eines Königs, auch wenn er ſehr würdig wäre, ſollte gleichwohl nur durch freie Wahl, nicht durch Erbrecht König werden.

Das iſt der Angelpunkt der deutſchen Kriege dieſes Jahrhunderts. Der Lärm über Heinrichs Tyrannei iſt eitel Wind.

Heinrich wäre in dieſem Kampfe Sieger geblieben, — ja, der Kampf wäre vielleicht gar nicht ausgebrochen — ohne die That von

* Bruno. Kap. 60. Nam ut solus omnium dominus esset, nullum in regno suo dominum vivere voluit.

Kaiserswerd. Dieſer That verdankt das Pabſtthum ſeine Macht, und Deutſchland ſeine Schwäche. Ihr folgte Kadalus' Fall, Heinrichs ſchlechte Erziehung, Otto von Nordheims Sturz.

Es ſei noch erwähnt, daß Anhänger Heinrichs — fromme Leute, die 1073 in ſeiner Umgebung lebten — den Keim der ſächſiſchen Rebellion ausdrücklich darin finden, daß er anfing, mit ſeiner königlichen Hand durchzugreifen. „Die Sachſen (ſagt der Verfaſſer des Gedichtes vom Sachſenkriege, welcher 1075 ſchrieb) beſtritten des Königes Rechte. Ich will die noch verborgenen Gründe offenbaren, aus welcher Beſorgniß jenes Volk aufgeſtanden iſt gegen den König, der an Milde Niemandem nachſteht. * So lange der König ein Knabe war, das Volk keine Furcht hatte und mit ſchlaffem Zügel regiert ward, that Jeder, was er wollte, beraubte und plünderte Kirchen, Wittwen, Waiſen und Arme. Als er aber heranwuchs, ſchirmte er Kirchen und Arme und ſah darauf, daß die Geſetze befolgt würden. Dieß ſtrenge Regiment wollte das Volk nicht dulden."

Er meint die Fürſten; denn das Volk erhob ſich — „aufgehetzt durch liſtiges Zureden der Fürſten." Es iſt der hersfelder Mönch, der unvorſichtig dieſe Worte ſich entſchlüpfen läßt und damit ſeiner eigenen Schilderung von den ſchrecklichen Drangſalen des ſächſiſchen Volkes das Urtheil ſpricht, noch mehr aber den Deklamationen des Prieſter Bruno „von dem bejammernswerthen Jammer," darunter die Sachſen ſeufzten. **

Biſchof Othert von Lüttich, der freilich damals nicht in Heinrichs Nähe war, ſchreibt eben wie jener Anonymus, Heinrich hätte, da er groß und klug geworden, den Geſetzen Geltung zu verſchaffen, dem Frevel zu ſteuern geſucht. „Die Ungehorſamen ſtrafte er nach dem Geſetz durch das Pfalzgericht, *** immer milde genug. Das hielten ſie für Beleidigung, nicht für Gerechtigkeit, und dachten, wie ſie den König tödten oder abſetzen möchten."

* Anonymus de bello Sax. (bei Goldast. apol. und in den Monum. Germ. hist.) „nulli pietate secundum."

** S. Lamb. 1076. Callidis principum exhortationibus concitatum vulgus ad arma prosiluerat. Bruno 35. miseriae miserabiles, quas Saxoniae intulerat.

*** jus curiae.

Heinrich ſelbſt dagegen ſchreibt im Auguſt 1073 an den Pabſt: „Obwohl wir nicht umſonſt das von Gott verliehene Schwert führen, haben wir es doch nicht immer in gerechter Weiſe gegen die Uebelthäter gebraucht.“

Ich komme endlich auf Sachſen.

Welche Abſichten Heinrich in Betreff dieſes Herzogthums hegte, läßt ſich nicht entſcheiden. Magnus ſaß auf der Harzburg gefangen, weil er den Formen nicht genügen wollte, welche Heinrich von ihm verlangte. Als Rebell hatte er nach dem Spruch der Fürſten ſeine Habe, ſeine Würden und ſein Leben verwirkt: aber er verweigerte, nachdem er mit Otto die Waffen niedergelegt, den Verzicht auf die ſächſiſche Herzogsfahne, indem er ſicher einwand, daß er ſich dem Könige ergeben hätte, bevor noch ſein Vater geſtorben.

Heinrich hat in dieſer Zeit — da die Rebellion noch nicht, wie ſpäter, rieſenhaft angeſchwollen — ſtets darauf beſtanden, daß aufrühreriſche Fürſten ohne jede Bedingung der königlichen Majeſtät und dem Reiche Genugthuung leiſteten.

Ich bin der Meinung, Magnus würde ohne Weiteres Herzog geworden ſein, wenn er die Forderung Heinrichs erfüllt hätte: in der Erwartung, daß der Gefangene nachgeben würde, gab Heinrich nicht das Herzogthum einem andern Fürſten, wie er berechtigt geweſen.

Die ſächſiſchen Fürſten dagegen mochten denken, Heinrich habe die Abſicht, in Sachſen gar keinen Herzog mehr zu ernennen, wie es in Friesland und Franken der Fall war, und etwa die billungiſchen Güter, ſoweit ſie Magnus gehörten, zum Fiskus zu ſchlagen oder unter ſeine Getreuen zu vertheilen.

Solche Anſichten kamen dem hersfelder Mönch zu Ohren, welcher ſie zu wüſtem Unſinn verarbeitet: „der König begann auf etwas Ungeheures zu ſinnen: er wollte alle Sachſen und Thüringer zu Sklaven machen und ihre Güter zu Krondomänen. Indeſſen er hütete ſich, dieß vorzeitig bekannt werden zu laſſen und den Fürſten Anlaß zu Unzufriedenheit zu geben.“ Wie es ſcheint, wußten die rebelliſchen Großen wirklich dem Volke einzureden, daß Heinrich mit ſolchen und noch ſchlimmeren Plänen umginge.

Jedenfalls fühlte Otto von Nordheim ſich verpflichtet, zu Magnus Befreiung, den ja allein ſeine ritterliche Treue und Freundſchaft

in den Kerker gebracht, das Aeußerſte aufzubieten. Er hatte Heinrich gebeten, lieber ihn in Haft zu halten und all ſeine Güter einzuziehen; nur möchte er Magnus frei geben, der allein aus Liebe zu ihm in dieſe Noth gekommen. Heinrich nahm das nicht an. Man erzählte vielmehr, erzürnt hätte er zur Antwort gegeben, Otto hätte ſich bisher noch gar nicht von den gegen ihn erhobenen Beſchuldigungen in der Weiſe gereinigt, daß er über ſeine Perſon oder Habe frei verfügen könnte. So ſchreibt der hersfelder Mönch.

Nächſt Otto hatte Graf Herrmann, des verſtorbenen Herzog Ordulf Bruder, — „auch Einer der Fürſten, bei denen kein Heil iſt," wie Biſchof Waltram von Naumburg ſchreibt — die dringendſte Veranlaſſung, ſeinen Neffen befreit zu wünſchen; denn es konnte ja geſchehen, daß der König, des Wartens müde, demnächſt über jene billungiſchen Beſitzungen, welche Magnus rechtskräftig eingebüßt, anderweitig verfügte: ſchon lag eine kleine Beſatzung unter dem Befehl des jüngeren Eberhard von Nellenburg in Lüneburg, welches eine Stadt Ordulfs geweſen.

Alle ſächſiſchen Fürſten aber erfüllte gleiche Beſorgniß beim Anblick der Burgen, welche Heinrich in dem Berglande zwiſchen Sachſen und Franken beſetzt hielt. Der hersfelder Mönch nennt acht Burgen (der Anonymus ausdrücklich nur ſechs) darunter Giebichenſtein bei Halle, * Spatenberg und Volkerode auf dem Eichsfelde; in Sachſen lagen nur die Heimburg (bei Blankenburg) und die Harzburg. „Viele andere waren noch im Entſtehen," fügt der Mönch hinzu; doch iſt dieß unwahrſcheinlich.

Der Bau der Harzburg wurde ſicher ſchon 1065 begonnen. ** Heinrichs Vater hatte Goslar ſehr erweitert, mit neuen Kirchen geziert, mit Wall und Thoren wohl verwahrt und hier in der Pfalz „am Fuße des Berges Ramsberg, aus welchem das Silber gehoben wird," *** am liebſten gewohnt. Heinrich ſelbſt nun erkor in der Hügelreihe, die öſtlich von Goslar den Kamm des Gebirges ein-

* Wigantſtein iſt Giebichenſtein. Lambert nennt Harzburg, Wigantſtein, Spatenberg, Heimburg, Volkerode, Moſeburg, Saſſenſtein und Haſenburg. Die drei letztgenannten ſind mir unbekannt.

** regalia aedificia regali sumptu *per multos annos* constructa. Bruno. 29.

*** ad radicem montis Ramsberc, de quo argentum tollitur. Vita Altmanni.

faßt, am Ausgange des Thales, in welchem die Radau fließt, den heute ſo genannten Burgberg zur Gründung einer neuen Reſidenz. In der That „ein Ort, der ſich eignet zu einem Königsſchloſſe," wie der Prieſter Bruno bemerkt. Wem dehnt das Herz ſich nicht aus, der jene wundervollen Berge im Schmuck des Mai erblickt, wenn

Der Morgen, angethan mit Purpur,

den Nebel aus den Thälern ſcheucht, und die duftige Bewaldung im Sonnenlichte ſchimmert: hellgrüne Buchenkronen, bräunliches Eichenlaub und ſchwarze Tannen.

Seit mehreren Jahren hatte man, ſicher unter Biſchof Benno's Leitung, an den Gebäuden für den König und die Beſatzung gebaut: mit königlicher Pracht waren dieſelben hergeſtellt worden. Die Kirche war aus Holz errichtet, aber mit ſo koſtbarem Schnitzwerk, mit ſolchem Zierrath, Gemälden, Glocken und ſonſtigem Schmuck ausgeſtattet; es waren ſo viele und treffliche Geiſtliche dorthin berufen, „daß dieſe Burg manchen Biſchofsſitz übertraf." * Reliquien hatte Heinrich vornehmlich von Trier hierher bringen laſſen, hatte auch die Leichen ſeines Bruders Konrad und ſeines Sohnes, der 1071 gleich nach der Taufe geſtorben war, hier beigeſetzt, „um den Ort den Umwohnenden beſonders werth zu machen." ** Die Befeſtigungen endlich, Mauern, Thürme und Thore waren ſo ſtark, daß die Burg bei guter Verproviantirung ſelbſt für ein zahlreiches Heer uneinnehmbar geweſen ſein würde.

Sollte es wahr ſein, daß das Volk durch jene Burgen ſo unſäglich litt, wie die Rebellen behaupteten?

Es iſt mir nicht wahrſcheinlich; denn als die Harzburg 1073 von Sachſen belagert wurde, da waren es gerade andere Sachſen — ſicher aus den umliegenden reichen Dörfern — welche die Beſatzung heimlich mit Lebensmitteln verſahen. In dem Manifeſt der Rebellen vom Jahr 1075 iſt freilich die Rede von den „großen Gefahren, dem Schimpf und Schaden, den ſie von den Burgen aus an ihren Leibern, ihren Frauen und ihrer Habe erlitten;" allein bei

* Bruno 16. Ein Probſt für die Kirche war ſchon 1069 ernannt. Lambert (1074) ſchreibt, daß die Stiftsherrn noch nicht da waren.

** Lambert 1074. ad gratificandum popularibus locum.

der Verschwörung zu Wormsleben (Juli 1073) fand das Volk in jenen Burgen nicht gerade einen Grund zur Rebellion. *

Eine Burg freilich, welche zur Sicherung irgend einer Gegend angelegt wurde, war in der Regel eine Last für die Nachbarschaft. Der Wachdienst, das Instandhalten der Gebäude, der Waffen und Wurfmaschinen, die Besorgung der Pferde und dergleichen beschäftigte die Besatzung nicht in solchem Maaße, daß sie nicht mitunter Langeweile empfunden hätte; und so mochten sich wohl die Ritter ab und zu in der Gegend umhertreiben, Abenteuer in den Dörfern suchen, den Frauen nachstellen und mit den Männern Händel anzetteln. Vornehmlich scheint es zwischen Heinrichs Besatzungen und den Umwohnern Streitigkeiten gegeben zu haben über Holz- und Weideberechtigung. Ein damals sehr gewöhnlicher Fall. Bischof Benno z. B. mußte die Bauern um Osnabrück fast mit gewaffneter Hand hindern, daß sie ihre Schweine nicht mehr in seine Eichenwälder trieben. In gleicher Weise mochten Heinrichs Beamte die königlichen Waldungen schützen wollen, und hierin die Klagen der Bauern ihren Grund haben: „Man hindert uns, die gemeinschaftlichen Forsten und Weiden zu benutzen, und treibt uns unsere Heerden fort."

Wie dem auch sei: dem sächsischen Volke schienen die Burgen nicht so beschwerlich. Dieselben lagen ja auch fast sämmtlich in Thüringen. Nur den Fürsten schienen sie bedrohlich und „der Freiheit" gefährlich, und sicherlich Niemandem mehr, als dem Pfalzgrafen Friedrich von Goseck, dessen Besitzungen in der goldenen Aue und in der Gegend von Lauchstädt rings von den königlichen Burgen umgeben waren. Er klagte besonders über den Verlust der Burg Volkerode, ** welche er vom Abt von Hersfeld zu Lehen gehabt, jetzt aber an Heinrich — unbekannt, aus welchem Grunde — hatte abtreten müssen. ***

Man sieht: Otto von Nordheim und Graf Herrmann, denen sich besonders Bischof Burkhard anschloß, waren in Besorgniß über

* Bruno 42 und 26.

** Eine starke Meile von Mühlhausen auf dem Eichsfelde entfernt.

*** Lambert erzählt, der König hätte dem Pfalzgrafen die Burg genommen — quadam legum violentia.

die Pläne, welche der König hinſichtlich des gefangenen Magnus hegen mochte. Und ſämmtliche ſächſiſche Fürſten — namentlich Pfalzgraf Friedrich — waren in Beſorgniß über die feſte Stellung, welche der König durch ſeine Burgen in ihrer Nähe gewann.

In dem untrüglichſten Dokumente über die Urſachen zum Sachſenkriege, dem Manifeſte der Rebellen, wiſſen dieſelben nichts anzugeben, als die ganz vagen Sätze: „Er ſuchte uns zu unterdrücken, uns unſere Güter zu rauben und dieſelben ſeinen Vertrauten zu geben. Deßhalb baute er Burgen und legte nicht wenige Bewaffnete hinein, die uns entweder zwingen ſollten, ihm knechtiſch zu dienen, oder uns tödten ſollten, wenn wir unſere Freiheit vertheidigten.“ — In der ſtärkſten der Burgen, der Harzburg, lagen nicht mehr als 300 Reiſige.

Das ſächſiſche Volk hatte ſo wenig Grund, auf Rebellion zu ſinnen, daß es den Fürſten große Mühe machte, daſſelbe in Bewegung zu ſetzen. Durch „liſtiges Zureden“ gelang es ihnen.

Wie es überhaupt nicht wirkliche Leiden, ſondern nur Beſorgniſſe waren, welche die ſächſiſchen Fürſten zur Rebellion trieben: ſo ſuchten ſie ähnliche Beſorgniſſe in den geringeren Edelleuten des Herzogthums zu erwecken. Dazu mußte folgender Vorfall dienen.

Es lebten in Sachſen zwei nicht unbegüterte Ritter, ein Brüderpaar: der Eine hieß Friedrich von Berg, der Andere Wilhelm von Lothesleben. Letzterer war bekannt durch den Prunk und Putz, womit er überall zu erſcheinen liebte: auf ſeinem Gute mochte er ſich unter ſeinen Bauern und Knechten einen förmlichen Hofſtaat eingerichtet haben und wurde daher ſpottweiſe König von Lothesleben genannt. *

* Rex de Lotheslovo ſchreibt Bruno. Eine andere Lesart iſt Lutislove. Vielleicht exiſtirt der Ort gar nicht mehr. Jedenfalls iſt es ſehr ungewiß, wo er gelegen hat. Auf einer Homannſchen Karte fand ich Lotensleben etwa zwei Meilen weſtlich von Magdeburg an der Stelle, wo Rodensleben liegt. Aber es iſt nicht nachweisbar, daß Rodensleben früher Lotensleben geheißen. Ich ſcheue mich, die Vermuthung auszuſprechen, Lotheslovo ſei das frühere Lothersleben bei Querfurt. Der Sage nach hat Kaiſer Lothar der Sachſe Letzteres gegründet; allein ich glaube nicht, daß man im 12. Jahrhundert noch neugegründeten Ortſchaften die Endung leben gab. Daß ein r eingeſchoben iſt, trifft man öfters; z. B. Lutterbach bei Mühlhauſen im Elſaß hieß im 11. Jahrhundert Lutenbach. — Die Eigennamen bei Bruno ſind leider ſehr entſtellt.

Wunderbar, wie Geh. Rath Pertz jene Stelle Bruno's verſtanden hat.

Friedrich — heißt es — führte Klage, der König hätte ihm seine Freiheit, und Wilhelm führte Klage, der König hätte ihm sein Erbe nehmen wollen. Und dieſe wüſte Beſchuldigung ſoll faſt allein die ganze Rebellion verurſacht haben! „Denn an jenen Beiden konnten ſie ſehen, was er mit Allen beabſichtigte: nämlich Allen Freiheit und Habe zu rauben.“ *

Möglich iſt es immerhin, daß Heinrich dieſe beiden Ritter als Reichsminiſterialen in Anſpruch nahm; denn es war Nichts natürlicher, als daß reiche Miniſterialen, und namentlich Söhne und Enkel von Miniſterialen, wenn ſie lange im Beſitz der ihnen verliehenen Güter geweſen, vielleicht ohne zum Dienſt für ihre Gebieter herangezogen zu werden, ihre dienſtbare Stellung in Vergeſſenheit zu bringen ſuchten. ** Jene Prunkſucht Wilhelms ſcheint in der That weniger einen freien Ritter zu bezeichnen, als einen Miniſterialen, einen urſprünglich Unfreien, der in ſeiner neuen Stellung noch nicht recht heimiſch iſt und durch ein geſpreiztes Auftreten den übrigen Edelleuten begreiflich zu machen ſucht, daß er jetzt ihres Gleichen geworden.

LXVI.

Dächte man ſich, daß der merſeburger Prieſter Bruno und der hersfelder Mönch Lambert mit dem Mönch Waltram (der damals auch in Hersfeld lebte und ſpäter Biſchof von Naumburg wurde) und dem bremiſchen Prieſter Adam eine Unterredung angeſtellt hätten über die Urſachen der ſächſiſchen Rebellion: ſo würde ein ſonderbares Gemiſch widerſprechender Anſichten zu Tage kommen.

„Schlechten Menſchen iſt die Macht des Königs ein Schrecken,“

Letzterer ſagt: qui propter nimium cultum sui rex de Lotheslovo appellabatur (c. 16.). D. h. „weil er zu viel Prunk trieb, wurde er König von Lothesleben genannt.“ Pertz denkt bei Lotheslovo an Loth, Abrahams Neffen, und überſetzt: „König von Lothsliebe.“ Er macht die Anmerkung: rex de amore Lothi, qui filias suas amaverat! Dieſe Erklärung iſt mir ganz unverſtändlich. Ueberdieß liegt ja die Pointe des Spottes gar nicht in Lotheslovo, ſondern in rex.

* Bruno 26.

** Bruno ſagt, Heinrich hätte behauptet, Friedrich von Berg wäre ſein Dienſtmann (famulus). — In Köln ſuchte z. B. ein Miniſterial Anno's ſich zum freien Manne zu machen — violento quodam jure fori, wie Lambert ſich ausdrückt (1075).

ſpricht Adam. — „Er, unſer König und Kaiſer (ſchreibt Waltram) im Purpur geboren und erzogen, ſcheint, ſo weit menſchliches Urtheil zu blicken vermag, würdig des Reiches, ſowohl durch eigene Tugend, wie durch Verdienſt und Würdigkeit ſeiner Vorfahren. Er iſt ein Mann, deß Gleichen es im ganzen deutſchen Reiche nicht giebt."

Dem Prieſter Bruno dagegen, der ſeine Geſchichte des Sachſenkrieges etwa zehn Jahre nach Ausbruch deſſelben in der Abſicht ſchrieb, ſich durch jenes Werk die Gunſt der rebelliſchen Fürſten zu verdienen, iſt kaum eine Beſchuldigung wider den König zu giftig, kaum eine Lüge zu unſinnig, als daß er ſie nicht mit Freuden aufzeichnete. Vielleicht ſollte ſeine Schrift auch dazu dienen, die öffentliche Meinung von Neuem zu bearbeiten, da Heinrichs Ankunft aus Italien (1084) bevorſtand. Wie der blutdürſtige König die Fürſten umzubringen ſucht; wie er in ſeinen Pfalzen Diener anſtellt, daß ſie an den Thüren mit gezückten Schwertern auf die Fürſten warten, um ſie beim Aus- oder Eingange von beiden Seiten zu durchbohren; wie er an den Thürpfoſten Degen feſtbinden läßt, damit ſeine Schlachtopfer ſich dort aufſpießen; wie er etwa einem Bogenſchützen befiehlt, Herzog Rudolf zu erſchießen, da derſelbe an der Königin Seite aus der Kirche tritt und mit ihr ſich unterhält; wie in ſeinen Zimmern rings an den Wänden ſcharfe Beile hängen, denen kein Schild und Panzer widerſteht, und er ſeine Freunde auffordert, damit die anweſenden Fürſten zu erſchlagen: — es möchte ſchwer fallen, thörichtere Geſchichten zu erſinnen.

Wer die Annalen des Mönches Lambert aufmerkſam lieſt, wird zu der Ueberzeugung gelangen, daß er ſie nicht in einer beſtimmten Friſt, ſondern daß er Jahre lang in Zwiſchenräumen daran geſchrieben hat, je nachdem ihm ein Ereigniß merkwürdig und wichtig genug ſchien; indem er häufig ungenaue Nachrichten nicht bloß niederſchrieb, wie er ſie vernommen, ſondern in ſeiner Zelle verarbeitete, mit eigener Zuthat ausſchmückte, Thatſachen, die in keiner Verbindung mit einander ſtanden, zuſammenzubringen ſuchte, und ohne Ueberlegung über Dinge urtheilte, von denen er nur ſehr unvollkommene Kunde hatte. Mitunter freilich überſteigt ſeine Gedankenloſigkeit jedes Maaß, ja er hat ſeine Zunge ſo wenig in der Gewalt, daß ſeine Darſtellung zuweilen von böswilliger Entſtellung der Wahrheit nicht

weit entfernt ist. * Um 1080 mag er — „nach Weise des müden Dichters," wie er sich ausdrückt — den Calamus bei Seite gelegt haben, jedenfalls um 1084; denn zu dieser Zeit war sein Abt Hartwig und das ganze Kloster sehr entschieden kaiserlich gesinnt.

Beide Chronisten — Lambert und Bruno — sind ein getreues Echo der verworrenen Ansichten über die Veranlassung der sächsischen Rebellion, wie sie unter dem Volke verbreitet waren.

Es war Magnus' Gefangenschaft! spricht Lambert. Es war die Harzburg, von der alles Elend ausging! Der König wollte alle Sachsen und Thüringer zu Sklaven machen; — oder vielmehr: er wollte alle Sachsen ausrotten und an ihre Stelle Schwaben setzen, welche er ja besonders liebte.

Nein, spricht Bruno; er wollte allerdings alle Sachsen aus Freien zu Knechten machen; allein dasselbe Schicksal hatte er den Schwaben und Ostfranken zugedacht, — und „das Volk der Schwaben, da es vom Elend der Sachsen hörte, schickte heimlich Gesandte zu ihnen und schloß mit ihnen einen Bund, daß keines von beiden Völkern dem Könige zur Unterdrückung des andern helfen wolle." — Vielmehr waren es Friedrich von Berg und Wilhelm von Lothesleben; denn „um dieser beiden Männer willen ist die Verschwörung eigentlich zu Stande gekommen." Doch — sagt er an einer andern Stelle — der Peter- und Paulstag (29. Juni) zu Goslar 1073 war im Grunde der Hauptanlaß zum Kriege und die Quelle alles späteren Elendes. Heinrich — so erzählt er — lud die sächsischen Fürsten sammt und sonders an jenem Tage nach Goslar, um mit ihnen über Reichsgeschäfte zu verhandeln. Er läßt sie vom frühsten Morgen bis spät Abends an der Thür warten, während er drinnen mit seinen Parasiten würfelt und Possen treibt. Wie die Nacht hereinbricht, tritt endlich Einer der Höflinge heraus und fragt die Fürsten höhnisch, worauf sie warteten, der König hätte längst die Pfalz verlassen und wäre auf dem Wege „nach seiner Stadt." Da kommen denn die Fürsten in der Nacht in einer Kirche zusammen und beschließen unter vielen Thränen, solche Schmach nicht länger zu dulden und sich zum Aufruhr zu rüsten. **

* S. Kap. LXII.

** Erzbischof Adalbert hat allerdings Wezel von Magdeburg einst nicht

Schließlich findet der hersfelder Mönch doch, daß wohl der Zehnten, den die Thüringer und die Klöster Fulda und Hersfeld an den Erzbischof von Mainz entrichten sollen, den Aufstand der Sachsen veranlaßt haben möchte. Der Priester Bruno weiß natürlich von diesem Zehnten nichts.

LXVII.

Schon mochten die Häupter der Rebellion — Otto von Nordheim, Graf Herrmann, Pfalzgraf Friedrich, Bischof Burkhard — Zusammenkünfte gehalten und ihr Herz gegen einander ausgeschüttet haben, als nach Ostern 1073 ein Zeitpunkt eintrat, wo „Gott selbst — wie der hersfelder Mönch sie sprechen läßt — ihnen Gelegenheit bot, das Joch der ungerechten Herrschaft vom Nacken zu schütteln." Der König rief das Reich zu einem Kriege gegen den Herzog Boleslav II. von Polen auf, welcher damals böhmisches Gebiet verwüstet hatte. Häufig fanden Grenzstreitigkeiten zwischen Böhmen und Polen Statt: erst 1071 hatte Heinrich die beiden Herzöge — Boleslav und Wratislaw — nach Meißen beschieden und ihnen bei Verlust seiner Gnade geboten, Ruhe zu halten.

Der Heerbann der Baiern, Schwaben und Lothringer sollte sich bei Mainz versammeln, die Franken in der Gegend von Hersfeld, die Sachsen — wie ich glaube — im Mansfeldischen. * Dem kärnthischen Heere war die Theilnahme am Kriege sicher erlassen: Herzog Berthold hatte sich jedoch bei Hofe eingefunden, wahrscheinlich um für seine Person den Krieg mitzumachen. Acht Tage nach Mariä Himmelfahrt, d. h. am 23. August, sollte das Heer beisammen sein.

Ohne Zweifel wäre es ein Glück für das Reich gewesen, wenn der Zug zu Stande gekommen wäre. Der Krieg hätte die unruhigen

vorgelassen (s. Kap. LXIII). Bei den Fürsten hätten übrigens ja die Bischöfe Benno, Eppo und Liemar sein müssen! — Wie sehr Bruno ohne Anschauung schreibt, zeigt der Ausdruck: „der König ritte nach seiner Stadt." Er war in Goslar: welche Stadt kann also gemeint sein?

* Normeslovo ist die glaubwürdigste Lesart bei Bruno 24. Ich glaube, es ist Vormeslovo zu lesen, wie man Kap. 31. Vacham statt Nachan lesen muß. Wahrscheinlich ist Wormsleben am süßen See bei Eisleben gemeint. Gewöhnlich nimmt man Neu-Haldensleben in der Altmark an. Haldensleben existirte damals, aber nicht Neu-Haldensleben. In der Gegend von Wormsleben lagen die meisten Besitzungen des Pfalzgrafen Friedrich.

Gemüther beſchäftigt, und alle die ſtreitbaren Bruderſtämme, die in den norddeutſchen Ebenen wohnten, die am Rhein und an der Maaß hausten, ſammt denen, die vom Main, vom Neckar, vom Lech und Inn gekommen wären — ſie würden, unter den Adlern ihres jugendlichen Königes verſammelt, in den Beſchwerden und Gefahren der großen Reichsexpedition einander von Neuem haben achten lernen. Solche Unternehmungen nach dem Oſten hin — um wieviel erſprießlicher wären ſie nicht für uns geweſen, als die leidigen Romfahrten!

Die ſächſiſchen Fürſten hatten endlich Gelegenheit, einen großen Theil der wehrhaften Mannſchaft in Sachſen zu verſammeln, und wenn je ihre Pläne Erfolg haben ſollten, ſo durfte dieſe nicht unbenutzt bleiben. Sie mußten jetzt verſuchen, ob es ihnen gelingen würde, ihre Ritter und Bauern gegen den König aufzuhetzen. Ueber den Hergang im Einzelnen haben wir freilich ſehr mangelhafte Kunde. Als die verſchworenen Fürſten gegen Ende des Juli — faſt vier Wochen vor dem vom Könige geſetzten Termin — ſich verſammelten, war keineswegs der ganze ſächſiſche Heerbann zugegen. Die Angabe des hersfelder Mönches, daß 60000 Mann beiſammen geweſen, iſt viel zu groß. Nur jene Fürſten, welche auf Rebellion ſannen, hatten ihre Ritter und Bauern herbeigebracht, mit Abſicht ſo früh, ehe andere Fürſten, denen ſie nicht trauen konnten, zu ihnen ſtießen. Es waren zugegen Otto von Nordheim, Graf Herrmann, Pfalzgraf Friedrich, Erzbiſchof Wezel von Magdeburg, Biſchof Burkhard von Halberſtadt, Markgraf Dedo von der Lauſitz; ſicher auch Biſchof Werner von Merſeburg, Markgraf Udo von der Nordmark und Graf Dietrich von Katlenburg. Viele Andere wußten aber gar nicht, was im Werke war, und ſaßen noch ruhig zu Hauſe. * Aus den Gegenden weſtlich von der Weſer wird kein Mann zugegen geweſen ſein; ebenſo wenig z. B. die Mannſchaft des Biſchof Benno von Meißen; denn der Burggraf dieſer Stadt war der treueſte Anhänger des Königes. Ganz unrichtig iſt auch die Bemerkung des hersfelder Mönches, die Biſchöfe Eppo von Zeiz, Benno von Osnabrück und Liemar von Bremen wären zu Heinrich geflohen, weil ſie nicht an der Verſchwörung hätten Theil nehmen wollen; denn in dieſem Falle müßte

* Bruno 28. g. E.

ja Heinrich um die ganze Sache gewußt haben, noch ehe die Rebellen gegen die Harzburg zogen, welches sich nicht so verhielt.

Die Beschreibung, welche uns der Priester Bruno von dem entscheidenden Tage bei Wormsleben giebt, ist freilich schlecht genug, nur dadurch wird sie höchst werthvoll, daß sie uns zeigt, wie wenig Grund die Sachsen zur Rebellion hatten. Man kann überzeugt sein, daß er das Schlimmste gesagt hat, was sich gegen den König vorbringen ließ; allein seine Schilderung zeigt nicht etwa ein Volk, welches durch allgemein gefühlte Leiden erbittert, durch unerträgliche Tyrannei zum Wahnsinn getrieben die Waffen ergreift — nein: die Fürsten müssen mit großer Mühe dem Volke förmlich den Beweis liefern, daß es Ursache hat zum Aufstande gegen seinen König.

Der Priester erzählt, Otto von Nordheim hätte von einer kleinen Anhöhe herab zu den versammelten Rittern gesprochen; die Bauern kamen wohl wenig in Betracht. Der Inhalt dieser — mit sallustischen Redensarten ausgeschmückten — Rede ist folgender: „Viel Elend habt ihr ertragen; aber noch größeres Elend steht euch bevor. Der König hat mitten in unserem Lande Burgen errichtet und dieselben mit Mannschaft und Kriegswerkzeugen versehen. Ihr, die ihr in der Nähe wohnt, habt ertragen müssen, daß eure Habe in die Burgen geschleppt wurde, eure Frauen und Töchter Schmach litten; daß man eure Knechte zu ungerechtem Dienst zwang und selbst euren freien Schultern schimpfliche Lasten auferlegte. Aber dieß alles scheint mir noch erträglich, wenn ich das in's Auge fasse, was euch bevorsteht. Nämlich, wenn der König erst Burgen genug gebaut haben wird, dann wird er euch Alles nehmen, was ihr habt, wird eure Habe an Fremdlinge geben und euch zu Sklaven unbekannter Menschen machen. Wollt ihr das dulden? Also stehet auf und hinterlaßt das Erbe eurer Väter euren Kindern. Duldet nicht, daß ihr und eure Kinder Sklaven fremder Menschen werdet. Vielleicht tragt ihr Bedenken, euren Eid der Treue zu brechen. Doch diesen Eid habt ihr ihm als König geschworen. Da er nun jetzt nicht mehr König ist, sondern Tyrann, so seid ihr nicht verpflichtet, jenen Eid zu halten. Indessen damit nicht etwa Jemand von euch denkt, wir hätten nicht genügenden Grund zum Auf-

ſtande, ſo ſoll nun Jeder das Unrecht, welches er vom Könige erlitten, vor euch Allen darthun, und dann wollen wir gemeinſchaftlich berathen, ob uns nicht große Noth zwingt, dieß Unrecht abzuwehren." *

Nun läßt der Prieſter die einzelnen Fürſten ihre Beſchwerden aufzählen. Es klagt zunächſt der Erzbiſchof Wezel, zweimal wäre der König mit Raub und Mord in Magdeburg eingedrungen; — ohne Zweifel eine Lüge Bruno's, von der ich oben ſchon gehandelt habe. Wunderbar, wenn die Ritter von einem ſolchen Kriegszuge Heinrichs nichts gewußt hätten! — Nach ihm ſagt Biſchof Burkhard aus, einige Güter eines Edelmannes Bodo, welche eigentlich ſeiner Kirche gehörten, hätte ihm der König ungerechter Weiſe genommen. Otto führt Klage über den Verluſt des Herzogthums Baiern, das ihm doch, wie wir geſehen, gerade die ſächſiſchen Fürſten durch feierlichen Urtheilſpruch genommen hatten; Markgraf Dedo über den Verluſt einiger Güter, die er für ſeine Rebellion 1069 ebenfalls nach dem Spruch der Fürſten verloren. Pfalzgraf Friedrich beſchwert ſich, der König hätte ihm die Burg Volkerode genommen, ſein Lehen vom Kloſter Hersfeld; er hätte hundert Manſen Ackerland dafür geboten und ſie dennoch nicht zurückerhalten. Graf Herrmann endlich klagt über die königliche Beſatzung in Lüneburg; doch iſt hier die Zeitrechnung des Prieſters verworren; denn nach ſeiner Erzählung wäre damals ſchon jene Beſatzung vertrieben und Herzog Magnus aus der Harzburg befreit geweſen, während Herrmann doch erſt in jenen Tagen — etwa gegen Ende des Juli 1073 — nach Lüneburg aufgebrochen iſt.

Alle dieſe Beſchwerden machten (nach des Prieſters Beſchreibung) weniger Eindruck auf die Ritter, als die Klagen der beiden Brüder Friedrich von Berg und Wilhelm von Lothesleben, welche der König als ſeine Dienſtmannen in Anſpruch genommen. Das bewegte Alle zum Mitleid; und an jenen Beiden konnten ſie ſehen, daß er ihnen Allen Freiheit und Beſitzungen rauben wolle.

So, ſollte man glauben, waren die Leiden dieſer beiden Ritter

* Ich brauche nicht zu erinnern, daß dieſer Schluß der Rede mit dem Vorangegangenen nicht im Zuſammenhang ſteht.

die Haupturſache zum Kriege! * Und Beide ſind ſie bald nachher zum Könige deſertirt, von dem ſie ſo ſchreckliches Elend erduldet! Sie verließen die Rebellen und gingen zu Heinrich über, gegen deſſen Tyrannei eben die Rebellen ſie hatten ſchützen wollen!

Wie richtig ſind die Ausdrücke des hersfelder Mönches, die er ſo unbedacht ausſpricht: „dringendes Zureden, liſtiges Aufhetzen der Fürſten" hätte das ſächſiſche Volk zum Aufſtande gebracht. ** Doch den Fürſten mußte es vor Allem darauf ankommen, die Maſſen nur erſt in Bewegung zu ſetzen. War der Weg der Rebellion einmal betreten, ſo war an ein Stillſtehen zunächſt nicht zu denken. Vorher jedoch ſollte noch eine Geſandtſchaft mit dem Könige wegen der Burgen verhandeln; vielleicht verlangten dieß die Ritter ehe ſie offenen Aufruhr begännen.

LXVIII.

Während das Reich rüſtete, ſaß Heinrich in Goslar und ließ wohl ſelbſt noch in Stand ſetzen, was zum Kriegszuge nöthig war. Die Biſchöfe Benno und Eppo und Herzog Berthold waren bei ihm; einer Nachricht zufolge auch Biſchof Friedrich von Münſter, Markgraf Dedo's Bruder.

Etwa am 1. Auguſt trafen in der Pfalz drei Geſandte der Rebellen ein: ihr Sprecher war Meginfried von Walbeck, Burggraf von Magdeburg. Nachdem ſie vorgelaſſen worden, um ihre Botſchaft vorzubringen, begann Meginfried wahrſcheinlich mit der Bitte, den Sachſen, welche beſtändig mit den Wenden jenſeits der Elbe zu kämpfen hätten, die Expedition nach Polen zu erlaſſen, kam dann auf die Burgen und bat unter Betheurungen, daß die Sachſen, die ihn geſendet, dem Könige treu wären, um Abſtellung des Ungemaches, welches das Volk von den Burgen zu leiden hätte; denn es würde verhindert, Wälder und Wieſen frei zu benutzen, und würde auf jede Weiſe beraubt und beläſtigt. ***

* Bruno ſagt dieß ausdrücklich Kap. 45. Ipsi causa principalis erant incipiendi belli.

** „Importunae suasiones, callidae exhortationes."

*** So der Anonymus de bello sax. Auch Bruno und das Manifeſt der Sachſen vom J. 1075 ſpricht ſtets nur von den Burgen. Lamberts Bericht iſt

Heinrich bestritt die Richtigkeit jener Aussagen und erklärte, die Sache den Fürsten zur Entscheidung vorlegen zu wollen. Mit diesem unbestimmten Bescheid wurden die Gesandten entlassen.

Die Rebellen beschlossen jetzt, wo möglich den König in Goslar zu überraschen und ihn so zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Während Graf Herrmann nach Lüneburg aufbrach, rückten die anderen Fürsten in Eile gegen Goslar, um die Stadt einzuschließen, ehe Heinrich von ihrem Vorhaben Kunde erhielte. Jene Unterhandlungen mit Meginfried waren sicher in so ruhigem Tone gehalten worden, daß der König und seine Räthe die Größe der Gefahr nicht ahnten und daher in Goslar geblieben waren. Plötzlich — es waren mehrere Tage seit der Abreise der Gesandten verflossen — ward ihm durch irgend einen getreuen Mann der Anmarsch der Rebellen gemeldet. In der Eile schien es das Beste, hinter den Mauern der benachbarten Harzburg den nächsten Verlauf der Dinge abzuwarten, und er erreichte die Burg mit seinen Schätzen, den Reichsinsignien und dem Gefolge, noch ehe das Heer der Verschworenen herbeikam. Sicher erfuhren sie den Aufenthalt des Königes bald und lagerten sich vor der Harzburg. Es war ungefähr am 5. August.

Mehrere Tage lang wurde unterhandelt. Herzog Berthold und die beiden Bischöfe * sprachen mit den rebellischen Fürsten und ermahnten sie, nicht eine Sache zu unternehmen, die so sehr über ihre Kräfte ginge und von den übrigen Fürsten höchlich gemißbilligt werden würde. Sie indessen bestanden auf der Zerstörung der Burgen, welche ihre Freiheit bedrohten. Heinrich rief sie einzeln vor, allein sie kamen nicht: er sah, daß er so mit ihnen nicht fertig würde.

Inzwischen erschienen Boten des jüngeren Eberhard von Nellenburg, welcher die 70 Mann starke Besatzung von Lüneburg befehligte. Graf Herrmann war, wie es scheint, in der größten Eile vor die Burg gezogen; ** er hatte die Besatzung völlig überrascht:

schlecht. Hätten die Gesandten die Worte gesprochen, welche er ihnen in den Mund legt, so würde Heinrich sie kaum ausgehört haben und sicher gleich aus Goslar aufgebrochen sein, um das übrige Reichsheer zu sammeln. Daß Meginfried seine Rede mit der Bitte einleitete, der König möchte den Sachsen die Theilnahme am Kriege erlassen, berichtet Lambert.

* So Lambert. Bruno dagegen nennt Benno und Eppo gar nicht, sondern Bischof Friedrich von Münster und des Königs Kaplan Siegfried.

** jam pridem antequam rex Saxonia effugaretur, sagt Lambert. Es

ohne alle Lebensmittel mußte sie sich in der kürzesten Frist ergeben. Herrmann drohte, falls sein Neffe Magnus nicht aus seiner Haft auf der Harzburg entlassen würde, gegen jene 70 Mann nach sächsischem Recht zu verfahren, als gegen Leute, die gewaltsam in fremdes Gebiet eingedrungen. Mit diesem Bescheid kamen Eberhard's Boten auf der Harzburg an.

Heinrich beschloß, die Burg zu verlassen. Unbegreiflicher Weise hatten die Rebellen keine Wachen ausgesetzt. Der unkundige hersfelder Mönch erzählt freilich, nur ein einziger beschwerlicher Weg hätte hinaufgeführt, die übrigen Seiten hätte der ungeheure Wald beschattet, der sich von dort bis Thüringen erstreckte; darum hätte keine Sorgfalt der Belagerer — die nach seiner Angabe 60000-Mann stark waren! — die Besatzung am Ein- und Ausgange hindern können. Heinrich befahl den Rittern, welche zurückblieben, in den nächsten Tagen seine Abwesenheit durch kein Zeichen merken zu lassen. In der Nacht des 9. August brach er auf. Der Auszug aus der Burg muß in musterhafter Stille vor sich gegangen sein; denn es war eine ziemlich lange Karawane, die man immerhin auf vierzig Pferde schätzen darf. * Die Bischöfe, Herzog Berthold und viele ** Ritter außerdem; die Königin mit einigen Frauen; die Reichsinsignien, ein bedeutender Theil der Schätze und sonstiges Gepäck — es ist wunderbar, daß dieser ganze Zug so unbemerkt entkam, daß kein Hundegebell, kein Wiehern, kein Hufschlag die Flucht verrieth. Sobald freilich der „Kaiserweg" am Sachsenberge erreicht war, hatte man zunächst nichts mehr zu fürchten; denn dann war unten im Thal kein Geräusch mehr zu vernehmen. Ein der Gegend kundiger Jäger soll an der Spitze des gewagten Unternehmens gestanden haben, obwohl Heinrich selbst das Gebirge genau kannte. *** Uebrigens sicher eine höchst beschwerliche Flucht durch Urwald, Gestrüpp und Klippen auf Pfaden, die nur von Jägern und Köhlern betreten wurden; auch war

war zu der oben angegebenen Zeit. Wedekind's Ansicht, die Belagerung Lüneburgs falle in das Jahr 1071, ist ganz unstatthaft.

* Ich möchte nämlich nicht glauben, daß sie ohne Pferde auszogen, obwohl es möglich ist. Lambert sagt: gradiebantur.

** plerique sagt Lambert. Auch die Boten aus Lüneburg waren dabei; denn am 15. August finden wir sie in Hersfeld.

*** S. Bruno 27. gegen Ende.

man nicht ſicher, ob nicht etwa ein Zufall, irgend eine Unvorſichtigkeit die Rebellen vor der Harzburg aufmerkſam machte und zum Nachſetzen veranlaßte. Doch werden ſie am Abend des 10. oder in der Frühe des 11. Auguſt ſchon in gebahntere Gegenden gekommen ſein, am Südabhange des Harzes, wo ja der Hof, beſonders unter dem verſtorbenen Kaiſer, in der Pfalz zu Pöhlde, ſo häufig verweilte. Am 12. Auguſt trafen ſie in Eſchwege ein, natürlich etwas erſchöpft, da ſie an jedem der beiden vorhergehenden Tage etwa fünf Meilen zurückgelegt hatten. Schon waren Rittersleute in großer Zahl zum Könige geſtoßen, vermuthlich aus Heſſen, oder Reichsminiſterialen, deren Güter ſüdlich vom Harz lagen; auch nahte der Termin, wo das ganze Reichsheer beiſammen ſein ſollte, und auf allen Straßen zogen Ritter und Reiſige zu ihren Sammelplätzen. Mit einem ziemlich bedeutenden Gefolge traf Heinrich am 13. Auguſt in Hersfeld ein, wo ſich alsbald fränkiſche Grafen und beſonders die Biſchöfe Adalbero von Würzburg und Herrmann von Bamberg einfanden, die ihre Reiſigen ſchon herbeigebracht hatten. Die Fürſten aus Baiern, Schwaben und vom Rhein hielten noch bei Mainz und warteten auf den Befehl zum Marſch. Heinrich lud ſie nach Spießkappel bei Hersfeld ein: ſchon hatten ſie erfahren, der Polenkrieg ſei aufgegeben; in Eile machten ſie ſich auf den Weg.

Die Sachſen hatten Grund, über des Königs Flucht beſtürzt zu ſein. Sie hatten gemeint, durch den Ueberfall von Lüneburg Magnus zu befreien und durch einen Handſtreich gegen Goslar die Zerſtörung der Burgen zu erzwingen. Das Letztere war ihnen mißlungen; es war vorauszuſehen, daß ſie es nun mit dem ganzen Reiche zu thun haben würden: ihr Unternehmen gewann ganz andere Dimenſionen. Nur das Eine — Magnus' Befreiung — erreichten ſie. Heinrich ſchickte von Hersfeld am 15. Auguſt Boten nach der Harzburg, man ſolle den Gefangenen frei laſſen, und es bedarf kaum der Verſicherung des Chroniſten, daß die Freude im Lager der Rebellen groß war über dieſen Erfolg. Vor Allen mag Otto von Nordheim ihm entgegen geeilt ſein; denn er hatte ja zu dieſem Endzweck hauptſächlich den Aufruhr angeſtiftet, da Magnus eigentlich um ſeinetwillen litt. Auf der andern Seite ward jetzt der Beſatzung von Lüneburg freier Abzug gewährt, „und ſeit der Zeit ging in Sachſen

das Sprüchwort: Ein Sachse wird durch siebenzig Schwaben ausgelöst." Es ist der Priester Bruno, der diesen harmlosen Witz thörichter Weise aufbewahrt hat.

Als Heinrich zu Spießkappel den versammelten Fürsten das Geschehene berichtete und um ihre Hülfe bat, waren Einige derselben der Meinung, man solle sogleich mit den versammelten Truppen gegen die Rebellen ziehen. Andere dagegen erklärten, sie hätten nicht stark genug gerüstet, um gegen die wilden und sehr zahlreich aufgebotenen Sachsen zu streiten. Man beschloß endlich, am 5. Oktober solle das Reichsheer in gehöriger Stärke bei dem Dorfe Breitenbach an der Fulda zur Expedition gegen die Rebellen bereit stehen.

LXIX.

Der hersfelder Mönch hörte einige Zeit später, Herzog Rudolf hätte um die Verschwörung wohl gewußt; auch die Erzbischöfe von Mainz und Köln und sehr viele andere Fürsten vom Rhein wären von Anfang an Theilnehmer daran gewesen, nur hätten sie es mit großer Mühe verheimlicht, so lange der Ausgang noch ungewiß gewesen. Ja, er spricht es zuletzt ganz bestimmt aus, alle Fürsten des Reiches hätten sich ursprünglich mit den Sachsen gegen den König verbündet gehabt.

Ohne Zweifel war dieß nicht der Fall: obwohl der Mönch diese Ansicht gewiß häufig aussprechen hörte von Leuten, die über die Zeitläufte kannegießerten. Solche Munkeleien von Geheimnissen, Verabredungen und Einverständnissen entstehen in Zeiten politischer Unruhe sehr leicht. Nur Anno von Köln — möchte ich glauben — hat um Alles gewußt.

Vielmehr fanden Unterhandlungen zwischen den Rebellen und den andern Fürsten erst jetzt Statt, da das Reichsheer sich versammelte. Den sächsischen Fürsten kam es vor allen Dingen darauf an, Bundesgenossen zu gewinnen und mit den übrigen Fürsten zu unterhandeln, ehe sie mit Krieg überzogen würden. Sie gewannen die Thüringer, welche in der That, wenn es auf die Burgen ankam, mehr Grund zur Rebellion hatten, als die Sachsen; und dann bemühten sie sich der Expedition zuvorzukommen, indem sie auf der

Stelle Boten an Heinrich und die Fürſten ſchickten, Genugthuung verſprachen und Verhandlungen anzuknüpfen ſuchten. *

Heinrich beſchloß auf ihre Vorſchläge einzugehen und ſandte die Erzbiſchöfe Siegfried und Anno nach Neu-Corvey an der Weſer, um dort mit den Rebellen zu ſprechen. Indeſſen Anno erſchien nicht — „ich weiß nicht, ob durch Zufall, oder mit Abſicht," ſagt der Mönch — ſondern ließ nur melden, er würde allen vernünftigen Beſchlüſſen gern beiſtimmen. Bei der Zuſammenkunft — es war am 24. Auguſt, zwei Wochen nach der Flucht von der Harzburg — ſtritt man lange hin und her: man kam endlich überein, von Seiten des Königes und von Seiten der Sachſen ſollten je zwölf Geißeln geſtellt werden, damit Letztere dann ſicher vor den Fürſten erſcheinen könnten; auch der König möchte, wenn dieß erſprießlich ſcheine, ſich dort einfinden. Im Kloſter Hohenburg an der Unſtrut ſollten am 13. September die Geißeln ausgetauſcht werden und am 20. Oktober die Verhandlungen mit den Fürſten zu Gerſtungen Statt finden. **

Natürlich weigerte ſich Heinrich, den Rebellen Geißeln zu ſtellen. So erſchienen Siegfried — und Anno, der jetzt zum Vorſchein kam, am beſtimmten Tage in Hohenburg und verbürgten ſich dafür, daß die ſächſiſchen Fürſten mit Sicherheit nach Gerſtungen kommen könnten.

Wo der König ſich aufhielt, wird nicht berichtet. Er brachte ſein Gemahl nach der Burg Volkerode und ging nach Würzburg, wie es ſcheint. Das Reichsheer ſtand wahrſcheinlich in Heſſen.

Allzu arglos geſtattete Heinrich, daß die Verhandlungen der Fürſten mit den Rebellen nicht in ſeiner Gegenwart geführt wurden: vielleicht hatte man ihn überredet, die Sachſen würden ſo leichter zur Unterwerfung zu bringen ſein. Von den Fürſten, welche an ſeiner Statt nach Gerſtungen kamen, werden genannt Siegfried von Mainz,

* So Berthold 1073. „Der König hatte eine Expedition gegen Sachſen gerüſtet, aber ſie kamen ihm zuvor, verſprachen Genugthuung" u. ſ. w.

** Die Reden, welche der Mönch den Rebellen in den Mund legt, erwähne ich nicht, weil ſie ſicher von ihm erdacht ſind. Er läßt ſie über des Königes Verbrechen klagen, d. h. die Lügen vorbringen, welche ſie unter dem Volke verbreiteten. Indeſſen über das Treiben am Hof hatte wohl Siegfried ebenſo genaue Kunde, wie Wezel oder Burkhard: ſchwerlich würde er ihre Verläumdungen geglaubt haben.

Anno von Köln, Herrmann von Metz, Herrmann von Bamberg, die Herzöge Gottfried von Lothringen, Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnthen. Wunderbar, daß nicht Liemar, noch Benno und Eppo zugegen waren.

Ueber die Verhandlungen in Gerstungen — welche nun am 20. Oktober 1073 begannen — haben wir gar keine zuverlässige Nachricht.

„Die Sachsen (berichtet der Anonymus) klagten Mancherlei über den König und brachten es endlich mit List dahin, daß Alle ihr Unternehmen lobten und versprachen, den König ermahnen zu wollen, daß er ihnen ihre alten Rechte wieder gäbe und das Geschehene verziehe; verweigerte er dieß, so würden sie doch gegen die Sachsen nicht kämpfen. Durch welche Künste verleitet die Fürsten damals verbrecherisch jenem Volke beistimmten, will ich ein anderes Mal erzählen, wenn ich Leben und Gesundheit behalte."

Es ist wohl anzunehmen, daß die Rebellen mit Einigen der Fürsten ein Einverständniß erzielten; die Fürsten werden überhaupt sich verpflichtet haben, den König zur Abstellung gegründeter Beschwerden bewegen zu wollen; allein ich möchte nicht glauben, daß von einer Zerstörung der königlichen Burgen die Rede war, und sicher werden sie darauf bestanden haben, daß dem Könige eine Art von Genugthuung geleistet werden müsse. Von den eigentlichen Beschlüssen, die das Resultat der dreitägigen Verhandlungen gewesen, wissen wir aber nichts Sicheres; denn der Bericht des hersfelder Mönches ist unzuverlässig.

Nach seiner Erzählung nämlich „erstaunten die Fürsten, als die Sachsen ihre Leiden beschrieben, die Freveltaten, die er an den Einzelnen und dem ganzen Stamme verübt, und die unerhörten Verbrechen, mit denen er den königlichen Namen befleckt hätte; vor Schrecken über solche Schandthaten klangen ihnen die Ohren, und sie tadelten die Sachsen, daß sie so unerträgliche Schmach so lange mit weibischer Geduld ertragen."

Ueber die vermeintlichen Leiden der Sachsen und die Verbrechen des Königes habe ich oben gesprochen. Wie es am Hofe zuging und was in Sachsen passirte, wußten überdieß die Fürsten sicher sehr wohl, vor Allen Siegfried, Anno, Herrmann von Bamberg, Herzog

Berthold und auch Rudolf. Es wäre wunderbar, wenn ihnen die sächsischen Fürsten, zumal Wezel und Burkhard, ihr Leid nicht früher geklagt oder nicht gelegentlich über den Lebenswandel des Königes gesprochen hätten.

Nach dreitägiger Berathung (fährt der Mönch fort) „kamen sie überein, daß ein anderer König gewählt werden müsse. Doch wollten sie noch warten, bis der König in der Friedenszeit fernere Theile des Reiches durchzöge; dann sollte die Sache den andern Fürsten mitgetheilt werden. Wahrlich, dort hätten sie gleich Herzog Rudolf zum Könige gewählt, hätte derselbe nicht geschworen, er würde eine solche Wahl nur annehmen, wenn alle Fürsten ihre Zustimmung gäben."

Dergleichen mochte dem Mönch erzählt worden sein, obgleich Niemand in seiner Umgebung, nicht einmal Abt Hartwig, von solchen geheimen Verabredungen Kunde haben konnte. Es waren Gerüchte, die wohl jedes Grundes entbehrten. Wenn ich Alles wohl erwäge, so scheint es mir nicht zweifelhaft, daß die Gesammtheit der Fürsten zu Gerstungen keinen andern Beschluß faßte, als den, welchen sie veröffentlichten, nämlich: zu Weihnachten sollten in Köln die Sachsen dem Könige Genugthuung leisten, auf eine Weise, wie die Fürsten es passend finden würden; der König aber sollte ihnen dann Amnestie gewähren und ihre gegründeten Beschwerden abstellen. Und ebenso wenig scheint es mir zweifelhaft, daß Einige der Fürsten sich zu Gerstungen heimlich über Mittel verabredeten, jene Satisfaktion zu Köln nicht zu Stande kommen zu lassen. Ich werde darauf sogleich zurückkommen.

LXX.

Die Fürsten kehrten nach Würzburg zurück und meldeten dem Könige und dem Volke, daß die Rebellen zu Weihnachten in Köln sich unterwerfen würden. * Heinrich stimmte diesem Abkommen

* So auch Berthold, der nur die Zusammenkunft der Fürsten nach Würzburg verlegt. Saxones dedignanter falsam denuo satisfactionem in natali Domini se facturos juxta quorundam episcoporum et ducum praedictorum consilium condixerant.

gern bei. In den ersten Tagen des November brach er nach Regensburg auf: schon, heißt es, bemerkte er eine gewisse Lauheit in dem Benehmen der „Fürsten vom Rhein".

In Nürnberg nun, wo er einige Tage zubrachte, trat Einer von des Königes Vertrauten, Namens Reginger — ein Mann, der bei Hof nicht ohne Ansehen gewesen sein soll — vor die Herzöge Rudolf und Berthold und klagte wider Heinrich. Gottfried hatte wohl schon Urlaub. Er mit vielen Anderen (so läßt ihn der hersfelder Mönch sprechen) wäre neulich zu Würzburg vom Könige bestürmt worden, die Herzöge und die übrigen Fürsten zu ermorden, wenn sie dort zusammen kämen und sich etwa von der Menge entfernten; die andern Vertrauten des Königes wären gleich darauf eingegangen; nur er allein hätte abgemahnt, worauf der König ihn sogleich aus dem Zimmer gewiesen hätte und ihn würde getödtet haben, wenn er nicht schleunig sich entfernt hätte.

Es ist zu glauben, daß er nicht ganz so ungeschickt gesprochen hat, wie der Mönch angiebt. Er nannte Ort und Mitwisser und erklärte, die Wahrheit seiner Aussage durch das Gottesurtheil beweisen zu wollen. Sogleich sandten die Herzöge zu Heinrich und meldeten ihm, sie hielten ihren Eid der Treue nicht ferner für verbindlich, da er ihnen nach dem Leben stände, während sie sich um sein Bestes bemühten.

„Ich weiß nicht, ob Reginger von Andern angestiftet war, oder ob er aus persönlichem Hasse wider den König auftrat," spricht der hersfelder Mönch. Der Leser verzeihe, wenn ich diesen Punkt untersuche und zu diesem Zweck auf die Gerstunger Verhandlungen zurückgehe. Der Mönch hat vernommen, zwei Beschlüsse seien zu Gerstungen gefaßt worden: ein öffentlicher, nämlich, daß die Rebellen sich zu Weihnachten unterwerfen sollten, und ein geheimer, daß man einen neuen König wählen wolle. Nun liegt es auf der Hand, daß nur einer dieser Beschlüsse ausführbar war.

Wenn die Fürsten den verabredeten Frieden in Köln zu Stande kommen ließen, dann mußten sie auf die Wahl eines neuen Königes verzichten, weil das Reich beruhigt und Heinrichs Macht wieder befestigt gewesen wäre. Auf der andern Seite: wollten sie einen neuen König wählen, dann mußten sie dafür sorgen, daß der Friede nicht

zu Stande kam; sie mußten in der Frist von acht Wochen, die sie noch hatten bis zum Weihnachtsfest, ein Mittel ersinnen, wodurch der angesetzte Fürstentag zu Köln verhindert wurde, und die Zwietracht neue Nahrung erhielt. Mit einem Worte: wenn jener geheime Beschluß über die Wahl eines neuen Königes zu Gerstungen wirklich gefaßt worden, wenn also die Nachricht des hersfelder Mönches wahr ist: so unterliegt es keinem Zweifel, daß Reginger von den Fürsten selbst angestiftet wurde.

Ich halte jedoch die Nachricht des Mönches für falsch; denn so niedrig im Allgemeinen der Stand der Sittlichkeit damals war, so möchte ich nicht glauben, daß Männer wie Herzog Gottfried, Herrmann von Metz, ja selbst Herrmann von Bamberg, im Stande waren, so tückischen Verrath zu ersinnen, wie vor drei Jahren Otto von Nordheims Feinde gethan hatten. Ich halte vielmehr dafür, daß der Vertrag zu Gerstungen den Häuptern der sächsischen Verschwörung mißfiel. Sie sollten in acht Wochen zu Köln Genugthuung leisten und die Burgen, um derentwillen sie Alles angefangen, sollten stehen bleiben! Denn über eine Zerstörung derselben scheint zu Gerstungen gar nichts beschlossen zu sein. Ich glaube daher, daß sie nach längerem Widerstreben zum Schein beistimmten, in der Absicht Alles aufzubieten, damit der Fürstentag zu Köln hintertrieben würde. Speziell habe ich hier Anno's Sippschaft im Auge; denn Bischof Burkhard, der überhaupt mehr Kriegsmann, als Priester war, scheint gewissermaßen persönlichen Haß gegen Heinrich gehegt zu haben. * Diese sächsischen Fürsten mögen mit Gleichgesinnten unter Denen, die nach Würzburg zogen, die Verabredung getroffen haben: daß ein Mittel gefunden werden müsse, den Frieden zu Köln zu hindern und Zwietracht zwischen Heinrich und die Fürsten zu säen. ** Auf diese Weise mag Reginger angestiftet worden sein. Ob Herzog Rudolf um die Intrigue wußte, darüber möchte ich keine Vermuthung aussprechen.

Wer aber diese Annahme nicht gelten lassen will, der wird annehmen müssen, daß Reginger, dieser zweite Egino, von jenen großen

* S. Annal. Saxo 1088.

** Vgl. S. 394. Anmerk.

weltlichen und geistlichen deutschen Fürsten, die in Gerstungen waren, zu seiner falschen Anklage veranlaßt worden ist.

Heinrich, in seiner Entrüstung, klagte nicht nur seinen Rittern, sondern, wie es scheint, öffentlich dem Volke, wie Herzog Rudolf ihn durch Lügen zu verderben suche: er kündigte seinen Entschluß an, mit dem Herzog selbst fechten zu wollen. Ulrich von Godesheim, der treue westfälische Ritter, * bat ihn, ruhig zu sein und nicht Aussprüche zu thun, die seiner nicht würdig wären; er selbst würde mit Reginger und jedem Andern kämpfen. Herzog Rudolf aber nahm das Anerbieten Ulrich's nicht an, noch wies er es geradezu ab; er erklärte, die Meinung der übrigen Fürsten einholen zu wollen.

Ohne die Fürsten setzte Heinrich die Reise nach Regensburg fort, „Allen verhaßt, Allen verdächtig, wie der hersfelder Mönch sagt, und traute selbst Niemandem mehr." Bald brach er von dort nach dem Rheine auf, da Erzbischof Siegfried einen Fürstentag nach Mainz berufen hatte. Das Reich war in der That in der größten Verwirrung, alle Fürsten abgefallen; selbst Städte, an denen er vorbeikam, schlossen die Thore und stellten Wachen auf die Mauern. Natürlich war von einer Unterwerfung der Sachsen in Köln nicht mehr die Rede. Als Heinrich nach Ladenburg am Neckar kam (1. Dezember), warf ihn die Aufregung über die Ereignisse der letzten Wochen für mehrere Tage auf das Krankenlager.

LXXI.

Als man zu Worms vernahm, der König sei auf dem Wege nach dem Rheingau, beschloß Bischof Adalbert, ihn nicht in die Stadt zu lassen. Aber die Bürger hatten edlere Gesinnung: sie wollten ihren König, der zugleich ihr Graf und Herzog war, in seiner Noth nicht verlassen. Streitbar und zornmüthig, wie sie waren, erhoben sie sich gegen den Bischof, jagten seine Ritter aus der Stadt und würden ihn gern gefangen gesetzt haben, wäre er nicht durch eilige

* Es ist ein Versehen, wenn ich oben (LXI.) Ulrich unter den schwäbischen Rittern bei Hofe aufgeführt habe. Godesheim liegt an der Weser, etwas oberhalb Hörter. Lambert nennt ihn Ulrich von Cosheim: so hörte er wohl jenen Ort aussprechen. Daß aber Godesheim die richtige Schreibweise ist, geht daraus hervor, daß die Sachsen Ulrich spottweise den Ritter von Godeshaß nannten. S. Bruno 56.

Flucht entronnen. Da nun Heinrich vom Neckar herbei kam, zogen sie ihm wohlgerüstet und in kriegerischer Ordnung entgegen und baten ihn, in ihrer Stadt seinen Wohnsitz zu nehmen: sie wollten ihm treu dienen, nach Kräften Geld zusammenbringen und bis zum Tode für ihn kämpfen. Mit innigem Danke berichtet Heinrich in jener Urkunde, durch welche er die Wormser an mehreren königlichen Zollstätten — am Main, am Rhein und in Westfalen — vom Zoll befreite, wie in jener höchsten Verwirrung des Reiches, da Alles von ihm abgefallen, sie allein ohne Furcht und Tadel ihm treu geblieben; wie sie, da andere Ortschaften ihre Thore verschlossen, ihm entgegen gezogen wären und den Schutz ihrer Mauern und Thürme geboten hätten. Allenthalben in den Städten am Rhein pries man den wackeren Muth und die Treue, welche sie damals bewiesen.

Dieß Auftreten der Bürger von Worms wandte in der That jene traurige Verwickelung zu Heinrichs Gunsten: an ihrer Treue scheiterte die böse List der Fürsten. Er hatte jetzt eine feste Burg gewonnen, wo er dem Sturme Trotz bieten konnte. Seine Stellung inmitten jener zahlreichen, ihm auf Leben und Tod ergebenen Bürgerschaft, in jener wohl befestigten und gerüsteten Stadt, in jenem fruchtbaren Rheingau, war wiederum so mächtig, daß der vom Erzbischof Siegfried ausgeschriebene Fürstentag zu Mainz gar nicht zu Stande kam.

Es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß auf diesem Fürstentage über Regingers Klage wider den König verhandelt werden sollte, wie Herzog Rudolf zu Nürnberg angedeutet hatte.

Andere Kunde hat freilich der hersfelder Mönch: er erzählt, die sächsischen Rebellen hätten wiederholt an die rheinischen Fürsten Boten gesandt, man möchte doch einen andern König wählen „und nicht dulden, daß durch eines einzigen Menschen Schwäche das ganze Reich auf's Aeußerste verwüstet würde und zu Grunde ginge;" dadurch angespornt hätte Siegfried alle Fürsten nach Mainz berufen, um gemeinschaftlich Rudolf zum Könige zu wählen. Der Mönch hat Vieles ohne Ueberlegung geschrieben, aber hier übertrifft er sich selbst. Wer trug die Schuld an der Verwüstung des Reiches?

Nur wenige Fürsten kamen nach Mainz, aus Furcht vor dem Könige, wie es heißt. Schon waren sie auf dem Heimwege, als

Heinrich sie nach Oppenheim zu einer Verhandlung berief. Nachdem zuvor Geißeln ausgetauscht waren, fand die Zusammenkunft Statt. Heinrich bat sie — wie der hersfelder Mönch erzählt — Gottes, des gerechten Richters, und ihrer Eidschwüre eingedenk zu sein; wenn er bisher irgendwie gefehlt hätte, so möchten sie dieß seiner Jugend verzeihen; als Mann würde er sich anders zeigen. Das Resultat der Unterhandlungen, über welche natürlich nichts Zuverlässiges berichtet wird, war ein Beschluß, daß in den ersten Tagen des Januar ein Zweikampf zwischen Ulrich von Godesheim und Reginger auf einer Rheininsel bei Mainz Statt finden sollte. Indessen es kam nicht so weit: jener Elende, der sich wahrscheinlich in Mainz oder im Gefolge Herzog Rudolf's aufhielt, nahm wenige Tage vor dem Termin ein schreckliches Ende. Schlug ihn sein Gewissen, oder gaben ihm seine Anstifter Gift, da er vielleicht gefährliche Dinge aussagen konnte — er fiel in Wahnsinn und Raserei und starb eines grauenhaften Todes. Man kann sich denken, wie sehr ein solches Ereigniß die öffentliche Meinung zu Heinrich's Gunsten umstimmen mußte.

Zum Weihnachtsfest schon hatten sich einige Fürsten — sicher meist Bischöfe — bei ihm eingefunden. Ich möchte glauben, daß Benno, Eppo und Liemar jene ganze Zeit nicht von seiner Seite gewichen sind; Liemar wenigstens hätte nicht nach Bremen zurückkehren können; er litt Mangel, und Heinrich schenkte ihm daher das Kloster Vreden im Bisthum Münster, damit er zu leben hätte. Im Uebrigen — so erzählt der hersfelder Mönch — mußte Heinrich den Unterhalt des Hofes „für schnödes Geld" kaufen: die Lieferungen von den Domänen und von benachbarten Fürsten wären ausgeblieben. Sollte auch Abt Ulrich im nahen Lorsch seine Pflicht versäumt haben?

Aber im Januar 1074 sah er schon wieder fünfzehn Bischöfe um sich, und ein ziemliches Heer von Franken, Schwaben und besonders von Baiern, — im Ganzen etwa 6000 Mann. In der vierten Woche des Monates sagte er den treuen Wormsern Lebewohl und rückte in's Feld, um seine Burgen zu entsetzen.

LXXII.

Nach Heinrichs Flucht aus der Harzburg waren natürlich die Rebellen bemüht gewesen, sich der sechs Burgen des Königes zu bemeistern. Dieselben waren anfangs keineswegs hinlänglich mit Proviant versehen; allein die Besatzung der Harzburg erhielt Lebensmittel von umwohnenden Sachsen, welche dieselben mit großer eigener Gefahr hinaufschafften; Volkerode und Spatenberg wurden erst im Januar 1074 eingeschlossen und hatten daher mehrere Monate Zeit, sich auf eine Belagerung vorzubereiten. Außer der Hasenburg, scheint es, waren die Burgen schließlich wohlversehen. *

Nachdem die rebellischen Fürsten eine Schaar vor der Harzburg zurückgelassen, schickten sie wohl den größten Theil ihrer Leute heim, jedenfalls die Bauern, da die Erndtezeit gekommen war; ein anderes Korps rückte vor die Heimburg. Mit Tagesanbruch — erzählt der Anonymus — klimmen sie dichtgedrängt den Berg hinan; mit der Rechten stützen sie sich beim Steigen; in der Linken führen sie die Waffen. Schon ersteigen sie den Wall, als die Besatzung, kriegstüchtiger und besser bewaffnet, ihnen entgegenstürzt und sie hinunter wirft. Ein Hagel von Steinen und eisenbeschlagenen Balken, den die Wurfmaschinen von der Mauer unter sie schleudern, vollendet ihre Niederlage. Doch gelang es dem Pfalzgrafen Friedrich, die Besatzung zu bestechen: die Burg wurde verbrannt. **

Größten Ruhm dagegen erwarben sich die Ritter auf der Harzburg durch ihren verwegenen Muth. Sie warteten nicht ab, bis sie angegriffen würden, sondern fielen selbst heraus und richteten den Belagerern großen Schaden an, erschlugen ihnen viele Leute und raubten ihre Waffen und Pferde. Die Rebellen beschlossen endlich, die Belagerung aufzuheben: es ward eine Art von Waffenstillstand geschlossen.

Nun ritten eines Tages zwei Ritter von der Besatzung hinüber nach Goslar, um Waffen zu kaufen. Die Bürger von Goslar

* Lambert 1074: cibaria, quae in diutinam belli administrationem affatim congesta fuerant.

** Lambert sagt 1073, die Thüringer hätten jene Burg verbrannt, nicht die Sachsen. Sollte es wirklich die Heimburg bei Blankenburg gewesen sein?

waren ſonſt wohl kaiſerlich geſinnt — all ihren Reichthum verdankten ſie ja Heinrich und ſeinem Vater — allein ſie hatten auch durch das Brennen und Plündern der harzburger Ritter gelitten: die Gegend galt für ſo unſicher, daß kaum ein Kaufmann nach der Stadt zu kommen wagte. So konnte denn in dem Wirthshauſe, wo die Ritter eingekehrt waren, leicht Streit entſtehen. Der hersfelder Mönch erzählt, ſie hätten dort zu ſtark gezecht und im Rauſch auf die Sachſen geſchimpft, ſie wären feige, keine ordentlichen Kriegsmänner, ſondern dumme Menſchen. So hätten ſie Händel angezettelt und wären erſchlagen. Der Anonymus dagegen berichtet, ſie wären ohne jede Veranlaſſung angegriffen worden: er übertreibt ſicher, wenn er meint, man hätte ſie an's Kreuz geſchlagen.

Die Harzburger beſchloſſen, ihre Kameraden zu rächen. Die goslarſchen Stadtheerden weideten zuweilen in größerer Entfernung von der Stadt: man erzählte indeſſen, an jenem Tage wären die Hirten von Bodo, dem Burggrafen von Goslar, der es mit den Harzburgern hielt, beſtochen geweſen und hätten das Vieh mit Fleiß ſo weit fortgetrieben. Die Abſicht der Ritter war, die Heerden zu fangen und damit die Burg zu *ſpeiſen*, wie man ſich im Mittelalter ausdrückte. Die Hälfte der Beſatzung etwa rückte aus — wahrſcheinlich bei Nacht — und legte ſich ungefähr in der Nähe der Oker in den Hinterhalt. Als nun die Heerden aus der Stadt gekommen waren, ritten zehn von den harzburger Reiſigen hervor und fingen an, ſie nach Harzburg zu treiben. Bald erfuhr man in Goslar von dem Unglück: wahrſcheinlich machten die entronnenen Hirten Lärm: mit den Rittern, welche in Goslar wohnten, eilten Schuſter, Schmiede, Bäcker und Schlächter aus den Thoren, um ihr Vieh zu retten. Sobald nun der rechte Moment erſchienen war, ſtürzten die Ritter aus ihrem Verſteck hervor und griffen ſie an: „wie Hagel unter die reife Saat fährt," ſprengten ſie die Goslar'ſchen auseinander, warfen ſie nieder und erſchlugen eine große Zahl. Ein Theil ſuchte ſich in den Wald zu retten; wer ein Pferd hatte, warf den Schild auf den Rücken und floh der Stadt zu.

Auf einem Berge, der Harzburg gegenüber, der noch heute der Sachſenberg heißt, errichteten nun die Sachſen, d. h. wohl Edelleute aus der Nachbarſchaft, ein großes Blockhaus aus Eichenſtämmen,

um die Besatzung des Königes in Schach zu halten. Es mochte im Oktober 1073 sein. Aber auch so machten die Ritter Ausfälle, erschlugen Zimmerleute, die an dem Blockhause arbeiten wollten, fingen Lebensmittel auf, die für die Besatzung desselben bestimmt waren, und richteten vielen Schaden an.

Um Weihnachten ließ die starke Besatzung der Hasenburg dem Könige melden, die Lebensmittel wären verzehrt; am 20. Januar mußte sie sich ergeben. Die Burg wurde verbrannt.

Uebrigens sieht man, daß die Belagerung dieser Burgen von den Sachsen lässig betrieben wurde: im Januar 1074 waren zwei derselben — die Heimburg und Hasenburg — in ihren Händen, zwei andere — Spatenberg und Volkerode — wurden jetzt erst eingeschlossen; gegen die Harzburg verzweifelten sie irgend etwas auszurichten. Mehr als diese fünf scheinen überhaupt nicht belagert worden zu sein. Diese Umstände beweisen hinlänglich, daß die Erbitterung und die Leiden des Volkes nicht so groß waren: nur Pfalzgraf Friedrich wird sich bei der Belagerung thätig gezeigt haben und etwa noch Otto von Nordheim und Dietrich von Katlenburg, deren Besitzungen zum Theil in der Nähe jener Burgen lagen. Kaum einige tausend Mann werden sie beisammen gehabt haben.

LXXIII.

Heinrich soll um Weihnachten 1073 die Erzbischöfe Siegfried und Anno gebeten haben, noch einmal mit den sächsischen Fürsten wegen der Burgen zu unterhandeln. „Sie wußten wohl — sagt der hersfelder Mönch — daß dieß zu Nichts führen würde; allein da er ihnen keine Ruhe ließ, so luden sie die Sachsen nach Corvey“ (an der Weser). Vielleicht hätte Heinrich auch wissen können, daß er *diesen* Unterhändlern sein Vertrauen nicht schenken durfte. Was dort in Corvey (vom 12. bis 18. Januar) gesprochen und verhandelt worden, davon wissen wir nichts Bestimmtes. Der hersfelder Mönch berichtet, die Rebellen hätten sich auf Nichts einlassen wollen, sondern einmüthig beschlossen, zu Anfang des Februar nach Fritzlar in Hessen zu gehen und dort einen Allen gefälligen König zu wählen: auch König Heinrich möchte dort sich einfinden, um sein Recht zu vertheidigen.

Wie dem auch ſei, Heinrich verließ Worms mit ſeinem Reiterheere, * ſobald ihm das Reſultat jener Verhandlungen gemeldet war, und marſchirte nach Heſſen. Seine Stellung war jetzt wieder eine ganz günſtige: die Pläne, welche die Verräther auf Reginders Anklage gegründet hatten, waren geſcheitert; Rudolf hätte ſich vielleicht gern mit den ſächſiſchen Rebellen zu einem großen Unternehmen geeinigt, aber ſie konnten nicht zuſammen kommen; die übrigen Fürſten zeigten ſich lau, die Sachſen waren unthätig, und jetzt nach Weihnachten waren treue Biſchöfe von allen Seiten dem Könige zugezogen: ſelbſt aus der „Metropole von Alemannien," aus Augsburg,** war Biſchof Embricho mit ſeinen Reiſigen aufgebrochen, unbekümmert um den Zorn der treuloſen Fürſten, die ihm zur Rechten und zur Linken reſidirten.

Wunderbare Verhältniſſe dieſer Lehnſtaaten! Was nützte ſchließlich der Eid der Treue und des Gehorſams, wenn der Vaſall in jedem beſtimmten Falle überlegen durfte, ob es in ſeinem Intereſſe läge, denſelben zu halten und dem Lehnsherrn zu gehorchen! Wiewohl hiemit keineswegs geſagt ſein ſoll, daß es nicht in allen Verhältniſſen ausnahmsweiſe einen äußerſten Punkt geben kann, wo der Gehorſam ein Ende hat. Nur würde ein ehrenhafter Vaſall in ſolch einem Falle wohl ſein Lehen zurückgeben. Heinrich ſoll damals das ganze Reich aufgeboten haben: von den Herzögen erſchien kein Einziger — Gottfried von Lothringen hielt eben Hochzeit, wahrſcheinlich in Mantua — jene Fürſten, die im letzten Oktober zu Gerſtungen beſchloſſen hatten, die Sachſen müßten ſich unterwerfen und Genugthuung leiſten, erklärten jetzt, „ſie wollten nicht zur Unterdrückung der Unſchuldigen in den Krieg ziehen;" *** die Biſchöfe, welche ſich einfanden, kamen doch nicht mit ihrer ganzen Mannſchaft; ja wir finden, daß Abt Hartwig von Hersfeld ſich ſehr thätig für den König zeigt, aber ſeine Ritter ſich weigern, ihm zu folgen.

Am 27. Januar kam Heinrich nach Hersfeld, wo er ſeine Gemahlin nach langer Trennung wiederſah. Er zog noch etwas weiter

* Der Anonymus giebt 6000 Mann an. Bruno ſagt: „mit einem großen Heere, das aber nur im höchſten Nothfalle gefochten hätte."

** „Augusta, Alemanniae metropolis." Ekkehard 1107.

*** D. h. Lambert läßt ſie ſo ſprechen.

und ließ ungefähr zwei Meilen von der Werra die Reisigen in den Dörfern Quartier suchen. Es herrschte eine eisige Kälte.

Alles kam jetzt darauf an, was die sächsischen Fürsten thun würden. Sie standen mit einem Heere jenseits der Werra in der Gegend von Vach. Denn als man in Sachsen vernommen, König Heinrich wolle seine Burgen entsetzen, waren sogleich Boten von Gau zu Gau geritten, um den Heerbann aufzubieten. „Der Bauer verließ seinen Hof und sein Vieh, der Kaufmann vergaß seinen Gewinn in der Fremde und kümmerte sich nicht um Soll und Haben.“ * Nur ein Theil des Heeres war zu Pferde, die Meisten zu Fuß, zum Theil mit schlechten Waffen. Es war bitter kalt: „das Vieh stand im Stalle, das Wild im Walde schauderte vor Frost; mit Wagen konnte man jetzt fahren, wo sonst Kähne gingen.“ Schneestürme fielen auf die Sachsen — erzählt der Anonymus — müde wanderte das Fußvolk über bahnlose Strecken und warf sich dann zur Ruhe auf die Erde nieder: da erkrankten die erhitzten Leiber. Viele, die in Wäldern beim Feuer übernachteten, verdarben vor Kälte. Reiter, welche steile Gebirgspfade hinanklommen, wurden vom Unwetter ereilt, irrten vom Wege ab, tiefer Schnee begrub sie: das Pferd konnte den Reiter, der Reiter das Pferd nicht retten. Möglich, daß einige Abtheilungen durch den Harz zogen.

Sicher trug die Kälte viel dazu bei, beide Parteien friedlich zu stimmen. Es wird zwar berichtet, den Getreuen des Königes hätte das Wetter nicht geschadet, heiß und kriegerisch wäre ihr Blut gewesen: furchtbar hätte das Heer ausgesehen unter seinen Fahnen, da die Sonne auf die vergoldeten Panzer und Helme gestrahlt hätte und auf die Schilder, auf denen die Heldenthaten der Väter abgebildet waren. Indessen wenn man sich vergegenwärtigt, wie schwer es ist, ein größeres Truppenkorps ohne bedeutende Vorkehrungen lange zu unterhalten, so wird man zu dem Schlusse gelangen, daß die Lage jener beiden Heere schwerlich angenehm war. Die Rebellen sollen sogleich 11000 Mann wieder nach Hause geschickt haben: sie behielten etwa 12000 zurück. ** Auf der andern Seite fehlte es Hein-

* Anonymus de bello Sax. — — securus ad horam,
Accedat quantum summae quantumve recedat.

** Bruno sagt, doppelt so stark wäre das Heer der Sachsen gewesen, als

richs Leuten an Brot: es war kein Mehl zu beſchaffen, weil die Flüſſe ſo hart gefroren waren, daß die Mühlen ſtill ſtanden. Die Reiſigen plünderten: in Fulda und Hersfeld war die Nahrung ſo kärglich, daß die Mönche davonlaufen wollten; die Sachſen konnten von ferne Dörfer brennen ſehen.

Abt Hartwig von Hersfeld, welchen Heinrich am 26. Januar an die Rebellen abgeſandt hatte, meldete, ſie wären zum Unterhandeln bereit. Vier Biſchöfe, darunter ſicher Embricho von Augsburg, * gingen hinüber, und nach längerem Verhandeln ſtellte Otto von Nordheim, der Alles leitete, folgende drei Forderungen: Heinrich möchte ſeine Burgen zerſtören und nicht wieder bauen; er möchte alle ſächſiſchen Angelegenheiten nur nach dem Rathe der Sachſen ordnen und nicht nach Rathgebern aus einem andern Herzogthum; endlich möchte er ihnen und allen Uebrigen, die im vergangenen Jahre von ihm abgefallen, Amneſtie gewähren. ** Sicher — und nicht mit Unrecht — glaubten die Biſchöfe, es würde das Beſte ſein, wenn der König dieſen Bedingungen ſeine Zuſtimmung gäbe.

Indeſſen Heinrich ſchien es ein unerträglicher Schimpf, daß er ſich von ſeinen Vaſallen zwingen laſſen ſollte, die Burgen, die er mit ſo großen Koſten gebaut hatte, niederzureißen. Er verwarf die Forderungen, beſchwor die Fürſten, dieſe Schmach von ihm zu wenden, und beſchloß, eine Schlacht entſcheiden zu laſſen. Allein er konnte nichts machen: ſie kündigten ihm nicht den Gehorſam auf, aber verließen die Quartiere nicht, da er zum Kampf ausrücken wollte. Auf dringendes Bitten ſeiner treuſten Räthe gab er endlich nach und erklärte, die Bedingungen annehmen zu wollen, wenn ſie dieſelben billig fänden.

So gingen fünfzehn Biſchöfe und andere Fürſten hinüber zu den Sachſen und brachten die Häupter der Rebellion am 2. Februar 1074 nach Gerſtungen. Heinrich empfing ſie freundlich, küßte ſie — wie es damals üblich — und beſtätigte die Friedensbedingungen. Dann belohnte er diejenigen, welche bei den Unterhandlungen beſon-

Heinrichs Heer. Lambert dagegen ſpricht von 40000 Mann, obwohl ſie 11000 entlaſſen!

* S. Annal. August. 1074.

** Bruno 31. Lamberts Deklamationen ſind faſt ganz unbrauchbar.

bers thätig gewesen — zumal wohl Abt Hartwig — und zog mit den Sachsen nach Goslar.

Die Königin blieb in Hersfeld zurück. Seit dem September 1073 etwa war sie auf der Burg Volkerode gewesen — Heinrich hielt dieß für das Sicherste — ihre Niederkunft stand bevor, als die Rebellen in der Mitte des Jannar die Burg einschlossen. Doch gelang es Abt Hartwig, sie nach seinem Kloster zu bringen. Sie gebar am 12. Februar einen Sohn, der vom Bischof Ezzo von Altenburg * schon am 14. getauft wurde; denn das Kind schien so schwächlich zu sein, daß man fürchtete, es würde bald sterben. Der Abt und Einige der Mönche hoben es über die Taufe: es erhielt den Namen seines Großvaters Konrad.

LXXIV.

Auch jetzt noch hoffte Heinrich, seine Burgen zu retten: er beschloß sein Möglichstes zu thun, als er nach der Harzburg kam und die Trauer jener tapfern Ritter sah, daß diese herrliche Veste, die sie so ruhmvoll vertheidigt hatten, nun niedergerissen werden sollte. Sie zeigten ihm die Stätten, wo sie gekämpft, und wie sie ihre Kameraden an den goslarschen Bürgern gerächt hätten. Die bittersten Empfindungen mochten über ihn kommen, wenn er bedachte, daß die Ruinen seiner Burgen, ja die öden Stätten, wo sie gestanden, ein Denkmal sein sollten der Demüthigungen, welche er durch seine treulosen Fürsten erlitten. Die Belagerungen waren eingestellt worden; er hatte zunächst eine Frist für die Burgen erlangt: sie sollten erst zerstört werden, wenn die Vorräthe, womit man sie versehen, aufgezehrt wären. Jetzt sprach er den Wunsch aus, es möchten sämmtliche Fürsten des Reiches über die Burgen entscheiden: zum 10. März hatte er dieselben nach Goslar berufen.

Wiederum erschien fast Keiner der Fürsten; nur die sächsischen und thüringischen Großen mit gewaltigem Gefolge. Lange dauerte es, ehe Heinrich nachgab: er entschuldigte sich mit der Abwesenheit der übrigen Fürsten und wies jede Vorstellung ab: erst die drohende

* Altenburg oder Oldenburg im heutigen Holstein, Fehmern gegenüber, damals ein wendisches Bisthum.

Haltung der Sachsen und das äußerste Dringen seiner Getreuen, Liemars, Bennos und Eppos, konnte ihn zur Nachgiebigkeit bewegen. Aber er stellte Gegenbedingungen: erstens sollten die Krondomänen, welche von den Rebellen mit Beschlag belegt oder verwüstet worden, herausgegeben werden, — eine Forderung, die natürlich sogleich ausgeführt wurde, indem königliche Beamte überall umherzogen, bis Alles in Ordnung war; und zweitens verlangte er, daß die übrigen Burgen in Thüringen und Sachsen, welche den Fürsten gehörten, ebenfalls eingerissen würden. Es wird nicht klar, wie weit diesem Verlangen Folge geleistet worden ist. „Die Burgen (sagen die Rebellen in ihrem Manifest vom Jahre 1075), welche er in unserem Lande zu zerstören befahl, haben wir alle gebrochen, außer denjenigen, deren Fortbestand er gegen unsern Willen gestattete." — „Aus Rache (berichtet Bruno) ließ er alle Burgen und Befestigungen in Sachsen zerstören, außer den alten Städten, die zum Schmuck des Reiches erbaut worden sind. So wurden einige Burgen zerstört, die gar nicht übel berüchtigt waren; andere, wo Räuber und Diebe hausen, blieben unversehrt, wenn Letztere dem Könige Geld gaben." * Jedenfalls blieben in der Nähe von Magdeburg Burgen stehen, wohin sich die sächsischen Fürsten 1075 flüchteten.

Auf der Harzburg, war ausgemacht worden, sollten nur die Mauern niedergerissen werden; alle übrigen Gebäude sollten stehen bleiben. Indessen wenige Tage nachdem Heinrich Sachsen verlassen hatte, um in Worms die Fastenzeit (März und April) zuzubringen, erhielt er Botschaft, daß auf der Harzburg nicht ein Stein auf dem andern geblieben.

Die sächsischen Fürsten berichten in ihrem Manifest, die Sache wäre in folgender Weise geschehen: der König hätte die Zerstörung der Mauern seinen Dienstleuten und Beamten übertragen, die nachlässig und träge, um schneller zum Ziele zu kommen, aus der Umgegend die Bauern zusammengerufen und ihnen überlassen hätten, die Befestigungswerke abzubrechen. Es wäre Niemand zugegen gewesen, sie im Zaume zu halten: in ihrer Dummheit, und weil sie von

* Diese Worte Bruno's sind nichts als Ausschmückungen dessen, was im Manifest steht. Vgl. auch Kap. 33. und 42.

der Burg (bei der Belagerung 1073) viel zu leiden gehabt, hätten sie nichts stehen lassen wollen, damit sie nicht wieder hergestellt würde.

Wahrscheinlich ist dieß der Verlauf der Sache gewesen. * Es war kein angenehmes Geschäft für Heinrichs Leute, Mauern und Thürme einzureißen, die sie mühevoll errichtet hatten, während etwa ein Paar Ritter oder Bauern von der Partei der Rebellen ihnen zusahen und höhnische Glossen machten. Sie mochten denken, wenn die Befestigungen einmal zerstört werden sollten, so könnten die Rebellen diese Mühe übernehmen. Mit der den Deutschen damals eigenthümlichen Zerstörungswuth drangen die Bauern in die Gebäude, raubten die Habe des Königes, Schätze und Schmucksachen von Golde schwer; stürzten in die Kirche, rissen die kostbaren Platten und Gemälde von den Altären, zerbrachen die vergoldeten Crucifixe, wühlten die Reliquien unter den Altären hervor und die Särge, in denen die Leichen von Heinrichs kleinem Bruder und von seinem ersten Sohne lagen, zündeten endlich Feuer an und machten den ganzen königlichen Bau dem Erdboden gleich.

Unsicher ist die Nachricht des hersfelder Mönches, daß ein Abt aus der Nachbarschaft — Herrand von Ilsenburg, wie man gewöhnlich annimmt — die Reliquien und die Leichen den Bauern entrissen und nach seinem Kloster geschafft hätte. In ihrem Manifest (1075) sagen die sächsischen Fürsten selbst aus, daß jene Gebeine umhergestreut worden (disjecta); sicher hätten sie die fromme That des Abtes erwähnt, wenn sie geschehen wäre.

Es war ein großes Unglück, daß dieß sich ereignete. Was hatte Heinrich nicht Alles ertragen in den letzten Monaten! Jene nächtliche Flucht von der Harzburg, der Abfall der Fürsten, der Zug von Regensburg nach Worms, endlich dieß bittere, schmachvolle Zugeständniß, daß die Burgen zerstört werden sollten. Wie war die Majestät der Krone frevelhaft angetastet!

Und nun noch dieser Friedebruch! Jene prachtvolle Residenz, an die er so viel Kosten und Mühe gewandt hatte, vernichtet von den Rebellen, den ausdrücklichen Friedensverträgen zuwider! — Die

* Lambert erzählt es anders: die Mauern wären schon zerstört gewesen, als die Bauern die Burg erstiegen und alles verbrannt hätten.

sächsischen Fürsten sandten voll Besorgniß zu ihm, betheuerten ihre Unschuld und baten ihn, wenn er sie für die Anstifter hielte, von den übrigen Fürsten die Sache untersuchen zu lassen. * Heinrich that nichts; er verschmähte es, sich an Bauern zu rächen; aber er bewahrte die Sache in seinem Herzen.

LXXV.

Als Heinrich Ostern in Bamberg feierte, hatten sich Siegfried, Herzog Berthold und andere Fürsten bei ihm eingefunden; vielleicht auch Herzog Rudolf. Mit welchen Mienen mögen sie ihrem Könige genaht sein! Welche Entrüstung mögen sie geäußert haben über die Zerstörung der Harzburg und die Gottlosigkeit der Sachsen!

Einige Wochen später sammelte er in Franken und Baiern ein Heer, um seinem Schwager, dem Könige Salomo von Ungarn, zu helfen, der von seinem Vetter Geusa vertrieben worden war. Allein in Regensburg holte ihn eine Gesandtschaft kölnischer Bürger ein und baten ihn um Hülfe gegen ihren Erzbischof. ** Es war nämlich ein großer Streit zwischen den Kölnern und Anno entstanden: der hersfelder Mönch, welcher diese Geschichte mittheilt, hat sie sicher von Kollegen aus Siegburg oder St. Pantaleon vernommen.

Bischof Friedrich von Münster, Bruder des Markgrafen Dedo, hatte das Osterfest zu Köln gefeiert; Anno hatte ihn zu sich eingeladen. Am Mittwoch nach Ostern — es war der 23. April, der Tag des Märtyrer Georg — schickte der Erzbischof wie es scheint, in aller Frühe, Diener aus, um ein passendes Schiff für seinen Gast zu besorgen. Derselbe wollte vielleicht den Strom hinab bis zur Mündung der Lippe fahren. Anno's Leute — darunter etwa der Vicedominus — wählen unter den Schiffen eines, das einem sehr reichen Kaufmann gehört, und befehlen den Knechten im Schiffe, die Waaren herauszuwerfen und das Schiff in Stand zu setzen. Er droht Gewalt, da sie sich weigern. Sie nun laufen zu ihrem Herrn

* So das Manifest bei Bruno 42. Lamberts Behauptung, sie hätten die Bauern bestraft, scheint mir nicht richtig, weil die Rebellen dieß sicher im Manifest erwähnt haben würden.

** Lambert sagt, Heinrich sei von seinen Vertrauten (familiares) an den Rhein gerufen. Doch kurz vorher erzählt er, 600 Kölner wären aus der Stadt geflohen, um den König um Hülfe zu bitten.

und melden, was man ihnen zugemuthet. Der Sohn vom Hause, ein tüchtiger, tapferer Jüngling, nimmt die Knechte und außerdem von jungen Leuten, so viele er in der Eile zusammenbringen kann, läuft hinunter zu dem Schiffe und jagt des Erzbischofs Diener davon. Dasselbe widerfährt sogar dem Vogt, welcher ihnen zu Hülfe kömmt. Nicht lange, so ist Alles in Aufruhr: Dienstmannen des Erzbischofs eilen herbei, um dem Vogt zu helfen; Bürgersleute verstärken die Partei des Kaufmanns.

Als Anno dieß erfuhr, schickte er sogleich Leute ab, um die Ruhe herzustellen, war aber sehr aufgebracht, schimpfte und drohte, in der nächsten Gerichtssitzung wolle er die Frevler schon züchtigen. Später nach der Messe hielt er eine heftige Predigt und versicherte, die Stadt Köln sei des Teufels; sie würde nächstens untergehen, wenn sie sich nicht besserte.

Inzwischen waren die Gemüther der Bürger über den Streit um das Schiff keineswegs beruhigt. Jener Kaufmann, mit dessen Habe der Erzbischof so willkürlich hatte schalten wollen, gehörte zur Richerzechheit und war mit den ersten Familien der Stadt nahe verwandt; allenthalben sprach man dem anmaßenden, tyrannischen Wesen des Erzbischofs, seinen ungerechten Anordnungen, wie er Unschuldigen das Ihrige nähme und die anständigsten Bürger ausschimpfe.* Dann dachte man an die herrliche, preiswürdige That der Wormser, die ihren Bischof, da er vom Könige abgefallen, aus der Stadt gejagt hatten. Sie, die Kölner waren reicher und besser gerüstet: sollten sie ihren Erzbischof wie einen Tyrannen schalten lassen? — Kurz, bei diesem Reden — da wohl die halbe Bürgerschaft zusammengelaufen sein mochte, um das Schiff zu sehen und den Schauplatz des Streites, und um den Fall näher zu erörtern — bei dem Predigen des Erzbischofs und späteren Schoppentrinken der Bürger wurden die Gemüther so aufgeregt, daß man beschloß, noch denselben Tag den Palast zu stürmen und Anno gefangen zu setzen.

Wohl überlegt war der Plan in keiner Weise: auch war die That, welche wohl im Dezember des letzten Jahres Werth gehabt

* So läßt Lambert die kölnischen Bürger sprechen; kurz darauf läßt er die Bauern seine Mäßigung, seine Unparteilichkeit und strenge Rechtspflege rühmen.

hätte, mit dem Benehmen der Wormſer nicht zu vergleichen. Konnte der König jetzt, da der Friede hergeſtellt war, ihrem Auftreten den Werth beimeſſen, wie vier Monate früher dem der Bürger von Worms? Und wenn ſie nun den Erzbiſchof fingen, was wollten ſie mit ihm beginnen? — Daß ſie übrigens Anno „durch allerhand Martern" hätten tödten wollen, iſt nicht glaublich.

Die beiden Biſchöfe ſpeisten gegen Abend noch im Hof vor der Pfalz, als die Bürger hereinſtürmten. Sehr ſchnell und heimlich müſſen Letztere ihre Maßregeln getroffen haben; ſonſt würde wohl irgend ein Dienſtmann des Erzbiſchofs ihnen zuvorgekommen ſein. Ein Hagel von Steinen und Geſchoſſen ſcheuchte Anno und ſeine Gäſte von der Tafel auf: Einige der letzteren ſollen dabei getödtet worden ſein, Andere wurden nur mit Schlägen fortgejagt. Der leibhaftige Satan — erzählt der Mönch — war an der Spitze der tobenden Menge zu ſehen: er war in Helm und Panzer, zückte ein feuriges Schwert, blies mächtig die Trompete und wie er gegen das Thor der Pfalz lief, verſchwand er plötzlich. Mit Mühe entkam Anno in St. Peters Dom, deſſen Thore von ſeinen Begleitern alsbald verbarrikadirt wurden. Biſchof Friedrich gelang es, aus der der Stadt zu fliehen.

Längere Zeit wußten die Bürger nicht, wohin Anno entkommen ſei. Sie ſtürmten durch die Pfalz, ſchlugen die Thüren ein, raubten Koſtbarkeiten und zerſchlugen Vieles, ließen im Keller den Wein aus den Fäſſern laufen — wobei die Thäter faſt im Wein ertrunken wären, wie der Mönch meint — in der Kapelle des Erzbiſchofs ward nicht minder ſchlimm gehaust; ja, ein Menſch, der ſich dort verkrochen, wurde erſchlagen; man glaubte (ſagt der Mönch), es ſei der Erzbiſchof und freute ſich, daß die Läſterzunge endlich zum Schweigen gebracht wäre.

Es war ſchon finſtere Nacht, als der Petersdom, in welcher Anno ſich verborgen hielt, von den Bürgern eingeſchloſſen wurde. Ein ſchmaler Gang führte aus der Kirche in den Schlafſaal der Domherrn; von da konnte man in das Haus eines Domherrn gelangen, welches an die Stadtmauer ſtieß. Der Beſitzer dieſes Hauſes hatte wenige Tage vorher von Anno die Erlaubniß erhalten, von ſeinem Hauſe aus die Mauer durchbrechen und eine kleine Pforte

dort anlegen zu dürfen. Durch dieſe Pforte gelangte der Erzbiſchof — in einer Verkleidung, wie es heißt — in's Freie, es wurden Pferde herbeigeſchafft, er vereinigte ſich mit Biſchof Friedrich und kam nach Neuß. *

Denen, welche in der Kirche zurückgeblieben (meiſt wohl Geiſtliche) gelang es, die Belagerer ſo lange hinzuhalten, daß Anno einen bedeutenden Vorſprung gewann; ſie öffneten die Thüren, als man ſchon mit einem Sturmbock gegen die Mauer ſtieß, ließen die Bürger ſuchen und verſicherten, der Erzbiſchof hätte bereits am vorhergehenden Abend die Stadt verlaſſen. Schnell ſchickten die Bürger nun Boten an den König, er möchte ihre Stadt in Beſitz nehmen und ſie vor der Rache Anno's ſchützen; auch beſetzten ſie die Mauern. Einige Unordnungen fielen vor: über einem Stadtthore ward ein Menſch aufgehängt, unbekannt, aus welchem Grunde. Eine Hexe, die Menſchen mit Zauberkünſten wahnſinnig gemacht, ward von der Mauer geſtürzt, — eine That, die der Mönch nicht ſo ſehr mißbilligen kann, „wäre ſie nur zu einer andern Zeit geſchehen."

Der Erzbiſchof brachte inzwiſchen von ſeinen Vaſallen und Bauern ein Heer zuſammen und bewies eine ſo große Rührigkeit, daß er ſchon vier Tage nach ſeiner Flucht, am Sonnabend, gegen die Stadt ziehen konnte. Sicher wollte er hindern, daß die Bürger ſich zu einer längeren Belagerung rüſteten, und der König Zeit erhielte, ihnen zu helfen. Die Stadt war, wie es ſcheint, auf einen energiſchen Widerſtand nicht vorbereitet: man ſchickte Boten an Anno, um zu unterhandeln. Der Erzbiſchof kam nach St. Georg vor der Mauer, um Meſſe zu halten: er rief diejenigen, welche am Mittwoch ſeine Pfalz geſtürmt, vor ſich, und ſie erſchienen baarfuß und im Büßergewande. Dann beſchied er ſie auf den folgenden Tag, den Sonntag, nach dem Petersdom, um ſie dort nach kanoniſchem Rechte zu ſtrafen. Die Bauern bat er mit vielem Dank, ſie möchten nun wieder heimkehren, legte von den Reiſigen ſo viele in die Stadt, wie zur Unterdrückung eines Aufſtandes hinreichend ſchienen, und begab ſich nach der St. Gereonskirche, die ebenfalls außerhalb der Stadtmauer lag. Die Bürger trauten ihrem

* Bekanntlich Düſſeldorf gegenüber.

Erzbiſchof doch nicht viel; ſeine Meſſe zu St. Georg hatte ihnen ſo wenig behagt, daß die reichſten Kaufleute, über 600 an Zahl, in der Nacht die Stadt verließen, um beim Könige Hülfe zu ſuchen. Am Sonntag, Montag und Dinſtag fand ſich Keiner der Bürger bei Anno ein; da gab er ſeinen Soldaten Befehl, ſie zu ſtrafen. Sie ſtürzten in die Häuſer, plünderten, mordeten, warfen Viele in Ketten und hausten ſo, daß es ſelbſt dem Mönch zu arg erſchien. Er meint freilich, ſehr viele Leute verſicherten, Anno hätte von dem Verfahren ſeiner Soldaten nichts gewußt; indeſſen das iſt kaum möglich. Jener junge Kaufmann, der eine Woche vorher ſeines Vaters Schiff gegen Anno's Leute ſo wacker vertheidigt hatte, war unbegreiflicher Weiſe in Köln geblieben: er wurde nebſt mehreren Anderen geblendet; Einige wurden mit Ruthen gepeitſcht und kahl geſchoren, Alle ſehr hart an ihrem Vermögen geſtraft und ſämmtliche Bürger zu dem Eide gezwungen, ſie wollten Köln für den Erzbiſchof gegen Jedermann vertheidigen und die flüchtigen Mitbürger ſtets als ihre ärgſten Feinde anſehen.

Köln litt ungemein durch die Ereigniſſe jener Woche. „Die kurz zuvor ſo volkreiche Stadt, ſchreibt der Mönch, nach Mainz die erſte unter den Städten am Rhein, iſt zur Einöde geworden. Bisher faßten die Straßen kaum die Schaaren der Fußgänger: jetzt iſt da ſelten ein Menſch zu ſehen. Schauriges Schweigen herrſcht an den früheren Orten der Luſt und Wonne."

Heinrich ließ ſeinen Zug nach Ungarn und kehrte nach dem Rhein zurück, wo ihn Siegfried in den Pfingſttagen zu Mainz höchſt glänzend bewirthete. Als er weiter zog, ſoll ihm eine Geſandtſchaft Anno's entgegengekommen ſein. Der hersfelder Mönch erzählt nämlich, der Erzbiſchof ſei beſchuldigt worden, er habe König Wilhelm den Eroberer aufgefordert, das alte „Uferland," Ripuarien, für ſich zu nehmen und Aachen zu ſeiner Reſidenz zu machen; durch jene Geſandten hätte er ſich gegen dieſe Anklage vertheidigt.

Am zweiten Tage nach ſeiner Ankunft in Köln ſaß der König zu Gericht, indeſſen die Bürger konnten allerdings gegen den Erzbiſchof nichts machen. * Heinrich forderte ihn dann auf, den geflohenen Bürgern

* Lambert weiß, was für Hoffnungen ſich Heinrich damals machte. „Er

die Rückkehr zu gestatten, ihm selbst aber sechs seiner Ritter als Geißeln zu geben. Anno weigerte sich: nie hätte ein König von einem seiner Vorgänger Geißeln gefordert, und was jene Kaufleute beträfe, so wären sie im Bann und müßten Genugthuung leisten, wenn sie in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen sein wollten. Der Streit dauerte lange, und von beiden Seiten sahen die Ritter mit Besorgniß ein so unerquickliches Schauspiel an, bis Heinrich auf Bitten seiner Räthe endlich erklärte, er wolle ihm seine Untreue nicht vergelten. * Er ging nach Aachen, um gegen einen Einfall von Westen her Anstalten zu treffen, und verließ Lothringen in der Mitte des Juli.

Der hersfelder Mönch findet schließlich, jene Unruhen in Köln seien von Leuten angestiftet worden, die den König am Erzbischof hätten rächen wollen. „Die kölnischen Bürger, denen er vordem einzig theuer war, wurden durch Geschenke und Versprechungen aufgehetzt, ihn zu tödten!“ — Mit Freuden berichtet Anno in einer Urkunde vom 30. Oktober 1074, wie er in jenem Jahre plötzlich in Noth gekommen, die er aber nicht näher bezeichnen könne; wie er sich da an die Heiligen Kunibert, Klemens und Ewald gewendet, und wie durch sie seine Furcht in Hoffnung, seine Trauer in Freude, seine Gefahr in Sicherheit verwandelt, und die boshaften Pläne Vieler gegen ihn zu Schanden geworden wären.

Ein gutes Gewissen scheint aus diesen Worten nicht zu sprechen: auch war der alte Ränkeschmied schwerlich mit einem solchen versehen. Zu Ostern 1075 rief er, durch einen Traum hierzu bewogen, die verbannten Bürger zurück. Sein letztes Lebensjahr brachte er höchst traurig zu. Er erlebte noch, daß sein Bruder nnd sein Neffe besiegt wurden und in Haft kamen. Der König war ihm nicht gnädig; denn Anno hatte einst — vielleicht nach Ostern 1075 — an Bischof Burkhard einen Brief geschrieben mit Instruktionen und Rathschlägen, vorsichtig auf eine Wachstafel, damit die Schrift schnell vernichtet werden

hoffte, es würde ein Aufruhr entstehen, und der Erzbischof aus der Stadt geworfen werden, oder er würde ihn wegen Unterdrückung unschuldiger Leute als Hochverräther belangen können.“

** Das sind nicht die Worte des Mönches. Ihm zufolge sagte Heinrich, er wolle lieber in Wohlthun, als in Uebelthun mit dem Erzbischof wetteifern.

könnte; und der vertraute Diener, der die Tafel überbringen sollte, brachte sie in der Meinung, es stünde etwas dem Reiche Gefährliches darin, dem Könige, welcher dem Erzbischof Verrath vorwarf und „auf seinen Tod sann." Nun starben seine Vertrauten um ihn her, und zuletzt „ward dem Satan Gewalt über sein Fleisch gegeben." An beiden Füßen bildete sich je eine Eiterwunde; nach und nach faulte das Fleisch herunter, so daß der bloße Knochen zu sehen war. Diese Krankheit ergriff Füße, Beine und endlich den Leib, drang in den Sitz des Lebens und — wie der hersfelder Mönch sich ausdrückt — „schickte die siebenfach geläuterte Seele aus dieser kothigen Behausung zu den ewigen Wohnstätten des Himmels."

Aber hätte der ghibellinische Sänger ihn gekannt, er hätte auf seiner Wanderung durch die Stätten des ewigen Leides Anno vielleicht in jener Eisschicht erblickt an Ganelons Seite, in dem „Loch voll Graus,"

Zur Tiefe hingewandt das Antlitz tragend,
Vom Froste mit dem Mund, und von den Weh'n
Des Herzens mit den Augen Zeugniß sagend.

Er starb zu Köln am 4. Dezember 1075. Seine Leiche ward in Siegburg beigesetzt, wo er natürlich viele Wunder that „zur Beschämung derjenigen, welche sein heiliges Leben mit neidischem Zahne benagten."

LXXVI.

Dringendere Bitten als je richtete König Salomon an Heinrich: er erklärte Ungarn von Neuem für ein deutsches Lehen, verpflichtete sich zum Tribut, übergab ihm zwölf Geißeln und bot ihm sechs der festesten ungarischen Städte als Unterpfand seiner Treue. Heinrich bot die Fürsten in Süddeutschland auf, allein die Bischöfe hatten zum Theil bei dem Zuge gegen die Sachsen ihre Mittel erschöpft; andere Fürsten sagten, die Frist wäre zu kurz: so konnte er nur mit einem eilig zusammengerafften Heere — sicher meist Söldner * — aufbrechen. Er richtete nicht viel aus: wohin er kam,

* miles gregarius et privatus. Lamb. 1074.

waren die Lebensmittel vernichtet. Schon im Oktober kehrte er nach Worms zurück, mit ihm seine Schwester Judith, die Königin von Ungarn, während Salomon an der Gränze blieb, wie es scheint, in einer der wenigen Städte, die er dort noch behauptete.

Fast den ganzen Winter von 1074 bis 75 brachte Heinrich in Baiern und Schwaben zu. Er ging von Worms zunächst nach Regensburg, später nach Augsburg und Reichenau, feierte das Weihnachtsfest mit großer Pracht zu Straßburg, zog dann nach Mainz und kehrte zum Osterfeste (5. April) 1075 nach Worms zurück. Seit mehr als Jahresfrist hatte man ihn in Sachsen nicht gesehen: die Fürsten dort konnten jetzt keine Klage mehr führen, daß er sich so oft in Goslar aufhielte. Sollten sie nicht gemerkt haben, was im Werke war? Denn seit Anfang des Jahres rüstete man in Süddeutschland: die Waffen wurden in Stand gesetzt und die Pferde eingeübt „leicht im schnellen Lauf sich zu wenden und den schrecklichen Tumult des Krieges nicht zu scheuen." Allgemein hieß es freilich, es solle im nächsten Sommer nach Ungarn gehen — und wollte Gott, daß es den Ungarn gegolten hätte! — aber in der That galt es den Sachsen.

Heinrich hatte die Demüthigungen des letzten Winters nicht vergessen. Welch bitteren Kampf hatte es ihm gekostet, seine Burgen abbrechen und verbrennen zu lassen! Und dann, als wären die Ereignisse jener sieben Monate vom August 1073 bis zum März 74 noch nicht Schimpf genug, war ihm seine Pfalz und Kirche auf der Harzburg ruchlos zerstört — ein offener Bruch des Friedens und der gerstunger Verträge! Ueber ein halbes Jahr hatte er seine Erbitterung still genährt; jetzt erst, da er im Winter 1074 Süddeutschland durchzog, boten sich ihm Mittel, die Häupter der sächsischen Rebellion zur Rechenschaft zu ziehen. Wie die Fürsten dort, zumal Herzog Rudolf, wegen ihres Benehmens im November 1073 sich gerechtfertigt, da Reginger mit seiner falschen Klage hervorgetreten war, und Heinrich in Franken und Baiern ihren Nachstellungen kaum entging, * — darüber haben wir keine Kunde; daß er ihnen nicht trauen könne, sprach er noch im Sommer 1075 in einem

* So Berthold 1073. ut ipse vix evaderet insidias eorum.

Briefe an Pabst Hildebrand aus. Aber sie konnten ihm dienen, die königliche Autorität in Sachsen wieder zur Geltung zu bringen.

Rudolf von Schwaben war es besonders, der ihn zu einem Kriege gegen die Sachsen antrieb, und es ist wohl der Mühe werth, nachzuforschen, warum er so großen Eifer bewies.

Der Priester Bruno versichert wiederholt, Herzog Rudolf sei erzürnt gewesen, daß die Sachsen den Frieden von Gerstungen geschlossen; er hätte ihnen Treulosigkeit vorgeworfen und gemeint, bei jenem Friedensschlusse hätte er wenigstens hinzugezogen werden müssen, da er Bundesgenosse der Sachsen gewesen; jetzt hätte er den König angespornt, die Beleidigung, welche Gott und ihm und allen Fürsten durch die Zerstörung der Harzburg zugefügt worden, nicht ungerächt zu lassen, und ihm hierzu seine ganze Macht zu Gebote gestellt. *

Der hersfelder Mönch berichtet in seiner nachlässigen Weise, der Herzog von Schwaben hätte vor Allen zum Kampfe getrieben, weil er bezüchtigt worden, im letzten Jahre nach der Krone gestrebt zu haben, und diesen Verdacht durch neue Beweise von Ergebenheit hätte tilgen wollen. **

Man tappt hier fast völlig im Dunkeln.

Sollte es wahr sein — wie die Chronisten versichern *** — daß von Anfang an eine Verschwörung bestand zwischen den sächsischen Rebellen, Anno, Siegfried, Herzog Rudolf und vielleicht noch Welf? Dann würde die Frage übrig bleiben, welches der eigentliche Endzweck der Verschwörung gewesen. Nähme man an, sie hätten wirklich mehr beabsichtigt, als Magnus' Befreiung und die Zerstörung der Burgen — wo sich ein ziemlich weites Feld für unbestimmte Vermuthungen öffnen würde — dann müßte man freilich gelten lassen, daß die übrigen Verschworenen Grund hatten zu der

* Bruno 31. 35. 44. An der letzteren Stelle ist der Text bei Pertz nicht ganz vollständig.

** Lambert 1075. quod anno priore regnum affectasse diffamatus fuerat. Nachlässig ist diese Ausdrucksweise (bezüchtigt! Verdacht!), weil er zum Jahre 1073 sehr genau berichtet, unter welchen Bedingungen sich Rudolf bereit erklärt hätte, die Krone anzunehmen.

*** Bruno 17. 18. u. s. w. Lambert sagt erst, es wäre ein Gerücht gewesen, später nimmt er das Gerücht als ein Faktum an, wie er auch an andern Orten thut.

Klage, die Sachſen wären treulos, da ſie für ſich, ohne Rückſicht auf die übrigen Theilnehmer der Conſpiration, mit dem Könige Frieden ſchloſſen. Ebenſo, wenn man annähme, daß die genannten Fürſten etwa erſt im Oktober 1073 zu Gerſtungen eine Intrigue geſponnen hätten, deren Zweck vielleicht geweſen wäre, den König zu ſtürzen und ein vollkommenes Wahlreich herzuſtellen. Rudolf hätte wirklich Grund gehabt zu zürnen, daß die Sachſen Frieden machten, nachdem jener falſche Ankläger aufgetreten, das ganze Reich ſo erfolgreich in Verwirrung geſtürzt, der König faſt von Jedermann verlaſſen war, und Alles den Plänen der Rebellen günſtig ſchien.

Allein ich glaube nicht, daß eine Verſchwörung von ſo großem Umfange beſtand: in dem Manifeſte der Rebellen, welches ſie 1075 erließen, ja ſelbſt in den Privatbriefen der Fürſten, welche der Prieſter Bruno aufbewahrt hat, findet ſich nicht die geringſte Andeutung, daß die übrigen Fürſten jenen Aufſtand urſprünglich gebilligt, oder darum gewußt hätten. Die eigenen Verſicherungen des Prieſters und des hersfelder Mönches können nicht maßgebend ſein.

Ich bin vielmehr — nach ſorgfältiger Prüfung der uns überlieferten Nachrichten — überzeugt, daß die ſächſiſchen Rebellen ſich auf eigene Fauſt erhoben, wahrſcheinlich in der Hoffnung, den König in Goslar zu überrumpeln. Ich bin überzeugt, daß dann im Oktober zu Gerſtungen von den Fürſten wirklich der Beſchluß gefaßt worden iſt, die Rebellen ſollten ſich zu Köln ergeben, unter Bedingungen, welche die andern Fürſten gut heißen würden; und vielleicht beſchloß man überdieß dem Könige nicht zu helfen, wenn er auf billige Bedingungen nicht einginge. Zugleich bin ich überzeugt, daß zu Gerſtungen von einem kleinen Theile der Fürſten heimlich beſchloſſen wurde, dieſen Frieden in Köln nicht zu Stande kommen zu laſſen, und daß in Folge dieſer Intrigue Reginger zu ſeiner falſchen Anklage angeſtiftet ward. Ob Rudolf um dieſe Intrigue gewußt, ob er ferner die Abſicht gehegt hat, die nun eintretende Verwirrung mit Hülfe der Sachſen zu einem großen Schlage gegen Heinrich zu benutzen, iſt zweifelhaft. Dennoch kam ihm der Friede zu Gerſtungen ſehr unerwartet und ungelegen: ſeine Stellung wurde dadurch mehr als unbehaglich. Er war durch ſein Auftreten im November 1073 im höchſten Grade compromittirt; hätten die Sachſen ihn und die

übrigen Fürsten zum Friedensschlusse hinzugezogen, so würde er mit ihnen zugleich sich mit dem Könige versöhnt haben, und Alles wäre in Ordnung gewesen. So aber hatten sie ihn durch jenen Frieden seinem Schicksale und der Ungnade des Königes überlassen.

Auf der einen Seite war er also gegen die Sachsen erbittert und auf der andern Seite voll Verlangen, sich den König zum Freunde zu machen; aber ein eigentliches Bündniß hatte zwischen ihm und den Sachsen nicht bestanden. Mit ihm trieben andere Fürsten zum Kriege — „theils durch viele Versprechungen angespornt, theils angezogen durch den Zwang des nahen Todes, dem sie nicht entrinnen konnten." *

Wohl mochte den sächsischen Fürsten hin und wieder unheimlich zu Muthe sein, da der König weder in ihrer Mitte erschien, noch auf ihre wiederholten Entschuldigungen wegen der Harzburg eine bestimmte Antwort gab. Indessen erst nach Ostern 1075, als Heinrich das Reich feierlich gegen sie aufbot, sahen sie mit Schrecken, welches Ungewitter sich wider sie zusammenzog. Sie suchten die einzelnen Herzöge und Bischöfe zu gewinnen, allein „die Klugheit des Königes, die in wunderbarer Weise über seine Jahre groß war, hatte jeden Ausweg verbaut." Er wollte nicht noch einmal Unterhandlungen zu Stande kommen lassen, wie sie im Oktober 1073 zu Gerstungen Statt gefunden: er hatte allen Fürsten das Versprechen abgenommen, daß sie ohne sein Wissen keine Botschaften der Sachsen annehmen würden.

Manifeste erschienen zu jener Zeit fast stets in der Form von Briefen: so war Hildebrand's Manifest 1080 ein Brief an Bischof Herrmann von Metz, Heinrichs Manifest im Jahre 1084, da er von Rom heimkehrte, ein Brief an Bischof Dietrich von Verdün. Die sächsischen Fürsten nun erließen damals ein Schreiben an Siegfried von Mainz, worin sie Alle, die Gott fürchteten, beschworen, die Gerechtigkeit ihrer Sache zu erwägen. Sie setzten noch einmal die Beschwerden auseinander, welche sie 1073 zur Rebellion getrieben, und welche Siegfried sicherlich aus den Verhandlungen zu Gerstungen hinreichend kennen mußte. Sie klagten, der König hätte, seit er

* Bruno 44.

herangewachsen, sie zu bedrücken gesucht; er hätte ihnen ihre Güter nehmen und dieselben seinen Vertrauten geben wollen, dazu hätte er in Sachsen Burgen gebaut. Wie Gott sie zu seiner Zeit aus dieser Noth befreit, davon wollten sie nicht reden. Nachdem aber der König ihnen seine Gnade wieder geschenkt, hätten sie nichts begangen, was einen Krieg gegen sie rechtfertigen würde. Die geraubten Krongüter wären erstattet, die Burgen, deren Zerstörung er befohlen, abgebrochen worden. An der Zerstörung der Kirche auf der Harzburg und der Gräber dort wären sie nicht schuld; ohne ihr Wissen hätten einfältige Bauern jene Frevel begangen und die Gebeine von Heinrichs Bruder und Sohn umhergeworfen. Sie hätten wiederholt gebeten, sich vor den übrigen Fürsten verantworten zu dürfen, aber Niemand hätte den König bewegen können, ihre Botschaft anzunehmen. Jetzt nun bäten sie Siegfried, den König zu ermahnen, daß er nicht eher Sachsen mit Krieg überzöge, als bis er den Fürsten bewiesen, daß sie — die sächsischen Fürsten — strafbar wären und sich der Strafe widersetzen wollten. Sie bäten von Neuem, von den Fürsten gerichtet zu werden; nach dem Urtheile der Fürsten möchte der König sie strafen oder in seiner Gnade belassen.

Heinrich verlangte dagegen, die Häupter der Rebellion von 1073 sollten sich ohne jede Bedingung auf Gnade und Ungnade ergeben. Das wollten sie nicht. *

Auf den Rath seiner Getreuen indessen sandte Heinrich noch einmal Botschaft an den Erzbischof Wezel, entbot ihm seine Gnade und erklärte, nicht dem ganzen Stamme der Sachsen gälte sein Kriegszug: die Expedition solle unterbleiben, wenn Bischof Burkhard, Otto von Nordheim, Pfalzgraf Friedrich und einige Andere, die nicht genannt werden, ihm ausgeliefert würden.

Mit Zustimmung dieser Fürsten antwortete Wezel, sie sollten vor ihn gebracht werden unter der Bedingung, daß dann nach dem Urtheile aller übrigen Fürsten mit ihnen verfahren würde.

Dieß war der Stand der Unterhandlungen, als das Reichsheer und das Heer der Sachsen im Juni nach Thüringen zog. „Ich bin

* Bruno 43. Die Angabe Lamberts, die sächsischen Fürsten hätten baarfuß dem Könige entgegen ziehen und so seinen Spruch über sich ergehen lassen wollen, ist falsch. Das wollten sie eben nicht.

nicht zum Kampf gegen den König ausgezogen (versichert Erzbischof Wezel), sondern lediglich, wie es vor seinen Gesandten ausgemacht war, um diejenigen von uns, welche er seine Feinde nannte, mit oder gegen ihren Willen vor ihn zu bringen, damit sie nach dem Spruch der Fürsten Strafe litten oder für unschuldig erklärt würden." *

LXXVII.

Voll banger Besorgnisse übrigens sahen die sächsischen Fürsten der nächsten Zukunft entgegen. Sie fasteten, gaben Almosen, hielten Prozessionen, stimmten Klaggesänge an, wälzten sich in Sack und Asche „und unterließen keine jener religiösen Uebungen, die nach der kirchlichen Tradition Gottes Zorn versöhnen sollen. Aber Gottes Zorn war größer, als daß er durch Thränen, Hostien und Almosen hätte besänftigt werden können." Manches unheilverkündende Omen ward beobachtet. Krummstäbe und Kruzifixe troffen wie von Schweiß. Als in einem Dorfe bei Magdeburg der Pfarrer bei der Kommunion den Altarkelch erhob, sah er, wie der Wein in dickes Blut verwandelt war. Bischof Werner von Merseburg that bei der Messe „nach der Sitte einen Theil des Leibes Christi in das Blut des Herrn, und derselbe ging sogleich unter, als wäre Christi Fleisch in Blei verwandelt gewesen." In Magdeburg hatte man eine Ahnung, daß schwerlich Alles friedlich ablaufen würde: einer Nonne ward dort offenbart, wenn man das Haupt des heil. Sebastian, welches nebst mehreren andern Reliquien in der Stadt aufbewahrt wurde, die Gränze des Erzstiftes entlang trüge, so würde kein Feind hereinkommen. Burggraf Meginfried meldete dieß dem Erzbischof — der Priester Bruno war selbst zugegen — und noch nach der Schlacht ward der Schädel eilends von den Geistlichen um den ganzen Sprengel (diesseits der Elbe) getragen.

In der That war ihre Macht gering. „Alle Westfalen und Meißner waren, durch des Königes Gold bestochen, von uns abgefallen." Markgraf Dedo war todkrank und konnte an Nichts Theil nehmen. Manche der sächsischen Großen gingen zum Könige über,

* Vers. 45. und 48.

z. B. jene Brüder Friedrich von Berg und Wilhelm von Lothesleben. Viele, die in andern Theilen des Reiches Beſitzungen hatten, ließen auch wohl einen Bruder oder Sohn bei den Sachſen und ſchloſſen ſich dem Reichsheere an, oder umgekehrt.

Kriegeriſcher waren die unkundigen Bauern geſtimmt: ſie verſprachen, jeden Angriff abzuwehren. Ueberall traten ſie zuſammen zum Schutze ihres Heerdes: ſchon fanden ſie Gefallen an dem Waffenlärm, am Klange der Hörner und der allgemeinen Aufregung. Ackergeräthe wurden zu Waffen geſchmiedet: Pflugſchaaren zu Schwertern, Sicheln zu Lanzen. Es war ein ſonderbarer Heerhaufen, wie ſie nach Thüringen zogen: Einige führten Schilder, Einige Sturmhauben gleich den Reitern, Andere Hüte von dreifachen Filzlagen; Viele führten nur eichene Keulen mit Blei oder Eiſen beſchwert. Auch übte man ſie ein, zu fechten und den feindlichen Hieb zu pariren, und hielt ihnen aufregende Reden: wie es ſchimpflich ſei für freie Leute, Sklavenjoch zu tragen, beſſer ſei es, mit den Waffen in der Hand zu fallen. *

Der König hatte befohlen, daß am Montag, dem 8. Juni, das Reichsheer bei Breitungen an der Werra zum Abmarſch bereit ſtände. ** Pfingſten feierte er zu Worms mit nur wenigen Fürſten, da Alle mit Rüſtungen beſchäftigt waren. Gleich nach dem Feſte ſetzte ſich Alles in Bewegung. Zuerſt erſchien Herzog Rudolf mit ſeinen Schwaben, mit Denen, „die bei Chur zu Hauſe waren," und Denen, „die aus dem Araris und Rhone tranken." Dann kam Welf „mit dem berühmten Stamme der Baiern, die ſo oft die Ungarn beſiegt und nie die Treue gebrochen hatten." Nach ihnen die Rheinfranken, welche die königliche Fahne führten, unter Heinrichs Befehl. „Der König war vor Allen durch hohen Wuchs ausgezeichnet: er ſaß auf hohem Roſſe, mitten unter Tauſenden ſichtbar; ſeine goldenen Waffen glänzten; er ſtrahlte unter den Uebrigen, wie der Morgenſtern unter den Geſtirnen." Herzog Gottfried führte

* Bruno 39. 40. 52. Anonymus III.

** Alten-Frauen- und Herrenbreitungen liegen dicht bei einander. Bruno's fabelhafter Bericht, Heinrich hätte Aquitanier, Franzoſen, Normannen, Polen, Wenden und Dänen gegen die Sachſen aufgeboten, iſt kaum der Erwähnung werth.

die krieggewohnte Mannschaft vom Uferlande, von Tiel und Nymwegen herbei, aus jenem streiterfüllten äußersten Westen des Reiches: er und Herzog Dietrich hatten wohl die besten Reiter im Heere. * Endlich zog Wratislaw mit einem zahlreichen Heere beutekundiger Böhmen heran. „Die Erde dröhnte unter den Hufen der Rosse." Es waren nur Reiter, wie es scheint; außer raubgierigem Gesindel, das der Plünderung wegen den Reisigen folgte, war kein Fußvolk zur Stelle.

Nie hatte ein deutscher König vordem ein so großes Heer beisammen gehabt, außer etwa vor 120 Jahren der große Otto auf dem Lechfelde. Von den Fürsten fehlte Niemand, bis auf den alten Bischof Dietwin, der die Königin beherbergte und überdieß so schwach war, daß Jedermann seinen nahen Tod voraussah, — und Anno, dem der König den Zug gern erließ, da er treuen Dienst von ihm doch nicht erwarten durfte. Aber die Reisigen von Lüttich und Köln waren vollständig erschienen. Selbst Abt Widerad von Fulda, der immer lahm gewesen war, seit zwei Jahren aber infolge eines Schlaganfalles ohne Stütze gar nicht gehen konnte, kam auf einem Wagen nach Breitungen herüber. Die Sonnengluth, der Lärm und das Getümmel, welches ihn umgab, und der Staub, an dem er fast erstickte, führten einen neuen Schlaganfall herbei: sprachlos ward er nach Fulda zurückgeschafft und blieb in diesem Zustande bis zu seinem Tode, der sechs Wochen später erfolgte.

Heinrich führte das Heer am Montage vier Meilen weit bis in die Gegend von Eisenach, und am folgenden Tage (Dienstag 9. Juni) in einem Eilmarsche etwa drei Meilen weiter, so daß er schon vor Mittag das Dorf Behringen erreichte, welches in der Mitte des Weges von Eisenach nach Langensalza liegt. Die Sachsen hatten nicht weit davon in der Gegend von Nägelstädt ein verschanztes Lager errichtet, wie es scheint, eine ziemliche Strecke diesseits der Unstrut; doch waren Einige von ihnen noch jenseits des Flusses. ** Sie

* Anonymus III. Ekkehard spricht 1106 von der Reitkunst, in welcher die Niederlothringer die übrigen Deutschen überträfen.

** Lambert sagt, bei Hohenburg an der Unstrut hätte die Schlacht Statt gefunden, zwei bis drei Meilen wären die Sachsen verfolgt worden, aber nicht über den Fluß hinüber! Der Anonymus dagegen berichtet, die Lothringer wären über die Unstrut gesetzt.

glaubten nun, daß es sicher zu Unterhandlungen kommen würde, und hatten deßhalb nicht die nothwendigsten Maßregeln getroffen. Hätten sie eine Schlacht erwartet, so würden sie wohl kaum den ungeheuren Fehler begangen haben, die Unstrut zu überschreiten. Sie hatten keinen Oberbefehlshaber bestimmt, so daß eine kräftige Leitung fehlte; sie hatten weder Kundschafter ausgeschickt, noch Wachen ausgesetzt. Ritter und Bauern hatten sich sorglos gelagert, Viele selbst die Oberkleider abgelegt, und waren mit Essen und Trinken beschäftigt; denn sie hatten Lebensmittel in Menge herbeigebracht. Die Fürsten warteten — wie es heißt — ob sie zu Unterhandlungen geladen würden, und beriethen sich etwa, was sie sagen, unter welchen Bedingungen sie sich unterwerfen wollten.

Heinrich hätte eine Schlacht vermeiden sollen: es ist wohl sicher, daß die Rebellen sich damals im Juni in derselben Weise würden unterworfen haben, wie sie es später im Oktober thaten. Noch waren die friedlichen Mittel nicht erschöpft, und da den sächsischen Fürsten ausdrücklich auf fernere Unterhandlungen Aussicht gemacht worden, so mußte die Weise, in der man sie nun plötzlich angriff, nothwendig Erbitterung hervorrufen. Aber wunderbarer Weise wurde Heinrich und sein Heer fast ebenso durch die Schlacht überrascht, wie die Sachsen.

Man hatte die Zelte aufgeschlagen, war mit Fouragiren oder Kochen beschäftigt, und Heinrich selbst, ermüdet durch den Marsch, ruhte in seinem Zelte, als Herzog Rudolf hereintrat und ihm den Vorschlag machte, gleich auf der Stelle auszurücken und die Schlacht zu liefern, wenn die Sachsen sie annähmen; anderen Falles aber ihr Lager zu stürmen: sie hätten noch den größeren Theil des Tages vor sich, und die Sachsen wären nach der Aussage der Kundschafter so sorglos und nachlässig, daß man sie fast würde überfallen können. Heinrich ging leider ohne weiteres Nachdenken auf den Plan ein *: die Trompeten wurden geblasen und die „Legionen" in Eile geordnet. Den ersten Heerhaufen bildeten die Schwaben nach ihrem alten Vorrechte, die Schlachten des Reiches zu beginnen; dann folgten die

* Der hersfelder Mönch sagt, auf den Knieen hätte er dem Herzog für seinen Eifer gedankt. Auch wenn er erzählt, daß der König eine Bitte an die Fürsten richtet, läßt er ihn häufig einen Fußfall thun.

Baiern, dann Ostfranken, welche Herrmann von Gleisberg befehligte, und die bambergische Ritterschaft. In welcher Ordnung dann Ober- und Niederlothringer und Böhmen folgten, wird nicht klar. Heinrich selbst führte den fünften Heerhaufen, den er nach der Angabe des hersfelder Mönches aus den erprobtesten und auserlesensten Rittern selbst gebildet hatte: die Ritterschaft aus dem Worms- und Speiergau befand sich wohl hier. Man muß natürlich annehmen, daß die Mannschaften einige Zeit gehabt hatten, um etwas zu ruhen und zu essen, um die Pferde verschnaufen zu lassen, zu füttern und zu tränken. Und selbst bei dieser Annahme war es ein ungewöhnliches Beginnen, mit einer schweren Reiterei nach einem Eilmarsch von drei Meilen eine Schlacht zu liefern. Den Sachsen, wie unvorsichtig es auch war, daß sie keine Patrouillen vorschickten, kann wenigstens daraus kein Vorwurf erwachsen, daß sie an diesem Tage keinen Angriff mehr erwarteten.

Staubwolken, die in südwestlicher Richtung aufstiegen, verkündeten ihnen zuerst die Gefahr: bald sahen sie das eherne Geschwader Herzog Rudolfs. Lärm und Verwirrung erfüllte das Lager: Einige, d. h. wohl nur die Bischöfe von Merseburg und Magdeburg, ergriffen die Flucht, während Bischof Burkhard sicher sein Schwert zog, um mit den besten Rittern um die Wette zu kämpfen *; die Uebrigen verfuhren, wie eine Truppe zu thun pflegt, die überfallen wird: sie stürzten aus den Thoren des Lagers zum Kampfe, freilich nicht in der besten Ordnung, Viele sogar nur unvollständig bewaffnet. Mehrere Schlachthaufen zu abwechselnden Treffen zu bilden, die Ritter durch einige Worte zum Kampfe anzufeuern, durch die Trompete das Signal zum Angriff zu geben — alles dieß ging nicht mehr an. In einem dichten Knäuel sprengten sie auf die Schwaben, und nun begann dieser Kampf von Brüdern und Landsleuten gegen einander, desgleichen unsere Geschichte nur zu viele aufzuweisen hat. Wenn man bedenkt, daß ihre Pferde frisch waren, und daß sie um ihre Existenz kämpften, so wird man es begreiflich finden, daß die Schwaben dem Stoße dieser Reitermasse nicht gewachsen waren. Sie wären auf der Stelle über den Haufen geworfen worden, hätten

* Lambert 1075: quod ipse dux belli instructam aciem direxisset.

ihnen nicht die Baiern Hülfe geleiſtet. Aber auch ſo hatten ſie einen ſehr harten Stand, und ihr Verluſt war groß. Die Lanzen waren beim erſten Anprall gebrochen, und im Schwerterkampf zeichneten ſich die Sachſen beſonders aus. In der Regel führte Jeder von ihnen mehrere Schwerter, und ſie fochten jetzt mit ſolcher Gewalt und Geſchicklichkeit — dieſe Herrn aus den jetzigen hannöverſchen und braunſchweigiſchen Landen, aus der Altmark, aus Magdeburg, Halberſtadt, vom Harz und aus der goldenen Aue — daß ſelbſt ihre Gegner ſpäter geſtanden, nie hätten ſie ſolche Streiche fallen ſehen. Von den Schwaben und Baiern blieben Mehrere der vornehmſten Ritter: darunter zwei Söhne des Grafen Eberhard von Nellenburg und Markgraf Ernſt von Oeſterreich, ein durch viele Siege über die Ungarn hochberühmter Fürſt. Schwer verwundet ward er in das Lager getragen, wo er am folgenden Tage verſchied. Herzog Rudolf ſelbſt verdankte es ſeiner trefflichen Rüſtung, daß er keine Wunde davontrug: unter Andern verſetzte ihm ſein Vetter, Markgraf Udo von der Nordmark, einen Schlag über das Geſicht, indeſſen der Naſenbügel hielt. Wie Viele von den reiſigen Knechten der Sachſen blieben, wird nicht berichtet: von den Vornehmern fiel nur Graf Gebhard, der Vater des ſpäteren Kaiſer Lothar, * ſelbſt von den geringeren Rittern ſollen nur zwei getödtet worden ſein. Daher ſpricht Biſchof Waltram, die Sieger hätten in jener Schlacht größere Verluſte erlitten, als die Beſiegten; denn die ſächſiſchen Bauern, welche niedergemetzelt wurden, kamen nicht in Betracht.

Vor Allen glänzte unter den Sachſen Otto von Nordheim, der nicht allein als tapferer Ritter die andringenden Gegner niederſchlug, ſondern als Feldherr ſich den Ueberblick über den Stand des Gefechtes zu erhalten ſuchte. Von einer auserleſenen Schaar junger Ritter umgeben, war er immer dort zu ſehen, wo die Gefahr am größten, und verſuchte das Unmögliche: einzelne Schaaren zu ſammeln und Ordnung in das Handgemenge zu bringen. Mit der Zeit entſtand auf dieſem Schlachtfelde, wo eine Reitermaſſe ſich bewegte, die man immerhin auf zwölf tauſend Pferde ſchätzen kann, ſo dichter

* S. Bruno 46. Otto von Freiſingen erzählt, Kaiſer Lothar habe in jener Schlacht ſeinen Vater verloren.

Staub, daß Freund und Feind nicht mehr zu unterscheiden war; und als nun auf Bitten der beiden Herzöge Herrmann von Gleisberg und die bamberger Ritter den Sachsen in beide Flanken fielen, die folgenden Massen nachrückten, und der König selbst auf dem Kampfplatze erschien, war an Widerstand nicht mehr zu denken. Die Sachsen wandten die Pferde, warfen die Schilde auf den Rücken — wie Fliehende damals pflegten — und Otto von Nordheim, der noch immer sich bemühte, zu ordnen und herzustellen, ward von dem Strome mit fortgerissen. Vielleicht eine Stunde mag die Schlacht gedauert haben. *

Nun sprengten die Reisigen des Reichsheeres in aufgelöster Ordnung nach; selbst die Troßknechte jagten ihre Gäule halb zu Tode. Da sollen noch Viele der Sachsen erwürgt worden, oder dem Staube — diesem größten Feinde des Reiters — erlegen sein, indem sie stürzten und zertreten wurden. Auch in dem tückischen Wasser ** der Unstrut sollen Viele den Tod gefunden haben. Die Leichen, sagt der Anonymus, bildeten eine Brücke, über welche Herzog Gottfried mit seinen Reitern setzte, um die Niederlage der Sachsen zu vollenden. Dennoch entkamen die Häupter der Rebellion sammt und sonders, weil sie schnellere Pferde hatten, der Gegend kundiger waren, und weil der Staub auch dazu diente, die Verfolger irre zu machen.

Der Kampf, den die Sachsen führten, war leider nur zu sehr ohne Plan gewesen. Schwerlich konnten sie die Hoffnung hegen, der Uebermacht des Königes mit Erfolg Widerstand zu leisten: ihr Kämpfen konnte nur den Sinn haben, die Ehre ihrer Waffen zu retten, und ferner so viel Zeit zu gewinnen, daß das Fußvolk sich auf das linke Ufer der Unstrut hätte flüchten können. Doch an diesen letzten Punkt hatte Niemand gedacht: rathlos ihrem Schicksale überlassen standen die Bauern im Lager mit ihren schlechten Waffen, ihren Piken und Keulen, ihren Sturmhauben und Filzhüten, und sahen nun aus dem Staubmeere vor sich zuerst ihre Fürsten und Ritter hervorsprengen und hinter ihnen die Feinde — eine schreckliche Fluth, die in

* Bruno 46. „Die Schlacht war sehr blutig, aber in der kürzesten Zeit beendet.“ Lambert sagt, sie habe von Mittag bis zur neunten Stunde gedauert, d. h. wohl, bis zur neunten Stunde nach Sonnenaufgang.

** „Vada malefida.“ Anonymus.

raſender Eile gegen ſie heranſchoß. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken. Ihr Widerſtand — wenn ſie ihn überhaupt verſucht haben — war kurz, das Lager wurde erſtürmt und nun wurden ſie wie Vieh hingeſchlachtet. Im Ganzen ſollen 8000 Sachſen in der Schlacht geblieben ſein: * erſt die Dunkelheit machte dem Morden ein Ende. Schmachvoll war das Benehmen der Thüringer, d. h. wohl nur der thüringiſchen Bauern, die den fliehenden Sachſen auf allen Straßen auflauerten, um ſie zu berauben und ihnen die Kleider vom Leibe zu reißen.

Das Plündern des Lagers fand gegen Abend Statt: die Reiſigen fanden auf den Wagen eine ungeheure Menge von Lebensmitteln und anderer Habe; die Böhmen zogen ſogar von den Leichen die Kleider herunter.

Heinrich kehrte gleich nach Sonnenuntergang unter feierlichem Zuruf der Ritter und Reiſigen in das Lager zurück: er befahl nachzuſehen, wer geblieben wäre, und die Verwundeten den Aerzten zu übergeben. Die Freude über den Sieg ward jedenfalls ſehr getrübt durch die großen Verluſte, welche die Schwaben und Baiern erlitten hatten: 1500 Mann ſollen vom Reichsheere gefallen ſein. Vor Allen hatte Heinrich ſeinen getreuen Grafen Eberhard über den Tod ſeiner jungen Söhne zu tröſten. Er ließ am folgenden Tage die Fürſten zuſammenkommen und dankte ihnen für die Dienſte, welche ſie ihm geleiſtet. Er hätte nicht gezweifelt (ſprach er), daß er mit einem ſolchen Heere ſiegen würde: an ihrer Spitze würde er getroſt gegen jeden Feind ziehen; die größte Arbeit wäre gethan; jetzt wäre noch übrig, nach Sachſen zu ziehen und durch die Schrecken des Krieges die Rebellen zur Unterwerfung zu bringen. ** Doch mögen mehrere Tage vergangen ſein, ehe man aufbrechen konnte: man mußte die Todten beſtatten, die Verwundeten pflegen und unterbringen, und die Heerhaufen zum Theile neu ordnen. Die Leichen der Vornehmeren wurden den Ihrigen zugeſandt.

* Berthold 1075.

** So der Anonymus. Lambert erzählt, der König hätte befürchtet, die Ritter möchte Reue über das Geſchehene empfinden und ſich weigern, weiterzuziehen. Um ihnen ſolche Skrupel zu nehmen, hätte Erzbiſchof Siegfried die thüringiſchen Fürſten exkommunizirt, weil ſie ihm den Zehenten verweigerten. Und nun wäre das Heer getroſt gegen die Sachſen gezogen!

LXXVIII.

Die Schrecken des Krieges ergoſſen ſich in reichem Maaße über den ſüdlichen Theil von Sachſen; doch kam das Reichsheer kaum über Halberſtadt hinaus. Der magdeburger Sprengel blieb ganz verſchont, ebenſo das Bisthum Hildesheim, wofür indeſſen der Biſchof viel Geld gezahlt haben ſoll. Glücklich die Bauern, denen es gelang, ſich in Wäldern und Sümpfen zu verbergen: faſt alle Dörfer wurden ausgeplündert und niedergebrannt. Beſonders zeichneten ſich die Böhmen aus, welche ſelbſt Spürhunde gebrauchten, um die vergrabenen Koſtbarkeiten aufzufinden. Die Viehheerden wurden fortgetrieben, ſicher auch zum größten Theile geſchlachtet, da das Heer von den Vorräthen des Landes leben mußte; die übrige Beute auf Wagen fortgeführt. Mit großer Bitterkeit äußert ſich Erzbiſchof Wezel über dieſe Plünderungen: „Womit haben wir verdient, daß unſer Land von unſerm Könige, von allen Reichsfürſten und beſonders von unſern Brüdern, den Biſchöfen, mit Feuer und Schwert verwüſtet wird? Haben wir nicht immer gebeten, von den Fürſten gerichtet zu werden? Wären in jenem Heere bloß Laien geweſen, ſo hätten ſie vielleicht Kirchen und Kirchengut verſchont. So aber, da Geiſtliche in Menge zugegen waren, haben ſie nichts verſchont, ſondern ſie haben Kirchen, die ſie ſelbſt oder ihre Brüder eingeweiht hatten, verbrennen ſehen und keinen Einſpruch gethan.“

Viele der ſächſiſchen Fürſten hielten ſich bei Magdeburg an feſten Orten auf. Siegfried und andere Fürſten ſollen ſich dort zu ihnen begeben haben, um ſie zur Unterwerfung zu bewegen: ſie ſtellten ihnen die Unmöglichkeit ferneren Widerſtandes vor und verſicherten, ſie würden ihre Beſitzungen behalten und in der kürzeſten Friſt frei ſein, wenn ſie ſich freiwillig ergäben. Allein ſie wollten nichts hören, und vor Allen zeigte ſich Biſchof Burkhard erbittert und hartnäckig und redete den Uebrigen zu, ſich auf jene Vorſchläge nicht einzulaſſen. Sie hätten — ſo läßt ſie der hersfelder Mönch ſprechen — den unverſöhnlichen Haß des Königes kennen gelernt: zu Gerſtungen hätte er ihnen ihre Schuld verziehen und ſich nun ſo dafür gerächt; und was von der Treue der Fürſten zu halten ſei, das hätten ſie auf den Ebenen Thüringens geſehen.

Doch ergab ſich Biſchof Werner von Merſeburg, der nach Kloſter Lorſch geſchickt ward; Markgraf Udo ſandte ſeinen Sohn gleiches Namens als Geißel und blieb frei, ebenſo die Markgräfin Adele ihren etwa fünfjährigen Sohn Heinrich: ihr Gemahl, der Markgraf Dedo, ſtarb wenige Monate ſpäter. Der König übergab die beiden Knaben einem Ritter Eberhard, der bei Frankfurt am Main anſäſſig war — vielleicht ein Reichsminiſterial — und befahl, ihnen den Aufenthalt dort möglichſt angenehm zu machen. Auch einige geringere Edelleute unterwarfen ſich.

Und die übrigen Fürſten, welche bei Magdeburg waren, dachten keineswegs an Fortſetzung des Krieges: ſie wollten ſich nur nicht ohne jede Bedingung ergeben, ſondern wünſchten, wie vor der Schlacht an der Unſtrut, von den Fürſten verhört und gerichtet zu werden. „Erinnert unſern Herrn König — ſo ſchreibt Erzbiſchof Wezel an Siegfried von Mainz — er möchte bedenken, daß er der Stellvertreter des himmliſchen Königes ſei, der gekommen iſt, nicht die Welt zu richten, ſondern ſelig zu machen. Faſt das ganze Jahr hindurch haben wir faſt alle Fürſten des Reiches durch Briefe und Botſchaften beſtürmt, uns nur Gehör zu verſchaffen, und nach ihrem Urtheil gerichtet zu werden. Da wir dieß nie erlangen konnten, ſo bitten wir, daß er wenigſtens jetzt, nachdem er ſeinen Zorn in unſerem Blute geſättigt, nachdem ihm Gott, wie billig, Ehre gegeben, ſeine Wuth ablege. Er beſtimme uns einen Ort, wo wir mit euch und den Herzögen Rudolf, Berthold und Gottfried zuſammen kommen können, und da wollen wir nach eurem Urtheile Strafe leiden. Selbſt kein Heide iſt je ſo grauſam geweſen, daß er Leute lieber mit ſeiner und der Seinen Gefahr hat unterwerfen wollen, die er ohne jede Gefahr hätte unterwerfen können.“

„Wir wollen Frieden machen — ſpricht er zum Biſchof Friedrich von Münſter — ſobald wir ſehen, daß es ohne größeren Schaden für uns geſchehen kann. Was die Fürſten über uns beſchließen, wollen wir thun, wenn es nur uns oder unſern Nachkommen keinen Eintrag thut.“

Nachdem Heinrich bis Halberſtadt gekommen war, und mit wenigen Begleitern noch Goslar beſucht hatte, führte er das Heer nach Eſchwege zurück und entließ es auf Bitten der Fürſten, da das

Getreide noch nicht reif war. Eine zweite Expedition setzte er für den Herbst fest: am 22. Oktober sollten die Fürsten mit ihren Abtheilungen in Gerstungen sein. Nur den Schwaben und Baiern, welche den weitesten Weg zurückzulegen und bisher die meisten Verluste erlitten hatten, und den Böhmen erließ er den Zug. Man behauptete freilich, die Herzöge Rudolf, Berthold und Welf wären gegen den Befehl des Königes ausgeblieben, weil sie das nutzlos vergossene Blut bereut hätten. Vielleicht sagten sie später dieß selbst aus.

Der König ging nach Worms und erhielt dort unerwarteter Weise Geld, welches ihm sehr zu Statten kam, da sein Schatz durch den Krieg erschöpft war — und (nach dem Bericht des hersfelder Mönches) „der Soldat ziemlich heftig eine Belohnnng für den eben vollendeten Kriegszug verlangte." Er meint wohl nur solche Ritter, welche in des Königs Gefolge waren. Auf wie lange Zeit dieselben jedesmal die Kosten eines Krieges selbst zu bestreiten hatten, ward in den Lehensverträgen bestimmt. Möglich indessen, daß bei Kriegen des Reiches die Ritter im ganzen Heere aus dem Schatze des Königes Sold erhielten. Jenes Geld erhielt Heinrich aus Rußland. Hier war nämlich König Demetrius von seinem Bruder Swentoslaw vertrieben worden und hatte bei Heinrich und dem Pabst Hülfe gesucht. Der hersfelder Mönch erzählt, von Demetrius hätte der König zu Anfang des Jahres große Schätze erhalten, damit er ihn nach Rußland zurückführe, und Swentoslaw hätte ihm nun unermeßliche Reichthümer gesandt, damit er ihn in Ruhe ließe. Heinrich konnte Deutschland nicht verlassen, und die Bildungsstufe jener Zeit mochte ihm erlauben, Demetrius' Gaben zu behalten, obwohl er ihm nicht helfen konnte. *

LXXIX.

Bei den Berathungen und Zusammenkünften, die nach dem Abmarsche des Reichsheeres in Sachsen Statt fanden, erkannten die sächsischen Fürsten erst, daß sie auf ferneren Widerstand gänzlich ver-

* Demetrius erschien schwerlich ohne Geschenke vor Heinrich; doch steht es fest, daß Herzog Boleslav von Polen ihn ausgeplündert hatte. S. Gregor's Brief an Boleslav vom 20. April 1075.

zichten mußten. Die Gemeinfreien, welche aus dem Blutbade an der Unſtrut entronnen waren, ſchrieen über ihre Biſchöfe und Grafen: erſt hätte man ſie „durch unaufhörliches Zureden" dazu vermocht, gegen den König die Waffen zu ergreifen, und dann hätte man ſie in der Schlacht ihrem Schickſale überlaſſen. Sie zeigten ſich ſo erbittert, daß die Fürſten ſogar beſorgten, man möchte Hand an ſie legen und ſie dem Könige ausliefern. Otto und Burkhard hatten große Mühe, ſie zu beſchwichtigen, indem ſie Alles zu thun verſprachen, um den König zu beſänftigen. Sie riefen Erzbiſchof Liemar herbei und ſchickten ihn mit Biſchof Hezel von Hildesheim und dem Markgrafen Udo an Heinrich: er möchte die angekündigte Expedition aufgeben und vielmehr Zeit und Ort beſtimmen, wo ſie nach dem Spruche der Fürſten Genugthuung leiſten könnten. Es waren dieß dieſelben Forderungen, welche ſie vor der Schlacht an der Unſtrut geſtellt hatten. Heinrich erklärte, die Fürſten würden am 22. Oktober nach Gerſtungen kommen: dort möchten ſie ſich ebenfalls einfinden und den Spruch derſelben erwarten. Den Sachſen kam es vor allen Dingen darauf an, daß das Reichsheer nicht wieder ihr Land durchzöge: beſonders mochte das Volk mit Schrecken daran denken, daß die neue Ernte, die es eben einbrachte, im Herbſt wieder in Flammen aufgehen könnte. Indeſſen Heinrich war nicht zu bewegen, das Aufgebot zu widerrufen: die Sachſen, ſoll er geäußert haben, hätten ſchon oft ſchöne Verſprechungen gethan und doch nicht gehalten. Mancherlei verzweifelte Vorſchläge wurden unter den ſächſiſchen Fürſten laut: da der König doch einmal ihren ganzen Stamm ausrotten wolle, ſo würde es das Beſte ſein, wenn ſie Alles verbrännten und jenſeits der Elbe unter den Wenden ſich niederließen; oder man müßte einen König wählen, damit ihr Widerſtand Einheit und Kraft gewänne. Aber die Gemeinfreien wollten durchaus nichts von fernerem Widerſtande wiſſen, ſondern waren entſchloſſen, ſich zu ergeben. Mit großer Angſt ſahen die Fürſten dem Oktober entgegen.

Heinrich unternahm etwa im September einen ſehr eiligen Zug nach Böhmen, auf welchem ihn nur Herrmann von Gleisberg * mit

* Dieß Gleisberg iſt wohl die ſonſt auch ſo genannte Kunitzburg bei Jena. Letztere führte auch jenen Namen.

500 auserleſenen Reitern ohne weiteres Gepäck und Gefolge begleitete. Wie es ſcheint, bot ſich ihm eine Gelegenheit, im Intereſſe König Salomo's und ſeiner Schweſter Judith, die noch immer in Worms war, mit Geuſa zu unterhandeln. Auf dem Rückwege ſuchte er Biſchof Benno in Meißen heim und ſtrafte ihn vielleicht nicht bloß mit Worten, daß er bei dem Kriege im Sommer weder Mannſchaft geſtellt, noch auch Geſandte oder ein Schreiben überſchickt hätte. * Durch Böhmen kehrte er nach Baiern zurück und traf dort eine neue Geſandtſchaft der ſächſiſchen Fürſten; allein ſchon war der Tag vor der Thür, wo das Heer zuſammenkommen ſollte: es ſchien ihm das Beſte, an der Spitze einer großen Kriegsmacht mit den Rebellen zu unterhandeln.

Am 22. Oktober brach das Heer von Gerſtungen auf; vier Tage ſpäter — am 25. Oktober — ergaben ſich die ſächſiſchen Fürſten.

Alle Biſchöfe des Reiches — heißt es — waren erſchienen; von den Herzögen nur Dietrich und Gottfried, aber der Letztere hatte eine ſo ſtrenge Aushebung gehalten, ſeine Reiſigen waren ſo trefflich gerüſtet, daß ſeine Truppen ſtärker ſchienen, als das ganze übrige Reichsheer. Markgraf Udo und die Biſchöfe Liemar und Hezel kamen dem Könige entgegen, um zu unterhandeln; und wie ſehr ziert den edlen Erzbiſchof von Bremen dieſe Mühwaltung, daß er, der nicht von des Königes Seite wich, ſo lange derſelbe in Noth war, nun auch die Rebellen, ſeine Landsleute, in ihrer Noth nicht verließ! Die Sachſen ſtanden nicht weit von Nordhauſen, dieſer alten Reichsdomäne, und warteten in großer Niedergeſchlagenheit auf den Ausgang der Unterhandlungen. Mit fliegenden Fahnen rückte das Reichsheer in Tagemärſchen von etwa vier Meilen vorwärts: am 25. Oktober ſtand es auf der Ebene zwiſchen den Dörfern Ebra und Spier **, eine ſtarke Meile ſüdlich von Sondershauſen. Herzog Gottfried, die Erzbiſchöfe Siegfried von Mainz und Gebhard von Salzburg und die Biſchöfe Embricho von Augsburg und Adalbero

* Mehr kann ich aus dem verworrenen und unlogiſchen Bericht des hersfelder Mönches über dieſen Zug kaum herausleſen.

** Es liegen dort nahe bei einander Hohen-Ebra, und Thal-Ebra, Ober-Spier und Nieder-Spier.

von Würzburg hatten sich schon am 24. Oktober in das Lager der Sachsen begeben; die Letzteren hatten Heinrich gebeten, gerade diese fünf Fürsten möchte er ihnen schicken. Nach mancherlei Hin- und Herreden erklärten die Gesandten, es stimmten alle Reichsfürsten darin überein, daß für diese unerhörte Rebellion dem Könige und dem Reiche nur dadurch Genugthuung werden könnte, daß die Sachsen sich ohne jede Bedingung ergäben: sie würden aber Sorge tragen, daß ihnen dieß an ihrem Leben, ihren Würden und Besitzungen nicht schaden sollte. Sie versprachen den Sachsen — erzählt der Priester Bruno — wenn sie sich freiwillig ergeben und dem Könige Ehre erweisen wollten, so sollten sie weder in harter, noch in langer Haft verbleiben.

Das Gerücht sagte *, Heinrich hätte den Fürsten geschworen, zu Anfang des November wolle er die Gefangenen frei lassen — sicher ein falsches Gerücht, das jedoch mit Absicht weit verbreitet wurde.

Die Rebellen hatten keinen Ausweg: Krieg konnten sie nicht führen, da das Volk ihnen nicht helfen wollte. Nach langen Berathungen erklärten die Fürsten und Herrn mit bittern Thränen, sie wollten sich ergeben; man möchte diesen ihren Entschluß dem Könige melden.

Großer Jubel herrschte im Reichsheere über diesen Erfolg: feierlich war es zu beiden Seiten jener Ebene aufgestellt, als am 25. Oktober die Rebellen vor den König geführt wurden, ohne Waffen, baarfuß und gesenkten Hauptes. ** Auf welche Weise, mit welchen Mienen und Worten Heinrich sie empfangen, darüber haben wir keine Kunde. Er übergab sie zunächst den Fürsten und entschied dann vorläufig am 30. November zu Bamberg ***, wo sie in Haft gehalten werden sollten; zu Weihnachten sollte dann definitiv auf

* Fama testante comperimus, sagt Bruno. Auch Lambert spricht erst von dem Gerücht, und behandelt es dann als Faktum.

** So der Anonymus.

*** Der große Fürstentag, welcher am 30. November in Bamberg Statt fand, war nach meiner Meinung die curia, von der Heinrich in dem Briefe an seine Mutter spricht; — um so mehr glaube ich dieß, da Robert von Bamberg, bei welchem Otto von Nordheim und Bischof Burkhard in Haft waren, erst am 30. November Bischof wurde.

einem großen Fürstentage zu Goslar Alles erledigt werden. Päbstliche Legaten standen ihm dabei zur Seite; hatte doch Pabst Hildebrand selbst, der nun Gregor hieß, ihm seine Freude ausgedrückt, daß „der Stolz der Sachsen, die ihm mit Unrecht widerstanden, durch Gottes Gericht zu Boden geworfen sei," und ihn nur gebeten, jetzt nach dem Siege nicht für seine, sondern für Gottes Ehre zu sorgen.

Zu Anfang des Dezember etwa schrieb Heinrich an seine Mutter nach Rom. Nachdem er in dem Briefe ihr, „der Bringerin des Segens und des Heiles," seine herzliche Liebe entboten, spricht er: „Da es gut ist, daß Du um all' unsern Erfolg wissest, so haben wir Dir, unserer liebsten Mutter, mittheilen wollen, welche Beschlüsse dieser Fürstentag gefaßt hat. Nach langem Verzug, nach Vernehmung der päbstlichen Botschaft und auf den Rath aller unserer Getreuen, die zahlreich zugegen waren, haben wir die Wiedereinsetzung der rebellischen Bischöfe zugestanden, jedoch so, daß wir uns ihrer in einer Weise versichern, wie wir es für gut befinden, bis zu dem Tage, den wir zur Erledigung ihrer Sache festgesetzt haben. Die Gesandten des Pabstes sind hier, um diesen Tag abzuwarten." *

Die Meisten der sächsischen Fürsten blieben in Deutschland, doch wurden Einige nach Burgund gebracht, und Pfalzgraf Friedrich erblicken wir sogar in Pavia, wo er anderthalb Jahre geblieben sein soll. Von Goseck aus ward ihm Geld geschickt zum Unterhalt, und da er ein gelehrter Herr war und lesen konnte, so kaufte er in Italien viele Handschriften, die er auf Eseln nach Goseck schaffen ließ.

Heinrichs Stellung schien nach Unterwerfung der Sachsen so gewaltig, daß die Guten in Deutschland sich ihres jugendlichen, sieggekrönten Königes innig freuten. „Sein Vater war höchst ruhmreich (sprachen sie), und er ist es nicht minder." ** Leider mochte auch er seine Macht überschätzen, da die Ereignisse der letzten Jahre ihm doch wohl

* Cod. Ud. 186. Ich habe eine Zeit lang geschwankt, ob dieser Brief nicht in das Jahr 1077 gehört; allein er paßt nicht zu den Verhältnissen, die 1077 bestanden.

** „Gloriosissimus imperator Heinricus, pater istius aeque gloriosi." Anon. Haser. „Ipse paternorum certissimus assecla morum." Anon. de bello Sax.

hätten zeigen können, was von der Treue der meisten deutschen Fürsten zu halten war.

Zu Goslar konnte im Weihnachtsfeste nichts über die gefangenen Großen entschieden werden, da fast alle Fürsten ausblieben, und gleich nachher brach der furchtbare Streit mit dem Pabste aus, so plötzlich und unerwartet, daß selbst Bischöfe entsetzt ausriefen: Was ist denn geschehen? Vor wenigen Wochen noch die größte Eintracht, und jetzt dieser schreckliche Zwiespalt!

Anhang.

Die hier mitgetheilte, bisher ungedruckte Streitschrift des Mönches Sigebert aus Gembloux in Niederlothringen, welche auf S. 222 citirt ist, befindet sich zu Brüssel in der bibliothèque de Bourgogne Nr. 5603. Herr Frocheur, der so freundlich gewesen ist, sie mir mitzutheilen, schreibt mir: C'est un volume in 4to du commencement du 12me siècle provenant du monastère de Gembloux. Le texte présente 64 lignes d'une écriture pleine d'abbréviations: un feuillet est lacéré, le reste est très fatigué. C'est pour cette raison, qu'il y a différentes lacunes. Doch sind diese Lücken gering und leicht auszufüllen.

Dicta cujusdam de discordia papae et regis priorum reprehensa exemplis.

Marg.: nimirum Sigeberti.

Legimus in gestis romanorum pontificum, quod Ursinus et Damasus uno eodemque tempore in romana ecclesia fuerint constituti: Damasus in sede remansit; Ursinum imperator abjectum deponi praecepit. Eulalius et Bonefacius uno eodemque tempore in romana ecclesia sunt constituti: Bonefacius persedit; Eulalium Valentinianus et Honorius imperatores non receptum deposuerunt. Petrus altinae * civitatis episcopus et Laurentius et Symmachus uno eodemque tempore sunt constituti: Symmachus in sede remansit; Petrum et Laurentium Theodericus rex, quamvis hereticus Arrianus, repulit. Dioscorus et Bonefacius uno eodemque tempore sunt constituti: Bonefacius resedit; de Dioscoro quod corrigendum erat, romana per se ipsa correxit ecclesia, insuper obitus ejus finem litigio fecit. Philippus, Constantinus et Stephanus uno eodemque tempore sunt constituti: Stephanus in sede remansit; Philippum et Constantinum Karolus et Karlomannus imperatores expulerunt. Johannes romanae ecclesiae diaconus et Sergius uno eodemque tempore sunt constituti: Sergius resedit; Johannem Lotharius imperator per Ludowicum filium suum, quem hac de causa romam direxerat, ejecit. Anastasius et Benedictus uno eodemque tempore sunt constituti; Benedictum Lotharius et Ludowicus roboraverunt; Anastasium expulerunt. Otto Caesar Augustus Johannem super multis mirabiliter accusatum ad synodum romae vocatum et venire nolentem dejectum et ex toto damnatum deposuit et Leonem in papam constituit; postea in tempore (imperatore?) a roma regresso Leo a romanis expellitur, et Benedictus sacri palatii diaconus per eos fraudulenter subintroducitur. Quo comperto magnanimus imperator revertitur et sine mora Benedicto tanquam invasore expulso Leonem ecclesiae sibi commissae restituit. Postea vero senatus populusque romanus fidelitatem sibi promiserunt hoc dato jurejurando, addentes numquam se papam electuros absque voluntate et assensu imperatoris et filii sui. Hoc idem Henricus Caesar Augustus, qui ex patriarchio Lateranensi quosdam pontifices expulit (pater scilicet Henrici, qui solus his temporibus monarchiam regni gladio potenti et invicto gubernat) stabilivit, ut

* Altinum nahe den Lagunen zwischen den Mündungen der Brenta und des Piave

nullus in apostolica sede absque electione sua et filii sui eligeretur. Sciens autem, quod Hildebrandus, tunc temporis adhuc subdiaconus, ad culmen hujus honoris, dominandi libidine captus, aspirare vellet, super sacrosancta jurare fecit, numquam se de papatu intromissurum praeter ejus licentiam et assensum. Postea vero Nicholao papa congregatum est Lateranis concilium centum et XXV episcoporum, ubi propter depellendam symoniacam heresim et confutandam romanorum avaritiam, qui in electione pontificum aut pecunia aut consanguinitate non recte videbantur (sic), curante et committente eodem Hildebrando consilio cleri et populi factum est decretum et sub anathemate roboratum, videlicet, ut quisquis deinceps de apostolatu partes faceret, vel absque electione predictorum Henrici imperatoris et filii sui se intromitteret, non jam papa vocaretur, sed satanas; nec apostolicus, sed apostatio. Expleto anathemate dixerunt omnes: Fiat! Fiat! Subscripseruntque omnes tam episcopi quam cardinales presbiteri, inter quos et Hildebrandus tunc subdiaconus in margine inferiori propria manu subscripsit. Facte inde sunt littere, quare posteris et veritati testimonium perhibent; quas qui videre voluerit, in palatio imperatoris vel in archivo romano ad libitum invenire poterit. Postmodum vero Alexandro papa defuncto Hildebrandus longe ante jam archidiaconus per Cintium, unum de nobilibus romanorum, et partem, quam ille et iste sibi fecerant, reclamante justitia constituitur papa. Quod audiens Henricus, cui cum patre jusjurandum datum fuerat, legatos honestissimos et ad exequendam rem idoneos romam direxit, qui eum ex parte imperatoris monerent, papatum deponere et pessime invasum honorem relinquere. Nec ista, nec propter (praeter?) hanc frequens legatio profuit quicquam. Ad ultimum, quum etiam ecclesiae audientiam et synodalem subterfugeret diligentiam, post diutina bella, post seditiones et homicidia, post membrorum detruncationes et pauperum oppressiones, quum frequenter Deum testem super innocentia sua Dominus Imperator invocaret, tandem urbem pro retinendo papatu diu negatam in manu valida et virtute paterna recepit ibique juxta majorum consuetudinem Clementem Ravennatium prius episcopum, virum autem adprime liberalibus studiis inbutum, sobrium, mansuetum et de multis virtutibus quasi unumquid totum compactum, papam constituit et de manu ejus coronam imperialem de victoria et virtute compositam cum magna gloria suscepit.

Sic romani imperatores romanorum pontificum alios reos deposuerunt, alios legitimos ipsi constituerunt, alios autem, ut de beato Gregorio et Mauricio imperatore legitur, institui preceperunt.

Berichtigungen.

Auf	Seite	56,	Zeile 17	streiche die Worte: eines Tages.
„	„	93,	„ 8 v. u.	lies: heißt.
„	„	96,	„ 3 „ „	lies: Speier.
„	„	124,	„ 6 „ „	lies: Lutterbach.
„	„	291,	Anm. †	lies: 1066.
„	„	321,	Anm. *	Zeile 5 v. u. lies: obsecrans.

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

NT.

JW

DEC 1 3 1939

[redacted]

189

[redacted]